

WILHELM LANDIG

*Volks
zeit
um*



THULE

WILHELM LANDIG – WOLFSZEIT UM THULE

Manchmal wird es schwerfallen, die Grenzen zwischen Tatsachen, Möglichkeiten und Fantasie zu finden. Aber auch Überschneidungen führen letztlich in die Wirklichkeit zurück.

Dieses Buch beginnt mit einer harten Wirklichkeit und mit Dingen, die im Allgemeinen bisher verborgen blieben. Mit der fortschreitenden Handlung rückt es mehr und mehr in das Reich des scheinbar Fantastischen vor. Aber ebenso laufen auch weit ausgreifende Pläne hintergründiger Kräfte mit dem Ziel der Errichtung eines Weltstaates.

Wie in meinem vorausgegangenen Buche „GÖTZEN GEGEN THULE“, überschneiden sich auch hier Begriffe und gegenübergestellte Symbole, deren Deutung jedoch nicht schwerfallen dürfte.

Das jetzige Zeitalter eilt mit Riesenschritten einer Supertechnik, manipulierten Biologie und damit auch einer Gigantomanie im politischen Denken entgegen. Hier liegt der Schlüssel zum absoluten Machtstreben von Großstaaten und überstaatlichen Gesellschaften.

Die Handlung dieses Buches liegt im Sog der kommenden Entscheidungen, die bereits sichtbar ihre Schatten werfen. Einige handelnde Personen sind stellvertretend für lebende. Die hier aufgezeigten deutschen Waffenentwicklungen, waren oder sind vorhanden. Die Schauplätze und entlegenen Szenerien sind nicht willkürlich. Das Buch versteht sich als Übergang zwischen der Kapitulation der deutschen Wehrmacht an den Fronten des Zweiten Weltkrieges und der nahenden neuen Umwälzung mit dem Ende des Fischezeitalters.

Die großen Entscheidungen fallen erst. In diesem Sog und im Wettlauf der Kräfte zum Kommenden endet die scheinbare Fantasie der Gegenwart in der Wahrheit der Zukunft...

Der Verfasser

WILHELM LANDIG

WOLFSZEIT UM



THULE

VOLKSTUM VERLAG

Wilhelm Landig

Wien

ISBN 3 85342 033 8

Copyright 1980

by Volkstum Verlag/Wilhelm Landi

A 1040 Wien

Umschlagentwurf: Ingrid Baldauf

Gesamtherstellung: Wiener Verlag

Printed in Austria

WOLFSZEIT IST!

Rachegeister zerreißen die Rede der Einsicht!

Wolfszeit ist!

Wölfisch Gebaren geht um,

wie uns verkündet

von Seherinnen am heiligen Quell!

Wolfszeit ist

Zerstöret die Melodien lebendiger Schönheit!

Wolfszeit ist

Gewalttäter und Überwältiger triumphieren!

Wolfszeit ist

Verkehret die heiligen Runen,

verdrehet oben nach unten Weg uns verwirret!

Sicht wird beirret!

Wahnwort umschwirret

Suchen und Sinnen!

Hermann Pöpken,

ERSTES BUCH

VORSPIEL

skeggold skálmold
skildir klofnir
vingold vargold...
(Beilzeit, Schwertzeit,
Schilde geborsten!
Windzeit, Wolfszeit...)

Edda/Völuspa

Das Jahr 1944 näherte sich dem Ende.

Während sich an den Fronten im Osten und Westen des Großdeutschen Reiches die noch intakten deutschen Streitkräfte trotz Nachschubmängel zäh und verbissen wehrten, wurde an der Heimatfront nach wie vor hektisch gearbeitet, um in letzter Sekunde noch eine Wende vor der hereinbrechenden Katastrophe herbeizuführen.

In den Laboratorien und Werkstätten wurden fieberhaft neue Waffen und Mittel erprobt. Manches wurde noch fertiggestellt, manches entwickelt, kam aber nicht mehr zum Einsatz. Es waren Waffen und Mittel, von denen die wichtigsten und maßgeblichsten einem späteren Zugriff der Alliierten trotz überall lauernnden Verrates entzogen werden konnten und die dann spurlos aus dem deutschen Raum verschwanden.

* * *

Noch war es nicht so weit.

In Kiel standen in dem nun beginnenden letzten Kriegswinter die Marinekadetten bei ihrer Ausmusterung für den Marineoffiziersnachwuchs der Reichskriegsmarine in straffer Haltung vor ihrem Oberbefehlshaber, Großadmiral Dönitz. Mit heiß schlagenden Herzen und gläubigen Augen folgten sie der Rede ihres höchsten Befehlshabers. Auch sie hofften, wie viele Menschen im Reiche, dass noch Wunder geschehen müßten...

Dönitz entwarf vor den jungen Menschen ein nüchternes Bild zur Lage. Er führte hierbei hart und ohne Beschönigungen die Pflicht zum Ausharren vor Augen. Am bemerkenswertesten aber erschien den Zuhörern der mit besonderer Betonung gebrachte Hinweis des Großadmirals, daß die Reichskriegsmarine in der Zukunft noch eine große Aufgabe zu erfüllen habe. Die Marine kenne alle Schlupfwinkel der Meere, und es werde ihr nicht schwerfallen, besondere Aufträge auszuführen.

Diese hintergründige Anspielung faszinierte die jungen Kadetten. Niemand vermochte den tieferen Sinn zu deuten, doch war es allen klar, daß jedes gesprochene Wort Gewicht hatte.

Die Größe Dönitz war unleugbar. Die Männer der Reichskriegsmarine verehrten ihn, und so nahm es auch nicht wunder, daß der junge Offiziersnachwuchs ebenfalls unter einem tiefgehenden Eindruck stand. Alles was sie noch an Begeisterungsfähigkeit zu vergeben hatten, flog ihrem Oberbefehlshaber zu. So stellten sie sich bedingungslos unter das Gesetz ihrer Reichskriegsflagge ...

* * *

Tage später.

Die zunehmend schwierige und kritische Kriegslage erforderte allseits gebieterisch Nachschub. So begannen auch sofort die Abkommandierungen der jungen Marinekadetten.

Zur gleichen Zeit kam eine Sondergruppe der Marine nach Kiel. Nach Durchsicht der Personalpapiere ließ sie sich Ausgemusterte zuteilen. Diese Gruppe führte den Decknamen „Walhai“ und wurde von einem Korvettenkapitän und einem Major der Luftwaffe geführt. Nach dieser Zuteilung verließ die Sondergruppe sofort mit geheimer Order Kiel.

Das Ende der militärischen Auseinandersetzungen näherte sich schnell. Der makabre Höhepunkt, die Rundfunkdurchsage vom Tode Hitlers im Befehlsbunker, war vorübergegangen, und Dönitz hatte die rechtmäßige Nachfolge als deutsches Staatsoberhaupt angetreten.

Das Drama der letzten Kriegstage begann. Überall brach das Chaos herein. Mit letzter verzweifelter Kraft stemmten sich die Reste der Wehrmacht dem heranbrandenden Bolschewismus entgegen, um noch möglichst viele Flüchtlingstrecks nach dem Westen entkommen zu lassen. In diesen letzten Tagen wuchsen Offiziere und Mannschaften über sich selbst hinaus, und keine Chronik vermag die Größe soldatischer Selbstaufopferung und Leistungen festzuhalten. Dies alles im Wissen, daß eine Waffenstreckung unvermeidlich geworden war. Die Kapitulation der deutschen Streitkräfte stand bevor.

Auch in den letzten Tagen flogen unentwegt Welle auf Welle der alliierten Bomberverbände in den deutschen Raum ein und warfen ihre schweren Brand- und Sprengbomben über den Städten ab. Im Osten wälzte sich der rote Koloß heran und verbreitete Entsetzen.

Die Rote Armee befolgte Ilja Ehrenburgs Haßhetze: „Tötet, tötet, tötet!... Brecht den germanischen Hochmut, nehmt ihre Frauen! ...“

* * *

Zu diesem Zeitpunkt hielt es niemand mehr für möglich, daß das in den letzten Widerstandszuckungen liegende Reich noch zu irgendwelchen Aktionen fähig wäre. Und gerade dieser Annahme zum Trotz startete die deutsche Reichskriegsmarine ihre letzte und außergewöhnliche Unternehmung, die militärisch als Geheime Kommandosache und politisch als Geheime Reichssache vorbereitet worden war. Diese Unternehmung hielt trotz dem Zusammenziehen von Menschen und Material dicht und fiel auch den im besetzten Gebiet Norwegens tätigen Agenten nicht auf.

Am 2. Mai 1945 lief aus dem norwegischen Hafen Kristiansund ein großer Verband mit den bis zuletzt geheim gehaltenen Typen der neuen deutschen Riesen U-Boote, Typ XXI, in Richtung Nordmeer aus. Diese Flottille lag seit dem 24. April auslaufbereit.

Kurz darauf kam es von den Alliierten so lange als nur möglich geheim gehalten im Raum zwischen Island und Grönland zu einer Seeschlacht zwischen dem deutschen Verband und alliierten Seestreitkräften ...

I.

DIE VERHEIMLICHTE SCHLACHT

„Das totale Menschentum hat in seinem in der Haltung offenbarten Gesetz sein zuverlässiges Schwert.

Dadurch wird der totale Mensch unangreifbar und selbst in der größten Vereinsamung, selbst unter dem Fluch und dem Bann der gesetzlosen Fanatiker unüberwindlich.“

Kurt Eggers

Über Kristiansund funkelten durch zerrissene Wolkendecken vereinzelte Sterne. Nebelige Schwaden zogen, vom Meere kommend, landeinwärts, und die Posten im Hafen wanderten wie gespenstische Schemen ihre Runden. Die Stadt selbst lag im Dunkel, und nur ein schmaler Lichtfinger des Mondes brach sich aus einem Wolkenloch Bahn.

In dieser Nacht des zweiten Mai schlich sich Boot um Boot der Riesen U-Boot Flottille des neuesten Typs XXI aus dem Hafen. Zuerst fuhren Kampfboote aus, dann folgten etliche nur schwach armierte Versorgungsboote gleichen Typs, und den Schluss bildeten abermals Kampfboote.

Die gesamte Flottille hatte in ihren Crews, Offizieren und Mannschaften, überwiegend junge und ledige Leute, die meisten nicht über 25 Jahre alt. Ausnahmen bildeten zugeteilte Zivilisten, unter denen auch Techniker und Wissenschaftler waren. Mit diesem Verband sollte auch Vidkun Quisling in Sicherheit gebracht werden, doch lehnte dieser es ab, Norwegen zu verlassen.

Mit dem Auslaufen der Boote verschwanden die Besatzungen aus den deutschen Evidenzlisten und galten von da ab als verschollen. Schon bei der Auswahl der Crews war darauf Bedacht genommen worden, Leute herauszufinden, die kaum oder keine Verwandte oder Angehörige mehr hatten. So fiel ihr Verschwinden nicht sonderlich auf.

* * *

Alle Boote waren reichlichst versorgt und weit über das Soll der Mannschaftsstärke bis in den letzten Winkel belegt. Die Kommandanten der U-Boote hatten genaue Orders. Der feindlichen Seeüberwachung war so lange als nur irgendwie möglich auszuweichen. Der neue Bootstyp hatte es nicht mehr so schwer wie die früheren Typen, die in den letzten Jahren

durch die technischen Entwicklungen des Gegners schwere Verluste erlitten hatten. Die Schnorchel der neuen Boote waren durch einen Buna-Überzug ortungssicher gemacht worden und trugen zudem eine Runddipol-Antenne für Warnempfang, welche auch auf die 9 cm Welle der britischen Rotterdam Geräte reagierte. Die neuen Boote waren zweistöckig und hatten eine Wasserverdrängung von 1500 Tonnen. Im unteren Raume befand sich eine gewaltige Akkumulatoren-Batterie, die für eine Stunde dem Boot die Höchstgeschwindigkeit von 16 Seemeilen zu fahren gestattete, mit der es jeden Verfolger auf See abschütteln konnte. Ferner hatte jedes Boot ein aktives Ortungsgerät, das eine Ortung feindlicher Schiffe bis auf eine Entfernung von 8 Seemeilen ermöglichte. Ein weiterer Vorteil der Boote lag in ihrer wesentlich höheren Durchschnittsgeschwindigkeit und der Möglichkeit, vier Tage in kleiner Schleichfahrt unter Wasser bleiben zu können. Wenige Stunden zu schnorcheln genügten, um die Akku Batterie wieder aufzuladen. Ein weiterentwickeltes Balkon Horchgerät vermochte bereits bis zu 40 Seemeilen die Schraubengeräusche von Geleitzügen zu erfassen und verlieh damit den Booten eine weitere Sicherheit und Angriffsorientierung.

Dann gab es noch einige weitere Boote eines völlig neuen Dreitausend Tonnen Boottyps, die über zwei Turbinensätze als Antrieb verfügten und 50 Mann Besatzung hatten. Sie waren unter strengste Geheimhaltung gestellt, da sie nicht mit den bisher verwendeten Mitteln betrieben wurden. Ein völlig neuartiger Treibstoff war in Flaschen abgefüllt und mit einem Druckstempel versehen. Das Betriebsmittel war eine Masse, welche in Sauerstoff oxydierte. Mit Seewasser vermischt, brauste das neuartige Element auf, dann wurde diese Oxyd Seewasser Verbindung unter dem enormen Druck von sechshundert Atü in Turbinen geblasen. Von dort aus wurde das Gemisch über eine Ableitung durch einen Regenerator geführt und nach einem Scheidungsverfahren mit dem zurückgewonnenen Sauerstoff wieder in das Boot zurückgeleitet. Die verbliebene Substanz wurde dann durch eine Hohlwelle zur Schiffsschraube geleitet. Durch die Wegnahme des Nebels von den Schiffsschrauben durch eine Sogwirkung konnte die Geschwindigkeit vergrößert werden. Mit den frei arbeitenden Schiffsschrauben machte der neue Bootstyp unter Wasser 75 Seemeilen. Und mit Hilfe des zurückgewonnenen Sauerstoffes war es sogar möglich, jahrelang unter Wasser zu fahren. Eine dem Salz oder Karbid ähnliche Substanz funktionierte in Kammern, die verstellbar waren. Eine ganz kleine

Menge genügte, um die Turbinen anzutreiben. Die Fahrtgeschwindigkeit wurde durch eine Verstellbarkeit der Ventile reguliert. Diese Boote mit dem völlig neuartigen Antrieb waren das bestgehütete Geheimnis der Kriegsmarine und mußten dem Zugriff des Feindes entzogen werden. U-558 dieser neuen Serie hatte bei einem Sondereinsatz vor Island Maschinenschaden und verschwand. Die vorgenannte Nummer der Serie schien niemals irgendwo auf, ebenso wenig wie andere Nummern...

Die deutschen Konstrukteure hatten bei der Entwicklung der neuesten Typen an alles gedacht. Sie waren bloß um ein Jahr zu spät gekommen.

* * *

Als die Geisterflottille das freie Meer erreicht hatte, formierte sie sich planmäßig und stieß in Richtung Nordmeer vor. Noch wußte die Welt nicht, daß die Boote mit neuen technischen Geräten und Waffen ausgerüstet waren.

Im Verband befand sich auch das Versorgungsboot 5XX. Es hatte, wie andere Boote, ungewöhnlicherweise zwei Kommandanten an Bord. Der dienstführende Kommandant war Kapitän zur See Formutt. Auch er war alleinstehend, nachdem seine Familie bei einem Bombardement Berlins ums Leben gekommen war. Für das Boot war eine Crew von 18 Mann vorgesehen, doch befanden sich 59 Mann an Bord.

Der Geist an Bord war, der Endkriegslage entsprechend, ernst, aber ungebrochen. Irgendwie spürten die Männer des Bootes das Außergewöhnliche dieses Unternehmens und damit auch die Verantwortung, die jedem einzelnen von ihnen übertragen wurde. Sie wußten, daß der Krieg im Reichsgebiet zu Ende ging und daß sie außerhalb der Kapitulation stehen würden. Mit diesem Wissen fuhren sie einer ungewissen Zukunft entgegen.

Unter den zum Boot 5XX abkommandierten Leuten befanden sich auch zwei Kapitänleutnante, die nicht zur Crew gehörten. Sie waren, wie viele andere Männer im Verband, mit besonderen Aufgaben betraut. Einer von ihnen stammte aus Hamburg, der andere aus Wien.

Die Ausmusterung des gesiebten Personals für Sonderaufgaben war nicht leicht gewesen. Fähigkeiten und Bewährung standen im Vordergrund einer strengen Prüfung. Als sie ihre Aufträge erhielten und dem Verband zugeteilt wurden, verblaßte alles Bisherige. Kristiansund bedeutete für sie eine Wende.

Obwohl innerlich von Unrast getrieben, zeigten ihre Mienen Beherrschtheit und Ruhe. Nur ihre Gedanken und Erwartungen eilten den Booten voraus, die, einem fernen Ziele zu, das weite Meer durchfuhren.

* * *

Nachts fuhren die Boote aufgetaucht, nachdem sie sich in diesen Gewässern weitgehend gefahrfrei wähten. Die Zeit der schweren Stürme des Monats April war vorbei, doch die großen Atlantikwellen zeigten noch alle Symptome einer zornig rollenden See. Der Wind orgelte ein urhaft tönendes Konzert, und die hellen Gischtfetzen auf den Kämmen der Wellenberge glitzerten fahlsilbrig unter den schmalen Fingern des hochziehenden Nachtrabanten, die vereinzelt aus den langen Wolkenbahnen durchbrachen. Dies waren die liebsten Stunden der Meerriesin Ran.

Auch das Versorgungsboot U-5XX war jetzt auf Überwasserfahrt. Auf dem Turm des aufgetauchten Fahrzeuges standen der Kommandant, der I. WO, die beiden Kaleus sowie ein Obermaat. Die diensthabenden Offiziere spähten angestrengt in die nachtdunkle Weite, in der sich schemenhaft die Türme einiger entfernter Boote abzeichneten.

Mit vorgehaltener Hand als Windschutz wandte sich der Hamburger Kapitänleutnant Krall zu seinem Gefährten und sagte gerade noch verständlich:

„So fuhren vor vielen hundert Jahren die Wikinger auf der Suche nach Thule in das graue Nichts.“

Der Wiener Hellfeldt nickte. Den Kopf windabseits wendend ergänzte er: „Damals überfluteten die Kreuzträger Norwegen und vertrieben die Treuen.“ Kralls kantiges Antlitz zeigte Bitterkeit. „Heute ist es ähnlich. Jetzt sind es wieder Soldaten Christi, wie Churchill sagt, die sich mit dem atheistischen Bolschewismus verbündet haben, um das Reich zu vernichten. Auch wir sind jetzt Vertriebene, weil wir uns dem großen Plan der Anonymen nicht unterwerfen wollen..“

Ein Brecher überflutete das Vorschiff des Bootes und ließ es tanzen. Hellfeldt wollte antworten, doch eine heftige Bö riß ihm bereits das erste Wort von den Lippen. Der steife Atlantikwind spielte mit seiner Kraft. Er brachte die Kälte des Nordens und zerrte an der Bekleidung der Turmbesatzung.

In diesiger Sicht sah man die vorausfahrenden Boote langsam tauchen. Der Kommandant von U-5XX machte eine knappe Handbewegung. „Wir

tauchen jetzt ebenfalls!“

Die Männer auf dem Turm beeilten sich, dem Befehl Folge zu leisten. Sie stiegen eilig, einer hinter dem anderen, in das Bootsinnere hinunter. Als letzter folgte der Kommandant, nachdem er noch einen spähenden Rundblick in die bleifarbene Weite geworfen hatte. Es sah nun aus, als zögen die tief segelnden dunklen Wolken einen schützenden Schleier über die Geisterflottille vor dem aufklärenden Licht des Mondes.

Nach dem Schließen des Turmluks flutete das Großboot und sank. Sehrohr und Schnorchel wurden ausgefahren. Im Inneren des Fahrzeuges herrschte um diese Zeit weitgehend Ruhe. Alles was dienstfrei hatte oder nicht zur Mannschaft gehörte, schlief. Das Geräusch der gleichmäßig arbeitenden Maschinen klang wie eine beruhigende monotone Melodie, und die Lichter verbreiteten einen milden Schein.

„Es klappt alles bestens“, sagte Krall, als er in seine enge Koje stieg. „Dieser neue Bootstyp wird allen Erwartungen gerecht werden. Nun können wir der feindlichen Abwehrtechnik wieder ein Schnippchen schlagen. Bisher hatten wir seit 1942 durch das feindliche Anpeilen unseres Funkverkehrs und durch die gegnerische Funkmeßortung spürbare Verluste hinnehmen müssen.“

Hellfeldt, der bereits in der Nachbarkoje lag, antwortete gähmend: „Nun ja, die feindlichen Vettern von der Insel sind auch nicht auf den Ohren liegengeblieben. Churchill wollte Blut und Tränen, wie er es so zynisch und schön seinem Volke wörtlich sagte, aber auch nicht mehr als zuviel davon. Also mußten sich die Vettern einiges einfallen lassen, damit es nicht zu arg würde.“ „Mhm...“ Krall verzog das Gesicht. „Es ist ihnen manches eingefallen, was uns nicht paßte. Es hat uns aber auch zum Weiterdenken gezwungen, und jetzt sind wir am Zug!“

„Nun, eine Kostprobe davon haben wir doch bereits im Vormonat gegeben, als wir einem Geleitzug schwere Verluste zufügten, da die gegnerische Abwehr versagte!“

„Gewiß“, bestätigte Krall. „Nun haben wir aber noch weitere Karten im Ärmel!“

„Im gegebenen Augenblick werden wir unsere neuen Trümpfe ausspielen“, murmelte Hellfeldt. „Der Raid unseres Rudels ist wie ein Hornissenschwarm, den man nicht reizen soll. Wer weiß, was auf uns in nächster Zeit zukommt. Wir leben jetzt alle mit einem merkwürdigen

Gefühl. Es ist ein Bann von etwas Außergewöhnlichem, verbunden mit einem Wissen von großen Aufgaben.“

„Was heißt große Aufgaben?...“ Der Hamburger hüstelte leicht. „Wir fahren in des Teufels Küche herum, und es wird Rabatz geben, mein Lieber!“

„Wem sagst du das?“ Hellfeldt winkte müde ab. „Schlafe lieber, Meerhusar, ich spüre auch unter Wasser bereits das nahe Morgengrauen. Wer weiß, was der Tag bringt...“

„Also Schluß mit dem Klönschnak und ab in die Klappe.“ Krall brabbelte noch:

„Bei dieser Fahrt bringt man Tag und Nacht durcheinander. Man wird zum Fisch...“

* * *

Der Verband stieß weiter an Island vorbei nach Norden vor. Die Beobachtung stellte einen starken gegnerischen Funkverkehr fest, der auf eine rege Tätigkeit alliierter Konvois schließen ließ. Alles wies darauf hin, daß die Alliierten im Atlantik keine deutschen Einsätze mehr erwarteten. Man wußte, daß sich die deutsche Reichskriegsmarine im jetzigen Zeitpunkt nur noch darauf beschränken konnte, Teile der deutschen Zivilbevölkerung und verwundete Wehrmachtsangehörige im Osten vor dem Überrollen durch die Sowjets über See in Sicherheit zu bringen.

Das Ausweglose der Lage sowie die Fehleinschätzung der Westalliierten gegenüber den Sowjets war auch den Männern der Marine klar. Bereits vor ihrer Ausfahrt aus Kristiansund wußten die Männer, daß es für Wunder zur Kriegswendung zu spät war, und dieses Wissen war eine Voraussetzung zur Erfüllung ihrer Sonderaufgaben. Sie waren jetzt ausgebrochene Träger einer Ordnung, die der übrigen Welt verhaßt war. Das Gesetz, dem sie sich unterworfen hatten, verkörperte kein Parteidenken und keine Konfession, sondern entsprang dem zeitlosen Reichsgedanken. Es war der Geist eines heroischen Realismus im Aufbruch zur totalen Wesenhaftigkeit eines Volkes, das auch an der Schwelle eines drohenden Unterganges nicht aufgab. Mit dieser Beseelung und einem tiefinneren Glauben an das Gesetz über der Zeit fuhren sie in das große Unbekannte, das im Schoße der Zukunft lag, die nur die Nornen zu deuten wußten. Stunde um Stunde verrann, und die Boote fuhren gleichmäßig dahin.

Ihr Aktionsradius und ihre Geschwindigkeitsmöglichkeiten übertrafen alle Annahmen des Gegners und konnten noch für Überraschungen sorgen.

Die beiden mit Sonderaufgaben betrauten Kapitänleutnante saßen voll innerer Unrast am Rande ihrer Kojen.

„Man weiß vieles, und man weiß nichts“, quengelte Krall, über die sich eintönig dahinziehenden Stunden murrend. „Wir sollten einen Spökenkieker an Bord haben, der orakeln kann.“

„Für Orakelhungrige ist nichts im Topf“, feixte Hellfeldt. „Wir müssen mit Trostsprüchen Dampf ablassen!“

„Ich habe mir sagen lassen, daß die Wiener besonders mit frommen Sprüchen gesegnet seien“, gab der Hamburger zurück.

„Sicherlich“ versetzte der Angesprochene todernt. „Beispielsweise solche: Wer auf Gott vertraut und feste um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut!“

„Zum Düwellook“, grinste nun Krall. „Dieser Psalm könnte direkt aus unserem Elbehafen gestohlen sein! Das Herumhauen wird in nächster Zeit wohl zu unserem Lebensglück gehören.“

„Wohl dem, der's kann“, versetzte Hellfeldt trocken. „Zudem ist ja die Marine kein Kegelverein.“

„Das habe ich nie behauptet“, wehrte der Hamburger entrüstet ab. „Nun, wir beide rauchen keine Amme mehr und werden unsere Spielchen schon durchbringen!“

„Sicherlich! Und mit dir gehe ich gerne fischen. Wir werden noch mächtig viel Spaß miteinander haben.“

„Haha Spaß, daß ich nicht lache! Waren die bisherigen fünf Jahre Krieg etwa Spaß? Denkst du, daß die Zukunft heiterer wird? Schott und Butt, da lachen die Haie mit!“

Von der Nachbarkoje kam ein helles Lachen. Der frischgebackene Fähnrich zur See, Mattheus, der zum Walhai-Kommando gehörte, meldete sich als unfreiwilliger Zuhörer des Kaleu Intermezzos.

„Meine Herren“, sagte er mit respektvollem Unterton, indem er gleichzeitig neidvoll auf das Deutsche Kreuz in Gold blickte, das beide Marineoffiziere neben den beiden Eisernen Kreuzen trugen, „jetzt weiß ich, wie man sich nicht unterkriegen läßt!“ Seine Jungenaugen strahlten die älteren Kameraden an.

„Alles muß gelernt sein“, erwiderte Krall. „Der Galgenhumor war immer ein guter Begleiter, wenn es mulmig wurde. Es hat aber auch immer genug

Leute gegeben, denen partout das Lachen vergangen ist, wenn es Mist geregnet hat!“ Der Fähnrich versuchte ein Lächeln. „Von den Wikingern sagt man, daß sie noch im Sterben gelacht und gesungen hätten.“

„Das mag schon sein.“ Der Hamburger schnitt eine Grimasse. „Ich war jedenfalls nicht dabei.“

„Aber es stimmt doch?“ beehrte Mattheus auf.

„Sicher! Aber mit der Zeit ändern sich auch die Menschen. Die einen bleiben volksbewußt und tragen ihr gutes Blut weiter, andere wieder entarten.“ Krall zeigte einen verkniffenen Mund. „Aber das ist nicht nur bei uns Deutschen so. Fast alle westlichen Völker unterliegen jetzt einem Prozeß, aus dem entweder wieder Eliten hervortreten werden, um den Auftrag der Geschichte zu erfüllen, oder die Entarteten reißen ihre Völker in den Abgrund der Selbstzerstörung. Die Tapferkeit ist das Vorrecht der Eliten. In ihnen lebt noch das ungebrochene Gesetz zur Lebensbehauptung und die Furchtlosigkeit vor dem Tod. So lebten auch die Wikinger nach dem Satz: Alles Notwendige ist gut! Daher kämpften sie wie Berserker, denn Leben und Tod liegen hart nebeneinander. Was getan werden muß, muß bis zum Letzten getan werden!“

„Am Ende muß doch immer das Gute siegen?!“ Der Fähnrich hatte ein gläubiges Licht in den Augen.

„Das wollen wir hoffen“, warf Hellfeldt dazwischen. „Wenn die Guten nicht kämpfen, siegen die Schlechten!“

Die Augen des Fähnrichs irrlichterten etwas. Sein einfaches Weltbild und Erfahrungsmangel vertrugen noch keine Komplikationen im Denken. In ihm brannte noch das Feuer der Jugend, und sein inneres Schauen war voll Illusionen.

Der Wiener spürte die Unsicherheit des Jungen. Beschwichtigend setzte er hinzu: „Man kann viel verlieren, mein Lieber! Aber gib nie eine Hoffnung auf! Auch das kleinste Flämmchen kann, aus dunkelster Nacht kommend, wieder zu einem strahlenden Licht werden. Oft kommt es auf die Hüter an! ...“

Der Fähnrich antwortete nicht mehr. Sinnend sah er die älteren Kameraden an. In seinem Blick lagen Verstehen und ein stummer Dank.

* * *

Die Boote fahren jetzt im Raume zwischen Island und Grönland.

Es hatte leicht aufgeklart, und die See zeigte sich friedlich. Einzelne dünne Wolkenschleier zogen rauchig über den Himmel, auf den Wogen tanzten Lichtpünktchen. Hinter der Kimm zeigte sich eine Spur von Rauch.

Kurz darauf wurde Alarm gegeben. Nach einem festen Plan fielen die Versorgungsboote ab, während die Nachhutfahrzeuge überholend vorstießen. Alles lief manövermäßig und ohne Unruhe ab. Fast hatte es den Anschein, als wären die Männer der Flottille froh, der Fahrt etwas Spannung abzugewinnen. Nach den Fahranweisungen der Kommandanten hatten es die Besatzungen sofort heraus, daß sich die Boote zur Angriffsstellung formierten.

„Verdammt, daß wir keine Kampfzigarre fahren“, fluchte Krall in die Alarmierung hinein. „Jetzt hocken wir in einem Versorgungsboot und können keine Striche malen.“

„Vorsicht ist die Mutter der Glaspfeife“, erwiderte Hellfeldt ungerührt durch den entstandenen Trubel. „Die Leute im Führerhauptquartier oder im Marineoberkommando haben schon gewußt, warum besonders beauftragtes Personal auf Versorgungsboote abgeschoben wurde.“

„Wenn wir wissen wollen, wie es weitergeht, müssen wir uns an den Kommandanten halten“, meinte der Hamburger.

„Der ist bereits im Ortungsraum und hat den ganzen Stab von Spezialisten um sich“, klärte ihn Hellfeldt auf. „Im Turm ist kein Schwanz zu finden. Nur der II. WO und ein Obermaat.“

„Der Turm interessiert mich auch nicht. Machen wir, daß wir zum Ortungsraum kommen!“

Als sie mittschiffs kamen, winkte ihnen der Kommandant bereits aus dem Ortungsraum zu: „Kommen Sie nur herein, es ist noch Platz! Wir haben jetzt eine ausgezeichnete Funkverbindung. Vor uns befindet sich ein starker feindlicher Verband, und die Flottille bekam bereits vom FdU den Angriffsbefehl!“ Neben den beiden Kapitänleutnanten tauchte plötzlich der zweite Kommandant auf, nachdem er zuvor den Alarmdienst inspiziert hatte. „Wir haben jetzt eine unerwartete Hilfe bekommen!“ Er klopfte beiden Seeoffizieren auf die Schultern. „Ein Flugobjekt, von einem außerhalb des Reichsgebietes liegenden Stützpunkt gestartet, beobachtet aus großer Höhe einen starken feindlichen Kriegsschiffverband und übermittelt die Befehle der Einsatzleitung auf Längstwelle. Wir können diese Längswellen bis zu einer Wassertiefe von 20 Meter empfangen.“

„Bei diesem Stützpunkt dürfte es sich wohl um den arktischen Punkt 103 handeln“, versetzte Hellfeldt.

„Ah! „Der zweite Kommandant zeigte Erstaunen. „Dann wissen Sie wahrscheinlich auch, daß das Flugobjekt möglicherweise eine Flugscheibe ist?“

„Wissen wir beide“, bestätigte der Wiener knapp. „Diese Flugscheiben wurden unter der Bezeichnung V-7 konstruiert. Wir hörten einiges darüber von einem Major Küpper, der bei unserem Auftragsempfang dabei war.“

„Unsere Flottille fährt jetzt Angriff“, winkte der zweite Kommandant ab. „Wenn der Zauber vorüber ist, kommen Sie beide zu mir!“ Er wandte sich kurz ab, ohne eine Bestätigung seiner Aufforderung abzuwarten. Sein weiteres Interesse galt jetzt der Auswertung der Ortungsergebnisse und der Fu Meldungen. Und beide Kommandanten begannen zu fluchen.

Kapitän zur See Formutt schlug die geballte Rechte in die offene linke Innenhandfläche. „Gerade jetzt, wo dicke Pötte vor unseren Nasen spazierenfahren, müssen wir zuschauen! Ich gäbe was darum, mehr tun zu können als die Dinge nur mitzuverfolgen...“

„Das ist Schiet“, knurrte der Zweite lakonisch. „Nichts zu machen.“ Er wandte sich wieder an die beiden Kaleus: „Mit unseren neuen technischen Einrichtungen, die uns hier im Ortungsraum als Führungszentrale zur Verfügung stehen, können wir immerhin das Ganze gut verfolgen. Wir fahren jedenfalls an die ungefähre 8 Seemeilen Grenze heran, um die Aktivortung aufnehmen zu können. Schade, daß wir alle diese schönen Sachen nicht schon vor zwei Jahren hatten. Die aktive Ortung, ähnlich dem System des Echolots, sowie die Sicherheit unseres Funkkurzimpulssystems gegen Peilen durch den Gegner sind schon ein dickes Ding. Jetzt kann der Obersteuermann den Kurs des Bootes bestimmen, und wir benötigen keine Periskopbeobachtung mehr. Zudem beträgt die maximale Abweichung der ermittelten Werte bei weitester Erfassungsentfernung nur fünfzig Meter bei einer Winkelgenauigkeit von einem Plus Minus Grad. Wir Kommandanten entscheiden nun nicht mehr allein, sondern sind auf enge Zusammenarbeit mit unserer Technikergruppe angewiesen.“

„Das haben wir bereits spitz, obwohl wir nur auf Oberwasserfahrzeugen dienten“, erwiderte Krall. „Wir...“ Ein Ruf ließ ihn innehalten.

Einer der Techniker hatte die Hand hochgerissen. „Wir haben die ersten Ergebnisse unserer Aktivortung! Wir können jetzt mit unserem Gerät arbeiten und gleichzeitig den befohlenen Abstand halten!“

Nun wuchs die Betriebsamkeit. Der „Kurier“, ein auf Millisec zusammengedrängtes Kurzsinal, arbeitete klaglos. Die Verbindungsbrücke über die am Himmel stehende V-7 sandte Weisungen und Berichte. Die Ortungszentrale summtete jetzt geradezu hektisch von ununterbrochen gemeldeten Ergebnissen, Weisungen und hereindringenden Geräuschen des Bootsdienstes.

Die Männer der Crew taten ihr Bestes. Fünf Jahre Krieg ließen keine laute Begeisterung mehr aufkommen, aber ihre Hingabe im Dienst und ihr Eifer waren unerschütterter. Die Spannung im Boot wuchs, und man wartete auf die bald fälligen ersten Ergebnisse des begonnenen Angriffs. Mehr als zwei Jahre waren die Männer der deutschen U-Boot Waffe zu Gejagten geworden, und nun wandte sich das Blatt wieder. Aus den Gejagten wurden wieder Jäger.

Die Ortungen wurden für das technische Team von U-5XX schwieriger. Kampfboote hatten sich zwischen das Versorgungsboot und das Feindgeschwader geschoben, und die Impulsreflexe mit wechselnden Werten häuften sich. Signale und Nachrichtenmittel verlangten jetzt vollste Konzentration und Aufmerksamkeit.

Die Einsatzhilfe der Flugscheibe ersetzte die dem Unternehmen fehlenden viermotorigen Condor Flugzeuge völlig. Die hohe Technik für den Einsatz war zuvor noch nie derart erreicht worden, und die Männer der Flottille nützten die ihnen gegebenen Möglichkeiten nach besten Kräften aus. Der Angriff lief. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo jede einzelne Minute die zur Hektik gediehene Spannung nahezu unerträglich dehnte. Die Crew von U-5XX konnte von sich aus nichts dazutun und war darauf angewiesen, Meldungen über den Verlauf der Dinge abzuwarten.

„Komischer Krieg, wo man im Einsatz keinen Feind sieht“, fluchte eine Stimme im Ortungsraum.

„Und verdammt nochmal, man sieht daher auch nicht, ob und wie die Pötte hochgehen!“ „Ich bitte mir Ruhe aus!“ Formutts Stimme klang etwas scharf.

„Wie sollen wir...“

Von außen herein drang Geschrei. Ein Maat kam in den Raum gestürzt und winkte mit einem Blatt Papier. „Hier Meldung vom FdU! Bestätigung der ersten Treffer!“ Er knallte die Haken zusammen und verzog den Mund bis zu den Ohren. „Gegner im Bereich unserer Aale!“

„Nun also jetzt geht es los!“ Der zweite Kommandant straffte sich. „Das dürfte jetzt eine geschichtliche Denkwürdigkeit werden: wir verlieren den Krieg und gewinnen eine letzte Schlacht...“

Jetzt war es Formutt, der jedes Sprechen unterbrach. Er befahl eine sofortige Gesamtlagenortung, um die Sicherheit des eigenen Standorts neu bestätigen zu lassen.

Mittlerweile kamen neue Meldungen, die das Warten abkürzten und weitere Treffer anzeigten.

„Tja, das sind unsere neuesten Torpedos, die ihr Ziel selbständig ansteuern! „Formutts Gesicht zeigte Befriedigung. „Diese Aale laufen in 50 Meter Tiefe an den Feind und steuern mit ihrem Horchkopf die Schraubengeräusche an. Unsere Boote vermögen sechs Aale zugleich loszulassen. Nach zehn Minuten können bereits abermals sechs von diesem Typ T XI abgeschossen werden!“

Nun meldeten sich wieder die Techniker mit Ermittlungen. Die Ergebnisse ergaben eine sichere Position für U-5XX und keinerlei feindliche Lufttätigkeit. Die operierende Flugscheibe bestätigte ebenfalls einen feindfreien Luftraum, wie es in diesem Gebiet auch vorauszusehen war.

„Wir gehen auf Sehrohrhöhe“, entschied der Kommandant. „Wollen mal sehen, wie viele Pötte absaufen! „Er verließ den Ortungsraum, gefolgt vom zweiten Kommandanten, dem I. WO und dem L.1., denen sich beide Seeoffiziere anschlossen.

Noch während das Boot stieg und das Sehrohr ausgefahren wurde, standen beide Kommandanten bereits vor dem Okular, um sofort nach richtiger Tauchhöhe einen Lageüberblick zu erhalten.

Nach wenigen Minuten durchbrach das Sehrohr die Wassergrenze und erreichte freies Sichtfeld. Formutt war zuerst am Spähen und suchte feindwärts die Kimme ab. Mit nicht zu verbergender Ungeduld standen die Männer gedrängt neben ihm

Der zweite Kommandant vermochte seine Neugier nicht zu zügeln. „Ach, mich laust der Affe! Tut sich etwas?...“

Statt einer Antwort gab Formutt Befehl, näher feindwärts Kurs aufzunehmen. Dann wandte er sich um und gab das Okular frei. Sein Gesicht sah plötzlich alt aus. „Mein Gott! Es ist wie ein Alptraum! Sehen Sie selbst!“ Zurücktretend ließ er den zweiten Kommandanten heran.

„Sagen Sie, ob es stimmt?!“ Er strich mit der Hand über die Augen und wartete.

Der zweite Kommandant bewegte suchend das Okular. Die ihn beobachtenden Männer sahen, wie sich seine Hände um die Griffe verkrampften. Das Gesicht war eine Maske.

Als sich der Zweite umwandte, nickte er Formutt zu. „Das ist kein Traum, sondern schreckliche Wirklichkeit! Kaum noch eine Spur von einem Feuerzauber des Gegners. Auf der ganzen sichtbaren Länge des Feindgeschwaders überall nur sinkende Schiffe, darunter ganz mächtige Brocken!“

Die Männer sahen sich gegenseitig an, dann traten sie der Reihe nach ebenfalls an das Sehrohr heran. Keiner der dann wegtretenden Männer vermochte seine Überraschung zu verbergen.

„Das wird den Alliierten in die Knochen fahren, wenn ihre Stäbe diese Meldung bekommen“, sagte Formutt ernst. „Jetzt hätten wir die unschlagbare Waffe, um das gegnerische Geleitzugsystem und die Geschwaderfahrten zu unterbinden und zu vernichten. Leider zu spät! ...“

Nun kamen weitere Meldungen vom FdU. Damit wurde das soeben Gesehene nicht nur bestätigt, sondern auch in Zahlen bekanntgegeben. Das Ergebnis mußte nach Bekanntwerden für die Alliierten schockierend wirken. Die spinnennetzartig ausfächernden Torpedos des neuen Typs T XI hatten sämtliche Schiffe des Feindgeschwaders erfaßt, ohne daß es dem Gegner gelungen wäre, in der kurzen Zeit seiner verzweiferten Abwehr den Angreifern Verluste zuzufügen. Die Flottille hatte eine Schlacht geschlagen, aus der sie wie bei einem Manöver wieder geordnet weiterfuhr.

Das Sehrohr von U-5XX zeigte den beobachtenden Männern über die ganze Länge des Horizonts absackende Schiffe. Zum Teil ragten Bug oder Heck zunehmend steiler werdend gegen den Himmel, zum Teil lagen sie noch in Schräglage und sanken. Vereinzelt gab es noch Explosionen, die das Kriegsdrama zu einem Inferno werden ließen. Rauchschwaden ballten sich zu absonderlichen Formen und bildeten eine schauerliche Kulisse zu der stellenweisen aufgewühlten See. Wabernde Qualmsäulen stiegen einige hundert Meter in die Höhe und warfen lange Schatten. Ein Zerstörer lag vor dem Sehfeld des Bootes kieloben und wurde langsam ebenfalls in die Tiefe gezogen. Boote waren keine zu sehen. Anscheinend war der Angriff mit den Treffern so überraschend und schnell gekommen, daß überall sogleich

ein Chaos losbrach, ehe man überhaupt noch an Rettungsaktionen denken konnte.

Die Gesichter der Männer im Turm zeigten Erschütterung. Sie kannten alle die Härten des Krieges und die Launen des Schicksals. In der Entscheidung des Überlebens zwischen Ich oder Du konnten sie als Menschen ihr ehrliches Mitgefühl für den Unterlegenen nicht verbergen.

„Seitlich von uns ist die Hölle!“ Formutt zeigte einen verkniffenen Mund. Nach einem tiefen Atemholen fuhr er fort: „Hoffen wir, daß sich möglichst viele Seeleute retten können!“

Er sah die um ihn stehenden Männer der Reihe nach an. An seiner Stelle stand der zweite Kommandant vor dem Okular und beobachtete weiter. Fast monoton gab er seine Eindrücke wieder: „Jetzt gehen wieder zwei Kästen in die Tiefe und verschwinden! Davonziehender und sich auflösender Rauch ist das Einzige, was von den stolzen Brocken der Navy überbleibt und jetzt auch verweht. Einige Pötte quälen sich sinkend herum „Er fuhr sich mit der Hand über seine schweißnasse Stirn. „Und jetzt jetzt hat es einer eilig gehabt, unter Wasser zu kommen! Ich sehe auch keine Boote! ...“

„Viele werden jetzt Churchills Blut und Tränen Versprechen verfluchen“, sagte Krall hart. „Im Dezember 1942 sagte Eden im britischen Unterhaus, daß dieser Krieg nicht Englands Krieg sei. Man führt ihn um anderer willen. Diese anderen sind jedenfalls keine Engländer“, fuhr Hellfeldt dazwischen. „Er nannte sie auch mit richtigen Namen.“ Er griff an seinen Kragen, als wäre er ihm zu eng.

„Nun das alles dürfte den heutigen Opfern wenig Trost sein!“

Eine Ordonnanz kam herangeeilt. „Meldung vom FdU!“

Formutt nahm den Abriß vom Fu Block entgegen und las. Dann rückte er seine Mütze zurecht und sagte dienstlich: „Das Angriffsunternehmen wird jetzt für beendet erklärt. Eine Bilanzmeldung folgt. Der FdU dankt allen Bootsbesatzungen für den beispielhaften Einsatz!“ Er machte eine kurze Kunstpause und fügte dann noch hinzu: „Damit ist der Rabatz zu Ende! Aus!“

Die Ordonnanz trat weg und verschwand. Aus den Bootsräumen drang jetzt Lärm in den Turmraum.

„Die Männer beginnen zu feiern“, meinte der I. WO lächelnd.

Gleichsam als Bestätigung klang zunehmend ein Lied auf. Wie in den ersten Tagen des Krieges sangen die Männer der deutschen U-Boot Waffe

wieder ihr altes Kampflied: „... denn wir fahren, denn wir fahren, denn wir fahren gegen Engelland!“

Der zweite Kommandant zeigte etwas Bewegung. „Der alte Kampfgeist ist noch nicht tot! Wir haben jetzt noch einmal in dem uns aufgezwungenen Krieg zurückgeschlagen. Nun wollen wir sehen, was später noch nachkommt.“ Hellfeldt nickte etwas nachdenklich, dann aber wandte er sich mit einem profanen Satz an Formutt: „Herr Kapitän, wie steht es mit einem Grog?“

Formutt spielte Erstaunen: „Ach nee?“ Dann bellte er unvermittelt: „Sonderration ausgeben lassen!“

Der Verband behielt die Flugscheibenverbindung. Während die Flottille ihren Kurs fuhr und wieder normaler Dienstbetrieb herrschte, sorgte die V-7 für eine geregelte Nachrichtenverbindung mit dem arktischen Punkt 103.

Seit der Vernichtung des feindlichen Schiffsverbandes mußte mit der abnehmenden Entfernung vom amerikanischen Kontinent auf den Luftraum geachtet werden. Die versenkten Einheiten hatten noch einen Funkzauber durch den Äther gejagt und den Angriff gemeldet. Die Luftsicherung durch die Flugscheibe bedeutete daher eine verstärkte Sicherung der Flottille. Dennoch blieben bei Unterwasserfahrt die Luftzielsehrohre besetzt, um doppelt gesichert zu sein.

Zweimal waren bereits feindliche Suchflugzeuge gesichtet worden, ohne daß diese eine deutsche Anwesenheit feststellen konnten

Die Alarmbereitschaft blieb. Aus einer Meldung der V-7 wußte man, daß die US-Marine vor der nördlichen amerikanischen Küste gegen die gegenüberliegende Arktis einen Schutz und Beobachtungsgürtel gezogen hatte. Daraus konnte geschlossen werden, daß ein arktischer deutscher Stützpunkt angenommen wurde, ohne daß man dessen Lage orten konnte.

Als sich die beiden Kapitänleutnante beim zweiten Kommandanten meldeten und damit seiner Aufforderung während des abgelaufenen Angriffs nachkamen, trafen sie ihn mit einer sehr nachdenklichen Miene an.

„Nur keine Umstände! „Er strich mit einer etwas fahrigen Bewegung seitlich über seine Haare, dann sagte er kurz: „Setzen wir uns in die Messe!“

Der kleine Raum der Offiziersmesse war im Augenblick leer. Die Wachoffiziere, der TWO und die übrigen Diensthabenden waren alle auf Posten. Der Kapitän setzte sich und machte eine einladende Geste.

„Mich wundert, daß die Feindluftwaffe ihre Flugzeuge in diesem Raum noch nicht wie Hornissen herumkurven läßt. In London und Washington müssen sie ja jetzt ganz schön wild sein!“

„Vielleicht ist man darauf aus, die ganze Sache im Augenblick zu vertuschen?“ Hellfeldt zog die Augenbrauen hoch. „Ich nehme an, daß man vor Torschluß des Krieges keine Niederlagen eingestehen will. Um so mehr, als wir im Reich kaum mehr in der Lage sind, eigene Meldungen noch zu verarbeiten und die eigene Bevölkerung sowie die übrige Welt zu unterrichten.“

„Also ein Totschweigen dieser Schlacht?“

„Das ist auch meine Ansicht, Herr Kapitän!“ Kralls Einwurf war sachlich und kühl. „Die Allies müssen jetzt alle Renommierknöpfe polieren, wenn sie uns in den Boden treten wollen. Eine schlechte Pokerkarte muß jetzt unter allen Umständen unter den Tisch fallen!“

„Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wir dürfen nicht nach Augenblicken urteilen, sondern müssen in Zeiträumen denken!“ Die Augen des Kommandanten waren klar und fest. „Ich komme jetzt auf das früher begonnene Gespräch über die V-7 zurück. Sie erwähnten dabei einen Major Küpper. Damit dürfte es so sein, daß Sie von einem mir bekannten Korvettenkapitän und diesem Major Ihren Auftrag erhielten.“

„Stimmt!“ erwiderte der Hamburger. „Und bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch Näheres über die Flugscheiben, die einem Zugriff der Alliierten entzogen werden konnten.“

„Es gab da etliche Modelle. Planungen in Breslau und Prag. In Prag bei den BMW-Werken.“ Der Kommandant schlug die Beine übereinander und lehnte sich leicht zurück.

„Das erste Modell entstand in Wien! „Krall sah in der Miene des Kapitäns eine Spur von Erstaunen. „Der Wiener Techniker Schauburger beschäftigte sich als erster mit dem Flugscheibenprojekt und ließ ein flugfähiges Modell aus Kupfer in einem Betrieb im vierten Wiener Gemeindebezirk bauen. Wie aber schon mehrmals bei neuen Entwicklungen, befaßte sich dann auch ein Ingenieur namens Schriever mit einem ähnlichen Modellbau. Die Wiener Modell Flugscheibe hatte eine Kuppel in Form eines halbierten Eies, um welche Rotationsscheiben angeordnet waren. Dieses Projekt wurde jedoch nicht ausgeführt. Dagegen baute Schriever in der Breslauer Werkstätte einsatzfähige Flugkörper, welche die Bezeichnung V-7 erhielten.“

Der Kommandant beugte sich vor. „Diese Einzelheiten habe ich nicht gewußt. Und was war mit Prag?“

„Aus Prag wurde keine Flugscheibe mehr herausgebracht. Vermutlich vermochte man die Bauteile noch vor dem Fall der Stadt zu zerstören. Ich hörte jedoch von Befürchtungen, daß die Sowjets Pläne oder zumindest Planteile erbeuten konnten.“

„Verdammte Fahrlässigkeit! „Der Kommandant verzog erbost sein Gesicht und knurrte: „Anstatt rechtzeitig Feuer anzumachen, haben die Kerle ihre Papierchen lieber dem Iwan überlassen. Wenn das nämlich wirklich stimmt...?“

„Ganz Sicheres kann man im Augenblick nicht sagen“, fiel Hellfeldt dazwischen. „Alles ist voll widersprechender Meldungen.“

„Das ist immer so, wenn Dinge im Gleiten sind. Nun, in einigen Jahren werden wir ja sehen, was sich die Alliierten an deutschen Erfindungen unter den Nagel gerissen haben und dann mit Simalabims aus ihren Zylindern als Eigenbau zaubern. Ein Glück im Unglück, daß wir wohl maßgeblichste Dinge schon vorher in Sicherheit bringen konnten und mit unserer Aktion dies fortsetzen. Die uns jetzt begleitende V-7 ist ein Beweis geglückter Rettungsaktionen.“ Der Kapitän beugte sich vor. „Wissen Sie einiges über die Flugscheiben?“

Krall und Hellfeldt nickten. Der Hamburger antwortete: „Etwas genauer ausgedrückt, ist dieses seltsame Fluggerät eigentlich ein Flugkreisel. Schon im Versuchsstadium zeigten sich Geschwindigkeiten an, die alle bisherigen Ergebnisse im Flugwesen in den Schatten stellen. Soweit mir bekannt ist, sollen bis zu viertausend Stundenkilometer erreicht werden können. Das Gerät hat eine Steigfähigkeit von etwa hundert Metersekunden. Ein einfaches Bewegungsprinzip sieht vor, dass der Kreisel vorerst schwebend in die Luft gebracht wird, dann werden für einen Vorwärtsflug Düsen angeworfen. Die phantastisch erscheinende Geschwindigkeit wird dadurch erreicht, daß neben den Turbinenmotoren auch Staustahlrohre betrieben werden, die allerdings erst ab 800 km arbeiten können. Der Apparat kann auch im Raum stillstehen. Der Rotor verhindert das Niedergehen, wenn der Horizontalantrieb eingestellt ist.“

„Also ein Düsenfluggerät?“ fragte der Kommandant.

„Jawohl!“ Krall fuhr fort: „Bei dieser Gerätkonstruktion sind die Treibstoffbehälter unter dem Kabinenboden gelagert. Außen, um die Mitte herum, ist eine Lagerung des Rotorflügelkranzes. Darunter befinden sich

die Triebwerke, die den Rotor betreiben. Die rotierenden Flügelblätter werden von einem Zentrierring umschlossen. Alles in allem also eine großartige Idee!“

Der Kommandant verbarg seine Spannung nicht. „Von Flugtechnik verstehe ich nichts. Aber diese Hinweise geben mir eine Vorstellung von dieser genialen Erfindung.“

„Noch etwas“, sagte Krall. „Die Konstruktion hat einen Durchmesser von einunddreißigkommavier Metern. Die Zahl der Düsen am äußeren Scheibenrand beträgt zwounddreißig. An der Oberseite der Flugscheibe befinden sich Schlitze zum Durchdringen der Luft, an der Unterseite sind Abströmfelder. So also sieht das Ganze aus!“

„Und wie steht es mit der Bewaffnung?“

Bei dieser Frage zuckte der Hamburger mit der Schulter. „Darüber ist mir nichts Näheres bekannt. Dem Vernehmen nach soll es eine neue Strahlwaffe geben, doch fehlen nähere Hinweise.“

„Nach den technischen Angaben ist wohl auch anzunehmen, daß die V-7 und etwaige andere Flugkonstruktionen teils ohne und teils mit Zwischenlandungen von der Arktis in die Antarktis wechseln können. Es ist Ihnen ja bekannt, daß wir jetzt aus der Arktis Material und eine Stützpunktbesatzung abholen und nach einem neuen Stützpunkt in der Antarktis verbringen müssen, wo mehr Raum und Sicherheit herrschen.“

„Gewiß, Herr Kapitän! Die Amis haben bereits Lunte gerochen. Aus dem jetzigen amerikanischen Schutzgürtel kann morgen oder übermorgen ein Arktis Vorstoß mit starken Kräften erfolgen. Wir müssen daher alles, was nicht transportfähig ist, sowie alle Unterkünfte und Werkstätten zerstören.“

„Leider! Um so sicherer und abwehrfähiger ist dafür unser neuer Stützpunkt auf Neuschwabenland. Kapitän Ritscher hatte bereits im Jahre 1936 vom Oberkommando der Kriegsmarine den Befehl erhalten, nach Möglichkeiten für den Bau einer antarktischen Station zu suchen. Vor der Weltöffentlichkeit wurde die damalige große Expedition als eine wissenschaftliche Unternehmung getarnt. Im Jahre 1938 war der antarktische Stationsraum schon weitgehend gediehen und wurde dann noch weiter ausgebaut... Als Großadmiral Dönitz vor den Marinekadetten in Kiel von den vielen Schlupfwinkeln in allen Meeren sprach, war diese Station bereits miteinbezogen. Dönitz sprach noch bei einer späteren Gelegenheit von einer uneinnehmbaren Festung in diesem Raum.“

„Da wird sich dann allerhand tun“, murmelte Krall. „Wenn da neue Waffen gehortet werden und möglichst noch mehr als auf Punkt 103 in der Arktis, dann haben wir für die Zukunft noch ein gutes Faustpfand!“

„Gewiß, aber es müssen auch die nötigen Voraussetzungen in unserer neuen Lage gegeben sein, und vor allem kommt es dann darauf an, wie unsere Deutschen in der Heimat dastehen.“ Hellfeldt wiegte bedenklich den Kopf. „Ich fürchte, daß die propagierte Umerziehung für lange Zeit Früchte tragen wird. Wir Deutschen sind zwar groß im Siegen, aber klein in den Niederlagen. Ob der Geist der Freikorps im Baltikum und im Ruhrgebiet diesmal wieder lebt, bezweifle ich. Auch Fichte und Arndt werden diesmal nicht so schnell aufstehen, wenn das Reich besetzt ist. Die Feindpropaganda wird alles niederwalzen. Man wird so dicke Lügen hageln lassen, daß man wie in einem Alptraum leben wird. Kostproben haben wir ja schon bekommen!“

„Ich fürchte, Sie haben leider recht“, sagte der Kommandant mit einem tiefen Seufzer. Nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Alles hat aber einmal ein Ende. Auch die dicksten Lügen werden wie Butter in der Sonne zergehen.“

„Wir wollen jetzt nicht an morgen denken“, meinte Krall. „Wir haben jetzt eine große Aufgabe zu erfüllen und eine militärtechnische Potenz zu horten. Und das werden wir nach besten Kräften tun. Übrigens fällt mir da gerade wieder ein, daß außer der Flugscheibenkonstruktion weitere neueste Fluggeräte von einem bestimmten Kreis der Schutzstaffel übernommen und zum norwegischen Flughafen Banak, hoch im Norden des Landes, gebracht wurden. Diese neuen Wundermodelle wurden der Luftwaffe als angebliche Fehlkonstruktionen vorenthalten und operierten versuchsweise unter dem Zeichen der Schwarzen Sonne an Stelle unseres Hoheitszeichens im Nordraum. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Geräte zum Punkt 103 ausgewichen sind, da Norwegen geräumt werden mußte und im Reich kein Flugplatz mehr sicher und einsatzfähig ist.“ „Da ich ebenfalls Geheimnisträger bin, ist mir einiges davon bekannt“, gab der Kommandant zu. „Übrigens wurde vor wenigen Monaten bei den Heinkel Flugzeugwerken in Berlin ein neuer Typ eines Langstreckenflugzeuges von Monteuren zerlegt und im demontierten Zustand weggebracht. Dieser Flugzeugtyp hatte vier Motore, jedoch nur zwei Luftschrauben. Je zwei Reihenmotore liefen synchron auf einer Welle vorne zusammen und betrieben gemeinsam eine Luftschraube. Nach mir genannten Angaben

kann diese Maschine ohne Zwischenlandung von Deutschland nach Amerika und wieder zurück fliegen. Einige Modelle lagen noch in einer besonderen Halle, sind aber nicht mehr zum Einsatz gekommen.“

„Wir sind mit allen unseren Entwicklungen um ein halbes Jahr zu spät daran“, sagte Hellfeldt bedauernd. „Hätten wir jetzt noch sechs Monate Zeit, könnten wir den Gegnern mit unaufholbaren Überraschungen aufwarten und sie schlagen!“

„Könnten...“ äffte Krall bitter. „Die Tatsachen entscheiden! Jetzt sind wir die Geschlagenen.“

„Jetzt wohl“, warf der Kommandant mit einem feinen Lächeln ein. „Aber denken wir an uns selbst wir dienen bereits dem kommenden Morgen! „Er sah die beiden Kaleus eindringlich an. Unsere Aufgaben sind alle auf ein fernes Ziel gerichtet. Wichtige Dinge müssen in Sicherheit gebracht werden. Ich bin ebenfalls einigermaßen durch den mir bekannten Korvettenkapitän unterrichtet, der mit einem Major Küpper von der Luftwaffe und zwei Verbindungsoffizieren von der Waffen-SS reichswichtige Aufgaben koordiniert. Diese Offiziere gehören zu der Gruppe der Schwarzen Sonne. Die nähere Bedeutung dieses Symbols ist mir nicht bekannt.“

„Aber uns!“ warf der Hamburger ein.

Der Kommandant machte erstaunte Augen. „Sie sind doch Marineoffizier! Wieso wissen Sie um geheime Dinge der Schutzstaffeln?“

„Mein Bruder gehört zu diesem Kreis! Die Schwarze Sonne ist das Symbol eines kleinen, aber einflußreichen esoterischen Schutzstaffelkreises, dessen Verbindungen über die ganze Welt laufen. Eine der wichtigsten Verbindungen geht nach Tibet zu den Gelbmützenlamas und zu der Schwarzmützensekte. Obwohl Himmler über diese Dinge einigermaßen informiert ist, gehört er diesem Kreis, dem er seinen Schutz gab, nicht an. Diese Gruppe spielt bei der Verlagerung von Potential und arideren Rettungsaktionen eine große und entscheidende Rolle.“

„Und die Marine“, betonte der Kommandant.

„Und die Kriegsmarine! „wiederholte Hellfeldt nachdrücklich. Der OBdM, Großadmiral Dönitz, hat uns ebenso entscheidende Aufgaben übertragen, und wir werden sie ausführen! „Er stockte unvermittelt. Sein Gesicht bekam einen nachdenklichen Ausdruck. „Wenn die Wehrmacht kapituliert hat, dann dürfen wir die Reichskriegsflagge nicht mehr zeigen.“

Jeder scheinbare Bruch einer Kapitulationsverpflichtung würde zu schweren Repressalien in der Heimat führen!“

Jetzt straffte sich der Kommandant. Seine Stimme wurde plötzlich leise. „Meine Herren, Sie kennen noch nicht die jetzt eingegangene Meldung, die über die V. I. an uns weitergegeben wurde: Morgen um 12 Uhr mittags tritt an allen Fronten völlige Waffenruhe ein. Die deutschen Streitkräfte müssen bedingungslos kapitulieren!“

Die beiden Kapitänleutnante verloren Farbe in ihren Gesichtern. Eine kurze Schweigepause trat ein. Dann sagte der Wiener tonlos: „Also ist es soweit...“

„Es ist so weit!“ Der Kommandant bemühte sich, jede Regung zu verbergen.

„Zu Ihrer Flaggenfrage, Hellfeldt! Ab morgen mittag fahren wir als U-Boote unbekannter Nationalität! „Er sah in die starren Gesichter der ihm gegenüberstehenden Marineoffiziere. „Wie immer die Dinge weitergehen mögen, merken Sie sich etwas entscheidend Wichtiges: Die Kapitulation bezieht sich ausdrücklich auf die gesamten Streitkräfte des Reiches und ist eine militärische! Das Reich hat nicht kapituliert!“

Wieder vergingen Minuten. Die Worte des Kapitäns hatten wie eine Bombe gewirkt. Es war der Wiener, der zuerst wieder einige Worte fand. „Was Sie uns jetzt sagten, Kapitän, war in diesen Tagen bereits mit Sicherheit zu erwarten. Es bedeutet nichts anderes als ein Gültigwerden unserer Orders, die uns auf eigene Füße stellen. Aber es berührt uns zutiefst, daß das Reich trotz Waffenstreckung völkerrechtlich weiterbesteht, auch wenn es besetzt wird.“

Jetzt stand der Kommandant auf. Er griff nach den Händen der Offiziere und drückte sie fest. „Es ist so, wie Sie sagten, Hellfeldt wir sind auf uns allein gestellt!“

* * *

Der Dienst ging weiter. Nach der allgemeinen Bekanntgabe der deutschen Kapitulation war an Stelle des kurzen Freudentaumels über den errungenen Seesieg wieder Ernüchterung eingetreten. Was jetzt kam, war ein großes Versteckspiel gegenüber einem Feind, der diese Flottille suchte, um ihre Übergabe zu erzwingen oder sie zu vernichten.

Die Kommandanten hatten mit wenigen Worten der gefallenen Kameraden gedacht. Jedes überflüssige Wort war vermieden worden. Die

Männer der Besatzungen waren ausgesuchte Freiwillige, die keiner Aufmunterung bedurften. Auf einigen Booten hatten sie sogar das Deutschlandlied gesungen.

Die Flottille hatte den arktischen Bereich erreicht. Nun mußte man sich auf die Techniker und ihre Geräte verlassen, um den Schollen und Eisbergen auszuweichen.

Während des weiteren Vordringens nach Norden kam unvermittelt an einen Teil der Flottille der Befehl, in Wartestellung zurückzubleiben. Nur die zur Aufnahme von Geräten und Personal bestimmten Boote setzten den Kurs zum Punkt 103 fort. Zu den Zurückbleibenden zählte das Boot 5XX.

Die Kommandanten hatten strengste Anweisungen erhalten, trotz der abseits liegenden Zone auf Sicherheit gegen feindliche Suchfahrzeuge bedacht zu sein. Es war anzunehmen, daß der Gegner nur Luftbeobachtungen flog, um keine weiteren Schiffe mehr zu verlieren. Nach einer Durchsage des Flottillenkommandanten blieb die V-7 zur Aufrechterhaltung der Verbindung und als Luftschutzbeobachtung im Warteraum.

Die Besatzung von U-5XX war bereits zu einer Gemeinschaft zusammengewachsen. Die Gespräche der dienstfreien Männer drehten sich, wie nicht anders zu erwarten, um die letzten Wochen in der Heimat und um das mutmaßliche Kommende.

In der engen Messe saßen wieder der zweite Kommandant, der I. WO und die beiden Kapitänleutnante. Diesmal war die Unterhaltung etwas lockerer.

„Ich weiß, Sie sind unzufrieden“, sagte der Zweite, als er den gleichbleibenden Ernst in den Mienen der anderen Offiziere sah. „Daß Sie mit bis zum Punkt 103 wollen, kann ich verstehen. Geduld! Es wartet noch genug auf Sie!“

„Daran zweifeln wir nicht“, gab Krall zurück. „Aber daß wir hier unsichtbare Geister spielen müssen, ist nicht sonderlich aufregend. Ich hätte mal ganz gerne einen Eisbären am Schwanz gezogen.“

„Puh!“ machte der I. WO und grinste. „Vielleicht noch Nasenlöcher putzen, he?“

„Mir reichen die Hummeln, die überall über den Himmel brummen und uns suchen.“ Der Zweite machte eine Bewegung des Mißmuts. „Die Alliierten zweifeln noch immer am Tode Adolf Hitlers, und nach meinen Informationen hegen sie den Verdacht, daß wir ihn in Sicherheit bringen

sollen und die Leiche vor dem Reichskanzleibunker nur ein Ablenkungsmanöver sei.“

„Wenn die Feindmächte es glauben, dann jagen sie uns durch Sonne, Mond und Sterne und bis in alle Ewigkeit“, fauchte der I. WO. „Beim unheiligen Klabautermann, das kann eine nette Fahrt werden!“

„Der Mensch sucht immer Kurzweil“, spottete Krall mit mildem Tonfall. „Über Hitlers Tod gab es gleich von Anfang an eine Reihe tollster Gerüchte. Die immer wieder auftauchenden Zweifel sind eine gefährliche Medizin! Es stimmt, daß manches mysteriös erscheint, aber es ist im Augenblick noch zu früh, um Genaueres zu erfahren. Major Küpper teilte mir noch kurz vor dem Auslaufen unserer Boote mit, daß die Sowjets den Tod bezweifeln. Es gibt unter den etlichen Versionen eine Behauptung, daß am Tempelhofer Flugfeld am 30. April noch ein reger Betrieb herrschte, obwohl die Sowjets bereits bis zur Koch und Oranienstraße in Berlin vorgestoßen waren und jede Verbindung mit der Innenstadt unterbrochen hatten. Um 16 Uhr und 15 Minuten landete noch eine Ju-52, die aus Rechlin einen Trupp Waffen-SS einflog. In dieser Maschine saß ein Ingenieur als Bordschütze, den Küpper kannte. Während des sofortigen Auftankens der Maschine wurde er von einem Bordfunker plötzlich geknufft, der dabei gleichzeitig auf einen Messerschmitt Turbinenjäger vom Typ 332 wies, der in einer Entfernung von nur hundert bis hundertundzwanzig Meter startbereit stand. Beide Zeugen behaupten nun beharrlich, daß sie Hitler in feldgrauer Uniform bei einem kurzen Gespräch mit einigen Parteifunktionären gesehen hätten. Um 16 Uhr dreißig Minuten sei dann die Maschine gestartet. Siebeneinhalb Stunden später gab dann Dönitz Hitlers Tod im Bunker bekannt.“

Der zweite Kommandant verhehlte sein großes Erstaunen nicht. „Diese Version habe ich noch nicht gehört.“

„Klar“ sagte Krall. „Die wenigen Zeugen haben in diesem aufkommenden Chaos kaum Gelegenheit, ihr Wissen an den Mann zu bringen. Bei dem großen Geschiebe und Gedränge ringsum hat jeder genug mit sich selbst zu tun, um bei dem Befehlswirrwarr herumzukommen. Da ist für Marktpalaver keine Zeit!“

„Und weil es nicht stimmen kann, würde diese Ente nur Unheil anrichten“, versetzte Hellfeldt. „Nachdem Dönitz die Regierung übernahm, müssen auch seine Erklärungen als Staatsoberhaupt bindend sein, sonst würde er später nicht mehr als glaubwürdig gelten. Und wenn Hitler hätte

flüchten wollen, hätte er kaum bis zur buchstäblich letzten Sekunde gewartet. Wir wissen außerdem, daß unsere U-Boot Flottille ursprünglich zur Aufnahme Hitlers und seines Stabes bereitgestellt war. Er kam nicht.“

„Hitler ist tot! „sagte der zweite Kommandant kurz.

„Sicherlich! Offen bleibt höchstens die Frage, ob die vor dem Bunker der Reichskanzlei gefundenen Leichenreste tatsächlich jene Hitlers waren. Seine mehrfach geäußerte Befürchtung, man könne seinen Leichnam verunglimpfen, läßt die Möglichkeit offen, daß ein Verwechslungsspiel versucht worden sein könnte. Doch sollte man dieser Sache jetzt keine allzu große Bedeutung mehr beimessen. Mit seinem Tod ist jetzt auch die Partei zu Ende.“

Krall zeigte eine nachdenkliche Miene. „Es ist eigentlich ein merkwürdiger Zufall, daß bei den Sonderkommandos und auf Punkt 103 Männer aller Waffengattungen und der besonderen Schutzstaffelgruppe vertreten sind, aber keine Parteileute. Die Zivilisten sind nach ihrer Experteneigenschaft ausgewählt. Ich habe nirgends einen Goldfasan angetroffen.“

Der I. WO hüstelte leicht.

„Wer hustet, spuckt Trichinen“, lachte der Hamburger. Wieder ernst werdend, fuhr er fort: „Seit Koch in der Ukraine wirtschaftete, hat die Partei die Dinge aus dem Griff verloren. Die guten Leute müssen jetzt die Schuld der schlechten bezahlen!“ „Das wäre nicht das erstemal so gewesen.“ Der I. WO sah die beiden Seeoffiziere an. „Es scheint jedoch, als hätten die Schutzstaffeln einen eigenen Kaffee im Pott. Nach all dem, was sich jetzt tut?..“

Wieder war es Krall, der die Antwort übernahm: „Die Leute vom Schwarzen Korps hatten schon von Anbeginn an eigene Ideen, die bis zur Vorbereitung eines Ordensstaates gediehen waren. Der innere Orden dachte dabei an einen Staat im Raum von Burgund, der innerhalb eines Großgermanischen Reiches eine Sonderstellung haben sollte. In diesem Modellstaat hätte die Partei keinerlei Befugnisse gehabt. Der polare Mitternachtsberg ist ihr mythischer Punkt, und so laufen auch Fäden zu der Bruderschaft der Polariers in Paris. Sie wissen genau um die Herausforderung der Zukunft, ob die kommende Macht vom Mitternachtsberg oder vom Sinai ausgehen wird.“

„Und jetzt? „Der Wachoffizier beugte sich gespannt vor.

„Jetzt geht es um das Überleben! Die Männer dieses inneren Kreises bringen jetzt, zum Teil gemeinsam mit uns, wichtige Rüstungsgeheimnisse und andere Dinge vor den Alliierten in Sicherheit. Sie hielten auch von Anfang der Entwicklungen an ihre Hand über die Flugscheiben. Deshalb kam die V-7 niemals zur Luftwaffe. Der Kreis operierte immer selbständig, ohne die Partei zu beachten. Ihre Verlagerungsaktion haben sie mit uns koordiniert, und sie halten loyal zu Dönitz. Damit ist alles gesichert.“

„Was dieser Kreis für die Zukunft plant, darf uns jetzt nicht interessieren“, schnitt der zweite Kommandant abrupt die Unterhaltung ab. „In den kommenden Stunden des deutschen Tiefs sind wir auf unmittelbare Abwehr angewiesen. Jetzt folgen die Zeiten der Bewährung!“

Die Männer standen auf. Sie hatten den Kommandanten verstanden.

* * *

Wieder vergingen Tage. Die wartenden Boote lagen zeitweise aufgetaucht. Über das bleigraue Wasser zogen diesige Schwaden, die vor Sicht schützten. Sie formten oft absonderliche und gespenstige Schemen und trugen den eisigen Atem des Frostriesen Hrymthursis mit sich.

Nahende Eisberge wurden von den Warngeräten angezeigt. Sie trifteten in faszinierender und oft bedrückender Schönheit vorbei. Sie kamen aus dem Raum, in dem es für sechs Monate im Jahr Tag und dann ebenso lange durchgehend Nacht ist. Mit den weißen Eisriesen glitten mattglitzernde kristalline Schollen wie bleiche Arktisblumen dahin.

Die V-7 war in den letzten Tagen mehrmals abwesend. Sie blieb jedoch ununterbrochen Nachrichtenbrücke für den Punkt 103, der jetzt geräumt wurde.

Nach den vorliegenden Meldungen gab es in den südlichen und südwestlichen Bereichen immer noch eine rege Lufttätigkeit. Schiffe wagten es nicht, die von der US-Marine gezogene Absicherungskette gegen den in der Arktis vermuteten deutschen Stützpunkt zu überschreiten. Zweifelsohne hatte die für die Alliierten so verlustreiche letzte Seeschlacht zur Zurückhaltung und Vorsicht gemahnt. Auch die Wetterflieger beachteten den Warnbereich.

Der Dienst auf den Booten wurde straff geführt, um keine Eintönigkeit des Wartens aufkommen zu lassen. Die Flugscheibe übermittelte fallweise kurze Berichte aus dem Reich, die nur mehr von den besetzten Sendern entnommen werden konnten und ein gefärbtes Bild gaben. So erfuhr man

jetzt, daß die Alliierten den deutschen Raum in vier Besatzungszonen geteilt hatten und daß man große Teile des Landes außerdem noch unter fremde Verwaltung stellte. Gleichzeitig hatte eine große Menschenjagd begonnen.

Nach dem alten Satz, daß jedes Warten einmal ein Ende hat, kam unvermittelt wieder die Stunde des Hochbetriebes.

Die V-7 war plötzlich wieder da und meldete, daß der Räumungsverband auf der Rückfahrt zum Sammelplatz sei. Vom FdU kam der Befehl, sich für ein unverzügliches Anschließen an den weiterfahrenden Flottillenteil bereitzuhalten. Die wartenden Boote hätten nur noch einen Teil des Stützpunktpersonals trotz allgemeinen Platzmangels zu übernehmen und auf die einzelnen Fahrzeuge aufzuteilen.

Damit war die Lage wieder klar. Die erste Aufgabe war gelöst, der arktische Stützpunkt existierte nicht mehr.

„Was jetzt kommt, wird einmalig in der Geschichte unserer Marine sein“, sagte Kapitän Formutt zu seinen Offizieren. „Vor uns liegt eine Fahrt um den halben Erdball. Daß wir dazu imstande sind, verdanken wir der rastlosen deutschen Technik, welche wenn auch zu spät für eine Kriegswendung den Gegner wieder überrundet hat, wie es auch unsere letzten Waffen bewiesen haben. Niemand wird mit unserem Aktionsradius rechnen!“

„Das gilt auch für die gehorteten Luftwaffenmodelle“, setzte Hellfeldt hinzu.

„Ihre Flugleistungen sind, wie wir ja bereits wissen, dem Gegner ebenfalls noch unbekannt. Leider verlassen wir jetzt einen Bereich, der für die Schutzstaffelgruppe bedeutungsvoll ist und vorgesehene Aufklärungen im weiteren arktischen Raum nicht mehr zuläßt.“

Der Kapitän sah den Wiener kurz an. „Ich glaube, das sind jetzt nicht unsere Sorgen. Unsere Aufmerksamkeit muß sich anderen Dingen zuwenden. Glauben Sie nicht auch?“

Hellfeldt sah dem Kommandanten nachdenklich ins Gesicht. Leise, aber bedeutungsvoll betont, antwortete er: „Vielleicht doch! Oft liegt manches von Bedeutung außerhalb unserer Sicht...“

Die Tage des Wartens strafften sich zu Stunden. Dann kam im fahlen Dämmern die Einsatzflottille, Boot um Boot. Sie fuhr den Sammelplatz aufgetaucht an. Wie riesige Wale durchfurchten sie das offene Wasser, während die V-7 sichernde Kreise flog.

Nun ging alles manövermäßig Schlag auf Schlag. Die Warteboote übernahmen befehlsgemäß einen Teil des Stützpunktpersonals. Da sie bereits überbelegt waren, mußten Schlafplätze turnusgemäß geteilt werden.

U-5XX erhielt noch sechs Männer. Fünf von ihnen waren Angehörige des technischen Stützpunktpersonals, der sechste war ein Major der Waffen-SS.

Der Kommandant rief die Offiziere in die Messe und stellte die Neuankömmlinge vor. Bei den Technikern handelte es sich um Flug und Radarfachleute, die einheitliche Polarkleidung trugen. Der Major zeigte unter seiner offenen Parka sein Feldgrau mit Auszeichnungen und Kriegsabzeichen von seinem Fronteinsatz. Sein Name war Eyken.

Er war es auch, der im Namen der Eingeschifften dem Kapitän für die freundliche Aufnahme dankte und es höflich bedauerte, daß sie umständehalber den Platz im Boot überfordern mußten. Er hatte eine tiefe und warme Stimme und trotz einer betont straffen Haltung etwas Gewinnendes an sich.

„Richten Sie sich an Bord ein“, sagte Formutt knapp, aber freundlich. „Der I. WO steht Ihnen helfend zur Verfügung!“

Der Erste Wachoffizier legte salopp einen Finger an die Mütze.

Bei der nachfolgenden Platzverteilung kam der nun hinzugekommene Major in die Kojengemeinschaft zu Fähnrich Mattheus. Beide hatten jetzt jeweils für zwölf Stunden die Koje zur Verfügung. Damit aber hatten auch die beiden Kapitänleutnante eine Nachbarschaft bekommen, die ihnen überaus recht war. Der Hamburger kam gerade dazu, als der Major einen mitgebrachten Seesack offen vor der ihm zugewiesenen Koje liegen hatte. Die mittlerweile abgelegte Pelzparka lag auf der Kojendecke.

„Kennen Sie vielleicht meinen Bruder?“ fragte er.

Der Major blinzelte. „Verzeihung, ich habe zuvor Ihren Namen nicht ganz verstanden.“

„Krall!“

„Ah!“ Der Major ruckte hoch. „Krall kenne ich sehr gut. Er ist z. b. V.!“
„Mit einer kameradschaftlichen Geste gab er dem Hamburger die Hand.“
„Da bin ich nun in einer guten Familie!“

„Abwarten“, brabbelte Hellfeldt gekünstelt, der herankam und die letzten Worte gehört hatte. „Wir sind unleidliche Seebären!“

„Die fehlen mir noch in meiner Sammlung“, gab Eyken schlagfertig zurück.

„Ich will es gerne versuchen, mit solchen Spezies auszukommen!“

„Wissen Sie, wo mein Bruder sein kann?“ Krall führte das Gespräch zu seinem Anliegen zurück. „Ich habe seit Monaten keine Verbindung mit ihm.“

Eyken wiegte bedächtig den Kopf. „Zu unserem Stützpunkt wurde er nicht abgesetzt. Nach seiner Verwundung kam er zur besonderen Verwendung nach Berlin. Einige Kameraden und ich hatten dort noch Verbindung mit ihm. Wo er sich aber am Tage der Kapitulation befand, weiß ich nicht. Jedenfalls dürfte gesorgt worden sein, daß er und andere wichtige Männer nicht in die Hände der Alliierten fielen. Aber mit Sicherheit kann niemand etwas sagen.“

„Er gehörte ja zu Ihrer Gruppe“, sagte der Hamburger leise.

Der Major sah den Kapitänleutnant scharf an. „Wissen Sie einiges darüber?“

„Ausreichend“, kam es vorsichtig zurück. „Hellfeldt und ich sind Geheimnisträger. Zudem haben mein Bruder und ich eine gemeinsame Linie, die unter uns Offenheit erlaubt.“

Die Strenge in Eykens Gesicht milderte sich. „Nun, dann stimmt es mit der guten Familie!“ Er rieb sich noch etwas das Kinn, dann lachte er. „Wir sind alle besondere Vögel. Ein Exklusivzoo sozusagen. Kein Wunder, daß wir hier alle mehr oder weniger im Bilde sind.“

„Nun sagen wir, so ziemlich“, schränkte Krall ein.

„Wenige wissen alles. Und das ist gut so!“

„Sicherlich“, pflichtete Hellfeldt bei. Dann fügte er hinzu: „Ich denke, wir lassen Sie jetzt sich einrichten, Herr Eyken. Wir können später noch ausreichend plaudern.“

„Lassen Sie den ‚Herrn‘ beiseite“, gab Eyken zurück. „Lassen wir das allzu Förmliche weg. Kameradschaft hat Vorrang!“

Als die beiden Marineoffiziere sich zum Gehen wandten, hielt sie der Major noch zurück. „Haben Sie eine Dienststellung hier an Bord?“

„Nein“, antwortete Krall. „Wir sind bloß Passagiere wie Sie.“

„Haha, Passagiere“, lachte Eyken. „Nautilus Passagiere wie aus einem Jules Verne Roman. Nun, wenn Sie wollen, können wir später in der Messe Ihr Garn weiterspinnen. So sagt man doch in unserer Marine, nicht wahr?“

„Garnspinnen und Klönschnaken“, nickte der Hamburger. „Gern, natürlich. Bis nachher, Eyken!“

Durch das Boot lief jetzt ein Zittern. Kapitän Formutt hatte Fahrtbefehl gegeben. Die gesamte Flottille nahm Fahrt zu ihrem neuen Ziele auf.

Die Luftfahrzeuge des aufgelassenen Stützpunktes flogen aus eigener Kraft ihren neuen vorgesehenen Horst an. Niemand bei der Flottille wußte, auf welchem Wege sie ihren Kurs flogen und wo eine Zwischenlandung organisiert wurde. Nur die zuerst zugeflogene V-7 verblieb dem U-Boot Verband zur Luftsicherung.

Die Boote fuhren noch aufgetaucht. Die nach dem Ende des Polarwinters beginnenden Sommernebel begannen erst in voller Dichte im Juli. So kamen nur fallweise diesige Schleier, und das Treibeis nahm mit zunehmender Entfernung vom geographischen Nordpol langsam ab. Hin und wieder schwammen schwarze Riesentange bewegt fächernd im Wasser. Vereinzelt zeigten sich auch auf dahingleitenden Schollen Robben. Das Tiermorden einer barbarischen Zivilisation hatte die großen Herden dahingerafft. Walrossen war die Flottille bisher überhaupt nicht begegnet. Hin und wieder schrie ein Alk.

In der Messe hatte der zweite Kommandant die beiden Seeoffiziere angesprochen. „Wenn wir die Golfstromstraße erreicht haben, hört auch die Eisberggefahr auf. Dann kommt wieder die Zeit, wo unsere Techniker höllisch aufpassen müssen, um an Stelle der natürlichen Gefährdungen dem Feind auszuweichen. Wir haben jetzt ausdrückliches Verbot, eine Begegnung mit dem Feind herbeizuführen. Tiefgetaucht haben wir wenig zu befürchten. Wir könnten ja im ganzen Polgebiet untergetaucht fahren. In Oberwasserfahrt kommen wir aber schneller vorwärts. Einmal im Atlantik, müssen wir ohnedies zumindest tagsüber getaucht fahren.“

„In Westgrönland wird es rascher wärmer“, fiel Hellfeldt dazwischen. „Da geht der Golfstrom mit einem Wasserarm bis zur Labradorsee.“

„Weiß ich“, sagte der Zweite kurz. „Aber im Westen liegt die US-Sicherung. Da hätten wir dann wieder Rabatz. Übrigens wird es in jüngster Zeit auch in unserer Fahrzone um etliche Grade wärmer als früher. Die Magnetpolverschiebung zur Prince of Wales Insel im kanadischen Raum sowie eine sich ändernde Sonnenstrahlenintensität bewirken die atmosphärische Zirkulation in Form einer sich erwärmenden Luftströmung. Unverändert bleiben die bekannten großen Kältepole nördlich von Sibirien und West Alaska. Wir fahren die Route ostwärts der Achse Spitzbergen und Island, die eisfrei ist.“

Tags darauf saßen beide Kaleus allein in der Messe, als Eyken dazukam.

„Komme ich ungelegen?“

„Im Gegenteil“, versicherte sofort der Hamburger. „Wir brüten gerade wieder an einem Polar Ei.“

„Das muß ein großes Ding sein, wenn Sie das zu zweit bebrüten“, kicherte Eyken. „Soll ich da etwa mithelfen?“

„Das können Sie! Wir sprachen gerade von der mysteriösen Blauen Insel, von der unter Wissenden geredet wird, aber niemand konnte bisher Näheres sagen.“

Eyken wurde ernst. Er sah die Marineoffiziere zuerst sinnend an und zog die Augenbrauen hoch. Dann nahm er langsam und bedächtig Platz.

„Warum wollen Sie darüber etwas wissen?“

Beide Kapitänleutnante tauschten Blicke, dann antwortete der Hamburger offen:

„Wir wissen, Eyken, daß Ihr Kreis im hohen Norden einen mythischen Hochsitz nennt, den sogenannten Mitternachtsberg, der als Schützer der arischen weißen Rasse gilt. Die Entwicklungen führen mehr und mehr zu einer entscheidenden Auseinandersetzung zwischen dem Mitternachtsberg und dem Sinai. Unser verlorener Krieg gehört zum Vorspiel der großen Begegnung der mystischen Kräfte, die den profanen Ebenen übergeordnet sind. Das als Einleitung!

Eyken blieb stumm, nur seine Augen waren groß.

„Wenn wir zuvor über die Blaue Insel sprachen“, fuhr der Hamburger fort,

„so suchen wir nach Erklärungsmöglichkeiten für dieses legendäre Land, das in der polaren Esoterik eine nicht zu leugnende Rolle spielt. Es entzieht sich unserer Kenntnis, wieweit zwischen der Blauen Insel und dem Mitternachtsberg Zusammenhänge bestehen.“

„Nach allem, was wir bisher wissen, gibt es keine Zusammenhänge unmittelbarer Art“, sagte der Major lakonisch.

„Das nahmen wir auch an“, versetzte Krall. „Ich ehme aber an, daß Sie noch einiges über diese Insel wissen?“

Eyken zögerte mit der Antwort und zeigte neuerdings eine nachdenkliche Miene. Nach einer Weile sagte er langsam: „Sie haben das Wissen unseres Kreises. Aber über das Phänomen der Blauen Insel wissen wir alle wenig. Es ist ein legendäres Land, das in der Nähe des geographischen Nordpols liegen soll. Es konnte auch von unseren Flugscheiben bei unseren bisherigen Erkundungen nicht einwandfrei geortet werden. Da der Polarraum eine vom Eis bedeckte Meeresfläche ist und nur im Randbereich

kleine und größere Inselgruppen aufweist, könnte es möglich sein, daß die im Mesozoikum hochgefaltete und 900 Meter unter dem Meeresspiegel verlaufende Lomonossowkette, die sich von Ostgrönland bis Sibirien hinzieht, einen unbekanntem Landgipfel besitzt. Aber ich betone, das ist nur eine Annahme. Eyken machte zu diesem Satz eine vorsichtige Handbewegung, ehe er fortsetzte. „Übrigens behaupten kanadische und amerikanische Flieger, diese als groß bezeichnete Insel gesehen zu haben, die von einem Ring hoher Eisgebirge umschlossen wäre. Merkwürdigerweise sei die Insel meist unter einem dichten blauen Äther verborgen, der sogar für moderne Radargeräte undurchdringlich wäre. Daher der Name Blaue Insel.“

„Und haben Sie von Punkt 103 aus diese Insel gefunden?“ Krall sah sein Gegenüber fasziniert an.

„Wir haben sie überflogen. Aber niemand will darüber sprechen. Man hält alle Berichtersteller für verrückt. Das ist auch bei den kanadischen und amerikanischen Fliegern der Fall. Zwei Kanadier behaupten, sie hätten die Insel vor den absonderlichen Veränderungen überfliegen können und auf Eisfelsen klosterähnliche Bauwerke gesehen. Wieweit dies Wahrheit oder Halluzinationen waren, läßt sich nicht feststellen. Lassen wir es einstweilen dabei bewenden, daß hier Behauptung gegen Behauptung steht. Interessant ist jedenfalls, daß bereits im Jahre 1908 Frederick A. Cook auf etwa 85 Grad Nord bei seinem Marsch zum Pol behauptete, Land gesehen zu haben. Er beschrieb das Gebiet mit vorgelagerten Klippen und Gletscherwällen und mit Bergen im Hintergrund, deren Höhe er auf ungefähr 350 Meter schätzte. Er nannte auch einen 50 km langen Küstenverlauf, der sich an beiden Seiten in einem stahlblauen Dunst verlor. Es war ihm nicht möglich, hinzugelangen und es zu betreten. In seinen Aufzeichnungen nannte er es Bradley Land. Es ist dasselbe Gebiet, das von anderen Keenan Land genannt wurde. Einer der ersten jedoch, der von einem unbekanntem Land im hohen Norden sprach, war Peary, der im Jahre 1906 nordwestlich von Axel Heiberg Land Berge sah und das mit Sicherheit angenommene Festland Crocker Land nannte. Allerdings werden Pearys Angaben heute von der Wissenschaft nicht ernstgenommen. Peary gab für dieses Gebiet 83 Grad Nord an. Hier überschneiden sich also verschiedene Berichte und Benennungen, doch wiederholen sich die Behauptungen über das Vorhandensein von Land und blauen Tarnvernebelungen. Das Seltsamste an allen Berichten ist das Unvermögen der Durchdringung der Schicht durch

Radarstrahlen und das immer wieder behauptete Versagen der Bordinstrumente, wie Höhenmesser, Kompaß und anderen Geräten. Techniker vermuten starke magnetische Störfelder über diesem Raum. Der magnetische Pol mit ungefähr 70 oder 73 Grad Nord liegt von dort ziemlich weit entfernt. Es gibt daher Leute, die meinen, daß es sich um künstliche Magnetfelder handeln müsse.“

„Wer sollte diese errichtet haben?“ fragte Hellfeldt.

„Wir wissen es nicht. Jedenfalls haben wir unsere Hände nicht im Spiel. Durch die Räumung des Stützpunktes sind zurzeit auch unsere weiteren Forschungsmöglichkeiten unterbunden. Vielleicht später einmal...“ Eyken zuckte mit den Schultern, seine Stimme sank zu einem Flüstern: „Wir haben noch andere Geheimnisse vor uns. Auch die Antarktis verbirgt vieles. Doch darüber später.“

„Ich hätte noch eine Frage“, sagte der Hamburger nach einer Schweigepause.

„Bitte?“

„Was blieb vom Stützpunkt zurück?“

Jetzt wurde Eyken wieder Soldat. Kurz und bündig kam die Antwort: „Nichts. Wir haben alles gesprengt!“

II. DAS WEISSE RÄTSEL

So fern, mein Volk,
Dem Heilserfolg,
Der wunderbar
Dir nahe war.

Dein Recht vertrutzt
Dein Reich beschmutzt,
Statt Lob und Lohn
Nur Hehl und Hohn ...

Fritz Stüber

Die heimatlose Geisterflottille fuhr südwärts. Sie durchfurchte, aus dem Norden kommend, die tiefen Wasser des Atlantiks und strebte, einer halben Erdballänge folgend, ihrem neuen Ziele zu. Sie hatte die letzte Seeschlacht des Zweiten Weltkrieges siegreich geschlagen und den Gegner völlig vernichtet. Diese Tatsache wurde von den alliierten Führungsstellen der Weltöffentlichkeit unterschlagen, denn zu diesem Zeitpunkt durften die Feinde des Reiches keine Niederlage mehr eingestehen.

Die Riesenboote sollten Gejagte sein; doch die Jäger zeigten sich nicht. Es durfte offiziell keine Operationen mehr geben. Zahlreiche Luftaufklärungen wurden als Routineflüge angegeben. Doch die Augen des Feindes fanden und sahen nichts.

Mit dem beginnenden Juni zeigte sich der Atlantik friedlich. Außer einigen klimatischen Störungsfronten war der sich hoch wölbende Himmel von reinem Blau. In der klaren Luft segelten hin und wieder weiße Polster wie alabasterne Barockgebilde. In den Nächten prangten dann auf der dunkelsamtenen Decke des Firmaments in glitzerndem Silber, weit um den Mond herum ausgreifend, die zahlreichen Sternbilder und Fixsterne.

Westlich von Rio de Oro überschritt der Verband den Wendekreis des Krebses und weiter südlich dann die Kapverdischen Inseln. Der Kurs der Boote führte bei der Überquerung des Äquators knapp ostwärts an den zum brasilianischen Hoheitsbereich gehörenden vulkanischen Felsklippen Rochedas São Paulo vorbei. Außer einigen kleinen Ulks dachte niemand daran, das alte Seemannsfest der Äquatortaufe zu feiern. Die Zeit war zu ernst, die andauernde Alarmbereitschaft ließ keine großen Ablenkungen zu.

Von nun an änderte sich das Bild. Die Himmelszeichen verschoben sich zu einem neuen Weltallpanorama, das die südliche Erdhälfte überspannte. Anstelle der Corona borealis, des Cygnus, des Großen und Kleinen Bären

und anderer nördlicher Himmelszeichen, der großen Fixsterne Beteigeuze, Prokyon, Wega oder Atair und weiterer, glänzten, jetzt aufkommend, die Lichter des Südkreuzes von Apus, Argo, dem hellen Canopus und sonstiger Artgenossen. Sie alle strahlten jetzt nachts den Frieden der himmlischen Weiten über die in ihrem hellen Schein glitzernde See. Sie leuchteten auch über einem Frieden der in ihrem Strahlungsbereich liegenden Kontinente, die keinen Waffenlärm gegen den Himmel sandten, aber in ihrem unruhigen Schoße bereits wieder die Frucht für ein neues Chaos trugen.

Nachts, wenn die Geisterboote zeitweise aufgetaucht fuhren, strich der fahle Mond mit silbrigen Fingern sanft über die Leiber der Fahrzeuge, deren Bugwellen dann funkelnde Wasserkaskaden hochwarfen. Sie folgten an der Oberfläche des Wassers dem Rhythmus der Wellen und boten in der überwältigenden Weite einer hier gottnahen Natur ein Bild alter friedlicher Schiffsromantik, ungeachtet dessen, daß sie in ihren stählernen Bäuchen furchtbare Waffen des Todes mit sich führten.

* * *

Auf Boot U-5XX rollte ein bereits monoton gewordener Tagesablauf ab. Die in der Luft sichernde Flugscheibe war kurze Zeit verschwunden gewesen, jetzt war sie wieder da.

„Möchte bloß wissen, wo das Ding hingeschwirrt war“, sagte der Kommandant, als er für eine kleine Weile bei den beiden Seeoffizieren und Eyken in der Messe saß. „Haben die Scheibenheini Treibstoff aufgenommen, und wenn ja, wo?“

„Wetten wir, daß niemand im ganzen Flottillenverband darüber Auskunft geben kann“, erwiderte Eyken trocken. Die wenigen Wissenden und ihre Verbindungen außerhalb des Reiches haben für die Sicherheit und den Einsatz der deutschen Flugkreisel vorgesorgt. Selbst wir von den Sonderkommandos wissen nichts.“

Der Kapitän nickte bedächtig. „Das ist wohl gut so! Wir haben es ja in diesem Kriege erlebt, wie sich überall Verrat eingenistet hat. Nach solchen Erfahrungen kann man nicht vorsichtig genug sein. Geheime Kommandosachen und selbst geheime Reichssachen waren nicht mehr verratssicher.“ Formutts Gesicht bekam einen bitteren Zug.

„Das ist das Tragische an uns Deutschen, daß wir immer alles mehr als gründlich verstehen wollen“, warf der Wiener ein. „Als man nach dem Ersten Weltkrieg das deutsche Kaiserreich zertrümmert hatte, gaben uns die

freimaurerischen Weltapostel ein Demokratie Surrogat mit entsprechenden Gebrauchsanweisungen. Von da an wurde aus dem deutschen Staatsbürger ein ParteiAnhänger, der außer der von ihm bevorzugten Partei nichts anderes mehr duldete und Staat und Volk vergaß. Das Verhältnis zur Gemeinschaft war hier dann völlig anders als bei allen übrigen Völkern, die sich demokratischer Formen bedienten, ohne diese jedoch zu übertreiben oder das Vaterland zu vergessen. Als Moeller van den Bruck in den zwanziger Jahren unter anderem auch das Buch ‚Scheiternde Deutsche‘ schrieb und darin das Tragische an einzelnen Deutschen herausstellte, konnte er noch nicht wissen, daß eines Tages das ganze deutsche Volk an einem solchen schlechten System scheitern würde. Daß es schlecht ist, beweist die Geschichte!“ Hellfeldt machte eine kurze Pause; dann fuhr er fort, als ihn die Offiziere fragend ansahen: „Jetzt bringen uns die Kreuzzügler aus dem Westen mit Stalins Segen abermals die Demokratie mit dem Ziel, mit ihr die Deutschen sich selbst zum schlimmsten Feind zu machen. So wird das Reich ausgelöscht! He, lieber Krall, was heißt eigentlich das Wort, Demokratie?“ Der Hamburger wiegte etwas unsicher den Kopf. „Soweit man im Weimarer System das Wort Demokratie gebrauchte, verstand man darunter theoretisch den Begriff der Volksherrschaft. Praktisch allerdings strebte alles nach der Vorherrschaft einer Partei, die dann in der Machtstellung ebenso autoritär wurde, wie autoritäre Systeme von Haus aus.“

„Volksherrschaft ist die übliche Bezeichnung“, bestätigte der Wiener Kralls Worte. „Man geht von der Übersetzung des altgriechischen ‚démós‘ als Wort für ‚Volk‘ aus. Tatsächlich aber ist das altgriechische Wort für Volk ‚laós‘. So wird auch der Name Menelaós richtig übersetzt als ‚Volksführer‘. Das Wort ‚démós‘ indessen heißt Abschaum.“

Die Mienen der Zuhörer verrieten Verblüffung. Hellfeldt lächelte fein, dann setzte er fort: „Die altgriechischen Bauern vom Piräus kochten zu ihrer Zeit in großen Kesseln Schaffett und schöpften dann von der Oberfläche des Suds den Abschaum herunter. Diesen Abschaum nannten sie démós‘. Die Intelligenz und Führungselite der altgriechischen Städteregierungen bezeichneten danach dann ihrerseits die aufkommende Herrschaft des Pöbels verächtlicher Weise Demokratie, die Herrschaft des Abschaums.“

„Das wußte ich nicht“, gab Eyken langsam zu. „Aber nun versteht man um so besser, warum uns überall der Verrat begleitete. Es war der

Widerstand der Emporkömmlinge, welche die Welt nur aus dem Kanalgitter heraus sehen konnten und denen es immer nur um Pfründen oder Ehrgeizbefriedigung ging, aber nie um das Reich.“

„Das sind harte Worte“, warf der Kapitän ein, „aber sie sind wahr! Gnade Gott unserem Volke, was ihm nun in den kommenden Jahren unter dem Namen der Demokratie angetan werden wird.“ Ernst stand er auf und langte nach seiner Mütze. „Bis nachher!“

„Da beißt keine Maus einen Faden ab“, sagte Krall. „Nicht nur der Käpt'n hat einen Wurm im Herzen. Wir alle haben ihn!“

„Wurm und Maus soll der Teufel holen“, polterte Eyken. „Mit Gefühlen retten wir nichts mehr. Fragen wir uns doch lieber, was wir einem demokratischen Unfug in den entstellten Erscheinungsformen entgegensetzen sollen?“

„Das kann man nicht so einfach aus dem Handgelenk heraus beantworten. Schließlich hat auch Winston Churchill unter anderen Voraussetzungen über solche Probleme nachgedacht, und er kam nicht weiter als bis zu dem Satz: ‚Die Demokratie ist eine miserable Staatsform, aber ich kenne keine bessere.‘“

„Warum sollte gerade Churchill, der den jetzt kommenden Zerfall des britischen Empires eingeleitet hat, andersherum als Retter mit neuen Ideen die Welt beglücken?“ knurrte der Hamburger bissig.

Hellfeldt nickte dem Hamburger zu. „Wir sind mit dem Schicksal noch nicht fertig geworden, und das Schicksal auch nicht mit uns. Das nagt an uns, weil wir trotz übermenschlichen Einsatzes Niederlagen erlitten und noch kein Ende sehen. Jetzt, wo die großen Kampfhandlungen auf den Schlachtfeldern unterbrochen wurden, versucht man mit scheinfriedlichen Mitteln Reich und Volk auszulöschen, wie man dies bereits nach dem Ersten Weltkrieg probierte. Kapitän Formutt hat richtig gesagt, daß die Demokratie die nächste teuflische Zerstörungswaffe des Gegners wird. Hier stellt uns jetzt das Schicksal auf die Probe. Sind wir noch stark genug, um diese Herausforderung anzunehmen?“

„Wir müssen sie annehmen! „Eigens Stimme war leise, aber hart. „Wer Nietzsche und Moeller van den Bruck kennt, wird sich gar nicht so unsicher in diesen Dingen fühlen. Dieser sagte in seinen Erklärungen über die Demokratie, daß das deutsche Volk diese in der Form, wie es sie bekommen hat, weder selbst achten konnte noch daß diese von den anderen geachtet wurde. Schon allein damit begann es! Sie war ein Kind einer manipulierten

und nicht einer organischen Revolution. Nach dem Abgang des Kaisers baute man einen Pöbelaufstand, den man sehr billig Revolution nannte und der dem Volke eine republikanische Demokratie beschern sollte. In Wirklichkeit war das Volk führungslos. Aber diese begonnene Entwicklung, die jetzt neuerlich in einer noch schlimmeren Abart auf uns zukommt, weil mit ihr wieder die ehemals gescheiterten Republikaner aus dem Altgedinge hervorgezerrt werden, trägt schon böse Keime in sich. Allein schon die Auslegung, daß der Staat das Volk und damit die Demokratie sei, ist irreführend. Denn tatsächlich bestimmt die Partei den Staat und der Staat das Volk. Und die alten etablierten und wieder neu lizenzierten Parteien werden abermals zum Selbstzweck werden, eine innere Diktatur errichten, die von einer Bonzokratie beherrscht wird. Anstelle des Reiches tritt die Partei, und jede Partei tut nur so lange demokratisch, solange sie keine Möglichkeit zur alleinigen Macht erhält. Man wird stets vorgeben, im Namen einer Mehrheit oder einer Summe von Minderheiten zu regieren, aber stets leugnen, wie diese Regierungsübernahme manipuliert wurde.“

„So ist es!“ Eyken lächelte fein. „Das Volk wird sich daher auch nach einer gewissen Leidenszeit um seine Anteilnahme am Staat betrogen fühlen. Was eines Tages als sogenannte echte Demokraten übrigbleibt, das sind dann nur die Nutznießer unseres vorübergehenden Zusammenbruches. Man wird dann erkennen, daß sich unter Vorspiegelung von Demokratie Schichten gebildet haben, die selbst den Staat ausmachen, die Regierungen bilden und sich in die Ämter, Massenmedien und aufgebauten Organisationen hinunterverzweigen. Schichten, die sich immer auf das Volk berufen, dieses jedoch überall von den errungenen persönlichen Privilegien fernhalten. Der Typ eines Parteiführers wird immer im Gegensatz zum Volk stehen. Aber es ist ja das Wesen einer vorgeblichen deutschen Demokratie, stets ein liberales Chamäleon zu sein! „Eyken machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort: „Wißt Ihr, warum die demokratischen Einrichtungen, wie sie in England, in Frankreich und sonstwo im Westen anders aussehen oder zumindest einigermaßen auch Erfolge zeitigen konnten, aber in Deutschland nicht? Einfach schon darum, weil das deutsche Volk auf diesem Formengebiet keine Tradition und Erfahrung hat. Deshalb mußte Weimar scheitern, auch wenn Hitler nicht gekommen wäre!“

Hellfeldt nickte zustimmend. „Jede deutsche Demokratie in den bisher gebotenen Formen ist von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil sie nicht dem germanischen Gemeinschaftsdenken entspricht, sondern nach

liberalen Auflösungstendenzen ausgerichtet ist. Nicht Gemeinschaft, sondern Partei gegen Partei unter der Zerstörung des Nationskernes. Die Anonymität der Masse und ihrer Beherrscher ist Trumpf! Das Untertauchen in den Nebel der Anonymität und das Ausmerzen oder Aufgeben der Persönlichkeiten wird als Fortschritt gepriesen. Mit der Entpersönlichung der Eliten kommt immer das namenlose Elend und der Fäulnisgeruch der Gosse. So ist für den germanischen Menschen die Demokratie nichts anderes als eine planmäßige Erniedrigung in einem System, das nur eine Herde züchtet, die um des Essens und des Schlafens willen lebt.“

„Und was setzen wir dem entgegen?“ Krall wiederholte die vor kurzem gestellte Frage nochmals.

„Darüber muß noch viel nachgedacht werden“, variierte Eyken seine bereits geäußerte Meinung. „Jedenfalls muß sich ein kommender Staat aus einem Gemeinschaftsempfinden heraus formen und damit aus einer Gemeinschaft der Überwinder der Untergangsformen kommen. Die Geschichte fordert nach den eingepfropften Wahnideen überstaatlicher Kräfte neue Alternativen: entweder eine kommende Weltherrschaft in einem Einweltstaat, dem sich Roosevelt so eifrig verschrieben hatte und der die Erfüllung der immer wieder geleugneten Protokolle der Weisen nach den Gesetzen des Sinai bringen soll, oder unser nochmaliges Aufbäumen, die Stunde des Nordens, bringt eine neue Zeit. Die Loszeit des Nordens wird zeitgerechte Ideen und Formen zu gebären anrissen! „Die Stunde Thules!“ sagte Krall leise und feierlich.

Hellfeldt erhob sich und sah die Kameraden an: „Sagen wir besser: die Stunde Groß Thules! Wir müssen von nun ab großräumig denken und an das Weiterbestehen der weißen Rasse und ihre Sendung glauben.“

Der Bootsverband hielt unentwegt Südkurs. Trotz Alarmbereitschaft gab es keine Vorkommnisse. Die Einhaltung aller Sicherheitsmaßnahmen schützte die Flottille. Im Vorgebiet der Antarktis waren Schiffe selten. Auch gab es keine Luftsuche mehr. Zweifelsohne vermuteten die Feindmächte den Verband überall anderswo, nur nicht auf diesem Kurs.

Die Insel Ascension wurde östlich liegengelassen, und die Flottille stieß mit Kurs SSO in Richtung Tristan da Cunha weiter nach Süden. Unter dem Flugscheibenschutz konnte nun auch tagsüber kurz auf Überwasserfahrt gegangen werden.

Die Witterungsverhältnisse zeigten bereits fallweise eine Diesigkeit, die von den kalten Luftströmungen aus der südlichen Erdkappe herrührte. Hin

und wieder umflogen große Albatrosvögel kreischend die Boote. Damit hatte man nun den warmen Gürtel der Erde verlassen, und die Umwelt zeigte ein neues Gesicht.

Der eingeschlagene Kurs ließ wenig Spielraum zu. Zwischen Tristan da Cunha und dem unterseeischen Bromley Plateau liegt eine Treibeis Grenzzunge, die fingerartig in den Atlantik zeigt, dann südlich von der genannten Insel einen östlichen Verlauf nimmt und sich bis auf etwa dreihundert Kilometer von Süden herauf dem Kap der Guten Hoffnung nähert. Teilweise sogar bis zum 50. Breitengrad, ungefähr nördlich der Bouvet Insel.

In die jetzige Zeit fiel auch die Paarungszeit der Blau- und Finnwale. Hin und wieder tauchten ein oder mehrere dieser großen Meeressäuger spautend an die Wasseroberfläche und umrundeten sogar neugierig die ihnen seltsam erscheinenden Stahlfische. Es befanden sich ganz respektable Burschen unter ihnen. Erreichen doch bereits neugeborene Blauwale eine Länge von ungefähr sieben Metern nach einer Tragzeit im Mutterleib von zehneinhalb Monaten.

„Die Wale sind ziemlich selten geworden“, erklärte Kapitän Formutt seinen Bootsgästen. „Die anhaltenden Jagden durch die Walfänger haben die Tiere bereits stark dezimiert. In den letzten Kriegsjahren hat die Jagd etwas nachgelassen, obwohl der Walfang als kriegswichtig erklärt worden war. In Kürze werden bald wieder Fangschiffe der verschiedenen Nationen unter den Meeressäugern aufräumen.“

„Die Ausrottungsorgien in der Natur passen schlecht zum Bild eines stets laut verkündeten Humanismus, der sich vorgeblich auch der Natur und ihren Geschöpfen gegenüber verantwortlich fühlen will“, sagte Eyken kopfschüttelnd. Den Kapitän fragend ansehend, fuhr er fort: „Als dämliche Landratte darf ich wohl die Ihnen spaßig vorkommende Frage stellen, wovon diese Seeriesen mit einem so großen Bauch eigentlich leben?“

„Von Krill“, antwortete Formutt lakonisch. Als er die verständnislose Miene des Fragestellers sah, mußte er lachen. „Das sind kleine Krebse“, erklärte er, „in der Größe der Krabben. Man nennt sie auch Walkrebse. Diese wiederum nähren sich von grünen Kieselalgen, die dem Meer im Sommer den grünen Farbton verleih.“

„Hm“, machte Eyken. „Also doch nicht Plankton allein?“

„Nee“, grinste der Kapitän. „Auch ein Walmagen wünscht zumindest eine bescheidene Abwechslung.“

„Und finden die Wale ausreichend Walkrebse?“ bohrte der Frager neugierig weiter.

Formutt nickte. „Jedenfalls so viele, daß sich auch Tintenfische, Vögel und weit unten im Süden die Pinguine davon ernähren können.“ Schon wieder halb im Gehen, wandte sich der Kapitän nochmals um. „Apropos Pinguine! In Kürze werden wir die ersten Spezies dieser sonderbaren Burschen zu Gesicht bekommen!“

„Also bald“ Eykens Miene wurde unvermittelt wieder hart.

„Bald“, bestätigte Krall. „Wir werden bald den Raum der Bouvet Insel erreicht haben, die unbewohnt ist und bereits zur vorgeschobenen antarktischen Zone gehört. Damit haben wir auch die Packeisgrenze erreicht.“

„Ich wäre lieber bei Rommels Wüstenfüchsen“, knurrte Eyken. „Ich habe in meinem ganzen Leben immer etwas gegen eine Hundekälte gehabt. Zudem ist der Südpol wesentlich kälter als der Nordpol.“

„Stimmt“, sagte der Hamburger bestätigend. „Der Norden hat mit meist viertausend Meter tiefen Wassermassen unter der Eisdecke einen Wärmespeicher, da sich bekanntlich Salzwasser nur wenig unter zwei Minusgrade abkühlen kann. Die Antarktis hingegen ist Festland, das noch dazu sehr hoch liegt und daher die Kältegrade stark herunterdrückt. Die Landmasse ist wesentlich höher als die Grönlandmasse und weist Erhebungen bis zu vier und fünftausend Metern auf.“

„Gut gelernt“, murmelte Eyken etwas bedrückt. „Und was wissen die Labskausfresser von der Elbe noch zu erzählen.“

Krall fletschte die Zähne mit gespielter Entrüstung. „Was heißt gut gelernt? Bevor ich meine Order übernahm, wurde ich zusammen mit anderen Seeoffizieren nochmals ausreichend mit Schulwissen nachgefüttert, da wir alle keine Eismeererfahrung für die Antarktis haben. Ihr Landratten könnt froh sein, daß wir unsere Lektionen gut gelernt haben, denn wir kommen ja jetzt bald dem Wedellmeer nahe, das als das gefährlichste Gewässer der Welt gilt, wenn man von dem berühmten 30. Breitengrad westlich der Azoren oder vom Todesrhombus bei den Bermudas und Bahamas absieht. Das Wedellmeer wird fast nie befahren, und es hat schon zahlreiche Schiffe in den früheren Jahren zerschlagen. Wir wissen jedenfalls jetzt für unseren Einsatz ausreichend Bescheid, und das ist für jeden Marineoffizier selbstverständlich!“

„Klar“ gab der SS-Offizier zu. „Ein Tier ohne Beine kann nicht springen...“

* * *

Die Fahrt des Verbandes ging unentwegt weiter nach Süden. Plötzlich waren kleine weiße Vögel in der Luft. Es waren Schneepetrellen, die ersten Vorboten der sich nun nähernden Antarktis. Sie kamen von den Packeisgebieten über den Treibeisgürtel und kennzeichneten mit ihren Flügen eine Vorzone von hundert bis hundertundfünfzig Kilometern.

Später tauchten dann die ersten Scholleneisstücke auf, und an der Kimme der See zeigten sich die ersten Spitzen noch entfernter Eisberge.

Der Verband steuerte jetzt die Bouvet Insel an. Langsam mehrten sich die in der bleigrauen See schwimmenden Eisberge in zunehmenden Größen. Ein gewaltiger Brocken mit einer geschätzten Mindesthöhe von dreißig Metern Überwasserhöhe gab eine erste Vorstellung von den wuchtigen und eindrucksvollen Eisweltriesen. Ein Mehrfaches der gezeigten Größe des Eisgebildes lag unter Wasser und verlieh der See um den Giganten herum bisweilen einen indigoblauen Schimmer.

Die Männer der Besatzungen bestaunten die neue Welt. Unwirtlich und dennoch faszinierend zeigte der sechste Kontinent sein ihm ureigenes Antlitz. Als schließlich die Bouvet Insel aus dem diesigen Horizont hochkam, zeigte sie beim Näherkommen ihren steil abfallenden Küsteneisrand, von dem Scharen von Vögeln hochstiegen.

Es war um die Mittagszeit, als sich die Boote im Vorfeld der Insel gruppierten und in aufgetauchtem Zustand ruhten. Sie hatten den halben Erdball umrundet, eine Feindflotte vernichtet und zeigten jetzt ihre trutzigen Stahlleiber herausfordernd einer Natur, die bisher dem menschlichen Forschungsdrang am meisten widerstanden hatte.

Hier fielen jetzt die weiteren Entscheidungen. Neue Befehle brachten die Mannschaften der Boote in Trab und sorgten für allerlei Überraschungen.

Noch am Abend des gleichen Tages stand es bereits fest, daß einige Boote bei der Insel in Wartestellung versetzt wurden, während das Gros des Verbandes noch weiter nach Süden befohlen wurde. Es ging jetzt darum, an einer geeigneten Stelle die den Booten zugeteilten Passagiere an das antarktische Festland zu bringen und ebendort das zahlreich mitgeführte Material auszuladen. Darunter auch alle Geräte und Waffenteile, die vom arktischen Stützpunkt 103 stammten.

Nachdem auch Kapitän Formutt vom FdU seine Order erhalten hatte, befahl er seine Offiziere und die ihm zugeteilten Sonderbeauftragten zu sich in die kleine Messe. Als sich die Befohlenen eingefunden und um ihn herum aufgebaut hatten, ließ er rühren.

„Meine Herren“, sagte er dienstlich mit ernster Miene, „die erste Etappe unseres Unternehmens ist geglückt und mit einem großen Kampf Erfolg abgeschlossen worden. Jetzt treten wir in eine zweite Phase, die nun abermals das Höchste abfordern wird. Wo immer wir jetzt zugeteilt werden und welche Aufgaben wir erhalten es wird auf jeden einzelnen ankommen, daß nichts, aber auch schon gar nichts ein Mißerfolg werden könnte. Wir dürfen uns keine Fehler leisten. Wir haben jetzt bedingungslos zu gehorchen, das Staunen überlassen wir der Welt für später, wenn man einmal merkt, was los ist. Ich spreche im Auftrag des FdU. Bin ich verstanden worden?“

„Jawohl, Käpt'n! „Die Antwort kam schlagartig wie aus einem Munde. Formutt fuhr fort: „Unser Boot 5XX bleibt mit dem Großteil der Besatzung vor der Insel liegen, bis neue Befehle kommen. Der zweite Kommandant unseres Bootes verläßt uns mit den uns zugeteilten Passagieren. Ebenso erhält Major Eyken den Befehl, sich im antarktischen Stützpunkt zu melden. Die Herren Hellfeldt und Krall bleiben dagegen bis auf weiteres bei mir an Bord!“

Der Kapitän winkte ab, als er bemerkte, daß die Letztgenannten zu einem Protest ansetzten. „Ich habe den Auftrag, alle Befehle genau durchzuführen und mich auf keinerlei Palaver einzulassen. Der FdU hat seinerseits ebenso strikt seine Befehle vom Stützpunktkommando erhalten, dem wir jetzt unterstehen. Diese Kommandostelle ist jetzt die einzige intakte Befehlsstelle des Reiches und außerhalb der Kapitulation. In der Heimat ist mittlerweile der Begriff des Reiches völkerrechtswidrig ausgelöscht worden. Reichspräsident und Großadmiral Dönitz wurde verhaftet und an der Ausübung seiner ihm zustehenden Rechte gehindert. Alles was nach Dönitz kommt, ist völkerrechts und zugleich verfassungswidrig. Das Reich ist jetzt in der Antarktis! Ferner wurde befohlen, ab sofort außerhalb des Stützpunktes selbst keine Reichskriegsflagge mehr zu zeigen oder auf Fahrten mitzuführen.“

Der Kommandant sah die Männer um sich an, als wolle er aus ihren Gesichtern die Gedanken lesen. Doch ihre Mienen waren alle starr und verkniffen. Mit gespielter Ruhe schloß er: „Die namentlich Abbefohlenen

verlassen bereits in einer Stunde das Boot. Die Seesäcke sind ohnedies jederzeit griffbereit. Das wäre einstweilen alles. Ich danke Ihnen!“ Er schnipste mit dem Zeigefinger über seinen Mützenschirm, machte eine harte Wendung und stakste aus der Messe. Eine halbe Minute etwa herrschte Schweigen. Der Hamburger war der erste, der tief Luft zu holen begann und loslegen wollte. Doch da hatte ihn Eyken schon am Arm gepackt.

„Sachte, Mann“, sagte der Major ruhig, „es ist noch nicht aller Tage Abend. Ihr habt doch von Haus aus eine eigene Order, die zweifelsohne nach wie vor gültig ist. Wir alle aber können nicht wissen, zu welchem Zeitpunkt wir eingesetzt werden sollen. Wozu also die Aufregung?“

Krall maulte noch, sagte aber dann: „Das hat alles seine Richtigkeit, Landfrosch! Mich wurmt eigentlich bloß das Herumsitzen in diesem Boot, während ihr in die große Eisfestung kommt. Dieses Flautemachen hier soll doch mal der Düwel holen!“

„Keine Zeit zum Trösten, Heldensohn“, schnitt der Major ab. „Ich hole jetzt meine Klamotten und verabschiede mich noch. Tschuß, einstweilen!“

Die beiden Offiziere sahen sich an. Der Wiener lächelte leicht. „Der Major hat recht, mein Junge! und das dicke Ende für uns kommt wohl noch...“

Bald darauf war es so weit. Der Major kam mit seinem Seesack wie ein Bär angetanzt. Er steckte in seiner dicken Parka, deren Kopfteil noch am Rücken hing. Er blieb vor den beiden Seeoffizieren stehen und streckte ihnen die Hand hin. „Schade, daß wir schon wieder getrennt werden. Wir haben uns gut verstanden. Na, hm, wünscht mir doch wenigstens ein schönes Wetter für die Eiswelt. Vielleicht schreibe ich euch Hübschen mal eine schöne Ansichtskarte. Mit einer antarktischen Reichsbriefmarke, haha!“

„Mach's gut“, sagte Krall.

Auch Hellfeldt murmelte einige Worte. Verabschiedungen machten ihm Unbehagen. Das gleiche merkte man dem I. WO an, der gerade in die Messe kam. Alle waren jetzt wortkarg.

Als Eyken sich umwandte und mit dem Sack am Rücken durch den Turm ins Freie stieg, folgten ihm die anderen. Der Major kletterte an Deck herunter und gesellte sich zu den zur Abholung bereiten Passagieren, die zumeist technische Fachleute waren. Hinter den am Turm bleibenden Seeoffizieren tauchte jetzt noch der zweite Kommandant des

Versorgungsbootes auf und betrat als letzter das Deck. Sofort folgte jetzt das Übersetzen auf ein nahe liegendes Kampfboot.

Der große Kampfbootverband war abgefahren. Bei U-5XX waren noch zwei weitere Versorgungsboote zurückgeblieben. Es war auch keine Flugscheibe mehr da, und die jetzt in Wartstellung befindlichen Boote mußten sich selbst sichern.

Formutt gab seiner Crew einen Tag Ruhe. Aber bereits am darauffolgenden Tag ordnete er eine Generalüberholung des Fahrzeuges an, wobei er insbesondere auf einen einwandfreien Zustand der Maschinen und der technischen Geräte Wert legte. Die beiden Kapitänleutnante verbrachten die nächsten Tage größtenteils in der Messe und betraten den Turm oder das Deck nur mehrmals im Tag zum Luftschöpfen. Die übrigen Offiziere, die dem Kommandanten unterstanden, waren stets beschäftigt oder verschliefen ihre Freizeit. Nur der Fähnrich suchte fallweise Anschluß.

Einige Tage vergingen. Die Kommandanten der zurückgebliebenen Boote hielten einen Dienstbetrieb aufrecht, um die Besatzungen vor einem unnützen Sinnieren zu bewahren. Im Augenblick dachte niemand daran, die Bouvet Insel zu betreten. Das galt für die Offiziere gleichermaßen wie für die Mannschaften.

„Wir haben Glück“, erklärte Formutt bei einer Plauderei nach dem Abendessen in der Messe, „daß vor dem deutschen Antarktisanteil keine Packeiszonen sind. Etwas mehr westlich hätten wir das Wedellmeer als Sperre vor uns gefunden. Hier finden wir verhältnismäßig günstige Verhältnisse, da wir nur Schelfeis haben. Das ist, wie Sie ja alle wissen, Gletschereis mit einer Schneeeauflage.“ Am unsichersten zeigte sich Mattheus mit seinem Wissen. Etwas stockend bat er den Kommandanten um die Größenverhältnisse der Antarktis.

Der Kapitän zeigte ein warmes Lächeln. „Frage nur, Junge, man kann nie genug wissen.“ Er strich sich mit der Hand kurz über das Kinn, dann fuhr er fort:

„Nun, die Antarktis ist als Landmasse einundeinhalbmal so groß wie Europa. Manche Gelehrte behaupteten, daß der antarktische Schild im Osten ein Rest des sagenhaften Gondwanalandes wäre. Man fand nämlich bereits fossile Korallen, Gewächsarten und Kohlenflöze. Daraus schließt man, daß es früher ein warmes Klima gab mit einem vermuteten Wüstencharakter. Die Westantarktis hingegen ist ein Faltengebirgssystem.“

Der Fähnrich nickte dankbar. „Und was ist Besonderes an Neuschwabenland?“ Der Kommandant wiegte den Kopf. „Das Besondere ist zurzeit der Zustand, in den wir das Gebiet oder zumindest einen Teil davon versetzt haben. Es ist jetzt im Innern zu einer unangreifbaren Festung geworden! Wir haben es bereits vor Kriegsausbruch auf internationaler Ebene als unser Interessengebiet beansprucht. Möglicherweise werden jetzt in Kürze die sogenannten Siegermächte Ansprüche auf deutschen Besitz stellen. Aber unabhängig von der für uns feststehenden Rechtslage, ist das Land faktisch in unserer Hand. Und unsere letzte Bastion dürfte, wie ich annehme, in den gebirgigen Teilen des Inneren von Neuschwabenland sein.“

„Und weiß man allgemein schon einiges über das deutsche Gebiet?“

„Die Weltöffentlichkeit hat nur oberflächliche Kenntnisse. Man hat die Namen der Gebiete und Gebirge zur Einsetzung in das Weltkartenmaterial übernommen, aber man weiß kaum mehr, als wir in Expeditionsberichten preisgegeben haben. Und jetzt kann niemand mehr herkommen. Man würde Wunder erleben!“

Das Jungengesicht des Fähnrichs zeigte einen ehrfürchtigen Ausdruck. Sein Glaube an deutsche Wunder war unbegrenzt.

Der Kommandant legte dem Jungen die Hand auf die Schulter. „Ich will Dir noch über den deutschen Forschungsanteil in der Antarktis erzählen, der zur Inbesitznahme von Neuschwabenland führte. Wir haben diesen Teil der Antarktis bereits in den Jahren 1938 und 1939 im Auftrage des Reichsmarschalls Göring weiter durchforscht. Daran war natürlich die Kriegsmarine gebühlich beteiligt. Wir verdanken es auch dem Eislotsen des damaligen Expeditionsschiffes „Schwabenland“, Kapitän Kraul, daß er die Anfahrtswege bis zur Schelfeiskantenküste herausfand, die jetzt auch unseren Booten zugute kommen. Der innere Landkern wurde nach dem Expeditionsleiter ‚Ritscher Land‘ genannt. Dort befinden sich auch die großen Gebirgsmassive, die eine natürliche Festung bilden. Dahinter erstreckt sich dann bis zur antarktischen Mitte hin die Wegener Hochfläche.“

„Und wie groß ist Neuschwabenland?“ fragte Mattheus wißbegierig weiter.

„Das kann ich dir genau sagen“, setzte der Kommandant fort. „Mit rund 600.000 Quadratkilometern ist es so groß wie unser ganzes Deutschland.“

„Danke!“, sagte der Fähnrich leise.

Jetzt nahm Krall den Jungen vor. „Und noch etwas: Wir Deutschen haben auch einen schönen Anteil an der gesamten Antarktisforschung. Schon kurz nach der Gründung des Zweiten Reiches, also um 1873, stieß der deutsche Kapitän Dallmann mit dem Schiff ‚Grönland‘ bis zum Palmer Land vor, das er als Insel feststellte. Durch die Bismarckstraße fahrend, kam er zu der jetzt als Kaiser Wilhelm Inselgruppe bekannten Gegend, von der er die größten Teile als Booth, Krogmann und Petermann Insel benannte. Wieder rund dreißig Jahre später, von 1901 bis 1903 gab es dann eine deutsche Südpolexpedition unter Drygalski, der antarktisches Festland betrat und nach dem im Ritscher Land ein Gebirge benannt wurde. Das Gebiet, das Drygalski betreten hatte, wurde von ihm damals Kaiser Wilhelm Land und ein dort liegendes Gebirge nach dem Namen seines Schiffes Gaußberg benannt. Acht Jahre später folgte bereits Wilhelm Filchner dem Ruf aus dem kalten Süden. Er fand und durchforschte das Prinzregent Luitpold Land. Am Anfang der zwanziger Jahre kam dann noch die ‚Meteor‘ Expedition unter Alfred Merz in den sechsten Erdteil. Und 1938 machten wir uns daran, in Neuschwabenland ganze Arbeit zu leisten!“

„Und da stecken wir jetzt noch mittendrin“, meinte Mattheus beeindruckt.

„So ist es!“

„Ob wir das alles im Süden noch sehen können, ehe wir neue Fahrbefehle bekommen?“

„Es ist ein hartes Land“, sagte der Hamburger ernst. „Wenn dich im Freien ein Sturm erwischt, dann orgelt das Weltall mit. Man muß nämlich wissen, daß die stärksten Winde auf unserem Erdball in der Antarktis wehen. Die blasen dich mit einem einzigen Heulton aus den Socken!“

„Und wieso sind dann alle anderen Leute, die diesen Kontinent verunsichern, nicht aus ihren Socken geblasen worden?“ fragte der Fähnrich spitz.

„Mein Gott, stellt der Junge Fragen“, polterte der L. I. dazwischen, der bisher im Hintergrund der Messe in einem Winkel gedöst hatte. „Hör mal, die Männer konnten eben mit dem Wind fliegen. Aber mit Kückenflügeln schafft man es nicht.“

Mattheus bekam rote Ohren.

Da winkte Krall ab. „Lieber L. I., der Junge ist schon richtig der paßt genau zu uns!“

Der Ingenieur lachte. „Ich habe ja auch nichts Gegenteiliges gemeint. Aber wenn man schon in einer Tiefkühlweite herumlümmeln muß, sollte doch wenigstens etwas Spaß dabei sein. Oder?“

„Ich bin nicht zimperlich“, beteuerte der Fähnrich. „Ich versichere Ihnen, meine Herren, daß ich bald Flügel wie ein Albatros haben werde!“

Mehr konnte er nicht mehr sagen. Die Messe dröhnte vom Gelächter der Männer.

Nach einer weiteren Woche eintöniger Wartezeit und nach Rückfrage beim Stützpunktkommando gab es endlich auch kurzen Landurlaub zur Bouvet Insel.

Lachend und fluchend zugleich erklommen die Landurlauber die kurze Steilküste und fanden dann ein völlig unwirtliches Land. Dennoch war alles voll Leben, große Scharen von Vögeln stiegen hoch, und an anderen Stellen kreischten Scharen von Pinguinen.

„Nicht immer ist die Antarktis so friedlich“, meinte Formutt, der die beiden Kapitänleutnante mitgenommen hatte, um ebenfalls ein bis zwei Stunden an Land herumspazieren zu können. „In der Antarktis ist der blutgierige Seeleopard zu Hause, der auch den Menschen gefährlich werden kann. Er ist äußerst schnell und beweglich und hat sich schon Menschenbeute geholt.“

„Dann ist es gut, daß diese Biester nicht gleich in hellen Scharen überall herumscharwenzeln“, feixte Krall.

„Die kommen nicht bis hierher. Ebenso sind die großen Pinguinarten erst auf dem Festland zu Hause. Diese Insel ist immerhin noch Vorfeld.“

Die kurzen Landausflüge trugen wieder zur Besserung der langsam gedrückt werdenden Stimmung der Besatzungen bei. Die Männer konnten sich wieder ausreichend an Land bewegen und reine Luft atmen. Man fand Spaß an der Fauna, und die Eintönigkeit der weißen Landschaft machte wenig aus. Die Bootskommandanten hatten ein feines Gefühl dafür, Freizeit und Dienst in ein gesundes Verhältnis zu bringen, und die Mannschaften zeigten ihre Dankbarkeit für die gute Führung durch eine wiedergewonnene Laune. Wenn die Offiziere der Boote allein unter sich waren, machten sie aus ihrem Unmut kein Hehl. Die Untätigkeit lag ihnen nicht. Dazu kam eine fallweise kurze Unterrichtung vom Stützpunktkommando über die Verhältnisse in der Heimat, die nicht gerade ermunternd wirkten.

Da erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Landeavis für eine Flugscheibe auf der Insel. Mit der Landeanmeldung kam zugleich die kurze

Mitteilung, daß drei Männer abgesetzt würden und die V-7 sofort zurückfliegen werde.

Kurz darauf erschien der Flugkreisel, bereits in niedriger Höhe fliegend, nahm Kurs auf die Insel und setzte auf einem Schneefeld auf. Kaum gelandet, hüpfen drei vermummte Männer ins Freie und gingen sofort auf den küstenwärts stehenden Abholtrupp zu. Als sie etwas mehr als hundert Meter von dem Fluggerät entfernt wären, dröhnten die Scheibfelder auf, der Kreisel stieg senkrecht hoch und zog dann, in eine Waagrechte gehend, mit unheimlicher Geschwindigkeit wieder südwärts davon.

Die beiden Seeoffiziere z. B. V. hatten zusammen mit Kapitän Formutt vom Turm aus mit Gläsern die Manöver verfolgt. Der Kommandant des Nachbarbootes war als Führer des Abholtrupps auf der Insel und wechselte mit den drei Angekommenen einige Worte. Daraufhin wurden zwei der Männer auf das Nachbarboot gebracht und der dritte zu U-5XX weiterbefördert.

„Wen kriegen wir denn jetzt?“ fragte Formutt neugierig und streckte den Kopf luchsend vor.

Hellfeldt lachte leise. „Der Kerl winkt ja ganz fröhlich.“ Auch er sah stärker nach vorn. „Das scheint ja ein ganz Lustiger zu sein!“

Wenig später setzte der Mann in der Parka als erster den Fuß an Deck und ging auf den Turm zu.

„Das ist doch“ Krall sah entgeistert dem Ankömmling entgegen.

„Ha! Das ist Eyken“, heulte der Wiener, während der Kommandant neben ihm schmunzelte. „Kruzitürken, sagt man da bei uns in Wien.“

Der SS-Major kletterte die Turmsprossen hoch und meldete sich dienstlich beim Kommandanten des Bootes. Dann drückte er erfreut beiden Seeoffizieren die Hände. „So, jetzt bin ich wieder bei den Salzwassersardinen! Wetten, daß ich als guter Onkel komme und große Abwechslungsfreuden bringe?“

„Das können wir vorerst abwarten“, dämpfte Formutt etwas sarkastisch. „Die Freuden wollen wir schriftlich sehen!“

Eyken klopfte an seine Brust. „Haha, meine Herren, hier ist die dicke Order! Gut behütet für euch. Da ist mehr Zucker dran als an allen Bibelsprüchen.“ Die Männer stiegen in das Turminnere und begaben sich zur Messe. Zuerst legte der Major die Parka ab, dann griff er in die Innentasche seines Waffenrockes und zog zwei Umschläge heraus. Einen reichte er dem Kommandanten und sagte: „Hier ist der Befehl vom

Stützpunktkommando für Sie, Kapitän, mit dem mündlichen Bescheid, daß Sie alle guten Wünsche der Stützpunktkameraden begleiten werden. Der Adju des Kommandeurs hat feierlich die Daumen gedrückt!“

„Hat sich was“, murmelte der Kapitän, während er den Umschlag entgegennahm und dem Major zunickte. Dieser gab nun den zweiten Umschlag an den neben ihm stehenden Krall weiter mit den Worten: „Dieser Einsatzbefehl ändert alle bisher ergangenen Weisungen und schließt mich mit ein. Für weitere mündliche Erklärungen bin ich daher zuständig.“

Stille. Nur Papier raschelte, als der Kapitän seine Order öffnete. Dann las er. Sein Gesicht zeigte keinerlei Regung außer einem leichten Hochziehen der Augenbrauen.

Als er gelesen hatte, faltete er das Schriftstück der Länge nach und ging zur Tür, wo er einen vorbeieilenden Maat anhielt. „Rufen Sie sofort die Offiziere in die Messe!“

„Jawoll, Herr Kapitän alle Offiziere in die Messe!“ antwortete der Maat. Unterdessen hatte Krall die ihm von Eyken übergebene Order geöffnet und hielt sie so, daß Hellfeldt mühelos mitlesen konnte. Formutt, der von der Tür zurückkam, blieb abwartend stehen.

Nach wenigen Minuten sahen sich die Männer überrascht an. Dann wandten sie ihre Blicke Eyken zu, der gleichmütig tuend dastand.

„Also wir drei?“ sagte der Hamburger, noch im Frageston.

„Wir drei“, wiederholte der Major.

Mehr konnte nicht mehr, gesagt werden, denn nun kamen die Bootsoffiziere, einer nach dem anderen, in die Messe gestolpert. Der enge Raum zwang sie, sich etwas aneinandergedrückt aufzustellen und auf die Eröffnungen des Kommandanten zu warten.

Der I. WO wollte melden, doch der Kapitän winkte ab. Niemand konnte die Gedanken hinter seiner Stirn lesen, als er die Männer der Reihe nach musterte. Der Krieg hatte aus den jungen Menschen frühreife Männer gemacht, die sich zu beherrschen verstanden.

Formutt hielt sich nicht mit Formelkram auf. Mit wenigen Sätzen erklärte er, daß nunmehr ein Fahrbefehl eingetroffen wäre. Das Boot werde argentinisches Gewässer ansteuern und an einem bestimmten Punkt von einem Schiff Ladung und Treibstoff übernehmen. Bei dieser Gelegenheit habe man drei Männer an der Küste abzusetzen. U-5XX werde am kommenden Morgen bereits abfahren. Ab sofort müsse das Boot genauestens überprüft werden, um wie vorgesehen auslaufbereit zu sein.

Als die Männer sich alle fragend ansahen, meldete sich der Hamburger: „Die drei Männer, die abgesetzt werden sollen, sind Hellfeldt, Eyken und ich!“ „Ahhh“ Die Offiziere zeigten echtes Erstaunen.

„So ist es“, gab auch Eyken zu. „Doch viel mehr wissen wir auch nicht. Wenn wir den südamerikanischen Subkontinent betreten, müssen wir auf einen Weihnachtsmann warten, der uns bei ,den Händchen nehmen und Bonbons überreichen wird. Es steht also alles noch in den Sternen.“

„Nach denen wir in Argentinien wohl ziemlich hoch langen werden müssen“, fügte Hellfeldt trocken hinzu.

Der Kapitän unterbrach jeden weiteren Frageansatz. „So, das wär‘s. Ran an die Arbeit meine Herren!“

Während die Bootsoffiziere drängelnd den Raum verließen, wandte sich Formutt an die Zurückbleibenden: „Ich darf alle bitten, in zwei Stunden wieder hier in der Messe zu sein. Ich möchte mich dann über alles weitere hinsichtlich des Stützpunktes und der Befehle noch unterhalten. Major Eyken, Sie werden wahrscheinlich nach der Luftreise hungrig sein. Lassen Sie sich vom Smutje etwas bringen. Also bis nachher!“

Jetzt setzten sich die Kapitänleutnante, während Eyken ein Bein über die Ecke des Messtisches legte. Hellfeldt sah den Major an: „Deine Rückkehr überraschte uns. Noch mehr aber, daß wir nun vereint ein Gespann abgeben werden. Ich bin sicher, daß wir großartig zusammenpassen werden. Wir sind bereits durch die vorangegangene Bordkameradschaft bestens zusammengewachsen. Wenn wir auch noch nicht wissen, was für Aufgaben an uns herangetragen werden, so kann man bei einigen Überlegungen nicht allzu große Mutmaßungsschwierigkeiten haben.“

„Das meine ich auch“, bestätigte der Major. „Zu der mir übergebenen Anlaufadresse in Buenos Aires habe ich noch ein chiffriertes Schreiben, das allerdings bei Gefahr trotz dem schwierigen Code vernichtet werden muß. Zudem wurde ich als dritter zu euch befohlen, weil ich draußen in der Welt mit besonderen Verbindungen besser mit Schwierigkeiten fertig werden kann.“

„Die Leute von der Schwarzen Sonne“, sagte Hellfeldt.

„So ist es“, bestätigte der Major knapp.

„Und wie stehen die Dinge im Stützpunkt“ fragte der Wiener.

„Tsss tsss“, machte Eyken. „Das ist toller, als man es gemeinhin glaubt. Nach außen natürlich Geheime Reichssache! Wenn sich jetzt die Alliierten an uns versuchen wollen, würde es ihnen ebenso gehen wie vor etlichen

Wochen im Nordatlantik. Ich möchte aber nicht zweimal erzählen. Wenn der Käpt'n in zwei Stunden wieder bei uns aufkreuzt, lasse ich ein Garn los, daß euch die Augen übergehen. Formutt wird es wohl ebenso gerne wissen wollen wir ihr beide.“

„Das ist doch begreiflich“, meinte der Hamburger. „Warten wir also noch bis dahin. Die meiste Zeit des Lebens beim Militär verbringt man, Landsersprüchen zufolge, ohnedies mit Warten.“

„Ein chinesischer Weiser sagte einmal...“ begann Eyken ernst zu dozieren.

„Halt, halt!“ bat Krall armehebend. „Bleibt mir mit den Vogelneressern vom Leibe!“

* * *

Mit nahezu militärischer Pünktlichkeit tauchte zwei Stunden später der Kommandant wieder in der Messe auf, in der nur der Major und die beiden Kaleus wartend saßen.

„Behaltet Platz, Kameraden“, sagte er formlos und schob sich die Mütze ins Genick. „Jetzt sind wir mal zwanglos unter uns.“ Mit einem kleinen Seufzer fuhr er fort: „Das lange Herumliegen ist für uns Seeleute nicht gerade erfrischend. Und fernab von jeder Abwechslung noch Däumchendreien müssen, war ärger als ein Strafexerzieren.“

„Dafür hören Sie jetzt eine erstaunliche Wahrheit! „Eykens Augen glitzerten.

„Ich habe meinen beiden Kameraden noch keine Schilderung des Stützpunktes gegeben, weil ich nicht zweimal erzählen wollte.“

Der Hamburger brummte etwas undeutlich.

Der Major übergang Kralls Maulen. Sich steif aufrichtend, fuhr er fort: „Ich will mich nicht mit nebensächlichen Einzelheiten aufhalten. Was wir wissen müssen, ist die Tatsache, daß wir in einem überaus großen Gebiet sitzen, das voll von Merkwürdigkeiten ist. Von der unmittelbaren Schelfeisküste weg liegt das Ritscher Land mit einer Tiefe von rund dreihundert Kilometern bis zu zwei riesigen Gebirgsgruppen, die einen ausgesprochenen Festungscharakter haben und deshalb bereits von Natur aus einen idealen Stützpunktcharakter zeigen. Polwärts liegt links eine mächtige Gruppe, die den Namen Wohlfahrtmassiv trägt und eine Breitenausdehnung von etwa 180 Kilometern aufweist. Nach einer kurzen Unterbrechung folgt rechts anschließend das Drygalski Gebirge, das ebenso

lang wie das zuvor genannte Massiv ist. Diese Gruppe hat einen besonders bizarren hochalpinen Formenreichtum, der in seiner Gesamtheit einer wilden Urwelt gleicht, die mit ungeheuren Eismassen bedeckt ist. Steile Spitzkegel gleichen Nadeln aus einer Riesenwelt. Nach rechts außen folgt dann mit einer ungefähren Länge von 150 Kilometern das Mühlig Hofmann Gebirge, das ebenso wuchtig und drohend in den antarktischen Himmel steilt. Wer hier nistet und über neue Waffen verfügt, ist unumschränkter Herr und mit bisherigen Mitteln unangreifbar!“

Eyken machte eine Kunstpause. Der kleine Raum der Messe war von einer spürbaren Spannung erfüllt. Die Zuhörer hatten starre Gesichter und mimten Beherrschtheit.

„Poleinwärts fallen diese Gebirgsgruppen steil zur Wegener Hochfläche ab“, setzte der Major wieder fort. „Diese abfallenden Hänge tragen den Namen ‚Neumayer Steilwand‘. Die bis zu einer Höhe von viertausend Metern reichenden Gipfel der Gebirge lassen die bereits zuvor genannte Wegener Hochfläche bis zu einer Weite von zweihundert Kilometern in das Landesinnere einsehen. Ich möchte dabei noch eine besondere Merkwürdigkeit erwähnen: Nördlich vom Wohlfahrtmassiv liegt eine Seengruppe, welche nach Schirmacher benannt wurde und deren Wässer trotz der überall herrschenden großen Kälte niemals zufrieren. In diesem Gebirgsmassiv liegt auch das Conrad Gebirge mit den höchsten Bergspitzen, die bisher noch keine Namen haben. Hier fallen schmale Täler stellenweise bis zu zweitausend Meter tief ab. Im Norden gibt es bei dieser Gruppe hochliegende Eckpfeiler, wie den Mentzel Berg und den etwas halbrund liegenden Zimmermann Berg. Über einen nadelförmigen Basaltgipfel, den sogenannten Zuckerhut, geht die Gebirgsformation dann in die hohe Zackenreihe des Ritschergipfels über. Wer das alles einmal gesehen hat, weiß, daß hier die Natur unser bester Verbündeter ist. Hier haust jetzt der große Drache aus dem Norden und wird Feuer aus dem Süden speien, wenn man ihm zu nahe kommt!“

„Demnach wäre dies ein Stützpunkt, für den es bisher keine Vergleiche gibt“, sagte Formutt mit etwas kratziger Stimme. „Diese Darstellung halte ich für ausreichend.“

„So ist es“, bestätigte Eyken. „Ich denke, daß Einzelheiten über Waffen und Stellungen unwesentlich sind. Man rechnet damit, daß über kurz oder lang die Alliierten einiges herausbekommen werden und daß man einen Angriff versuchen wird. Dabei werden wir, ebenso wie die Welt, dann mehr

erfahren. Bis dahin wollen wir von kommenden Überraschungen nichts vorwegnehmen. Und da wir zudem mit besonderer Order in eine Welt zurückkehren müssen, die allerorts jetzt von den Alliierten zumindest kontrolliert wird, ist es allein schon aus Sicherheitsgründen zweckmäßig, nicht allzu viele Einzelheiten zu wissen!

„Das ist klar wie Gletschereis“, meinte Hellfeldt. „Es ist schon fast das zuviel, was wir jetzt wissen.“

„Jedenfalls haben wir hier zu unserer Beruhigung eine Neuauflage des arktischen Punktes 103!“, meinte der Hamburger.

Der Major machte eine unbestimmte Geste und wiegte leicht den Kopf. „Punkt 103 war eigentlich als eine Hortstelle gedacht. Der antarktische Stützpunkt hingegen ist nicht nur eine Hortstelle mit tiefen und unangreifbaren Kavernen, sondern wie bereits eindeutig erwähnt, eine riesige Festung und keineswegs so verwundbar, wie es der arktische Punkt trotz mannigfaltiger Sicherungen war. Hier liegt zudem eine starke ausgesuchte Besatzung, die sich das letzte deutsche Bataillon nennt, obwohl sie zahlenmäßig noch stärker als eine solche kriegsstarke Einheit ist. Mit der gehorteten Bewaffnung und dank den Flugscheiben, den V-7, liegt hier eine Kampfkraft auf der Lauer, die nicht mit üblichen Maßstäben zu messen ist. Dazu kommt noch zusätzlich unsere U-Boot Flottille mit ihren neuen Lenkwaffen.“

„Jetzt erst beginne ich zu begreifen, warum wir es uns auch leisten konnten, nicht armierte Versorgungsboote zu bauen“, gab Formutt nach einer kurzen Überlegung zu. „Daß eine solche gewaltige Unternehmung auch genügend Transportraum benötigt, ist verständlich. Daß ausgerechnet ich einen Lastkahn kommandieren muß, anstatt ein Kampfboot zu bekommen, ist eine Tücke des Schicksals!“

„Man muß sich immer als Teil eines größeren Ganzen fühlen“, tröstete Eyken den Kapitän. „Hier muß jeder für den anderen stehen. Hier bei uns wird nicht mehr im zweiten, bereits abgeschlossenen militärischen Weltkrieg gekämpft, sondern wir schlagen bereits die ersten Schlachten der kommenden deutschen Freiheit! Wieweit uns in den nächsten Jahren die Heimat unterstützen wird, wissen wir nicht. Soweit wir bis jetzt anhand der nicht tröstlichen Nachrichten übersehen können, dürfte es sehr lange dauern, bis sich Eliten für eine deutsche Unabhängigkeit und Freiheit sammeln. Die Feindpropaganda walzt alles mit dicken Lügen nieder, und der deutsche Michel wird zum Schaf!“

Formutt stützte seinen Kopf mit der Rechten. Seine Stimme war schwer und dunkel, als er nach einer Weile sagte: „Wer hätte je gedacht, daß sich Menschen, und besonders die Deutschen, so schnell ändern können? Und dazu noch die absurde Tatsache, daß das letzte Stück des Reiches in der Antarktis liegt?“ Starr und mit zusammengekniffenen Augen sah Eyken den Kapitän an. „Dieser antarktische Stützpunkt als Rest des Reiches hat eine große hintergründige Bedeutung. Die Entwicklung hat Positionen geschaffen, deren Bedeutungen und Wirkungen erst später erkennbar werden.“

„Das verstehe ich nicht recht“, murmelte Formutt etwas hilflos.

Der Major entspannte sich wieder. Zuvor hatte es den Anschein gehabt, als wäre ein Bann über ihn gekommen, der von weither ein inneres Schauen beeinflusste. Sorgfältig seine Worte wählend, sagte er: „Um meine vorherige Anspielung verständlich zu machen, muß ich einleitend darauf hinweisen, daß wir uns mit der Bedeutung der Pole auseinandersetzen müssen. Wissende Kreise bezeichnen den Nordpol als das Theonium der Erde mit der gleichzeitigen Bedeutung eines Ortes der höchsten Vergeistigung. An diesen Pol sind auch Luzifer, der Lichträger des Nordens, und Prometheus gebunden. Hier liegt der Mitternachtsberg, der legendäre Berg der Versammlung. Eine Auslegung besagt, daß damit die Erdachse gemeint ist, die sich vom Pol zum Polarstern hochzieht. Viele Völkerüberlieferungen sehen auf diesem Gestirn den Sitz höchster Weisheiten. Dieser mystische Punkt gilt auch als Ausgangspunkt der arischen Sendungsüberlieferung und als Urquell der arischen Kräfte.“ Der Redner machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort: „Der Südpol, das antarktische Gegenstück des Nordens, ist hingegen als Dämonium zu betrachten. Er wird als Ort der größten Materialisation beschrieben, in seine Eiswelt sollen auch alle bösen Dämonen dieser Erde verbannt worden sein. Wenn man sich nun unseren Planeten, bildhaft gesehen, nach dem ptolemäischen Weltbild als Scheibe vorstellt und diese nach der Art des chinesischen Ying Yang Symbols in zwei gleiche Hälften teilt, deren eine weiß und die andere schwarz ist, dann brauchen wir uns nur noch jeweils im weißen Feld einen schwarzen Punkt und im schwarzen einen weißen Punkt vorstellen, um damit eine politische Realität vergleichen zu können.“

Eyken zog einen Bleistift aus seiner Rocktasche und zeichnete mit möglichster Genauigkeit die zuvor beschriebene Scheibe auf die Tischplatte. Dann erklärte er weiter: „Nach der heutigen Lage gelten die

von der im Hintergrund stehenden Hochfinanz mit ihren Logentruppen geführten Vereinigten Staaten von Amerika als die Macht der größten realen Materialisation. Diese Macht ist es, die ihre militärischen Kräfte über den derzeit noch aufrechterhaltenen Schutzschild gegen die Arktis weiter an den Nordpol heranschiebt. Nach den jetzt eingetroffenen Nachrichten beabsichtigen die Vereinigten Staaten in Kürze, Stützpunkte in Grönland zu beziehen und auszubauen. Aus eingeweihter Quelle wurde uns auch noch bekanntgegeben, daß die Absicht besteht, für den zu errichtenden Hauptstützpunkt den Namen ‚Thule‘ zu usurpieren. Hinter diesem Bestreben liegt ein tiefer Sinn. Ebenso versuchen auch die Sowjets ihre Inseln im Nordmeer auszubauen. Mali wird sicherlich in kurzer Zeit mehr darüber erfahren. Symbolisch ausgedrückt, setzen sich damit die materialistischen Kräfte als schwarzer Punkt in das weiße Feld der großen Geistigkeit. Die wissenden Kräfte der arischen Tradition, die noch vorwiegend im deutschen Raum vorhanden sind, gelten als die letzten Wahrer und Hüter des weißen Feldes. In diesem Feld werden wir den schwarzen Punkt nicht zu fürchten brauchen, solange wir die Kraft des Nordens als Schild oder Schwert zu nützen verstehen! „Der Major schraffierte jetzt das eine Halbfeld der zuvor gezeichneten Scheibe nach Ziehung einer S-förmigen Teillinie zu einer dunklen Rasterfläche, dann setzte er die Spitze des Bleistifts in das schwarz angedeutete Feld. „Hier, im dunklen Bereich, liegt jetzt der weiße Punkt! Das bedeutet, daß wir nach der äußerlichen Besetzung des eigenen weißen Feldes durch schwarze Kräfte, mit unserem Potential nach dem Süden, in das dunkle Dämonium ausgewichen sind. Da wir als Wissende gekommen sind, müssen wir nun ohne eine innere Selbstaufgabe, bildlich gesprochen, den Versuch unternehmen, die Kraftquellen der materialistischen Konzentration anzuzapfen und dem eigenen weißen Punkt dienlich zu machen. Allein das Weiße, die kommende weiße Sonne, sol invictus, die unbesiegbare, muß vom theonischen Prinzip her obenan bleiben. Diese weiße Sonne wird das spätere Symbol, das der jetzt noch gültigen Schwarzen Sonne, das Zeichen unserer militärischen Potenz, folgen wird. Es gibt Überlieferungen, denen zufolge aus dem Norden das Urlicht kommt, aus dem Süden hingegen ER. Dieser ‚ER‘ ist die personifizierte dunkle Macht. Interessant dazu ist eine Stelle aus der Edda, in der es heißt: Von Süden kommt Surtur mit sengender Lohe, hell leuchtet des Schlachtgottes Stahl. Surtur, der Feuerriese von Muspelheim, wird als ‚der Schwarze‘ übersetzt.“

Jetzt war es Krall, der unterbrach: „Zu dieser Erklärung weiß ich eine merkwürdige Überlieferung aus der jüngeren Zeit Chinas. Während meiner Ausbildungszeit betrieb ich im Zusammenhang mit dem Marinewesen Geschichtsstudien. Da kam mir auch ein Bericht aus dem Boxerkrieg in China unter. In diesem wurde erwähnt, wie ich mich noch erinnern kann, daß die in den Kampf ziehenden Boxer Papierstreifen verschluckten, die sie unverwundbar machen sollten. Diese Streifen trugen den Text: Ich bin der Buddha der kalten Wolke; vor mir ist die schwarze Gottheit des Feuers und hinter mir ist Laotse, mein anderes Ich.“

Eyken lächelte fein. „Dieses und noch anderes ist mir bekannt. Zu den erwähnten chinesischen Zaubersprüchen muß man aber noch wissen, daß die chinesischen Krieger vor dem Verschlucken der Papierstreifen noch einem Ritual unterworfen wurden. Die Maier beschworen mit ihnen zuvor noch Si Nen ti, den Geist des Nordpols!“

Der Hamburger zog erstaunt die Augenbrauen hoch. „Das wußte ich nicht. Aber ist es nicht merkwürdig, wie überall weltweit gleiche oder ähnliche mythische Elemente die Mystik durchdringen?“

„Dem, der Wissen hat, wird vieles verständlicher erscheinen“, versetzte der Major ruhig. „Man muß nur immer wieder nach den Ausgangspunkten suchen!“

Da die Seeoffiziere wohl zustimmend nickten, aber stumm blieben, nahm Eyken den Faden wieder auf. „Das Dämonium des Südens wird mit der jetzigen politischen Entwicklung virulent, und es ist wahrhaft seltsam, daß sich die Macht des aus dem Dunkel kommenden Bösen aggressiv im Norden festzusetzen versucht, während das Gute und die Geistigkeit als Kern der nordischen Sendung im Süden Asyl suchen muß, um von da aus wie Luzifer, der Lichtträger, das Helle, das Licht in die Welt zu tragen. Das Dämonium muß zur Erhaltung des bipolaren Gleichgewichts den weißen Kräften zur Rettung des Theoniums helfen. So liegen jetzt die Dinge außerhalb der profanen Ebene für die Wissenden.“

„So besehen ist die Kraft des Stützpunktes noch wesentlich anders als bisher angenommen. Hier spielen Gesetzmäßigkeiten von Bedeutung hinein“, murmelte Hellfeldt. „Hier in der Antarktis gibt es auch außerhalb von Neuschwabenland noch manche Dinge, die erst zum Teil bekannt sind“, setzte der Major fort. „Da ist beispielsweise weitab von hier, ungefähr an dem uns entgegengesetzten Küstenrand am Roßmeer eine hohe Vulkankette, deren höchster Gipfel den Namen Erebus trägt. Unweit von

ihm, etwas niedriger, ragt der Vulkan Terror hoch. Erebus ist bekanntlich die finstere Unterwelt, die Finsternis selbst. In der Theogonie des Hesiod ist Erebus auch ein Sohn des Chaos. Die Namensverteilung bei der Entdeckung dieses antarktischen Küstenabschnittes wurde wohl kaum mit vollem Wissen der urgründigen Bedeutungen gegeben, zweifelsohne jedoch entsprangen sie einem unterschwelligem Bewußtsein, als man die drohenden Schroffen der Berge sah, die einen unheimlichen Bann auszustrahlen schienen. Seither wird das Erebus Territorium als das eigentliche Zentrum der dunklen Kräfte angesehen.“

Der Sprecher räusperte sich kurz. „Dann gibt es da noch eine Deutung für den Kohlensack. Eigentlich sind es zwei, die der Edda entnommen ist. Wer jemals anstelle einer Himmelsfarbe von der Erde aus durch einen tiefschwarzen Schlund in das Weltall gesehen hat, wird wohl kaum diesen beängstigenden Anblick vergessen können. Es ist ein dunkles Loch oder ein tiefschwarzer Kanal also das Schwarze! das in die Weltnacht führt. In ein dunkles Gebiet in der südlichen Milchstraße, in dem Dunkelwolken aus interstellarer Materie das Sternenlicht absorbieren. Dieses kohlschwarze Loch ist im Zeichen des Kanopus. Die besagte Stelle in der Edda hält fest, daß es die Gnipa Höhle gibt, vor welcher der hütende und wachsamer Hund liegt. Wörtlich heißt es bei der Völuspa, ‚Der Seherin Gesicht‘: ‚... Gellend heult Garm vor Gnipahellir, es reißt die Fessel, es rennt der Wolf...‘ Also Sirius, der Hundestern. Möglicherweise fand in der nachatlantischen Periode ein Wissensaustausch mit Altägypten statt, wobei Berichte übernommen wurden, denen zufolge die ägyptischen Priester ihre großen Einweihungszeremonien stets beim Frühaufgang des Sirius mit dem Hund vornahm, wobei auch die Kanopushöhle erwähnt wurde.“

Nachdenklich zur Decke starrend, fuhr er wieder fort: „Im Vishnupurâna der alten indischen Literatur ist der Kanopus unter der Bezeichnung Agastya bekannt. Über Agastya vollzog sich der Abstieg der Himmelssöhne, der Pitris. Diese Pitris kamen der alten Mythe zufolge als Stiersöhne zur Erde. Zu dieser Zeit befanden sich die Venus, der Morgenstern, im Zeichen des Stiers und die Sonne im Zeichen des Löwen. Dieser Zeitpunkt bedeutet nach alten Überlieferungen zugleich die Geburt der nordischen Seele aus dem Sternenlicht. Luzifer, der Lichtträger, wurde dann später von der eifernden Kirche verstoßen und in die Hölle verdammt. In Wirklichkeit ist die Hölle die Höhle, die große Mutterhöhle, das Ur. Damit trennte sich die Kirche von der Schöpfung und der Aussage der

Natur. Sie verdrängte den Lichtträger und setzte an dessen Stelle den kleinlichen, zeternden, racheheischenden Stammesgott von Wüstenstämmen, den menschengestaltigen Jahweh.“

Im Messeraum herrschte kurz Stille. Die Erklärungen des Majors hinterließen einen tiefen Eindruck. Nun hatte sich auch der antarktische Himmel als Teil einer kosmisch ausgreifenden Legende geoffenbart.

Formutt setzte gerade zu einer Frage an, als der I. WO in die Messe kam und Haltung annahm. Streng dienstlich schnarrte er: „Meldung vom L.1., Herr Kapitän! Boot ist jetzt klar zum Auslaufen!“

Formutt stand auf, die Unterhaltung erstarb.

„Alles verlässlich überprüft?“

„Jawohl, Herr Kapitän!“

„Danke!“

Der I. WO salutierte und verschwand eilends

Mittlerweile hatten sich auch die anderen Anwesenden in der Messe erhoben.

„Hm, zackig, zackig“, murmelte Eyken nach dem Abgang des diensthabenden Offiziers.

„Ja, ich weiß“, wehrte Formutt ab, „man sagt den U-Boot Leuten immer nach, sie seien ein loser Haufen. Das liegt natürlich auch an der Besonderheit unserer Waffengattung. Aber wenn es ernst wird, spielen wir auch scharf.“ Er sah die Männer vor sich der Reihe nach an, dann sagte er betont langsam: „Und jetzt wird es ernst. Es ist so weit. Unsere Aufgaben beginnen!“

Niemand antwortete mehr. Der Kommandant wandte sich jetzt dem Ausgang zu, blieb aber in der Türöffnung nochmals stehen: „Ich hoffe, wir haben während der Fahrt noch ruhige Stunden, unsere Gespräche fortzusetzen. Wir laufen jetzt in wenigen Stunden aus. Damit verlassen wir das Gebiet des letzten freien Deutschlands mit dem Stützpunkt des letzten deutschen Bataillons!“

„Nein, Herr Kapitän“, drang Hellfeldts Stimme durch den Raum. „Ulrich von Hutten sagte einmal: ‚Deutschland ist überall, wo starke Herzen sind!‘“ Formutt preßte die Lippen zusammen, dann sagte er leise: „Mit euch fahre ich, wenn es sein muß, dreimal durch die Hölle. Hin und zurück!“

III. EIN LICHT GEHT AUS

„Ich ertrag's wie ich's vertrug
und wie ich's immer will ertragen!“

Walter von der Vogelweide

Boot 5XX war ausgelaufen. Es hielt vorerst Nordkurs, um einen weitab liegenden Bogen um das berüchtigte Wedellmeer zu schlagen.

Es hatte keine Verbindung mehr zu dem antarktischen Stützpunkt und ebensowenig auch mit dem FdU der Flottille. Es gab keinen Geleitschutz mehr aus der Luft, und im Falle einer Entdeckung war das nur schwach armierte Versorgungsboot fast wehrlos.

Unter diesen Umständen war es verständlich, daß die Offiziere und die Mannschaft ernst und wortkarg ihren Dienst versahen. Sie wußten, daß es auf jeden einzelnen ankam, um das Boot zum festgesetzten Zeitpunkt sicher ans Ziel zu bringen. Trotz der Schweigsamkeit des Kommandanten hatte es sich nicht verheimlichen lassen, daß der Befehl ein Treffen mit einem Versorgungsschiff irgendwo nördlich der Falklandinseln vorsah. Aber niemand wußte etwas über die Nationalität des Schiffes. In der Order war nur ein bestimmtes Flaggensignal als Erkennungszeichen angegeben.

Später schwenkte das Boot nach dem Westen ab.

Der Kommandant hatte jetzt keine Zeit, sich weiter mit seinen Gastoffizieren zu unterhalten. Die auf ihm lastende Verantwortung für die Fahrsicherheit und eine fristgemäße Auftragserfüllung ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Er schlief wenig und nahm nur hastig seine Mahlzeiten zu sich.

So kam es, daß die beiden Kapitänleutnante und Eyken meist allein in der kleinen Messe saßen, da die Bootsleute, die vor der Ausfahrt wieder zu einer zahlenmäßig richtigen Besatzung verkleinert worden waren, in den Dienstsichten auf ihren Plätzen waren oder die Freiwache verschliefen. Hilfsdienste der beiden Gäste hatte der Kommandant abgelehnt.

Die drei Offiziere nützten die ihnen nun großzügig bleibende Freizeit mit spanischen Sprachübungen. Eyken beherrschte diese Sprache einigermaßen fließend.

Der Atlantik war im Monat Juli ruhig, und in den erreichten Breiten wurde es bereits wärmer. Das Boot fuhr tagsüber getaucht, aber nachts unter

dem funkelnden Sternenteppich des Südhimmels zeigte sich nur eine leere silberglitzernde See.

Während eines kurzen gemeinsamen Essens fragte Eyken den Kommandanten, ob er und seine Gefährten vor dem Treffen mit dem angekündigten Schiff an der Küste abgesetzt würden oder erst nachher.

Formutt sah den Major etwas mißmutig an. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen und schien müde. „Richtig sollte ich Sie noch vor dem Treff absetzen. Ich möchte aber nach einigen Überlegungen nicht Gefahr laufen, wegen irgendwelcher unerwarteten Umstände in Zeitverzug zu geraten. Ich trage für die Erfüllung der mir übertragenen Aufgabe die volle und alleinige Verantwortung! Vielleicht besteht die nicht vorgesehene Möglichkeit, daß ungeachtet der Planung ein Umsteigen auf das Schiff möglich ist und Sie auf diesem Wege unauffällig irgendwo an Land gehen können. Aber das wird sich erst zeigen, wenn wir über das gemeldete Schiff mehr Bescheid wissen. Ich riskiere dann weniger mit meinem Boot.“

Eyken nickte zustimmend. „Das hört sich logisch und gut an. Es scheint auch mir eine bessere Lösung zu sein als die ursprünglich geplante.“

Der Kapitän atmete erleichtert auf. „Es freut mich, daß wir uns einig sind. Es wird mir leid tun, wenn Sie nicht mehr auf meinem Boot sind. Wir haben uns prächtig verstanden, und ich werde Sie vermissen.“

Jetzt machte Krall eine Geste des Bedauerns. „Wir waren zwar dienstfreie Gäste, aber auch uns wurde Ihr Boot beinahe ein Zuhause. Ich habe schon jetzt ein komisches Gefühl im Magen, wenn ich daran denke, daß wir in Kürze von der Weltgeschichte wieder irgendwohin gehustet werden, ohne zu wissen, wie es dann weitergeht.“

„Manches Mal ist weniger Wissen besser als zuviel“, lächelte Formutt etwas gelockert. „Wilhelm Busch sagte einmal weise: Erstens kommt es anders, zweitens, als man denkt!“

„Diesen Spruch kenne ich nicht“, gab der Hamburger zurück. „Wenn ich an Busch denke, fällt mir bloß die fromme Helene ein.“

Der bisher ruhige Wiener seufzte und verdrehte die Augen. „Heiliger Strohsack! Jetzt denkt dieser Alsterknabe an eine Helene, während uns allen der Arsch beinahe auf Grundeis geht.“

„Aber Eis schmilzt bald“, meinte Krall anzüglich.

„Doch nicht vor Argentinien“, wehrte Hellfeldt ab. „Das ist nämlich immerhin noch trotz vieler Freunde ein kriegführendes Land, in dem sich

Feindagenten tummeln wie Flöhe in einem Hundefell. Man kann da ganz schön in des Teufels Küche kommen.“

„Es wird an uns selbst liegen, nicht aufzufallen“, versuchte der Major die Besorgnisse des Wieners zu dämpfen. „Man muß wissen, daß trotz der Kriegserklärung Argentiniens an Deutschland, die der Präsident Farrel und sein junger Kriegsminister, der junge Oberst Juan Dominge Perón, unter dem Druck der Alliierten im März dieses Jahres unterschrieben, viele Offiziere noch immer einer argentinischen Neutralität anhängen. Wir werden in diesem Lande manche Dinge auf den Kopf gestellt vorfinden. Da ist beispielsweise der Einfluß der Freimaurer so groß, daß kein Offizier einen höheren Rang erreichen kann, wenn er nicht Mitglied einer Loge ist. Im argentinischen Staatswappen ist die Jakobinermütze in einem Dreieck vor der Freimaurersonne zu sehen. Es gibt eine eigene Offiziersloge, GOU genannt. Diese Abkürzung bedeutet ‚Grupo de Oficiales Unidos‘. Wie uns bekannt wurde, verfaßte diese Loge in Buenos Aires am 17. Juli 1942 ein Geheimdokument, in dem sich die Mitglieder für eine Erhaltung der Neutralität des Landes verpflichteten. Das Sonderbare dabei ist, daß die argentinischen Freimaurerbrüder weitgehend deutschfreundlich sind. Damit stehen sie in einem schroffen Gegensatz zu allen anderen Logenbrüdern der Weltfreimaurerei.“

„Das ist mehr als sonderbar“, bemerkte Hellfeldt überrascht. „Diese Leute müssen doch wissen, daß die Achsenmächte jede Tätigkeit der Logen unterbunden haben.“

Eyken übergang den Hinweis und fuhr fort: „Soweit bekannt, steht keiner der maßgebenden Offiziere im Lande auf seiten der Alliierten. Wohl gab es eine alliiertenfreundliche Regierung unter Präsident Ortiz, doch wurde diese bereits im Juli 1942 abgelöst. Drei Wochen später verstarb Ortíz. Nachher unternahm der Admiralsstabschef Teiseire, ein Hochgradfreimaurer, den Versuch, Argentinien in den Krieg gegen Deutschland zu treiben. Aber die Leute der GOU waren dagegen. Dennoch änderte dann der spätere Präsident, General Ramirez, die Lage, indem er einen Abbruch der Beziehungen zu den Achsenmächten erzwang. Das war, wie ich mich erinnere, am 26. Januar 1944, also im Vorjahr. Aber bereits im Februar, einen Monat später, trat Ramirez von der Präsidentschaft zurück, und an seine Stelle kam sein bisheriger Vizepräsident Farrel. Dieser baut den im Hintergrund stehenden Oberst Perón auf, von dem unser Nachrichtendienst meldete, daß man mit ihm als einem der kommenden Männer Argentiniens

rechnen müsse. Nun, ich habe mich eingehend mit der Entwicklung in diesem Lande befaßt und mir im Stützpunkt noch letzte Informationen geben lassen, damit wir nicht unvorbereitet in das Land kommen“, schloß der Major seine Darlegungen.

„Für mich ist eines maßgebend“, erklärte Formutt kurz. „Argentinien ist ein kriegführendes Land, und danach habe ich mich bei meinem Unternehmen zu verhalten. Das werde ich strikt tun und ohne Sentimentalitäten. Und ich sage Ihnen offen, wenn ich an Ihre Aufgaben denke, möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken. Es ist nur ein schwacher Trost, daß Sie, wie ich sehe, nicht gänzlich unvorbereitet in die Höhle des Löwen spazieren und wenigstens die Lage einigermaßen kennen.“

„Jawohl in die Höhle des Löwen spazieren“, wiederholte Eyken. Ein beinahe schalkhaftes Lächeln huschte über seine sonst strengen Züge. „Wir wollen dem Leu sogar einige Schwanzhaare ausreißen!“

Der Hamburger lachte breit. „Das kann eine Landratte nur, wenn Seebären dabei sind!“

* * *

Das Boot 5XX kreuzte seit Tagen an der angegebenen Positionsstelle. Das angesagte Schiff war seit drei Tagen überfällig. Kapitän Formutt war gereizt und mißlaunig, die Offiziere wurden ebenfalls nervös.

Am vierten Tag des Terminverzuges befahl der Kommandant, am genauest berechneten Treffpunkt in Wartestellung zu verharren.

Wieder einen Tag später begann er heftig zu fluchen. „Verdammt Kahn! Entweder können die Leute von dem Pott nicht navigieren, oder es ist etwas passiert. Wenn kein Schwanz angeschwommen kommt, sind wir aufgeschmissen!“ In diesem Augenblick kam der L. I. angesaut. Er hatte die letzten Worte des Kommandanten noch vernommen. „Jawohl, wir sind bereits aufgeschmissen, Herr Kapitän! Unser Treibstofftank ist im äußeren Bereich des Bootes leck, und wir verlieren Kraftstoff!“

Formutt wurde weiß wie ein Laken. „Mein Gott, das auch noch.“

Hinter dem L. I. waren jetzt noch die übrigen Offiziere und Techniker aufgetaucht. Alle starrten betreten den Kommandanten an.

Dieser fuhr sich mit einer fahrigen Bewegung über das Gesicht. „Jetzt steht der ganze Marineverein vor mir und wartet, daß ich einen Zauberstab hebe. Ja, zum Düwel noch mal, Wundermann bin ich auch keiner! Habt ihr das erst jetzt bemerkt?“

„Der Tank kann erst vor ganz kurzer Zeit leck geworden sein“, sagte der L. I. ruhig. „Wir müssen das Boot im aufgetauchten Zustand mit einem Taucher untersuchen und feststellen, was da los ist!“

Formutt faßte sich. Seine Stimme hatte den gewohnten Befehlsklang. „Orten, ob Umgebung feindfrei, dann auftauchen! Taucher soll sich sofort fertigmachen zum Aussteigen!“

„Jawohl, Herr Kapitän!“ Der I. WO wiederholte den Befehl und gab die Anordnungen sofort durch das Boot weiter. Die Männer eilten alle an ihre Stationen. Eyken wandte sich an Krall. „Wie steht die Lage jetzt für uns?“

„Schlecht“, gab der Hamburger zurück. „Wenn wir das Leck nicht stopfen können, dann kann das Boot nicht mehr zurück. Bei Treibstoffverlust kommt Öl an die Oberfläche und hinterläßt eine Spur, die eine visuelle Ortung ermöglicht. Damit wäre die Richtung zum Stützpunkt verraten. Es ist ebenso gefährlich wie Kondensstreifen in der Luft, welche Flugzeuge anzeigen.“

„Wie konnte das entstehen?“ Die Stimme des Majors klang ratlos.

„Das weiß im Augenblick noch kein Mensch. Abwarten!“ versetzte der Hamburger kurz.

Zwei Stunden später war die Lage klar. Eine richtiggehende Reparatur erwies sich unter den gegebenen Umständen wegen zu großer Gefährdung des Bootes als unmöglich. Eine provisorische Abdichtung des Tanks von außen gab dem Boot nur die Möglichkeit, sich vom Stützpunkt entgegengesetzt zu einem Festland abzusetzen. Was nachher geschehen sollte, mußte der Kommandant entscheiden.

Formutt lief umher wie ein gereizter Tiger. „Wenn der Oberwasserheini angeschwommen wäre, hätten wir Hilfe mit etwas Sichtdeckung und Treibstoffersatz erhalten. Das ist jetzt alles im Eimer!“

„Werden Sie sprengen müssen?“ fragte der Major bedrückt.

„Haha, sprengen? Daß mich die Seekuh beißt! Wir haben als Versorgungsboot keinen einzigen Aal an Bord. Die Sterngucker von den Stäben glauben immer, daß alles wie bei einem Sandkastenspiel abläuft. Wenn sie planen, daß ein Schiff kommt, dann rechnen sie immer damit, auch wenn vorher der Himmel einstürzt. Schiet und tausend Kakerlaken, uns beißen jetzt die Hunde!“

Zu allem Ärger gab es jetzt noch Alarm. Der II. WO entdeckte am nördlichen Horizont eine dahinziehende Rauchfahne. Noch ehe mit Ausbesserungsversuchen begonnen werden konnte, mußte das Boot

tauchen. Die kurze Beobachtung hatte einen Frachter erkennen lassen, der einen steten Kurs lief und Rivadavia oder einen anderen kleineren Hafen aufsuchte. Nichts deutete darauf hin, daß es sich um das erwartete Fahrzeug handeln könne. Nach einiger Zeit war es verschwunden.

Wieder tauchte das Boot auf. Diesmal konnten die Männer störungsfrei mit Hilfe eines Tauchers notdürftige Reparaturen vornehmen.

„Wie geht es?“ fragte Formutt drängend den L. I.

„Nicht sonderlich! Es ist mir auch schwer erklärlich, wie die Sache entstand. Ganze Arbeit können wir jetzt nicht leisten. Wenn etwas in der Luft auftaucht, bringen wir unsere Männer nicht schnell genug in das Boot zurück.“

„Also was nun?“

„Wenn wir Glück haben, kommen wir noch bis zum argentinischen Festland.“ Das Gesicht des L. I. wirkte steinern.

Die Augen des Kommandanten wurden dunkel, seine Stimme heiserte etwas, als er seine Entscheidung traf. „Dann sorgen Sie, daß wir das notwendige Glück haben, die Küste zu erreichen!“

„Jawohl, Herr Kapitän!“ Der L. I. verdrückte sich.

Formutt stand nachdenklich da, in seinem Kopf schwirrten die Gedanken.

„Herr Kapitän“, fragte der I. WO, der zusammen mit dem Major einige Minuten schweigend gewartet hatte, „wohin geht der Kurs?“

„Tja... das ist die Frage“, sagte der Kommandant zögernd.

„Sicherheitshalber müssen wir den nächstliegenden Küstenstreifen erreichen.“

„Das wäre der Raum vom San Mattias Golf bis etwa Bahia Blanca“, meinte der WO.

Jetzt sah Formutt den Major an. „Mit Rücksicht auf Ihre Aufgaben will ich lieber den großen vorspringenden Küstenteil um Mar del Plata ansteuern lassen. Von unserem jetzigen Standort aus ist die Radiallinie zu beiden Punkten entfernungsmäßig nicht sehr unterschiedlich. Dieser Entscheidung zufolge kann ich Sie und unsere beiden Kaleus näher nach Baires bringen.“

„Und wie ist dann die Lage für das Boot?“ fragte Eyken.

„Letzte Entscheidungen behalte ich mir noch vor“, kam es knapp zurück.

„Wollen erst mal sehen, wie die Dinge nach Ihrem Ausbooten liegen.“ Etwas steif ging er davon.

Jetzt herrschte an Bord des Bootes betretenes Schweigen. Schlagartig hatte die gesamte Besatzung begriffen, daß die Göttin des Unheils zuschlug. Niemand konnte jetzt sagen, was die nächsten Tage bringen würden. Die Entscheidungen des Kommandanten waren begrenzt und in jedem Fall schicksalhaft.

Am Abend des Unglückstages kam der Smutje zu Krall. „Herr Kapitänleutnant, was soll ich tun? Ich habe zuvor dem Kommandanten das Abendbrot gebracht, und er hat es von sich geschoben. Dabei hat er mich noch angeknurrt. Nachher bin ich zum I. WO gegangen, und der hat nur mit den Schultern gezuckt. Dabei hängt doch unser dünner Schicksalsfaden zur Gänze von den Entschlüssen des Käpt'n ab. Schon zu Mittag hat er nur einige Bissen hinuntergewürgt und dann das Essen unlustig stehengelassen. Herr Kapitänleutnant...“

Der Hamburger zog eine Grimasse. „Mensch, Smutje, was soll denn gerade ich dazu tun? Wenn du übrigens die Sorgen vom Käpt'n hättest, würdest du auf das Kochen vergessen und uns verhungern lassen.“

„Ich dachte bloß“, stotterte der Koch unglücklich. „Unser Käpt'n.“

„Laß mal“, tröstete ihn Krall. „Du bist schon richtig, Junge! Bleibe dennoch um sein und unser leibliches Wohl besorgt und zeige Verständnis. Jeder Kummer geht vorüber.“

„Jawoll“, sagte der Smutje etwas heiser. „Danke, Herr Kapitänleutnant!“ Er baute ein müdes Männchen und schlich davon.

Der Hamburger suchte Hellfeldt auf und erzählte ihm von der rührenden Besorgnis des Kochs.

„Hm ja, der Kummer hat sich der ganzen Besatzung auf den Magen geschlagen“, meinte der Wiener.

„Zweifelsohne“ gab Krall zu. „Der Crew scheint es jetzt ebenso wie dem Käpt'n schnurzegal zu sein, ob man Aalsuppe mit Pflaumen oder wässrige Heringsbrühe aus der Kombüse bekommt. Ooch Herrjeh...“

Die Stimmung an Bord war am darauffolgenden Tag noch bedrückter als zuvor. Die Männer der Crew flüsterten nur mehr, und die Ruhe im Bootsinneren glich der Stille in einer Kirche. Nur der straffe Dienst lenkte die Leute von zu vielem Grübeln ab.

Das schadhafte Boot nahm jetzt auf Befehl Formutts neuerlich nordwestlichen Kurs auf. Tagsüber mußte unter Wasser gefahren werden, da bereits stärker befahrene Zonen erreicht worden waren.

Am Nachmittag stapfte der Kommandant in die Messe, wo er wie immer die drei Gastoffiziere wußte. Er sah jetzt gealtert aus, und in seinen Gesichtszügen spiegelten sich Sorgen.

Vor den ihn abwartend ansehenden Männern stehend, sagte er nach einer Weile:

„In meiner Order steht nicht angegeben, wo ich Sie an Land bringen soll. Es heißt lediglich, daß ich Sie an einer günstigen Stelle landen soll, wo Sie keine Schwierigkeiten haben, die Hauptstadt zu erreichen. Wo wenig Menschen sind, fallen Fremde immer auf. Ich habe mich daher entschlossen, ein Husarenstück zu versuchen.“

Eyken zuckte hoch. „Und das wäre?“

„Ich will versuchen, wenn es der Zustand des Bootes und die verbleibende Treibstoffmenge zuläßt, in den Rio de la Plata einzufahren und Sie nahe der Hauptstadt abzusetzen.“

„Und wenn wir es nicht bis dahin schaffen?“ Die Frage des Majors klang unpersönlich und sachlich.

„Dann müssen wir plötzliche Entschlüsse treffen, die jeweils einer auftretenden Lage angepaßt sind!“

„Ihr Risiko, Kommandant, ist groß! Natürlich sind wir mit Ihren Vorschlägen einverstanden. Sie haben unser ganzes Vertrauen!“

Formutt machte eine wegwerfende Handbewegung. „Danke! Im Krieg ist alles ein Risiko. Ich kann auch mit einem Versorgungsboot Einsätze fahren.“

„Daran zweifelt niemand“, sagte Hellfeldt. „Jedenfalls befinden wir uns bei Ihnen in guten Händen!“

„Hoffentlich, versetzte der Kapitän etwas müde. „Nun wollen wir sehen, daß wir bald einen Kasten finden, der Baires anläuft und hinter dem wir uns unter Wasser anhängen können. Das tarnt vielleicht etwaige Ölspuren.“

„Und wenn die Notdichtung nicht hält?“

„Wir wollen das Möglichste versuchen!“ erwiderte Formutt gepresst. „Ihre Aufgabe ist jetzt auch meine letzte. Sonst kann ich nichts mehr tun. Oh, verdammt...“ Er ballte die Fäuste und ging davon.

Die Stunden verrannen, ohne daß sich etwas ereignete. Kontrollen ergaben, daß das Boot nur geringfügig Treibstoff verlor und das Ärgste abgewendet war. Mit etwas Glück konnte es der Kommandant schaffen, das Boot dem letzten Ziel zuzuführen. Nicht mehr allzu weit von Buenos Aires entfernt, entdeckte der I. WO mit Hilfe des Sehrohrs ein größeres Schiff,

das Kurs auf die Hauptstadt von Argentinien zuhielt. Es war ein langsam fahrendes Kühlschiff, das am Heck die argentinische Flagge zeigte.

Kapitän Formutt gab sofort nach Erhalt der Meldung und eigener Beobachtungsbeurteilung Befehl, sich hinter das Schiff zu klemmen. Mit Hilfe der neuen Aktivortung konnte das Boot auf Abstand und Tiefe bleiben.

Während der Durchführung der Kurskorrektur trat Eyken auf den Kommandanten zu. „Könnte dem Boot nicht geholfen werden, wenn wir den Kasten entern und uns mit Treibstoff versorgen?“

Formutt sah den Major an. „Das sind natürlich die nächstliegenden Gedanken, die mir auch schon durch den Kopf gegangen sind. Aber viele Gründe sprechen zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt dagegen.“

„Und die wären? ...“

„Wir bringen sofort die ganze Welt in Aufruhr, und die bereits nahe liegende Küste stellt eine nicht zu unterschätzende Gefahr da. Wie immer die Sache mit uns ausgehen mag; wir müssen uns so passiv wie nur möglich verhalten, um das Ganze nicht zu gefährden. Eine von der Welt als Piratenakt gesetzte Handlung würde alliierte Einsätze im ganzen Südatlantik verursachen. Und gerade das kann ich nicht verantworten!“

„Sie haben recht, Herr Kapitän“, gab Eyken freimütig zu. „Die Aufgaben der Marine sind bisweilen schwieriger als Unternehmen zu Lande.“

Formutt nickte. Dann plötzlich flog ein leicht lausbübischer Zug über sein sonst verhärtetes Gesicht. „Natürlich wäre es für uns alle ein Heidenspaß gewesen, die Gesichter der Männer auf dem Cornedbeeftransporter zu sehen, wenn wir so wie aus dem Nichts kommend mit unserer Riesenzigarre vor ihrem Bug gelegen wären.“

„In solchen Vorstellungen schwelgte ich ja zuvor“, sagte Eyken mit einem leichten Lächeln.

„Nun ja spinnen kostet nichts...“ Der Kapitän legte dem Major kameradschaftlich die Hand auf die Schulter, dann ging er nach kurzem Nicken zum Ortungsraum.

* * *

Es traf sich günstig, daß das argentinische Schiff um die Zeit des Sonnenunterganges Buenos Aires erreichte und den Hafen ansteuerte. U-5XX hatte durchgehalten und blieb ohne auftretende Schwierigkeiten in der Fahrspur des fremden Fahrzeuges.

Der Bootskommandant ließ noch auf offener See abdrehen und in Wartestellung gehen. Die Einfahrt in den Rio de la Plata sollte erst bei völliger Dunkelheit gewagt werden. Die kurze Wartezeit ging schnell vorüber. Nur mit Hilfe der technischen Einrichtungen fuhr das Boot, möglichst die Strommitte haltend, vorsichtig an der Hauptstadt vorbei in den an der Mündung breiten Strom ein. Gegen Mitternacht wurde das Sehrohr ausgefahren, nachdem die Ortung keine Schiffe in unmittelbarer Nähe ausgemacht hatte.

Ein Beobachtungsrundblick zeigte beiderseits der Ufer erst etwas weitab eine Reihe von Lichtpünktchen.

„Noch weiter fahren!“ befahl Formutt.

Etwas später trat der Kommandant in die Messe zu den seit Stunden absetzfertigen drei Männern. „Es ist bald soweit“, sagte er. „Ist alles klar?“

„Alles klar!“ erwiderte der Major. „Wir sind jederzeit bereit auszusteigen. Zivilkleidung, Ausweispapiere, argentinisches Geld, alles zur Hand!“

„Es wäre wohl am einfachsten, Sie legen jetzt noch an Bord die Zivilklamotten an und ersparen sich ein Versenken im Fluß. Wie ich sehe, haben Sie ja ohnedies schon die Seesäcke geräumt und Koffer bei sich.“

„Wollten ohnedies Zivil bereits anlegen“, meinte Eyken knapp. „Dachte jedoch, daß Ihnen unser Zeug an Bord unbequem werden könnte.“

„Ach, quatsch“, sagte Formutt. „Es ist meine Sache, mit all dem Zeug fertig zu werden, was wir sonst noch haufenweise an Bord haben.“

„Wann wollen Sie uns los haben?“

„Wollen? Gar nicht. Aber müssen! „Formutts Augen bekamen einen warmen Schimmer. „In einer Stunde, denke ich, setze ich Sie aus. Sie haben also reichlich Zeit, Zivilhasen zu werden!“

Genau nach einer Stunde kam der Kapitän wieder. Als er nun drei Zivilisten vor sich sah, spitzte er die Lippen und ließ einen leisen Pfiff hören. „Dunnerlüttchen, ist das eine neue Welt! Zickezacke, nobelfein!“

„Puh“, machte Krall, der unglücklich dreinsah. „Wenn man jahrelang Marinekluft getragen hat, kommt man sich in solchen Sachen mehr als komisch vor.“

„Los, Kameraden, Koffer aufnehmen. Lassen wir die blauen Jungs nicht warten! „Schnitt der Major kurz ab. „Wenn die Hähne krähen, müssen wir bereits ab vom Ufer sein!“

„Sicher! „Der Kommandant nickte und ging voraus.

Die drei Männer nahmen die Koffer auf und begaben sich zum Turmaufstieg. Dann warteten sie das Auftauchmanöver ab.

Als erster kletterte der Kommandant hoch, dann folgten der I. WO, ein Obermaat sowie zwei weitere Angehörige der Besatzung.

Ehe der Major und die beiden Kapitänleutnante nachstiegen, verabschiedeten sie sich noch kurz, aber herzlich, von den zurückbleibenden Angehörigen der Crew, mit denen sie ohne Rücksicht auf Dienstgrad lange Zeit eine Gemeinschaft gebildet hatten. Als sie an Deck kamen, hatten die Maate bereits ein kleines Schlauchboot aufgepumpt und schwimmfertig ins Wasser gelassen. Die Vorbereitungen waren exakt und flott vor sich gegangen.

Der Kommandant war mit dem I. WO auf der Plattform des Turmes geblieben. Beide drückten den nun landenden Kameraden fest die Hand.

„Hals und Beinbruch“, sagte Formutt mit rauher Stimme. „Paßt bei eurer Zivilhimmelfahrt gut auf!“

Die beiden abziehenden Kapitänleutnante dankten. Eyken, der als letzter vom Turm kletterte, fragte noch: „Was wird jetzt mit Ihnen und dem Boot?“

Der Kommandant sah an ihm vorbei in das Dunkel der Nacht. „Das Licht geht aus!“

Der Major grüßte stramm. In diesem Gruß lag alles, was er als Soldat und Kamerad stumm sagen konnte. Dann folgte er seinen Gefährten, die bereits wartend am Bootsdeck standen.

„Steigen wir über!“ Krall turnte in das schwankende Schlauchboot, gefolgt von Hellfeldt und Eyken. Die Maate reichten die Koffer nach, dann nahmen sie Haltung an und grüßten mit betonter Schneidigkeit. Sie behielten noch Haltung, bis die beiden Seeoffiziere die vorbereiteten Paddelruder ergriffen hatten, abstießen und zu rudern begannen. Dann wurden sie durch einen Befehl vom Turm zurückgerufen.

Als die drei zu Zivilisten gewordenen Männer etwa hundert Meter vom Boot entfernt waren, sahen sie das große Unterwasserfahrzeug wie ein dunkles, gefährlich scheinendes Untier gegen das hellere Samtblau der Nacht sich abheben. Sie erkannten noch die Umrisse eines Mannes, der winkte und dann verschwand.

Nach weiteren hundert Metern Ruderarbeit mit Kursrichtung auf das südliche Ufer zu sahen die Männer das Anfahren von U-5XX und den Beginn des Tauchmanövers. Das Flußwasser rauschte, und die sich

ausbreitenden Wellendünen ließen das Schlauchboot leicht schaukeln. Nach kurzer Zeit war das große Boot verschwunden.

Die Ruderer schwiegen. Trotz Aufmerksamkeit nach allen Seiten hin, konnten sie es nicht verhindern, dass ihre Gedanken dem weggetauchten Boot nachgingen. Sie waren jetzt allein in einer fremden Welt.

Sie hielten auf eine Uferstelle zu, die schon bei der Erstbeobachtung Formutts keine Lichtpunkte gezeigt hatte. Zurzeit waren überhaupt keine Lichter mehr in Ufernähe zu sehen.

Es dauerte eine Weile, bis das Ufer zum Greifen nahe war. Der Rio de la Plata war bereits lange vor der Einmündung in den Atlantik ein breiter Strom geworden, der weit in das Landesinnere hinein einer tief einschneidenden Meereszunge glich. Eine geeignete Landestelle war bald ausgemacht. Unter dem Schutz der mondhimmelten Nacht betraten sie mit einem merkwürdigen Gefühl argentinischen Boden. Es war zurzeit Feindesland.

„Als erstes müssen wir jetzt das Boot verschwinden lassen“, sagte der Major halblaut.

„Das ist klar!“ erwiderte Krall knapp. „Das übernehmen Hellfeldt und ich.“ Ohne eine weitere Entgegnung abzuwarten, winkte er dem Wiener, ihm zu folgen, und trat in das Dunkel der Umgebung.

„Wohin“ fragte Eyken.

„Steine suchen“, kam es kaum verständlich zurück.

Es dauerte nur kurze Zeit, dann hatten die Männer einige größere Steine beisammen. Die Suche in der Finsternis war beschwerlich, aber von etwas Glück begünstigt.

Hellfeldt zeterte leise: „Wo wenig Steine sind, müßte einem abgewandelten Sprichwort zufolge viel Brot sein...“

Krall entledigte sich jetzt seiner Kleidung, während der Wiener die Steine in das Schlauchboot schaffte. Der Major sicherte indessen landeinwärts.

Nun ließ sich der Hamburger mit einem blanken Messer in der Hand in das Wasser gleiten und stieß das Boot vor sich her. Nach einer kleinen Entfernung vom Ufer öffnete er das Ventil und stach mehrmals in den Bootskörper. Mit leisem Zischen entwich die Luft. Kurz darauf sackte das schlaff werdende Boot mit dem Steinballast in die Tiefe.

Als Krall wieder ans Ufer stieg, fröstelte er. Hellfeldt rieb ihn mit einem Tuch trocken, während der Hamburger nach und nach in seine Kleider stieg.

„Fertig“ fragte nach einer Weile der Major.

„Fertig!“ gab Krall zurück. „Die Spur unseres Kommens ist verwischt. Wir können nun in den bald beginnenden Morgen marschieren.“

„Gut“, sagte Eyken. „Ehe wir aber losziehen, gebe ich die Papiere aus. Man kann nie wissen...“ Er griff in die Innentasche seines Rockes und zog einen Umschlag heraus, dem er einzeln Pässe entnahm. Sich dem schon tief stehenden Mond zuwendend, um besser sehen zu können, begann er zu sortieren.

„Hier!“ Er sah Krall an und reichte ihm einen Paß. „Sie sind jetzt Däne. Man weiß, daß Sie etwas Dänisch können, also sind Sie jetzt weiterhin Krall, aber mit dänischer Mütze.“

„Herrjeh“, mauzte der Hamburger. „Englisch spreche ich besser.“

„Dafür sind englische Papiere heißer“, versetzte der Major. „Hellfeldt und ich sind jetzt Schweizer. Ich muß mit meiner Aussprache ohnedies verdammt aufpassen, damit ich nicht auf einen echten Schwyzer stoße. Der nimmt mir mein versuchtes Kantönlideutsch kaum ab. Als Flame wäre ich vielleicht besser gefahren, aber ebenfalls mehr suspekt gewesen. Zudem bin ich auch in den niederländischen Dialekten nicht ganz sattelfest. Man weiß ja nie, was kommt...“

Jetzt nahm auch Hellfeldt seinen Paß entgegen. „Keine Schwierigkeiten bei mir. Alles in Ordnung. Und wenn uns ein echter Schweizer über den Weg läuft, dann komme ich mit dem westösterreichischen Vorarlbergdialekt schon zurecht. Das übernehme dann ich.“

„Da ist mir wohler“, sagte Eyken.

„Mir nicht“, brummte jetzt wieder der Hamburger. „Soviel ich bei dem schummerigen Mondlicht ausnehmen kann, wirkt der Haarschnitt auf meinem Lichtbild für einen Dänen peinlich. Hier bin ich noch kommissmässig gerademang wie von einem Kasserolenrand weg nach unten abrasiert.“

„Nanu und?“ Eyken lächelte leicht. „Da ist eben ein Däne in einen Hamburger Haarschneideladen hineingefallen!“

„Meinetwegen“, resignierte Krall. „Diesen Kaffee müssen wir dann ohnehin gemeinsam auslöffeln...“

Nun nahmen die Männer ihre Koffer auf und schritten nach allen Seiten sichernd landeinwärts. Das Flimmern der Sterne begleitete sie.

Das Land war flach. Mit dem langsam aufkommenden Morgen kam ein leichter Wind auf. Der sich aufhellende Himmel zeigte zarte Pastellfarben, und die noch hinter dem Horizont weilende Sonne sandte ihre ersten

Lichtpfeile voraus. Das argentinische Firmament war blaß und nicht so glutvoll wie im Norden des lateinamerikanischen Halbkontinents.

Nirgends eine Menschenseele. Nur der Wind rauschte in dem niedrigen, schütterten Neneo, dem Gras dieser Steppen, und in den Calafatibüschen, die gegen auftretende Dürren im Lande gefeit sind. Vogelgetriller waren die einzigen Laute in der immer schneller zunehmenden Helle. Bald blaute der Himmel in einer blassen Farbe, der Flaggenfarbe des Landes.

Die Männer schritten durch das zunehmend wellige Gelände mit dem überall wuchernden stacheligen Gras. Wenig Bäume und bisher kein Haus.

Nach einer Weile kreuzten sie einen gefurchten Weg. Sie überquerten ihn und hielten landeinwärts, immer weiter vom Flußufer weg. Nachdem sie wieder einen flachen Hügel hinter sich hatten, stießen sie plötzlich auf eine breitere Straße, wo sie verhielten.

Vorerst zeigte sich nichts. Nach etwa zehn Minuten entdeckte Hellfeldt an der Kimme der nach Westen verlaufenden Straße eine kleine Staubfahne, die langsam näherkam.

„Ein Wagen!“

„Jetzt heißt es aufpassen“, mahnte Eyken. „Unsere erste Begegnung mit den Menschen in diesem Lande kann bereits unser Schicksal werden. Wir dürfen uns jetzt keine Fehler leisten!“ Langsam kam das Gefährt näher, obwohl es zweifelsohne Eile anzeigte. Beim Herankommen zeigte es sich, daß es ein altes Auto war. Ein landesübliches Cachirulo, in dem nur einige Leute saßen. Der Wagen hielt.

Der Fahrer öffnete den klapprigen Wagenschlag. „Servores viajeros, entrad!“

„Er stellte keine Fragen und hielt es für selbstverständlich, daß die neuen Fahrgäste auf ihn gewartet hatten und wußten, wohin er fuhr.“

Ehe die drei Männer noch Platz genommen hatten, ratterte er wieder los und ließ eine lang wehende Staubfahne hinter sich.

Rückwärts waren noch vier Plätze frei. Eyken und Hellfeldt kamen nebeneinander zu sitzen, während Krall einen Mann als Nachbar bekam, der ihn kurz, aber eingehend mit scharfen graublauen Augen musterte.

Niemand sprach. Man vermied es sichtlich, Neugierde zu zeigen, und die wenigen Insassen starrten mit langweiligen Mienen in die Eintönigkeit der Landschaft.

Krall bog seinen Kopf rückwärts und sagte halblaut durch das Poltern des Wagens zu Eyken: „Der Fahrer ist der Weihnachtsmann höchstpersönlich.“

Nimmt uns einfach huckepack, ohne nach Ziel oder Zaster zu fragen!“

Eyken hob entsetzt die Hände und deutete Schweigen an. Auch Hellfeldt verdrehte die Augen.

Kralls harmlose Miene wandelte sich jetzt in Schuldbewußtsein. Er kroch etwas in sich zusammen und starrte wieder nach vorne. Er hatte nichts daran gefunden, mit Eyken zu sprechen.

Kralls Nachbar hatte jedoch die Worte mitbekommen. Er sah den Hamburger an und sagte: „Sie sind wohl noch nicht lange im Lande?“ Er hatte fehlerfrei deutsch gesprochen.

Jetzt war Krall überrascht. „Erst eingereist“, sagte er abwehrend. „Sind in Geschäften hier!“ Es klang knapp.

Sein Nachbar lächelte leicht. „Es steht Ihnen frei, mir irgend etwas zu erzählen. Aber wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich jetzt nicht zögern und die Hilfe eines deutschen Landsmannes in Anspruch nehmen. Ich heiße Glaser, Enrico Glaser und bin Wollverkäufer. Ich kam schon lange vor dem Krieg aus Celle hierher und komme in meinem Beruf viel im Lande herum.“

Krall zögerte noch. Die Aussprache war einwandfrei, und als Hamburger kannte er die verwandte Mundart der Heideleute. Er mußte jetzt auch für seine Gefährten entscheiden, auf die richtige Karte zu setzen.

Ohne sich der Zustimmung seiner Kameraden zu versichern, erwiderte er vorsichtig: „Angenommen, wir wären Deutsche; wie können Sie uns helfen?“ Sein Nachbar blinzelte mit den Augen und musterte ihn nochmals eingehend. Langsam sagte er dann: „Hier im Lande wird man nicht gefragt, wenn man nicht reden will. Niemand interessiert sich für Dinge, die man nicht von selbst erzählt. Man kümmert sich auch wenig um das, was in der Hauptstadt vorgeht, und wie man dort zur Weltlage steht. Auf dem Lande ist man den Deutschen nicht gram, und hier weht überall die frische Luft der Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft. Wenn man anständig ist, hat man bald überall seine amigos. Es ist nur in der Hauptstadt anders. Argentinien ist unter dem Druck der Alliierten in den Krieg eingetreten, aber schließlich nicht ungerne, denn es beschlagnahmte sofort die deutschen Besitzungen. Das haben beispielsweise Paraguay und Bolivien nicht getan. Und es wird Sie interessieren, daß noch zu Weihnachten der Bischof von Patagones von der Kanzel herab erklärte, daß jetzt der Teufel siegen wird. Ich sage Ihnen das alles, weil mir mein Gefühl sagt, daß Sie hier noch völlig fremd sind. Ich frage Sie nicht, aber Ihr Auftauchen an der Straße, weitab von einer

Ortschaft oder Estancia ist sicherlich merkwürdig. Aber wie Sie selbst gesehen haben, man ließ Sie zusteigen und niemand fragte.“

„Stimmt“, bestätigte Krall. „Aber auf meine Frage zurückzukommen. Auf welche Weise könnten Sie behilflich sein?“

„Das hängt wohl von dem ab, was Sie an Hilfe benötigen“, gab Glaser zurück.

„Wenn Sie beispielsweise in die Hauptstadt wollen, dann kann der Boden für Sie und Ihre Freunde schlüpfrig werden. Wenn Sie aber irgendwohin aufs Land wollen, dann kann ich Ihnen ebenso helfen, wie auch zu Ihrem Schutz in Baires. Hier, fern der Heimat, müssen wir Deutschen überall zusammenhalten!“

„Das hört sich tröstlich an“, gab Krall zu. „Warten Sie doch einen Augenblick, ich will mich mit meinen Gefährten besprechen!“

Der Hamburger wandte sich zurück, um mit Eyken zu sprechen. Dieser lehnte sich vor, um zu hören und ließ Krall das Anbot des Mitfahrers wiederholen. Nachdenklich sah er dann den Auslanddeutschen an, der während des Gesprächs wieder wie unbeteiligt zum Fenster des Cachirulo hinaussah.

„Ich denke, dein Verhalten war richtig“, murmelte Eyken. „Manches Mal muß man einfach das Risiko einer Entscheidung auf sich nehmen. Der Mann scheint also wirklich Deutscher zu sein.“

„Das ist er bestimmt! An der Aussprache einwandfrei.“

„Hm“, machte Eyken, nochmals kurz einem Zweifel Raum gebend. „Deutsche und Deutsche sind nicht immer dasselbe. Es hat in den letzten Jahren genug Leute in unserem Reich gegeben, die mit dem Feinde paktierten und uns Soldaten verrieten.“ Er starrte für einige Augenblicke etwas verkrampft vor sich hin. Dann gab er sich einen Ruck, und sich nach vor beugend, legte er Kralls Nachbar die Hand auf die Schulter. Als sich dieser ihm zuwandte, reichte er ihm die Hand und stellte sich vor. Das gleiche tat sofort unaufgefordert Hellfeldt.

„Dann ist also alles klar“, sagte Glaser. „Erzählen Sie mir jetzt nichts, sondern sagen Sie mir vorerst nur, was ich als erstes für Sie tun kann?“

„Wir müssen nach Buenos Aires“, versetzte Eyken nach nochmaligem kurzen Zögern. „Wir hoffen dort auf Freunde zu stoßen!“

„Also gerade dorthin, wo Sie nicht hin sollten“, meinte Glaser trocken. „Nun, wenn dies unbedingt notwendig ist, dann will ich Sie dorthin bringen. Ich bin in meinem Beruf unabhängig, und es kommt mir auf ein

oder zwei Tage nicht darauf an. Wollen Sie das? Ich will mich nicht aufdrängen.

„In der Lage, in der wir uns befinden, sind wir für jede Hilfe dankbar“, gab Eyken offen zu. „Bestimmen Sie, wann wir aussteigen, und dann besprechen wir das Weitere!“

„Bueno“, nickte der Argentinierdeutsche.

Als sie später in einer Ortschaft ausstiegen, wußten die drei Männer nicht, wo sie sich befanden. Ihr neuer Führer hatte sie kurzerhand aus dem Fahrzeug gedrängt und alles Weitere mit dem Fahrer des Wagens erledigt. Er hatte auch mit seinen bisherigen Hinweisen recht gehabt, denn der Fahrer hatte in keiner Weise irgendwelche Neugier gezeigt, wieso plötzlich drei Männer mit Koffern auf einer einsamen Stelle der Landstraße gestanden hatten.

„Kommt, compadres, kommt! „Glaser, der selbst einen kleinen Koffer bei sich hatte, winkte den Männern, ihm zu folgen.

So gingen sie in unauffälliger lockerer Gehordnung an Häusern entlang, ohne viel auf die im ersten Augenblick wohl fremdartigen Fassaden und vereinzelt Läden zu achten. Die erste wirkliche Berührung mit dem Leben auf einem anderen Kontinent war solcherart nüchtern und zeigte keinerlei Idylle. Nur hin und wieder zeigten sich unter den ihnen begegnenden Menschen auch Gauchos, deren landesübliche Kleidung ihnen ein verwegenes Aussehen verlieh. Die Frauen zeigten ebenfalls vereinzelt ländliche Tracht, die ihnen gut zu Gesicht stand. So war das erste Bild des Landes einfach und wenig aufregend.

Nach einigen hundert Schritten verhielt Glaser vor einem einfachen Haus, das ein Portaltor zeigte. „Hier wohnt ein Deutscher, der aus Passau stammt“, sagte er. „Er freut sich immer, wenn Landsleute auftauchen!“

Das Tor war unversperrt, und die Männer kamen in einen Patio, wo sie von zwei Hunden bellend empfangen wurden. Glaser verwies sie zur Ruhe, und sie zogen sich leicht knurrend zurück

„Holá, quién es?“ kam es aus dem Dunkel eines Hauseinganges. Gleich darauf erschien ein fülliger Mann, der den Bajuwaren nicht verleugnen konnte. Er trug einen weißen Bart, doch sein Antlitz sah jugendlich aus, und unter buschigen Brauen funkelten hellgraue Augen.

„Ich lade mich mit Gästen ein, Don Arturo“, rief Glaser und lachte. „Wie ist es? Sollen wir rein oder raus?“

Mißtrauisch äugte der Hausherr zu seinen Besuchern. Sich langsam über den Bart streichend, sagte er: „Verdammt und zugenäht bei mir ist noch keiner von der Schwelle des Hauses gewiesen worden, wenn er keine falschen Bücher liest!“

„Ich denke, wir haben alle das gleiche Gebetbuch“, feixte Glaser. „Nimm uns auf und gewähre uns deine Hilfe, lieber Pampasgermane!“

„Kommt herein!“

Er stapfte ins Haus zurück, ohne zuerst eine Vorstellung abzuwarten. Die Männer kamen in eine große Stube, die hell und geräumig war. Die Einrichtung zeigte ländlichen Charakter, an den Wänden hingen alte Bilder und Felle. Es war aufgeräumt, und alles sah rein und gemütlich aus.

Jetzt übernahm Glaser die Vorstellung.

Als Arturo Weißfeldner die Namen der Gäste vernahm, verzog sich sein Mund zu einem breiten Lachen. „Woher hat euch denn der Pampaswind hergeweht?“ fragte er, jede Etikette beiseite lassend.

„Frage später“, fiel Glaser ein. „Wir haben Hunger, und dann wollen wir mit dir reden, damit du uns mit dem Wagen nach Baires bringst!“

„Was ist mit deinem Wagen?“ fragte der Hausherr zurück.

„In Reparatur.“

„Schon wieder? Da wird wohl bald ein neuer fällig, he?“

„Ich will noch abwarten“, meinte Glaser bedächtig. „Die augenblickliche Lage gefällt mir noch nicht recht.“

„Mir auch nicht“, brummte der Hausherr. „Nun reden wir nachher weiter. Ihr habt Hunger, und ich will die Gastfreundschaft nicht verletzen.“

Während die Männer Platz genommen hatten, stand er noch aufgereckt vor ihnen und rührte plötzlich wie ein uriger Hirsch: „He Rosalia!“

Ein dicker Hausgeist erschien. „Si, mi patrón?“

„Tráiganos comida! pronto!“

Die Gerufene nickte und verschwand wieder. Jetzt nahm der Hausherr den unterbrochenen Gesprächsfaden wieder auf. „Hm die Lage, hm... Nach den letzten Berichten geht es im deutschen Raum drunter und drüber. Alle reichstreuen Kräfte werden registriert, und die im Lande von den Alliierten errichteten Konzentrationslager füllen sich massenweise. Man nennt es jetzt verschämt Internierungen. Die völkerrechtswidrige Absetzung und Verhaftung des rechtmäßigen Reichsoberhauptes, Großadmiral Dönitz, läßt jetzt das zonengeteilte Reich in alliierte Kolonien verwandeln. Die Welt soll der Teufel holen!“

„Das hat er schon“ sagte Eyken trocken. „Ab dem 9. Mai!“

„Und hier haben wir es derzeit auch nicht leicht“, sagte der Bayer. „Man hat die deutschen Vermögen, die Schulen, Vereinsheime und, was weiß ich sonst noch alles, eingesackt, in Baires wimmelt es von amerikanischen und britischen Agenten, und die Zeitungen bringen laufend Greuelnachrichten, die ihnen von der alliierten Propaganda geliefert werden.“ „Nun, die Berichte der letzten Seeschlacht im Atlantik waren den Alliierten nicht angenehm“, unterbrach Glaser. „Einiges aus neutralen Quellen stellt hin und wieder manche Dinge anders dar.“

Jetzt ruckten die beiden Seeoffiziere hoch. Hellfeldt fragte: „Uns sind die hiesigen Berichte darüber nicht bekannt. Wir hörten nur so am Rande davon...“

„Dann kommen Sie wohl aus dem Innern des Urwalds?“ meinte der Bayer.

„Hier im Lande sprach man tagelang darüber!“

„Nun?“ drängte der Wiener.

Der Bayer strich sich über seinen weißen Bart. „Nicht nur unsere Zeitungen im Lande, auch die anderen lateinamerikanischen Blätter, insbesondere der chilenische „E1 Mercurio“ brachten lange Berichte über die anfangs Mai im Nordatlantik stattgefundenene Seeschlacht zwischen einer geheimnisvollen deutschen U-Boot-Flottille und einem starken alliierten Seestreitkräfteverband! Nach diesen Meldungen wurden deutscherseits neue Torpedowaffen eingesetzt. Der gesamte alliierte Verband wurde restlos vernichtet, und die deutsche Flottille verschwand ohne eigene Verluste von der Bildfläche. Ha, das war noch ein Tag für uns Deutsche in Argentinien!“

Eyken und die Seeoffiziere sahen sich an. Ihre Augen glänzten.

„Das ist noch nicht alles“, sagte Glaser. „Da ist noch eine authentische Aussage von einem einzigen Überlebenden. da. Die Zeitungen brachten die Aussage eines geretteten britischen Kapitäns, der sich zu den ihn befragenden Presseleuten äußerte: ‚Gott behüte mich, noch einmal mit dieser Macht in Konflikt zu kommen!‘ Und das ist“, betonte er nochmals, „eine wortgetreue Wiedergabe, die von der Presse Lateinamerikas über die Befragung des britischen Zerstörerkommandanten gebracht wurde!“

„Also nur einer hat überlebt?“ fragte Krall mit schwerer Stimme, „nur einer...“

„Das muß schon eine sakrische Sach‘ gewesen sein“, polterte der Bayer. „Wir hätten nie verlieren können, wenn nicht so viele Malefiz Saubären

Verrat über Verrat begangen hätten. Stimmt es, daß die Verräter bis in die allerhöchsten Stellen Eingang gefunden haben?“

„Es stimmt!“ bestätigte Eyken. „Alles was wir unternahmen, war den Alliierten bereits vorher bekannt.“

„Manche von uns Argentinideutschen sind noch nach Deutschland zur Armee. Wenn sie überlebt haben und wiederkommen sollten, werden sie nur ihre beschlagnahmten Estancias vorfinden, ihre verlorenen Geschäfte und Häuser.“ Wieder strich sich Weißfeldner über den Bart. „Alles für die Katz!“

„Vielleicht doch nicht“, meinte Eyken leise. „Die Geschichte hätte ihren Sinn verloren, wenn sich die Dinge nicht wieder ändern!“

„Mit diesem Satz geben Sie mir viel!“, sagte der Bayer ernst. „Damit aber sind wir schon bei einer Gegenfrage: Was kann ich für Sie tun?“ „Bringen Sie uns, wie es schon Ihr Freund Glaser sagte, nach Buenos Aires!“

„Für Geschäfte kein guter Boden zurzeit“, versetzte Weißfeldner. „Oder wollen Sie ausreisen? Dann wird man sich sicherlich mehr als nötig für Sie interessieren. Denn so viel sehe ich: Sie sind keine argentischen Staatsbürger.“

„Nein“, gab Eyken zu. „Wir werden sehr wahrscheinlich weiterreisen, aber keinesfalls zur See. Näheres wissen wir erst, bis wir Freunde in Buenos Aires gesprochen haben.“

„Das hört sich schon besser an. Ich werde Sie zu Ihren Freunden fahren!“

„Nur in die Hauptstadt. Das genügt. Wir müssen unsere Freunde erst finden!“

„Olá! Wie stellen Sie sich denn das vor? Bei der Policia aufkreuzen und fragen?“

„Nun, wir haben so eine Art Verabredung“, sagte Eyken zögernd. „Wenn es nicht klappt, dann sind wir allerdings wie ein Fisch auf dem Trockenen.“

Die Augen des Bayern forschten ernst. „Verdammt will ich sein, wenn ihr nicht zu den Flüchtlingen gehört, die dem Teufel aus den Fängen schlüpfen wollen. So nach und nach kommen ja Leute, meist über Spanien, hier und anderswo an. Ist es so?“

„Ja“, sagte Eyken.

„Dann werden Glaser und ich euch helfen! Morgen bringe ich Sie nach Baires, und Ihre beiden Freunde bleiben einstweilen im Haus zurück. Oder besser: Glaser bringt Sie mit meinem Wagen hin und sorgt für Ihre

Sicherheit. Es ist besser so, als wenn alle wie ein Rudel in der Hauptstadt herumlaufen.“

„Wir danken Ihnen“, sagte Eyken einfach. Er stand auf und reichte dem Bayer die Hand, die dieser kräftig drückte.

Der Bayer schneuzte sich. „Teifi, Teifi, das war doch selbstverständlich! So, und jetzt kommt schon das Essen! Das war pronto von meiner braven Rosalia“, sagte der Bayer zufrieden. „Sie hat immer etwas zum Essen vorbereitet, weil die vorbeikommenden Deutschen aus der Umgebung immer gerne zu mir zu einer Rast und kleinen Plauderstunde kommen. He hören Sie, wie das Geschirr klappert, wenn sie nach hierher unterwegs ist? Das hört man durch das ganze Haus wie bei einem Erdbeben.

Über Buenos Aires lag ein sonniger Tag. Nur einige Federwölkchen standen am Himmel. Vom Meer her strich eine Brise über die große Stadt, vermischt mit den Gerüchen des Hafens. Das lebhaftes Straßenleben war völlig normal und betriebsam, nichts deutete darauf hin, daß der große, zu Ende gegangene Krieg in Europa dieses Land irgendwie berührt hatte. Der Eintritt Argentinens in diesen Krieg hatte dem Lande nur ein Einverleiben deutschen Eigentums gebracht und das Wohlwollen der Alliierten. Dies entsprach zumeist kaum der Meinung der Bevölkerung des Landes. In Buenos Aires lebte alles, wie es immer gelebt hatte.

Der alte Fordwagen Weißfeldners, gelenkt von Glaser, fuhr durch die Avenida Rivadavia in Richtung Hafen. Er bog dann vor dem Nationalkongreß nach rechts ab und weiter durch die Avenida Hipólito Yrigoyen am Barolo Hochhaus vorbei bis unmittelbar vor das City Hotel und von dort nach rechts in die Avenida Bolivar.

Hier deutete Glaser auf eine alte Barockkirche und sagte zu dem neben ihm sitzenden Eyken: „Hier ist Ihr Ziel! Es ist die Iglesia de San Ignacio. Wir biegen jedoch links ab und lassen den Wagen in der Avenida Moreno stehen!“

Eyken, der sich interessiert umgesehen hatte, nickte. „Eine kleine, aber hübsche Kirche! Fast zu alt für diese aufstrebende Stadt.“

Glaser lachte. „Sie ist die älteste Kirche der Stadt. Sie wurde von dem deutschen Baumeister Johannes Kraus erbaut, und der Altar im Inneren ist ein Werk des Bayern Josef Schmidt.“

Um die Ecke bieugend, hielt Glaser den Wagen an. Beide Männer stiegen aus und schritten zurück zur Kirche.

Der alte Barockbau stand an einer Straßenecke und kam daher als Ganzes besser zur Geltung. Die sehr hübsche und zierliche Fassade wurde beiderseits von Türmen flankiert, die der Portalfront mehr Gewicht gaben.

„Jetzt werden wir bald wissen, ob Ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen“, meinte Glaser mit einem leichten skeptischen Unterton.

Eyken sah auf seine Armbanduhr. „Wir halten zur richtigen Zeit. Täglich zu dieser Stunde wird ein Mann langsam an der Kirche vorbeigehen und an der Ecke, Zeitung lesend, verharren. Es sind Redewendungen vereinbart, die dann einen Kontakt herstellen. Ich muß allerdings darauf gefaßt sein, daß ein oder zwei Kontakttage ausfallen.“

„Das dürfte vielleicht heute der Fall sein“, versetzte Glaser. „Jedenfalls sind wir mehr als pünktlich, und Ihr Partner fehlt.“

„Das werden wir erst innerhalb der nächsten zwanzig Minuten feststellen können“, gab Eyken zurück. „Sehen wir uns einstweilen die Kirche an.“

„Warum nicht“, meinte Glaser gleichmütig. „Sie steht unter Denkmalschutz. Kulturell ist sie schon sehenswert.“

Als die Männer nach einer kurzen Viertelstunde wieder auf die Straße traten, war außer einigen rascher gehenden Passanten kein Erwarteter zu sehen. Sie gingen langsam am Nebenhaus entlang, dessen Front, im Stockwerk von einer Säulenreihe geschmückt, einen vornehmen Anblick bot. Sie wechselten dann auf die gegenüberliegende Straßenseite und achteten auf alle Vorübergehenden. Niemand entsprach den Erwartungen.

Nach einer halben Stunde zuckte Eyken mit den Schultern. „Fehlanzeige für heute! Hauen wir ab!“ „Also morgen wieder?“ fragte Glaser.

„Wenn ich darum bitten dürfte“, sagte Eyken. Er konnte seine Enttäuschung nicht verbergen.

„Das ist doch abgemacht.“

Die Männer gingen wieder zurück zum parkenden Wagen. Glaser fuhr rund um den nahen Plaza de Mayo, um seinem Gefährten ein Bild der Hauptstadt zu vermitteln. Von dort kreuzte er den Paseo Colón, um in die Avenida Rosales abzubiegen. Er fuhr weiter die Avenida Eduardo Madero entlang bis zur Avenida Maipú, über die er zur Avenida Santa Fe zuhielt, vorbei am Torre de los Ingleses und am Denkmal von José de San Martín, dem argentinischen Freiheitshelden. Durch die Avenida Santa Fe ging es stadtauswärts.

Glaser plauderte unentwegt, doch Eyken blieb schweigsam. Er mußte mit den Gefühlen der Enttäuschung und dem überaus schwachen Halt in einem

fremden Land fertig werden. Die Unsicherheit von einem Tag zum anderen und der erwarteten Verbindungen nagten an ihm.

„Nicht Trübsal blasen“, tröstete der Argentinendeutsche. „Vielleicht klappt es morgen. Wenn nicht, dann bin ich immer noch da, um weiterzuhelfen. Wir lassen keine Landsleute in Stich!“

„Das ist ja wie eine Frontkameradschaft“, sagte Eyken verhalten. „Nur muß man im Ausland eben immer die richtigen Kumpel erwischen.“

„Das trifft für mich auch zu“, nickte Glaser. „Früher kamen nämlich auch Leute aus Deutschland nach hier. Aber das waren keine Kumpels. Sie sitzen heute hier überall herum, haben Vermögen und geifern. Und die Synagoge in der Libertad ist jetzt zu klein geworden.“ Er machte ein verkniffenes Gesicht. „Sie haben sofort überall Anschluß gefunden und uns alte Argentinendeutsche überall herunterspielen wollen.“

„Wir haben noch nicht besprochen, wohin wir jetzt vorerst fahren wollen“, meinte jetzt Eyken.

„Das ist eine einfache Sache“, lachte Glaser. „Nachdem das Rendezvous heute nicht klappte, müssen wir morgen wieder hin. Und damit wir keine Weltreise machen brauchen, bleiben wir für heute nachts bei einem Deutschen am Stadtrand. So einfach ist das hier bei uns!“

„Für Sie scheint das alles einfach“, erwiderte Eyken. „Wenn Sie sich Ihrer Freunde sicher sind, soll es mir recht sein. Ich muß mich auf Sie verlassen können, denn von der Sicherheit für meine Freunde und für mich hängt viel ab.“

Glaser stutzte leicht. „Also sind Sie kein Strandgut des verlorenen Krieges?“

„Nein!“

Glaser fuhr etwas langsamer. „Wenn ich das also richtig verstehe, dann gehören Sie zu den Männern, die nicht aufgegeben haben. Dann liegen auch unsere Hoffnungen bei Ihnen und Ihren Freunden! Ich werde Sie in jeder Weise unterstützen. Ich bringe Sie überall hin, Sie können Geld haben...“

„Hören Sie auf, Mann“, sagte Eyken. „Wir brauchen sehr wohl Hilfe, aber wir wollen niemanden überfordern. Warten wir doch noch die nächsten zwei Tage ab. Entweder finde ich dann ohnedies jede notwendige Hilfe, und wenn nicht, dann kann ich noch immer Sie um Rat bitten.“

„Abgemacht!“ Der Wagen machte einen Satz und fuhr wieder weiter. Die Männer schwiegen jetzt. Es war vierundzwanzig Stunden später. Nach einer überaus herzlichen Aufnahme bei einem argentinideutschen Ehepaar

etwas außerhalb der Stadt hatte es sich gezeigt, daß die Auslandsdeutschen weitgehend trotz allen Naturalisierungen eine große Gemeinschaft bilden und zu den Späteinwanderern Abstand halten.

Wieder hielt der Wagen in der Avenida Moreno. Diesmal blieb Glaser im Wagen sitzen und ließ Eyken allein zur Kirche gehen.

Der Major überquerte die Straße und verhielt vor dem Mitteltor der Ignacio Kirche. Der Fahrzeugverkehr war spärlich, und ein Mann rannte an ihm vorbei, um irgendein Versäumnis nachzuholen. Dann kamen zwei Frauen, die ihn kaum zu bemerken schienen.

Eyken ging jetzt, gelangweilt tuend, langsam zur Ecke vor. Beinahe wäre er jetzt mit einem Mann zusammengestoßen, der aus der Asinastraße kommend, langsam mit einer großen Zeitung in der Hand dahergeschlendert kam. „Dispénseme...“ murmelte dieser, als Eyken zurückzuckte.

„Das muß er sein!“ durchfuhr es den Major. Er blieb wie angewurzelt stehen und wartete die Reaktion des Mannes ab, der ihn im Vorbeigehen leicht streifte.

„Qué hay?“ Ein gleichmütiges Gesicht, aber scharfe Augen sahen den Major.

Eyken sagte leise das Kennwort. Er wurde vorerst nochmals eingehend gemustert, dann bekam er die vereinbarte Gegenantwort. Das Spiel wiederholte sich mit zwei weiteren Parolen. Der Treff war zustande gekommen.

„Sind Sie allein?“ Der Mann blieb bei der deutschen Sprache.

„Nein. Ich habe zwei Kameraden auf dem nahen Lande zurückgelassen und wurde von einem Argentinideutschen mit einem Wagen hierher in die Hauptstadt gebracht.“

„Sind Sie dieses Mannes sicher?“

„Nach allem Bisherigen ja!“

„Wo ist der Begleiter jetzt?“

Nun wurde dem Major die Frage unangenehm. Aber wahrheitsgemäß sagte er:

„Bei dem Wagen hier um die Ecke in der Avenida Moreno!“

„Ich werde nicht mit Ihnen dorthin gehen. Lassen Sie ihn noch kurz warten. Gehen Sie mit mir die wenigen Schritte bis zum Julio Roca Denkmal.“ Eyken nickte und folgte sofort, als der Mann die Richtung zurückschritt, aus der er gekommen war. „Ich war bereits gestern hier.“

„Ich komme nur jeden zweiten Tag“, gab der Mann zurück. Er hatte es unterlassen, seinen Namen oder überhaupt einen Namen zu nennen. „Ich komme schon seit einiger Zeit immer vergeblich hierher.“

„Nicht meine Schuld“, murmelte Eyken.

„Natürlich nicht. Por nada...“

„Ich heie Eyken“, sagte der Major höflich, um ein Versäumnis nachzuholen.

„Ein Name ist so gut wie der andere“, meinte der Mann kurz. „Wenn Sie wollen, können Sie mich ja Meier nennen. Er gefllt mir immer noch besser als Rosenblh oder sonstwie...“

„Verzeihung“, murmelte jetzt Eyken, leicht gekränkt.

„Macht nichts! Ich weiß, Sie sind Offizier. Nachrichtenleute verhalten sich da anders. Auch bei Treffs! Begleitungen werden rechtzeitig abgehängt. Nun ja por nada...“ Wieder schloß er mit einer spanischen Redensart.

Eyken sagte nichts mehr und wartete, bis der Mann weitersprach. Er ging sehr langsam und ließ vorbeieilende Passanten unbeachtet. Zumindest schien es dem Major so.

„Sie haben kein weiteres Ziel mitbekommen?“ fragte der Mann.

„Nein.“

„Dann bleibt es bei dem, was Sie von mir erhalten. Ich gebe Ihnen jetzt einen Briefumschlag. Öffnen Sie diesen nicht auf der Straße und in keinem öffentlichen Lokal. Sie werden darin einen Zettel finden mit einer Anlaufadresse in La Paz. Ferner argentinische Pesos und amerikanische Dollars in bar. Alles weitere dann in Bolivien. Hier in Buenos Aires haben Sie nichts mehr verloren. Verschwinden Sie so bald als möglich!“

„Ist das ein Termin oder eine Gefahrensache?“ Der Mann war goldrichtig, aber dennoch konnte sich Eyken diese Frage nicht verkneifen.

Anstatt einer Antwort gab ihm der Mann die in der Hand gehaltene Zeitung. Es war eine argentinische Mittagsausgabe. Dann griff er in eine Rocktasche und zog noch eine Folge des chilenischen „Mercurio“ vom Vortag heraus. „Da haben Sie!“

„Was ist los?“

„Haben Sie keine Radionachrichten gehört? Noch keine Zeitung in der Hand gehabt?“

„Nein.“ Eyken sah sein Gegenüber gespannt an.

„Gestern lief ein deutsches U-Boot mit der Nummer U-5XX in den La Plata ein und ergab sich den argentinischen Behörden. Vorher waren alle wichtigen Instrumente und Einrichtungsteile vernichtet und zum Teil versenkt worden. Das Boot hatte nur noch eine große Ladung von Zigarettenpackungen an Bord. Die Offiziere und Mannschaften werden seither von den argentinischen Behörden ununterbrochen eingehend verhört, und wie bisher bekannt wurde, geben die Besatzungsmitglieder alle gleichlautend stereotypen Antworten. Man bringt aus der Crew nichts heraus. Man tippte sofort auf eine Teilnahme an der Geleitzugsschlacht anfangs Mai, bei der ein ganzer feindlicher Kampfverband vernichtet wurde, aber man fand keine Waffen, von denen es in den damaligen Berichten hier hieß, daß der U-Boot Verband Torpedos (arañas – Spinnentorpedos), wie sie von dem amerikanischen Marineminister Forrestal genannt wurden verwendete. Man hätte nur zu gerne diese neue Geheimwaffe gefunden.“ Eyken war blaß geworden, und der Sprecher verhielt den Schritt. „Das wußten Sie nicht? Dann wußten Sie wohl über das Boot vorher Bescheid? Es würde mich nicht wundern, wenn Sie von diesem Fahrzeug vorher ausgesetzt worden sind!“

Jetzt zahlte der Major mit der üblichen Münze: „Keine Antwort ist, auch eine Antwort. Eine ist so gut wie eine andere!“

„So ist es richtig“, versetzte der Mann mit einem feinen Lächeln.

„So beginnen die ersten Schritte im zweitältesten Gewerbe der Welt...“

„Und was wird man mit der Crew machen?“ fragte Eyken weiter.

„Das steht noch nicht fest. Ich habe jedenfalls schon Wind davon bekommen, daß sich der amerikanische Botschafter zu den argentinischen Behörden bemüht hat. Die Yanquis wie man sie hier nennt zeigen sich an dieser Sache überaus interessiert.“

„Kann ich mir denken“, meinte Eyken etwas lahm. Die Nachricht hatte ihn tief getroffen. Jetzt wußte er, warum Formutt so verschlossen war...

Dieser hatte ein solches Ende schon vorausgesehen.

„Nach den vorliegenden Berichten“, fuhr sein Begleiter fort, „hatte man festgestellt, daß kein Mann der Crew Raucher ist. Es waren 540 Zinkpackungen der Rauchwaren an Bord. Man nimmt richtig an, daß es sich um ein Versorgungsboot handelt, das auch ausreichend Lebensmittel an Bord hatte. Nur Treibstoff fehlte.“

„Das war auch die Ursache“, murmelte Eyken. Der Mann aber hatte ihn gut verstanden.

„So war das also?“

„Es klappte nicht mit einem Treff...“

„Verdammt!“

Beide blieben jetzt stehen. Der Mann gab dem Major die Hand. „Sie haben alles von mir, was Sie brauchen. Sie sind kein Baby, haben Papiere, Geld, ein Anmarschziel, also ist alles muy bien. Wenn Sie gut nach La Paz kommen, sind Sie für alles Weitere von Nutzen. Wenn Sie es nicht schaffen, dann würden Sie auch das, was nachkommt, nicht bewältigen. Oder anders gesagt: was nicht taugt, bleibt eben liegen... Nichts für ungut und adiós!“

„Heil! „fluchte Eyken. Er machte zackig kehrt und eilte zum Wagen zurück. Das erhaltene Kuvert hatte er in die Innentasche seines Rockes gesteckt.

Als er vor dem Wagen stand, sah ihm Glaser fragend entgegen. „Hat es geklappt?“

„Es hat geklappt“, wiederholte Eyken. „Wir wissen jetzt, was wir zu tun haben. Und ich werde Ihre Hilfe wohl brauchen!“

„Und sonst noch etwas?“

Der Major zeigte die Zeitungen. Glaser überflog die Überschriften und zog die Augen zusammen. Dann mauzte er: „Und gerade in den letzten vierundzwanzig Stunden habe ich es verabsäumt, die Rundfunknachrichten abzuhören, vom Zeitungslesen ganz zu schweigen. Gerade diesmal...“

„Erfreuliches haben wir ja nicht gerade verpaßt...“

„Fahren wir zurück zu Ihren Kameraden?“ fragte Glaser.

„Ja! Man hat mir geraten, die Hauptstadt so bald wie möglich wieder zu verlassen.“

„Kann ich mir denken. Mit dieser U-Boot Sache ist jetzt sicher alles hier verrückt geworden. Vor allem die feindlichen Nachrichtenleute.“

Glaser fuhr sofort an und wählte die kürzeste Stadtausfahrt. Er hielt nur einmal und kaufte einen Pack Zeitungen, die er hinter sich in den Wagen warf. „Daheim bei Weißfeldner lesen wir dann...“

„Dieser Tag ist ein Unglückstag. Das behalte ich bis zu meinem Lebensende“, meinte der Major trübe.

„Gestern“, verbesserte Glaser. „Gestern, am 10. Juli, lief U-5XX in die Hände der argentinischen Behörden.“

„Dann sind es zwei Unglückstage. Gestern passierte es, und heute hörte ich davon.“

Der Fahrer sprach nichts mehr. Sie fuhren Stunde um Stunde dahin. Man hatte längst den Kern der Stadt hinter sich gelassen, und auch das sich lange dahinziehende Weichbild war geschrumpft.

Am Abend trafen die Männer bei den Kameraden ein. Als die Zurückkehrenden in die große Stube des Bayern kamen, traten ihnen die Daheimgebliebenen ernst entgegen.

„Wir wissen alles“, sagte Krall leise. Hellfeldt machte nur eine vage Kopfbewegung.

„Dann brauche ich also nichts mehr zu sagen“, gab Eyken zurück. „Ein Licht ist ausgegangen! ...“

IV. KEIN WEG FÜHRT ZURÜCK

Herzen, die heut' nicht mehr schlagen,
Schlugen Funken bei der Nacht.
Männer müssen alles wagen,
Kameraden, bei der Nacht!

Hans Venatier

Drei Tage nach Eykens Rückkehr aus Buenos Aires von seinem Treff mit dem Kontaktmann, saßen die drei Offiziere nach dem Essen noch im Speiseraum ihres bayrischen Gastgebers bei einer Schale Kaffee. Obwohl Glaser es übernommen hatte, ihnen bei ihrer Weiterreise behilflich zu sein, stellten sie dennoch nutzlose Überlegungen an, welche Möglichkeiten es gebe. Eine innere Unrast hielt die Männer in Bann, die durch die laufenden Meldungen von Presse und Rundfunk noch gesteigert wurde. Ihre Gedanken eilten ohne feste Formen bis an die Grenzen des Reiches der Fantasie, und ihre Wunschbilder überflügelten jede Wirklichkeit. Ihre augenblickliche Geborgenheit brachte das Denken zum Spielen.

Ihr Sinnen wurde jäh durch das Kommen Glasers unterbrochen. Er hatte ein dickes Bündel Zeitungen in der Hand. Er hatte sich sichtlich beeilt, denn sein Gesicht war leicht gerötet, und auf der Stirne glitzerten einige Schweißtropfen.

„Carámba! „fluchte er und warf die Zeitungen auf den Tisch. Dann ließ er sich in einen Sessel fallen und langte nach der nächstbesten Schale Kaffee.

Hellfeldt griff sofort nach dem zuoberst liegenden Blatt, das er nach einem flüchtigen Überfliegen dann an Eyken weitergab. Dann starrte er auf die nun frei sichtbar gewordene zweite Zeitschrift, die auf der Titelseite das eingelaufene deutsche U-Boot zeigte. Er schob auch dieses Blatt Eyken zu, der bereits mit dem Lesen der Überschriften und der fettgedruckten Stellen befaßt war.

„Ha! „rief Eyken aus, „nun bringen die findigen Reporter sogar alle Namen der einstweilen provisorisch internierten U-Boots Besatzung. Dann weitere Hinweise über die Einvernahme der Besatzungsmitglieder durch die argentinischen Marinebehörden, die jedoch keine brauchbaren Hinweise ergeben. Haha, die Frageheinis werden doch nicht im Ernst geglaubt haben, daß unsere Jungs frisch und fröhlich nur so daherplappern werden? Alle

Instrumente und Einrichtungen des Bootes sind völlig unbrauchbar gemacht oder zerstört worden. Da kommt kein Hund mehr zurecht mit dem Fahrzeug.“ „Bisher ganz schön und grün“, warf Glaser etwas hart dazwischen, „aber was jetzt kommt, ist mehr als unerfreulich. Lest weiter!“ „Oh, verdammt!“ „Eyken ballte die Finger zu Fäusten. „Hier wird jetzt zugegeben, daß die Besatzung sowie der unbrauchbare Bootskörper an Uncle Sam ausgeliefert wird. Da hat nun der amerikanische Botschafter im Auftrag seiner Regierung mit entsprechendem Nachdruck doch Erfolg gehabt, die Forderungen erfüllt zu bekommen. Die Übergabe soll bereits in den nächsten Tagen an die Popcornschlucker erfolgen. Herrgott nochmal, das wird unser lieber Formutt doch nicht einkalkuliert haben!“

„Was immer Formutts Handeln bestimmt haben mag“, meinte Krall bedachtsam, „das jetzt vorhandene Ergebnis ist das gleiche, als wenn er das Boot vor einer Landung versenkt hätte. Und wir können sicher sein, daß auch die Yankees nicht mehr aus unseren Leuten herausbringen werden als die Argentinier.“

„Daran zweifelt niemand“, gab Eyken sofort zu. „Obwohl man ihnen sicherlich hart zusetzen wird.“

Das Weitere in den Zeitungen war voll Spekulationen, aber alle waren weit von der Wahrheit entfernt. Nur eine Meldung stach noch heraus, auf die Glaser hinwies. „Da heißt es nämlich, daß dieses Boot von dem Kampfverband stammen könnte, der zwischen Island und Grönland kurz vor der Kapitulation einen großen alliierten Verband von Kriegsschiffen völlig vernichtet und alle Fahrzeuge versenkt hatte. Es wird auch der Vermutung Raum gegeben, daß Hitler gar nicht in Berlin umgekommen sei, sondern von der deutschen Bootsflottille weggebracht worden sein könnte.“

„Die haben aber hier dicke Zeitungsenten“, sagte Hellfeldt sarkastisch. „Die Pressemeute wird wahrscheinlich noch jahrzehntelang in Wüsten und Urwäldern toten Geistern nachjagen und künstlich am Leben zu erhalten versuchen. Und auch blinder Haß wird zu einer Weltschnüffelei führen, um selbst jeden Kleinen zu jagen, der vom großen Netz noch nicht erfaßt wurde.“

Eykens Gesicht verdüsterte sich. „Ja, dieser Haß wird nie aufhören, solange der Sinai als mythische Mitte zum Kampf gegen den Mitternachtsberg des Nordens gestärkt wird und sich alle Feinde Deutschlands um diesen scharen. Hinter uns sind jetzt keine Brücken mehr. Es gibt keinen Weg zurück. Wir sind zerschlagen, aber nicht geschlagen.“

Was uns blieb, das ist der letzte Schirm für den Norden.“ Er warf die bisher in der Hand gehaltene Zeitung auf den Tisch. „Ach, warum sage ich etwas, was wir hier ohnedies alle wissen? Bleiben wir beim Nächstliegenden: wir müssen weiter!“

„Dafür Sorge ich ja“, warf Glaser ein. „Organisation wird man mir doch noch zutrauen, he? Schließlich war ich im Ersten Weltkrieg ebenfalls Offizier bei einer Fronttruppe. Ich wanderte erst nach dem Zusammenbruch nach Argentinien aus. Daher habe ich es meist in der Nase, wen oder was ich vor mir habe. So wie vor kurzer Zeit, als da drei gewisse Männer auf einer Landstraße dastanden...“

„Aha jetzt ist der Scheinwerfer klar!“ rief Krall aus. „Das hat aber etwas lang gedauert“, kam es von der Tür her. Dort stand der Bayer, und seine Augen zwinkerten vergnüglich. „Jetzt stimmt doch die Partie?“

Wieder ernst werdend, kam er heran und setzte sich. Er sah auf den Stoß Zeitungen und setzte fort: „Die Sache mit dem deutschen Boot ist eine Viecherei. Ich weiß nicht, was die argentinische Regierung bewog, dem amerikanischen Druck nachzugeben und diese völkerrechtswidrige Auslieferung vorzunehmen. Die Argentinier haben diesmal ihren traditionellen Unabhängigkeitsstolz fallengelassen. Wären die blauen Jungs hier im Lande geblieben, dann hätten wir Argentinendeutsche und viele Freunde von uns sie reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Jetzt können wir nichts tun. Die Bootsbesatzung ist streng zerniert und verläßt in wenigen Tagen das Land in Richtung Nord zu den Yanquis Sakra, dö Ami san doch Sauschädeln!...“

Nach einigen Minuten Schweigens wandte sich Eyken an Glaser: „Wie geht es nun weiter?“

„Keine Sorge“, versetzte der Angeredete beruhigend. „Es gibt da Wege. Ihr seid nicht die ersten und nicht die letzten...“ Er beugte sich vor und schenkte sich Kaffee ein. Er nahm einen Schluck und quengelte etwas von Kaltsein. Dann wischte er mit einer ausholenden Handbewegung die verstreut liegenden Zeitungen zur Seite und fuhr fort: „Lassen wir jetzt alles, was hinter uns ist, aus den weiteren Überlegungen. Werfen wir den Gedankenballast ab. Es ist am besten, wenn wir bereits morgen von hier abhauen!“

„Das ist schön“, flötete Hellfeldt. „Däumchendreher in der Nähe der argentinischen Hauptstadt liegt uns ohnedies nicht.“

„Dann ist es abgemacht!“ Glaser nickte. „Wir fahren also zuerst zu einer Estancia im südlichen Weichbild von Córdoba. Von dort aus wird dann das Weitere veranlaßt.“

„Und wie kommen wir dorthin?“ fragte Eyken.

„Mit meinem Wagen“, brummte Weißfeldner. „Glaser fährt!“

„Gute Straße?“

„Eine Ruta, die über Rosario führt. Eine einfache und schnelle Fahrt!“

„Ausgezeichnet!“ Hellfeldt zeigte eine befriedigte Miene. „Wann geht es los?“

„Ich schlage vor, sieben Uhr Frühstück, und um acht Uhr fahren wir“, meinte Glaser.

Jetzt hob der Bayer die Hand. „Aber nicht so, wie ihr jetzt seid! Wir gehen nachher auf meine Kosten in einen Kleiderladen einkaufen. Ihr braucht praktische Überlandkleidung, wie sie hier in Südamerika zweckmäßig getragen wird. Das fällt auch weniger auf.“

„Daran dachte ich ebenfalls“, gab Glaser zu. „Ich wollte allerdings einen Kleiderwechsel erst in Córdoba vorschlagen. Zweifelsohne ist es besser, einen solchen gleich hier vorzunehmen.“

„Wir sind gerne einverstanden“, erklärte Eyken. „Aber wir möchten selbst bezahlen. Sie haben ohnehin genug für uns getan!“

„Nichts da!“ polterte Weißfeldner. „Ich habe genug Geld, um solche Kleinigkeiten beisteuern zu können. Wir gehen dann gleich los! Ihr braucht keinen Mund aufzumachen, sondern nur auszuwählen und anzuprobieren. Alles klar?“

„Si, si, Señor“, lachte Eyken mit einer theatralischen Handbewegung und verneigte sich tief. Ein spitzbübischer Zug flog dabei über sein sonst hartes Gesicht.

* * *

Am Nachmittag des darauffolgenden Tages fuhr Glaser vor Córdoba in eine nach dem Süden führende Seitenstraße ein und hielt etwas später nach nochmaligem Abbiegen vor einer stattlichen Estancia. Er hielt direkt vor dem Tor des großen Hauptgebäudes. Ein Rudel kläffender Hunde, die sofort den Wagen umringten, war die erste Begrüßung.

„Die beißen nicht“, sagte Glaser beruhigend. „Aber wartet noch im Wagen. Ich melde uns zuerst an.“ Er stieg aus, von hochspringenden Hunden gefolgt, und verschwand im Inneren des Hauses.

„Das ist also das eigentliche Gesicht dieses Landes“, sagte Krall, rundum sehend. „Typisch lateinamerikanisch in Stil und Anlage. Auch die Landschaft wirkt anders, obwohl wir noch weitab von der tropischen Zone sind!“

„Überall können keine Höfe mit Pferdekopfgiebel stehen“, versetzte Hellfeldt spitz. „Anderswo ist es eben anders.“

„Ach, wie klug“, schlug Krall zurück. „Wem es paßt, der kann ja auch mit zugemachten Augen spazieren gehen...“

Jetzt wetterte Eyken: „Nanu, was ist denn los mit euch? Habt wohl einen Vorschuß auf Tropenkoller genommen, he?“

„Haben wir nicht“, wehrte der Wiener ab. „Wir singen nur friedliche Marinelieder.“

„Quatsch“, brummte Eyken. „Seht, da kommt jemand!“ Er zeigte zu einem Nebengebäude, aus dem ein Mann in typischer Gauchokleidung herauskam, aber nach der dem Haupthaus entgegengesetzten Richtung verschwand. Einige der noch herumstreunenden Hunde hetzten dem Manne nach, die anderen verzogen sich wieder in schattige Winkel.

Es vergingen noch einige Minuten, dann kam Glaser in Begleitung eines hochgewachsenen Mannes aus dem Hause. Die beiden gingen auf den Wagen zu, und Glaser winkte auszusteigen... Vor dem Fahrzeug angekommen, stellte er vor: „Nuestro amigo, Señor Ravero nuestros amigos alemanes...“ Er nannte die Namen der Deutschen. Die Offiziere verneigten sich höflich, während ihnen der patrón die Hand reichte. „Hola, Señores! Cómo le va?“

„Gracias“, murmelten die Angekommenen und überließen es Glaser, das Wort zu führen. Sie wurden in das Hausinnere geführt und gelangten in ein Gästezimmer, das Wohlhabenheit und Kultur verriet.

Glaser sagte hier seinen Freunden auf deutsch, daß sie als Gäste des Estancieros hier aufgenommen seien und etliche Tage dableiben könnten, bis ihre Weiterreise gesichert sei. Der Hausherr sei stolz darauf, Deutsche im Hause zu haben, und auch er werde wieder helfen, wie er es bereits mehrmals zuvor getan habe.

„Es ist alles muy bien!“ schloß er.

Als nun Eyken nochmals zum Sprechen ansetzte und nach passenden spanischen Worten suchte, winkte der Estanciero lächelnd ab. „Me pongo á su disposición...“ Er sagte noch einige Sätze zu Glaser, dann verbeugte er sich mit einer geradezu unnachahmlichen Grandezza und verließ den Raum.

„Er läßt sich entschuldigen, daß er uns jetzt allein läßt“, wiederholte Glaser, „aber er wolle jetzt für das weitere Wohl seiner Gäste sorgen und einen Boten mit einigen Zeilen nach Córdoba senden. Es gibt Dinge, die man zweckmäßigerweise nicht mit dem Telefon erledigt. Morgen käme dann ein wichtiger Mann aus der Stadt und werde alles regeln, was noch zu erledigen sei.“

„Deine Worte in Gottes Ohr“, seufzte der Wiener. „Bisher ist alles so glatt gegangen, daß man beinahe wieder mißtrauisch werden könnte.“

„Nicht unken“, mahnte Krall. „Man soll weder den Klabautermann noch andere Geister rufen!“

„Richtig“ pflichtete Glaser lachend bei. „Und noch etwas: Wir warten jetzt auf einen Diener, der uns Zimmer anweist, und nach unserer Reinigung werden wir zum Essen erwartet.“

Während die Männer noch die an den Zimmerwänden hängenden Bilder betrachteten, die Landschaften des Landes zeigten sowie ein lebensgroßes Porträt eines argentinischen Offiziers, kam der angekündigte Hausdiener. Er bat die Gäste, ihm zu folgen, führte sie treppauf in den ersten Stock und öffnete zwei nebeneinanderliegende Zimmer, die jeweils zwei Betten hatten. Es waren große und helle Räume mit hohen Fenstern, sauber und gepflegt. Der Diener machte einladende Handbewegungen und sagte im Verneigen: „Si necesita otra cosa...“

Die Männer dankten. Eyken blieb gleich mit Glaser im ersten Raum, während die beiden Seeoffiziere das Nächstliegende nahmen.

Abermals später, es war Abend geworden, saßen die Männer mit dem Hausherrn an einer langen Tafel und ließen sich den aufgetischten Asado gut munden. Der Braten von einem Ochsen am Spieß war eine Landesspezialität, ohne die ein Argentinier nicht auskam.

Nach dem reichlichen Essen ließ sich der Estanciero mit Hilfe von Glasers Übersetzungen vom Krieg in Europa erzählen. Er fragte nach den deutschen Wunderwaffen, von denen in ganz Lateinamerika geraunt wurde, und konnte es einfach nicht verstehen, daß diese nicht mehr eingesetzt oder zum Teil durch Sabotage zurückgehalten wurden. Für ihn als Argentinier gab es nichts Schimpflicheres als Landesverrat, und das noch dazu im Kriege. Er gab auch offen zu, daß er das Verhalten der argentinischen Regierung gegenüber der deutschen U-Boot Besatzung mißbillige, und betonte, daß dies die Meinung nahezu aller Argentinier sei.

Als sich die Männer spät am Abend zum Schlafengehen verabschiedeten, hatten sie sich über Sprache und Grenzen hinweg zu einer guten Freundschaft gefunden.

Der nächste Tag brachte große Überraschungen. Am frühen Nachmittag erschienen plötzlich zwei Männer aus Córdoba. Einer von ihnen war ein argentinischer Oberst in Uniform, der zweite, wie es sich bei der Begrüßung herausstellte, ein Bankdirektor. Dieser trug einen großen Koffer.

Nachdem die Angekommenen noch einige Worte mit Ravero gesprochen hatten und sich sichtlich noch einige Auskünfte geben ließen, begaben sich die Männer in das Arbeitszimmer des Estanciero, um ungestört zu sein. Der Hausherr holte noch einige Stühle aus dem Nebenraum und lud zum Sitzen ein.

„Quéle pasa? Also was gibt es?“ Der Bankdirektor, der ein dickes, unschuldig wirkendes Kindergesicht zur Schau trug, fragte in einem jovialen Tonfall und sah die drei Deutschen der Reihe nach musternd an.

Da während der ersten Vorstellung die Namen der Deutschen nur undeutlich gemurmelt worden waren, wiederholte sie jetzt Glaser und nannte auch gleich den Dienstgrad. Dann fügte er hinzu, daß diese Männer nach Bolivien reisen mußten.

Jetzt sah auch der Oberst die vor ihm sitzenden Offiziere eingehend an. Diese, von Glasers allzu schneller Offenheit überrascht, waren jetzt zutiefst beunruhigt, bemühten sich jedoch, diese Unruhe sich nicht anmerken zu lassen. Sie dachten alle drei dasselbe: Wenn es dem Oberst einfallen sollte, sie für verhaftet zu erklären, dann würde die Lage überaus brenzlich.

Es kam anders. Der argentinische Offizier gab dem Bankdirektor einen kleinen Wink und nickte bejahend mit dem Kopf. Daraufhin hob dieser den mitgebrachten Koffer vom Boden auf, hob ihn über den Tisch und ließ nach dem Öffnen des Deckels den Inhalt herausfallen. Ein Berg echter oder gefälschter Papiere lag vor den Männern.

Während sich der Oberst leicht schmunzelnd in den Sessel zurücklehnte, weidete sich der dicke Bankmann mit einem kullernden Lachen an der Verblüffung der Deutschen. Dann sagte er in einem aufreizend nichtssagenden Tonfall, als wäre das alles das Natürlichste der Welt, daß nun im Prinzip dieses Problem im Handumdrehen gelöst sei.

Eyken machte eine Geste des Dankes. Dann sagte er, ohne Glasers Hilfe in Anspruch zu nehmen: „Ich gestehe, daß meine Kameraden und ich nicht nur erstaunt, sondern auch über eine solche großzügige Hilfsbereitschaft

gerührt sind. Wir haben Pässe als Neutrale, die uns als einen Dänen und zwei Schweizer ausweisen. Allerdings...“ Er hob mit einer fragenden Bewegung die Hände.

„Dónde los tienen vos?“ fragte der Dicke.

Eyken griff langsam in die Rocktasche, brachte seinen Paß zum Vorschein und überreichte ihn dem Bankdirektor.

„Wie Sie hier sehen, werde ich als Schweizer ausgewiesen!“

Die beiden Seeoffiziere folgten dem Beispiel ihres Kameraden, enthielten sich jedoch bei der Weiterreichung ihrer Papiere erklärender Hinweise und blieben stumm.

Der Dicke besah eingehend die Pässe und ließ dann einen leisen Pfiff hören. Mit einem leichten Lächeln gab er sie dann an den Oberst weiter.

Zu den Deutschen gewandt, sagte er: „Perfectamente gute Pässe! Nur Stempel fehlen...“

Der argentinische Oberst besah nun ebenfalls die drei Dokumente mit einer an eine Andacht grenzenden Geduld, dann sagte er langsam, um von den Deutschen verstanden zu werden: „Die fehlenden Stempel werden Sie erhalten. Das ist für uns hier kein Problem. Ich behalte Ihre Papiere, und in etwa einer Woche haben Sie alles! Danach sind Sie legal in unser Land eingereist und können es wieder legal verlassen, ohne weitere Schwierigkeiten zu bekommen. Auch das Einreisevisum für Bolivien wird dabei sein.“ Er blinzelte etwas mit den Augen.

„Señor Glaser deutete unserem Gastgeber Ravero an, daß Sie dorthin wollen, stimmt das?“

„Si, Señor“, gab Eyken zu. „Wenn es möglich ist?..“

„Es posible! Ich sagte schon, wir machen alles...“ Der Oberst lehnte sich zurück und steckte die Pässe in die Tasche.

„Zufrieden?“ fragte der Direktor. Schmunzelnd sagte er: „Nun können wir ja alle unsere wunderschönen Papierchen, die wir mitgebracht haben, wieder in unsere Koffer verstauen und mitnehmen. Wir werden ohnedies alle noch benötigen. Wir haben schon vielen Männern geholfen, und es werden auch nach Ihnen wohl noch viele nachkommen.“ Jetzt lachte er glucksend. „Sie erleben jetzt zwei Gesichter Argentinens. Was immer in der Politik geschieht, die Alemanes werden in unserem Lande immer viele Freunde haben!“ Immer noch lächelnd beugte er sich über den Tisch, raffte die mitgebrachten Papiere enger zusammen und legte sie dann bündelweise

in den offenen Koffer zurück. Nachdem er diesen wieder sorgfältig verschlossen hatte, stellte er ihn zwischen seine Füße auf den Boden.

„Was wir jetzt alles erleben müssen, ist bitter“, meinte nun Eyken, um eine Gesprächsbrücke zu finden. „Nachdem wir jetzt die ganze Welt gegen uns haben, erscheint es uns wie ein Märchen, daß es überhaupt noch Freunde gibt.“

„Und viele Hunde sind des Hasen Tod“, zitierte Glaser das deutsche Sprichwort.

„Protest!“ rief der Dicke. „Hasen waren die Alemanes keinesfalls! Sie haben immerhin fünf Jahre der Welt die Zähne gezeigt.“

„Was hat den deutschen Sieg verhindert?“ fragte der Oberst. „War es in erster Linie der Verrat oder das Zuspätkommen der angekündigten Wunderwaffen?“

„Beides“, gab Eyken zu. „Und bei der Herstellung neuer Waffen spielte noch die Sabotage eine große Rolle.“

Der Oberst wiegte nachdenklich den Kopf. „Das deutsche U-Boot, das vor kurzem bei uns in Buenos Aires einlief, war ja auch ein Wunderding. Allerdings die Yanquis haben nur mehr eine Hülle vorgefunden. Das Wichtigste der Ausrüstung war kaputt oder fehlte. Wie kam es denn, daß die deutsche U-Boot Waffe in den letzten Kriegsjahren trotz enormer Anfangserfolge versagte?“

„Das kann ich aufklären“, warf Hellfeldt ein. „Auch hier war Sabotage im Spiel. Es war im April 1943, als plötzlich ein Großteil der auf Feindfahrt ausgesandten U-Boote nicht mehr zurückkehrte. Im Juni des gleichen Jahres blieben nahezu alle ausgelaufenen Boote vermißt. Von damals 400 Booten kehrten nur noch 17 zurück. Jedes Geraune über etwaige Ursachen dieser Katastrophe wurde sofort von oben her mit dem Hinweis auf Defätismus unterdrückt und mit kriegsgerichtlicher Verfolgung bedroht. Der wirkliche Grund aber war, daß man die Spuren verwischen wollte, welche diese Niederlagen herbeiführten.“

„Und was war das?“ Der argentinische Offizier beugte sich interessiert vor.

„Das Geheimnis heißt ‚Metox‘“, versetzte Hellfeldt hart und klar. „Metox war ein Beutegerät aus dem Frankreichfeldzug, das dem gemeinsamen Funkverkehr zwischen Frankreich und England diente. Es hatte eine Superhertschaltung. Das heißt, es verwendete einen kleinen Sender, dessen unabänderliche Konstruktions Grundfrequenz sich mit derjenigen des

jeweiligen Funkempfanges mischte, so daß der Empfang der Differenz zwischen diesen beiden Frequenzen eine ausgezeichnete Trennschärfe ermöglichte. Und dieses Beutegerät wurde im Frühjahr 1943 der deutschen U-Boot Waffe zugeteilt. Allein die Strahlungseigenschaft dieser Empfänger verursachte ursächlich die plötzlichen enormen Bootsverluste. Dieser Geräteeinsatz war eine kaum faßbare Sabotage und ein grauenhafter Verrat. Tausende Männer unserer U-Boot Besatzungen wurden eiskalt mit ihren Fahrzeugen ins nasse Grab geschickt und kamen elend um. Menschenleben berührte die Verräter nicht. Ein mutiger Korvettenkapitän namens Jäckel kam hinter diese Sache und meldete dies unmittelbar an Dönitz. Bei den anlaufenden Erhebungen kam eine Anklage gegen acht Vorgesetzte im Admiralsrang zustande, wobei sich Konteradmiral Stummel als Hauptperson des Verrates herausstellte. Dieser war es, der ohne Wissen der anderen Abteilungen im Oberkommando der Kriegsmarine das Metoxgerät nachbauen und den Booten zuweisen ließ. Bei einer Einvernahme mußte der Konteradmiral zugeben, daß es keine nichtstrahlenden Sender gäbe und daß dieser bei einem Einschalten des besagten Gerätes zwangsläufig miteingeschaltet werde.“

Hellfeldt holte tief Atem und fuhr fort: „Der Verhöroffizier war entsetzt und meinte dazu, daß man da die Boote ebenso mit offenen Scheinwerfern, die nach allen Seiten aufhellen, hätte fahren lassen können. Er fragte auch den Admiral, ob er gewußt habe, daß die Metoxgeräte in die britischen Funkgeräte, also auch in die der britischen Luftwaffe, hineingestrahlt haben. Diese Frage hatte der Admiral dann mit Ja beantwortet! Damals lag eisiges Entsetzen im Gerichtssaal, als sich der Admiral selbst entlarvte. Er hatte damit ruhig zugegeben, daß hier ein in der Geschichte noch nie dagewesener Kameradenmord begangen worden war. Nachher versuchte er sich herauszureden, daß die Kommandanten der Boote die Geräte unvorsichtig gehandhabt hätten, obwohl es einfach keinen Schutz bei deren Verwendung gab. Und merkwürdigerweise durfte der Admiral den Zeugenstand ungeschoren verlassen, statt daß er wegen Sabotage an die Wand gestellt worden wäre! „Hellfeldt ballte erregt die Fäuste, so daß die Knöchel des Handrückens wie weiße Hügel heraustraten. „Und das ist nur ein trauriges Beispiel einer unfassbaren Verratsserie.“

„Wir haben dann dennoch die Entwicklung der U-Boot Waffe weiter fortgesetzt“, erzählte der Wiener weiter. „Wir erfanden neue Typen und Verbesserungen, und wenn wir noch etliche Monate Zeit gehabt hätten,

wären wir wieder die Herren der Meere geworden. Wir konnten wieder gesichert auslaufen und bauten neue Typen nach. In Buenos Aires liegt jetzt so ein Boot, falls es mittlerweile nicht von den Amerikanern weggebracht wurde. Am 15. April dieses Jahres fuhr ein Boot mit dem General Kessler und seinem Stab und mit Technikern aus Christiansund nach Tokio aus, um auf Wunsch des Tenno die japanische Luftverteidigung aufbauen zu helfen. Japan hatte in Deutschland entwickelte Abwehrwaffen erhalten. Auch Messerschmidkonstrukteure waren beim Stab und sonstige Spezialisten. Mikrofilme waren mitgegeben worden, die den Stand der letzten deutschen Raketentechnik und deren Abwehr und entscheidende Beiträge auf dem Gebiet der Kernforschung enthielten. Südöstlich der Neufundlandbänke erreichte das Boot die Kapitulationsmeldung von Großadmiral Dönitz. Auf ausdrücklichen Befehl von Dönitz sollte sich das Boot den Alliierten ohne Zerstörung und samt seiner wertvollen Fracht übergeben.“ Wieder wurde Hellfeldt erregt. „Ich kann das heute noch nicht verstehen, wenn ich an das Beispiel von Scapa Flow denke, wo sich nach Beendigung des Ersten Weltkrieges die deutsche Flotte vor der Übergabe an die Briten selbst versenkte. Während zwei an Bord von U-234 befindliche japanische Offiziere Harakiri begingen, ließ sich das Boot unter Kapitänleutnant Fehler von einem amerikanischen Zerstörer als Prise einbringen und wurde mit allen geheimen Unterlagen in den Marinehafen Portland gebracht.“

„Ich habe von dieser Sache gehört“, sagte der Oberst. „Und Sie werden es noch nicht wissen, weil es erst in diesen Tagen aus Washington bekannt wurde, daß dieses Material von einer Untersuchungskommission geprüft wird. Als bisheriges Ergebnis aber weiß man bereits, daß an Hand dieser übergebenen Aufzeichnungen und durch die Technikeraussagen die Deutschen den Alliierten in entscheidenden technischen Einrichtungen und Entwicklungen um hundert Jahre voraus waren. Mag es auch übertrieben klingen, jedenfalls stammt diese Feststellung aus indiskreten Nachrichten aus der amerikanischen Hauptstadt. Warum Dönitz es zugelassen hat, daß diese Dinge übergeben werden, kann ich als Argentinier nicht verstehen.“

„Es gibt zwei Deutungen“, meinte Eyken langsam. „Entweder wollte Dönitz nach unserem Zusammenbruch die Westalliierten gegen den Bolschewismus stärken, oder er wollte die in dieser Richtung eindeutigen Kapitulationsbestimmungen korrekt erfüllen.“ Eyken sah den Oberst offen an. „Ich hätte es dennoch nicht getan!“

Der argentinische Offizier nickte. „Das ist auch meine Meinung. Dieser Kommandant von U-234 hätte sich ein Beispiel an dem nun bei uns eingelaufenen Boot nehmen können.“

Eyken zuckte die Schultern. „An der Sache ist leider nichts mehr zu ändern.“

„Und wie war es während des Krieges an den Fronten?“ fragte der Oberst weiter. „Wie konnten Sie trotz Sabotage im Hinterland und trotz Verrat von oben so lange durchhalten?“

„Das erscheint mir selbst wie ein Wunder“, gab Eyken zu. „Ich kann Ihnen Beispiele nennen, die ich selbst weiß. Da wurden bereits ab 1943 in den unter dem Namen ‚Deutsche Wochenschau‘ bekannten Filmberichten Hinweise auf einen in Errichtung befindlichen ‚Ostwall‘ gegeben, der ungefähr den Dnjepr entlang verlaufen sollte. Es wurden Panzerkuppeln, Betonbunker und andere Befestigungsstücke gezeigt, an denen sich die roten Divisionen die Köpfe einrennen sollten. Die Sowjets hätten sich an dieser Abwehrlinie verblutet. Bei einem Gespräch mit einem Kommandeur der SS Division ‚Das Reich‘ erzählte mir dieser, daß kurz nach dem Rückzug unserer Truppen über den Dnjepr, Hitler diesen Abschnitt besuchte und dabei feststellte, daß anstelle der ihm gemeldeten Arbeiten überhaupt kein Ostwall stand und lediglich Hinweisschilder vorhanden waren, wo und was irgendeinmal gebaut werden sollte. Der mit viel Aufwand gepriesene Ostwall stand nur auf dem Papier.“

„Das ist doch nicht möglich“, rief der argentinische Offizier erregt aus. „Was geschah dann?“

„Nichts“, gab Eyken zurück. „Hitler hatte Tränen in den Augen und sagte nach Aussage des mir gut bekannten Kommandeurs, daß er nicht gewußt habe, so betrogen worden zu sein.“

„Und was geschah mit den Falschmeldern und Saboteuren?“

Abermals zuckte Eyken mit den Schultern. „Teilweise sehr wenig, teilweise nichts. Jedenfalls rollten keine Köpfe. Das ist eben das Merkwürdige. Damals wußte ich schon, daß Hitler keinen Boden mehr unter den Füßen hatte. Er hatte bereits vor dem Kriege auf falsche Pferde gesetzt. Im zu Ende gehenden Jahre 1944 befand ich mich mit einem Sonderauftrag an der Westfront und sprach mit dem SS-Oberleutnant Mund von der Division ‚Götz von Berlichingen‘, der das Kriegstagebuch der Division führte. Dieser gab mir eine authentische Schilderung über die Lage an der Invasionsfront. Es war unserer militärischen Führung schon lange

bekannt, daß in den südenglischen Häfen zahlreiche Schiffe zusammengezogen wurden. Und gerade zu diesem Zeitpunkt der alliierten Vorbereitungen wurden alle aktiven Mot. Einheiten der Waffen-SS sowie der Wehrmacht mit dem Auftrag zu einer Partisanenbekämpfung nach Süd und Mittelfrankreich in Marsch gesetzt. Dann kam plötzlich ein Wehrmachtsgeneral die Atlantikküste entlangefahren und befahl allen Festungswerken, die Artilleriemunition zwecks Umtausches abzugeben. Hinterher kam der Generalfeldmarschall Rommel, der davon nichts wußte. Als kurze Zeit später die Invasion stattfand, zeigte es sich, daß die angreifenden Einheiten der Alliierten über die Minenfelder stürmen konnten und keine einzige Mine hochging. Sie konnten über die Felsen spazieren gehen, weil sämtliche Minen ohne Zünder verlegt worden waren. Während der schweren Kämpfe an der Kanalküste mußten nun die abgezogenen Mot. Verbände aus dem Inneren Frankreichs wieder zur Küste in Marsch gesetzt werden. Dabei blieben nahezu alle Panzer entlang den Straßen mit Bolzenbrüchen liegen, und nur wenige Kampffahrzeuge gelangten an die Abwehrfront. Nun muß noch hinzugefügt werden, daß sich die drei Atlantikfestungen Brest, St. Nazaire und La Rochelle geweigert hatten, der Aufforderung des Generals zur Munitionsabgabe nachzukommen und daß sich diese Stützpunkte gegen alle alliierten Angriffe halten konnten. Sie wurden eingeschlossen, kapitulierten aber erst Monate später, als sie keine Munition und keinen Nachschub mehr hatten. Als letztes Werk ergab sich am 20. September 1944 die Festung Brest unter dem Kommando des Fallschirmjägenerals Ramcke. Die drei Festungen hatten durch ihr Ausharren lange Zeit feindliche Kräfte gebunden. So war die Lage, wenn kein Verrat im Spiel war!“

Schweigen. Die Gesichter der Argentinier spiegelten Bestürzung und Erschütterung. Auch Glaser war über das Gehörte entsetzt. Es war, als wäre plötzlich ein eiskalter Hauch durch das Zimmer gezogen.

Nach einer Weile rührte sich der Oberst. „Ihr Deutsche seid doch merkwürdige Menschen. Die Welt bewundert euren Geist, das große und vielseitige Können und die militärischen Leistungen, und auf der anderen Seite zieht sich der Verrat wie ein roter Faden durch die deutsche Geschichte. Ich verstehe das nicht...“

„Das hat mehrere Ursachen“, bemühte sich Eyken zu erklären.
„Zuallererst gab es schon bei den Germanen Stammesstreitigkeiten. Nach Schaffung des ersten Reiches traten Gegensätze unter den Fürsten auf, und

in der Neuzeit ist es die verdamnte Demokratie, die den deutschen Charakter verdirbt. Es ist die bekannte deutsche Gründlichkeit, die nach der Errichtung von Parteien so parteitreu wird, daß man darüber Volk und Land vergißt. Wenn ein Deutscher Marxist oder Kommunist wird, dann ist er vor lauter Gründlichkeit eifriger und unduldsamer als Marx und Lenin selbst. Das gleiche gilt auch für andere volksfremde Ideeneinflüsse. Und wenn dann ein Parteianhänger in einen Gegensatz zu Volk oder Land gerät, dann rennt er sich am eigenen Haus den Schädel ein!

„Und die Verbohrtheit in gegensätzliche Auffassungen zeugt den Verrat“, warf Krall noch abschließend dazwischen. „Dies sowie ein noch nicht ausgestorbener Kastengeist bestimmter Kreise ertrug den Wechsel zu Neuem nicht.“

„Qué raro wie seltsam“, murmelte der Oberst. „Nun sehe ich, wie hinter einer Sonne Wolken nachziehen.“

„Ja, schwarze Wolken in Ungeheurgestalt, von denen Geiferfetzen wegfliegen und die aufgerissene Rachen zeigen, manchmal in Luftwirbel verstrickt und dann bereit, sich selbst aufzufressen!“ grollte Krall.

„Die Meute, die Sie zurückgelassen haben, wird für ihre Fehler bezahlen müssen“, meinte der Argentinier ernst. „In Europa ist jetzt Chaos. Das wird erst anders, bis ihr wieder genug Kraft habt, es zu ändern!“

„Es wird lange dauern“, meinte Eyken dumpf. „Aber wir werden die Kraft wieder aufbringen!“

Der Oberst stand auf. „Wir müssen jetzt gehen! Ich danke Ihnen für das aufschlußreiche Gespräch. Ich verstehe jetzt manches besser, wenn auch trotzdem für mich vieles unverständlich bleiben wird. Sie hören in kurzer Zeit von uns. Wir bringen Ihnen dann die ergänzten Papiere zurück. Bis dahin sind Sie bei unserem Freund Ravero bestens aufgehoben. Sie brauchen keine Sorgen zu haben!“

„Wir sind Ihnen sehr dankbar“, versetzte Eyken warm.

„Keine Ursache“, winkte der Argentinier ab. Er verabschiedete sich zusammen mit seinem Begleiter mit ausgesuchter Höflichkeit, gemischt mit Hochachtung und Herzlichkeit. „Muy buenas noches!“

Ravero begleitete seine Landsleute noch hinaus und ließ seine Gäste mit einer kurzen Entschuldigung zurück.

Glaser zeigte jetzt ein verschmitztes Lachen. „Das war bumm, meine Herren ein Volltreffer!“

„Wenn das wirklich alles so mit den Papieren klappt, dann war jetzt der Weihnachtsmann da.“ Kralls leicht verkrampfte Miene lockerte sich etwas.

„Warum noch Zweifel? Hier in Argentinien findet ihr immer Freunde, sofern ihr nicht blind in einen falschen Hafen einlauft. Und nach Bolivien kommt ihr so gewiß wie ein Hund zu einem Knochen!“

„Ist das aber ein schöner Vergleich“, meinte Hellfeldt spöttisch.

„Wollt ihr zimperlich spielen?“ entrüstete sich Glaser.

„Ach nein“, wehrte der Wiener ab. „Nur romantischer...“

* * *

Eine Woche verging. Ravero tat sichtlich alles, um seinen Gästen das Bestmögliche zu bieten, und er sorgte auch täglich für Zeitungen.

Die alliierte Propaganda belieferte reichlich die Presse Südamerikas mit Gräuelnachrichten. Seit der Verhaftung des legalen deutschen Staatsoberhauptes Großadmiral Dönitz am 23. Mai hatten die Alliierten völkerrechtswidrig eine deutsche Regierung an weiteren Amtsgeschäften gehindert und Militärregierungen errichtet. Großangelegte Verfolgungswellen gingen unablässig über das Land weiter. Aber auch in Frankreich, Belgien, Holland und in den skandinavischen Ländern wurden sogenannte Kollaborateure mit Deutschland verfolgt. In Frankreich ging die Zahl der vom Mob liquidierten Personen in die Zehntausende, und viele wurden noch nachträglich zum Tode verurteilt und hingerichtet. Ähnlich war es in Belgien. Kein einziger Bericht befaßte sich mit den Gräueltaten der Roten Armee, die noch immer zahlreiche Verschleppungen vornahm. Nur hin und wieder brachten kleinere Blätter des lateinamerikanischen Subkontinents Berichte von deutschen Flüchtlingen, die jedoch immer wieder von der Weltpresse überdeckt wurden.

So war es begreiflich, daß die Männer die Tage des Wartens mit dem Studium der Zeitungen verbrachten und die jeweilige Tageslage besprachen. Sie hatten immerhin Angehörige und Freunde daheim und sorgten sich. Es lag ihnen auch nicht, daß sie hier noch fern von den auf sie harrenden Aufgaben waren. Sie waren in steter Unruhe.

Neun Tage waren vergangen, und eine Woche war um. Doch am zehnten Tage erschien unvermittelt der Bankdirektor aus Córdoba und brachte die Papiere. Als die drei Männer ihre Pässe übernahmen und blätterten, fanden sie darin die argentinischen Stempel und Visa für Bolivien. Es war alles fein

säuberlich und zudem sogar echt. Die vom Stützpunkt in der Antarktis ausgegebenen Pässe hatten ihre Feuerprobe bestanden.

Der Argentinier strahlte, als er die erfreuten und zugleich doch etwas verdutzten Mienen der Deutschen sah. „Haben wir zuviel versprochen?“

„Wir haben nie an Ihren Zusagen gezweifelt“, erwiderte Eyken. „Ihre Hilfe hat uns vieles erleichtert!“

„Con mucho gusto“, sagte der Bankdirektor, eine Landesphrase gebrauchend.

„Im Übrigen soll ich schöne Grüße bestellen!“

„Jetzt schlägt's dreizehn!“ rief Eyken erstaunt. „Von wem, wenn ich fragen darf?“

„Sie dürfen“, lachte der Argentinier. „Von Ihrem Freund, den Sie bei einer gewissen Kirche in Baires getroffen haben!“

„Wie kommen Sie denn zu diesem Mann?“

„Ach“, meinte der Gefragte leichthin, „das ist eigentlich so eine Art Zufall. Wenn irgendwie möglich, ziehen wir auch Erkundigungen ein. Es gibt ja überall noch Deutsche, welche Augen und Ohren Ihres Reiches sind. Aber nicht allzu viele Flüchtlinge erhalten von hier aus noch Empfehlungen, weil sie in vielen Fällen unbekannt sind. Da müssen wir uns auf Menschenkenntnis verlassen. Als wir mit Ihrem Freund sprachen, hat er gelacht und gemeint, Sie haben aus eigenem den richtigen Autobus bestiegen. Darauf wollte er es ankommen lassen!“

„Das sind aber riskante Spielchen, die von Freunden versucht werden.“ Eyken zeigte leichten Ärger. „Wenn wir irgendwie aufgelaufen wären...“

„Nur kleine Fische laufen auf“, sagte der Direktor, jetzt ernst werdend. „Wer Köpfchen hat, braucht nichts zu fürchten.“

„Es gibt aber gefährliche Zufälle, gegen die niemand gefeit ist“, versetzte Eyken hartnäckig.

„Das sind Risiken, mit denen Sie fertig werden müssen“, antwortete der Argentinier. „Warum sprechen Sie überhaupt darüber? Die Göttin Fortuna ist auf Ihrer Seite, was wollen Sie mehr? Wir haben Sie hier nicht ausgefragt, wir fragen auch nicht, warum Sie ausgerechnet nach Bolivien wollen, obwohl Sie im Lande hätten bleiben können, und unsere Hilfsbereitschaft ist unsere eigene Sache. Je weniger man in solchen Situationen voneinander weiß, um so besser ist es. Hauptsache ist, daß wir, bildlich gesprochen, die gleiche Zeitung lesen!“

„Das reicht!“ schloß Glaser kurz. „Wir haben das Beste zugespielt bekommen, was nur irgendwie möglich war. Dafür sind wir unseren einheimischen Freunden sehr dankbar. Wir sind noch lange nicht über den Berg, aber einen guten Schritt weiter. Als nächstes werde ich mich darum kümmern, wann Sie einen Zug nach Bolivien erreichen. Wir haben von Córdoba weg über Tucumán eine direkte Verbindung.“

„Si“, nickte der Direktor und stand von seinem Sitz auf. Als ihn Ravero am Arm ergriff, winkte er sofort ab. „Nichts für ungut, aber ich habe Eile. Meine Aufgabe ist erfüllt, und ich wünsche unseren deutschen Freunden alles Gute! Sie können jederzeit nach Argentinien zurückkommen, und Sie werden Hilfe erhalten. Brauchen Sie noch Geld?“

„Danke, nein“, sagte Eyken. „Wir haben Pesos und Dollars, und in Bolivien können wir tauschen.“

„Dann ist es gut“, erwiderte der Direktor befriedigt. „Que le vaya bien alles Gute!“ Nach einem kräftigen Händeschütteln reihum ging er.

Nach seinem Weggang sagte Krall: „Merkwürdig. Als der Mann zum erstenmal bei uns hier auftauchte, sah er wie das Urbild eines harmlosen Spießers aus. Er paßte vorerst gar nicht recht zu dem Obersten, der eine starke persönliche Ausstrahlung hatte. Aber jetzt gehe ich jede Wette ein, daß auch dieser Bankmann im Hintergrund eine Rolle spielt.“

„Südamerika ist ein bewegter Kontinent“, erklärte Glaser. „Rasante Entwicklungen haben immer politische Nebenerscheinungen.“

Der indianische Urkommunismus führt immer wieder in einigen Ländern zu einer starken Linksanfälligkeit der breiten, verarmten Bevölkerungsschichten, die aber gleichzeitig durch den überall stark verwurzelten Patriotismus seit Bolivars Zeiten eine Gegenkraft findet. Aber welche Kräfte immer in diesen Ländern die Oberhand bekommen, überall steht die allmächtige Freimaurerei im Hintergrund. Sie ist in den lateinamerikanischen Staaten geradezu traditionell. Wißt Ihr, daß nahezu alle Flaggen dieser Länder, deren Wappen und viele Briefmarken Freimaurersymbole und sogar Verfassungstexte solche Einflüsse haben? Man muß sich überall in den Kreisen der Gesellschaft und sogar der Militärs sehr vorsichtig bewegen!“

„Das ist für mich keineswegs eine Überraschung“, gab Eyken zurück. „Darüber hörten wir manches in der politischen Aufklärung, und wir haben uns darüber schon unterhalten, ehe wir argentinischen Boden betraten.“

Natürlich wären wir interessiert, mehr über die Logen hier in Argentinien und eventuell auch von Bolivien zu erfahren.“

„Darüber kann ich kurz Auskunft geben“, nickte Glaser. „Ich selbst habe mich für diese Dinge schon lange interessiert, und als Geschäftsmann erfährt man da so allerlei. So weiß ich, daß die erste argentinische Loge in Buenos Aires von einem Portugiesen namens de Silva Cordeiro gegründet wurde und den Namen ‚San Juan de Jerusalém de la felicidad de esta parte de America‘ erhielt. Das war im Jahre 1807, doch schloß sie später wieder unter spanischem Druck. Etwa zur gleichen Zeit unternahmen die Briten nach der Schlacht von Trafalgar eine Expedition nach dem La Plata hierher, besetzten Buenos Aires und gründeten zwei Logen, ‚La Estrella del Sur‘ und ‚Hijos de Hiram‘. Auf deutsch also ‚Stern des Südens‘ und ‚Kinder von Hiram‘. Nach dem Abzug der Engländer hörten sie auf, wieder zu bestehen. Dagegen traf dann im Jahre 1812 José de San Martin mit einer Anzahl von Offizieren in der argentinischen Hauptstadt ein. San Martin ist der große Freiheitsheld des Landes, und er wurde auch als der ‚Washington Südamerikas‘ bekannt. Zusammen mit seinen Offizieren gründete er nach den von dem zweiten großen Freiheitshelden Miranda erhaltenen Lehren die Loge ‚Lautaro‘. Daraus entstand als höhere Abteilung die ‚Gran Logia de Buenos Aires‘ mit den Graden der Rosenkreuzer und ‚Ritter Kadosch‘. Diese sind bekanntlich die Rächergrade. Hier sammelten sich alle führenden argentinischen Patrioten. Nach einer anderen Version soll aber die erste Loge ‚Independencia‘ heißen haben. Als ‚Sociedad de los Siete‘, Gesellschaft der Sieben, war sie mit ihren Mitgliedern an den Vorbereitungen zum Freiheitskampf beteiligt. Wie man also sieht, waren ungeachtet patriotischer oder anderer Devisen die Freimaurer umstürzlerisch tätig. Die bedeutendsten Staatsmänner des Landes, wie Alvea, Mitre, Rivadavia, Lopez, Urquiza, Sarmiento und andere, waren alle Logenbrüder. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand nach einer Reihe von Logengründungen der ‚Oberste Rat und Großorient‘, der mit der englischen Großloge Vereinbarungen traf. Ferner kamen dann noch Zweiglogen des Großorientes von Spanien, des Großorientes von Frankreich, und zuletzt entstanden auch zwei deutsche Logen, nämlich ‚Teutonia‘ in der Hauptstadt und ‚Libertas‘ in Rosario, die der Großloge von Hamburg unterstehen.“

„Hier haben sich wohl auch die Wirtschaftskreise eingemischt“, brummte Krall, als er den Hinweis auf seine Heimatstadt Hamburg vernahm.

„Natürlich“, bestätigte Glaser trocken. „Interessanterweise ist hier in Argentinien vor etwa zwanzig Jahren ein zweibändiges Werk mit der Geschichte der Freimaurerei des Landes erschienen. Es trägt den Titel ‚Las Sociedades Secretas, Politicas y Masónicas en Buenos Aires‘. Also geheime Gesellschaften, wie es hier heißt, die sich mit humanitären Zielen tarnen. So unterhält beispielsweise der hiesige Großorient ein Knabenheim in Baires für Freimaurerwaisen. Eine ansehnliche Bibliothek wird staatlich unterstützt.“

Eyken sah nachdenklich vor sich hin. „Demnach ist Südamerika ohne Freimaurerei undenkbar.“

„Richtig“ sagte Glaser.

„Und Bolivien?“ Eyken sah den Sprecher fragend an.

„Da ist weniger zu sagen. Bis um 1930 herum gab es sieben Logen, die von Chile abhängig waren. Erst zu dem jetzt genannten Zeitpunkt, also knapp vor fünfzehn Jahren, gab die chilenische Großloge einen Stiftungsbrief zur Gründung einer selbständigen bolivianischen Großloge. Im Gegensatz zu den übrigen lateinamerikanischen Staaten trat in Bolivien die Freimaurerei nicht in Erscheinung. Nichtsdestoweniger hatte sie ebenso bedeutenden Einfluß.

„Und wie ist jetzt die politische Lage in Bolivien?“ fragte Eyken.

„Im Allgemeinen betrachtet, nicht ungünstig. Das deutsche Element ist dort nach wie vor geachtet, unbeschadet des eingetretenen Kriegszustandes. Man denkt noch heute an die Präsidentschaft von German Busch in den Jahren 1937 bis 1939. Busch war der Sohn eines deutschen Arztes und einer Bolivianerin. Er selbst nannte sein Regime militärisch sozialistisch, und er erfreute sich auch der Unterstützung von Paz Estensoro, eines überaus fähigen bolivianischen Politikers. Der Präsident führte eine ‚Produktive Arbeitsarmee‘ ein, die ein Mittelding zwischen Wehrmacht und Arbeitsdienst nach deutschem Muster war. Als er jedoch eines Tages dem Volke zurief: ‚Schluß mit der Kulissenpolitik der Demoplutokratie‘, wurde er den internationalen Drahtziehern unbequem. Dazu kam noch, daß er eines Tages einen gewissen Moritz Hochschild wegen Devisenvergehens vor Gericht bringen ließ. Das hatte ein Wutgeheul der demokratischen Welt zur Folge. Eines Morgens, bald danach, fand man Busch in seinem Schlafzimmer erschossen auf. Damit hatten die überstaatlichen Kräfte zugeschlagen, nachdem schon vorher ein Pressefeldzug um die Welt ging mit den Überschriften: ‚Die Nazis regieren in La Paz!‘“

„Wählerisch ist man mit den Mitteln gerade nicht“, versetzte Krall spöttisch.

„Eben“, gab Glaser ungerührt zu. „Nach Busch folgte dann Carlos Quintanilla. Dieser war ein Freund der Standard Oil. Zu seinen ersten Regierungshandlungen gehörte es, den früher genannten Devisenschieber Hochschild und andere Minenkönige wieder in ihre alten Rechte einzusetzen. Damit hatte aber der internationale Großkapitalismus wieder die Macht in den Händen, der auch die bolivianische Kriegserklärung an die Achsenmächte veranlaßte.“

„Das hat uns sehr erschüttert“, witzelte Hellfeldt. „Damit war wohl der Krieg für uns verloren...“

Die Männer lachten. Glaser fuhr fort: „Im Jahre 1943 kam dann die Movimiento Nacionalista Revolucionario, kurz MNR, unter Führung des alten Freundes von Busch, Paz Estensoro, durch einen Staatsstreich an die Macht. Villaroel wurde Staatspräsident. Seither hetzt Washington unentwegt gegen das neue Regime in La Paz und unterstützt die PIR, das ist die Linksrevolutionäre Partei, in der Landessprache Partido Izquierdo Revolucionario. Wie lange sich aber Villaroel mit Estensoro gegen die internationalen Mächte wird halten können, weiß man nicht. Es würde mich nicht wundern, wenn die Amerikaner einen Umsturz von links her bewerkstelligen ließen. Das liegt schon lange in der Luft!“

„Wenn wir nur nicht in einen Hexenkessel geraten“, meinte jetzt Eyken etwas besorgt. „Als sogenannte Neutrale kommt ihr leichter um alle Ecken“, erklärte Glaser.

„Wenn man sich nicht besonders hervortut, bleibt man ziemlich ungeschoren.“

„Hoffen wir es. Wir werden jedenfalls keine lärmenden Stiefel tragen!“

* * *

Am übernächsten Tag, nach dem Weggehen des Bankdirektors, kam Glaser von einem kurzen Stadtbesuch aus Córdoba zurück. Er suchte die deutschen Kameraden auf, die ihm mit Ungeduld entgegensahen.

„Wie steht es nun mit der Weiterreise?“ fragte Eyken.

„Ay de mí“, antwortete Glaser in klagendem Tonfall. „Ihr habt ja Argentinien reichlich schnell satt.“

„Haha, satt“, lachte Hellfeldt lauthals dazwischen. Wenn wir noch wenige Tage länger bleiben, dann gehen wir an Verfettung und Völlerei zugrunde!

Und dann noch das Nichtstun...“

Der Estanciero zeigte ein breites Lachen, als Glaser die eingeworfenen Worte des Wiener übersetzt hatte. „Con mucho gusto!“ sagte er mit einer leichten Verbeugung dazu. Er sprudelte noch einige Sätze hervor, die Glaser wieder auf deutsch übersetzte und bekanntgab, daß Ravero die Hoffnung hege, in guter Erinnerung zu bleiben. Er freue sich insbesondere darüber, seine Gäste satt zu wissen und zufrieden.

„Si, si“, sagten die Männer nacheinander und ließen das Weiß ihrer Zähne sehen.

„Nun zum Nächstliegenden“, fuhr Glaser wieder ernst werdend fort. „Ich habe nach reiflicher Überlegung nunmehr den Plan gefaßt, Sie nicht einfach einem Eisenbahnzug nach Bolivien anzuvertrauen, sondern Sie mit dem Wagen selbst weiterzubefördern. Zudem kenne ich auch die Strecke nach La Paz, und mein Dabeisein bis zur Verbindung mit Ihren neuen Freunden kann nur nützlich sein.“

„Das können wir Ihnen nicht zumuten“, wehrte Eyken ab.

„Doch, das können Sie“, kam es trocken zurück. „Ich bin trotz meinen argentinischen Papieren immer noch Deutscher, und in den jetzigen schweren Stunden müssen wir alle zusammenhalten. Sie sagten doch selbst, der Krieg sei noch lange nicht zu Ende. Also!“

Eyken gab Glaser die Hand und drückte sie. Das war die kurze und wortlose Antwort unter Soldaten.

„Wann soll es losgehen?“ fragte Glaser knapp.

„Sofort! „Eyken zeigte ein spitzbübisches Grinsen.

„Hoppla, nanu!“ Der Deutschargentinier hob die Hände hoch. Als er sie wieder sinken ließ, fügte er hinzu: „Also morgen!“

* * *

Die Stunden einer langen Nacht wanderten mit dem langsam ziehenden Mond. Mit der sinkenden Silberscheibe stiegen, vom Horizont kommend, fahlviolette Schleierfahnen hoch und überschatteten das Nachtgestirn.

Nach einer Weile folgte ein feuerroter Schein, der allmählich zu einem großen, leuchtenden Ball wurde. Die diesigen Schatten verflüchtigten sich und wichen den glitzernden Pfeilen, die durch das hell aufziehende Blau schossen und ihr gleißendes Licht über die Weiten des großen Landes warfen. Sie versprachen einen neuen und schönen Tag.

Als etwas später fünf Männer leicht fröstelnd aus dem Hauptgebäude der Estancia traten, starrten sie in das faszinierende Naturspiel des Himmels. Ihr inneres Hören empfing die aus der Höhe des Alls sphärisch kommende Melodie des Himno nacional des Landes: „... Oíd, mortales, el grito sagrado: libertad, libertad!...“

Der kurze Bann brach. Vier Männer bestiegen den Wagen, während der fünfte sich mit einer aufrichtigen Herzlichkeit verabschiedete. Es war Ravero, der seinen Gästen eine kurze Bleibe großzügig geboten hatte. Er winkte noch, als der Wagen bereits hinter einer aufgewirbelten Staubfahne kaum mehr sichtbar.

Der Wagen fuhr. Er fuhr weiter, einem neuen, nordwärts liegendem Ziele zu und in eine Zukunft, die ihre Schleier noch nicht gelüftet hatte. Hinter ihnen hingen noch am Firmament die tiefempfundenen Worte vom argentinischen Vaterland und seiner Freiheit.

Die Gefühle der Männer unterlagen einem gleichen Denken. So war es weiter nicht verwunderlich, daß Krall kurz das Schweigen unterbrach und fragte: „Was ist jetzt mit unserer Heimat? Die Sieger werden wohl ein neues Purimfest feiern! ...“

Die Männer im Wagen starrten verbissen geradeaus. Niemand antwortete.

V. IM SCHATTEN DER ANDEN

Heimatlos – und doch ein Singen im Blute
heller als alles Licht.
Die Not ist groß dennoch Deutschland – du Liebes –
Dich lassen wir nicht.

Ursel Peter

Man soll am ersten Tag in La Paz keinen Koffer schleppen und sich nicht aufregen. Dazu liegt die höchste Hauptstadt der Welt viel zu hoch. Das ist die erste Empfehlung, die man von erfahrenen Europäern erhalten kann.

Beides blieb den in La Paz ankommenden drei Deutschen in Glasers Begleitung erspart. Dieser hatte sie mit dem Wagen bis in die bolivianische Hauptstadt gebracht, und das Gepäck war zudem bescheiden.

In Cochabamba, das sie auf Drängen Glasers mit einem kleinen Umweg für einige Tage besucht hatten, war es völlig anders als in der Hauptstadt. Diese Stadt südöstlich von La Paz war das eigentliche Kulturzentrum und zeigte sich eingebettet in einem schönen, tropisch warmen Rahmen. Hier fielen Ausländer noch auf, wenn sie durch die Stadt gingen, wo an den Bäumen der Plaza Faultiere hingen wie schön war doch dieser Name für diese Merkwürdigkeit der Natur, wo in den Gärten hohe und schattige Palmen wuchsen; seine Bürger waren durch Minenbetriebe und Viehzucht reich geworden. Selbst im Hotel „Bolivar“ an der Plaza San Martin waren Ausländer zurzeit nicht gerade häufig. Eine Ausnahme bildeten aus Europa geflüchtete Juden, die immer noch nicht in einem eigenen Hause richtig Fuß gefaßt hatten, weil sie auf anhaltender Suche nach besseren Erwerbsmöglichkeiten ein unstetes Dasein führten und dank ihren mit Dollarnoten reichlich gespickten Brieffaschen ein Hotelleben vorzogen.

Hier in La Paz fielen durchziehende Fremde weit weniger auf. Die Neuankömmlinge hatten auf Anraten von Glaser Ponchos über ihre Kleidung geworfen, und so glichen sie etwa einem Verwalter von einer der vielen Estancias aus dem Beni Tal; dem so weit weg liegenden Tiefland im Nordosten, wohin man auf tagelangen Reisen nur zu Pferd hinkam, nicht ohne mehrere Flüsse überqueren und unter Umständen auch noch tagelang mit einem Boot dahinziehen zu müssen.

Und gerade dieses beinahe vergessene Tal ist es, in dem sich die von Deutschen bewirtschafteten Großfarmen befinden, welche die Hauptstadt

mit den nötigen Lebensmitteln versorgen.

Wieder war es der erfahrene Glaser, der vorerst ein Absteigen in einer kleinen Pension empfahl, ehe man die angegebenen Verbindungen aufnahm.

Da gab es hier an der Plaza das elegante Crillon mit dem bildschönen Namen „Isabela la Catolica“, und es gab ebenso das von amerikanischen Gangstern und Geschäftshyänen bevorzugte und sündteure „Sucre Palace“ Hotel. Begreiflicherweise schieden diese Häuser sofort aus der Wahl aus. Wie Glaser erklärte, war auch die Geheimpolizei nur in der Umgebung dieser Superreichen zu finden, für die das Land schuftete mußte.

Doch in den engen Nebengassen fanden sich immer wieder kleine Schildchen mit der Aufschrift „Pension“. Hier fiel die Wahl nicht schwer. Wanzen und Läuse gab es in dieser Höhe nicht, und so fanden die Männer nur wenige Schritte von der berühmten Casa de Murillo mit ihren schönen Balkonen und den eisernen Laternen Aufnahme in einem unscheinbaren und doch ordentlichen Hause. Die Gasse war hier sogar so eng, daß kein Fuhrwerk durchkam und die Sonne nur für wenige Stunden mit ihren Strahlen hineinfingern konnte. Das Pflaster zog sich in einem sanften Bogen ins Zentrum der Stadt hinunter, und über die rostbraunen Dachziegel der tieferliegenden Häuser hinweg sah man die kahlen Hänge der umgebenden Bergflanken. Nicht zu sehen war allerdings von hier weg die „Weiße Kordillere“, „la Cordillera Blanca“, jene Gruppe von Fünftausendern, die mit ihren Schneedecken dem Gebirgspanorama von La Paz eine majestätische Großartigkeit verleihen.

„Überall ist hier in Erinnerung“, erklärte Glaser, „wie während des Ersten Weltkrieges die vier Deutschen, Schulze, Bengel, Overlack und Dienst, die Erstbesteigung des Illimani vornahmen und dort oben zum Ärger der in La Paz stark vertretenen Amerikaner und Engländer, die schwarzweißrote Flagge hißten. Als dann das Gerücht ausgestreut wurde, die Deutschen seien gar nicht bis zum Gipfel gekommen, stellte ein Pater ein Fernrohr auf, durch das man dann Wochen hindurch die deutschen Farben auf der Bergspitze wehen sah. War ein windflauer Tag, dann freuten sich die Alliierten, denn dann hing das Fahnentuch schlaff am Mast und nichts war zu erkennen. Kam dann wieder ein Wind auf, dann stiegen in diesem Jahre 1915 in La Paz die Wetten für die Deutschen und machten Stimmung für sie.“

„Das war vor dreißig Jahren“, sagte Krall. „Heute wettet man nicht einmal ein zerlumptes Hemd für Deutschland!“

„Nicht so“, widersprach Hellfeldt, „nur die Dummen wetten nicht mehr für uns. Die Klugen warten!“

„Tja, was das Warten anbelangt“, warf Eyken dazwischen, denke ich naheliegend an gewisse Kontakteleute. Wir sollten da nicht zu säumig sein!“

„Erst in zwei Tagen“, versetzte Glaser. „Vorerst müssen wir uns unauffällig akklimatisieren. Heute und morgen Ruhe- oder Bummeltag, übermorgen sehen wir dann weiter!“

„Das ist vernünftig“, pflichtete Eyken bei.

„Wir könnten einstweilen wieder ein Fähnlein hissen“, stichelte Krall. „Schon um den Bolivianern eine Freude zu machen!“

„Sicher könnten wir das“, meinte Glaser. „Und wenn wir vom Berg herunterkommen, wartet bereits eine Eskorte von Yanqui Agenten auf uns! Die lauern ja immer noch überall herum, um nach geflüchteten bloody Germans zu spähen. Zudem glauben sie immer noch, daß der selige Adolf in fünffacher Auflage in allen Kontinenten spukt.“

„Dann dürften wir ja eigentlich nicht einmal spazierengehen maulte Krall. Glaser schüttelte den Kopf. „Wenn wir uns unauffällig bewegen, nimmt man uns die Rolle als neutrale Kaufleute eher ab, als wenn wir uns verkriechen. Außerdem steht es nirgends geschrieben, daß wir auf jeder Plaza das Deutschlandlied singen müssen.“

„Ich habe eine andere Idee“, warf jetzt Eyken ein. „Wie wäre es, wenn unser Glaser allein den Kontaktmann aufsuchte und zu uns brächte? Dann brauchen wir uns nicht die ersten Tage lange herumdrücken und wissen, woran wir sind.“

„Señalado ausgezeichnet!“ Glaser schlug Eyken lachend auf die Schulter.

„Das Einfachste kommt immer zuletzt! „Er sah auf die Uhr und fügte hinzu:

„Wir haben noch reichlich Zeit. Wenn es Abend wird, nehme ich den Besuch zur angegebenen Adresse auf mich.“

„Schön.“ Eyken nickte zufrieden. „Bis dahin sollten wir etwas ruhen und uns entspannt an die dünne Luft hier gewöhnen.“

„Sehr richtig“, gab Glaser zu. „Es ist das Beste, was wir im Augenblick tun können!“

* * *

Zu fortgeschrittener Abendstunde tauchte Glaser nach einem zweistündigen Wegbleiben mit einem hochgewachsenen Manne auf, dem man sofort den Deutschen ansah. Er machte einen achtunggebietenden Gesamteindruck, hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht und rauchgraue Augen.

Als er hinter Glaser den Raum betrat, in dem die drei Zurückgebliebenen saßen, merkten diese sofort, daß sie scharf gemustert wurden. Man sah es dem Manne an, daß er sehr auf Vorsicht bedacht war.

Eyken klärte die Lage sofort, indem er rundheraus an Glaser die Frage richtete, ob er sicher sei, den richtigen Mann gebracht zu haben.

„Absolut sicher!“ erwiderte Glaser.

Nun klappte der Kontakt wie weisungsgemäß vorgesehen. Ohne weitere Umschweife wurde das Gespräch zur Sache gerichtet. Die Männer saßen jetzt zu fünft um einen kleinen Tisch herum, als wären sie alte Bekannte. Nun fragte Eyken unvermittelt: „Haben Sie irgendwelche Orders für uns?“ Der Kontaktmann schüttelte verneinend den Kopf. Dann fügte er hinzu: „Es waren bereits zwei Gruppen bei mir, die ich von mir aus weiterschicken mußte, um sie vorerst sicher unterzubringen. Das ist im Augenblick meine einzige Aufgabe. Wenn Orders einlangen, werde ich natürlich dafür sorgen, daß diese sofort an die Wartenden weitergegeben werden.“

„Ich wünsche dem Poseidon Motten in den Bart!“ brummte Krall mißlaunig.

„Da läßt sich der olle Meergreis einfach nichts für uns einfallen und seine Waterkantkinder in Stich.“

„Pst“, machte Eyken. „Abwarten und weiterhören!“

„Hm.“

„Was geschieht also mit uns?“ fragte Eyken weiter.

„Sie müssen wieder aus La Paz verschwinden. Es hat keinen Zweck, hier herumzusitzen oder zu Tarnzwecken Luftgeschäfte zu versuchen.“

„Und wohin mit uns?“

„Ich werde Sie vorerst bei einem deutschen Estanciero im etwas entfernten Beni Tal unterbringen. Dort können Sie gemeinsam untertauchen, bis Nachricht von mir kommt.“

Ein kurzes Schweigen folgte, während der Kontaktmann gleichmütig dreinsah. Für ihn war alles reine Routinesache und scheinbar nicht mehr. Als er plötzlich von Eyken gefragt wurde, ob es in La Paz viele Deutsche gebe, verneinte er knapp. „Nicht sehr viele.“

„Sind Sie selbst schon lange hier?“ Eykens Ton war ohne Neugier und mehr als Formfrage ersichtlich.

„Ich kam kurz nach dem Ersten Weltkrieg hierher.“

„Kannten Sie auch Edmund Kiß?“

Jetzt hob der Mann überrascht den Kopf. „Natürlich kannte ich ihn. Sehr gut sogar! Wie kommen Sie gerade auf diesen Namen? „Ich bin mit ihm befreundet. Wir trugen auch die gleiche Uniform.“

„Ah! Ich habe schon sehr lange nichts mehr von ihm gehört. Er hat ja Bolivien bereits vor dem Ausbruch des Krieges verlassen. Lebt er noch?“

Eyken hob die Schultern hoch. „Ich weiß es nicht. Kiß war Hauptmann der Waffen-SS und zuletzt Kommandant der SS-Wache am Befehlsstand Hitlers, Wolfschanze. Dort habe ich ihn noch kurz gesehen. Was mit ihm jedoch während der letzten Tage in der Zeit des Zusammenbruchs geschah, konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen. Da er keiner Gruppe zugeteilt wurde, die mit geheimen Aufträgen von der Bildfläche verschwanden, habe ich ein ungutes Gefühl. Russen wie auch Amerikaner haben in den letzten Kriegstagen und auch noch nachher, viele Leute unserer Einheiten einfach umgebracht. Vielleicht hatte er Glück und kam als Überlebender in ein Gefangenenlager.“ Der Kontaktmann bekam einen schmalen Mund. „Es täte mir leid um ihn. Er war ein hervorragender Mann und seinerzeit als Leiter des Museums in La Paz sehr beliebt und geschätzt.“

„Wir haben ihn auch in Deutschland sehr geachtet“, bestätigte Eyken. „Obwohl er eigentlich Geologe und speziell Strandlinienforscher war, bekam er auch einen Namen als Archäologe und Schriftsteller.“

„Wir kennen seine Bücher auch hier in Bolivien. Insbesondere seine Arbeit über Tiahuanaco sowie seine Atlantistrilogie in Romanform.“

„Richtig“, sagte Eyken. „Ehe er nach Südamerika ging, hatte er als Strandlinienforscher bereits die Erhebungen von Tibesti in der Sahara untersucht. Er war ein Anhänger der Welteislehre des Wiener Hans Hörbiger. Bei seinen späteren Andenforschungen bestätigte er Hörbigers These. Und dazu kamen dann seine Forschungen auf dem archäologischen Gebiet und vor allem in Tiahuanaco. Hier fand er dann seine intuitive Schau zum Atlantisproblem.“

„So ist es“, nickte der Kontaktmann. „Ich sehe ihn heute noch vor mir. Er war fast zwei Meter groß. Ein germanischer Hüne mit scharf vorspringender Adlernase und haselnußbraunen Augen, die auch hin und wieder vergnüglich zwinkern konnten. Das tat er, wenn er Schnurren

erzählte, zum Beispiel wie er einst in Tripolis einem hohen italienischen Würdenträger eine kleine arabische Tänzerin abspenstig machte. Dann konnte er unvermittelt wieder ernst werden, wenn er von seinen Ausflügen zu den Ruinenstädten auf der Großinsel Marajö in der Amazonasmündung berichtete, von den Stadtresten von Tiahuanaco am Titicacasee, vom Mausoleum Puma Punku und von der Sternwarte Kalasasaya, die er mit peinlicher Genauigkeit anhand der vorgefundenen Reste rekonstruierte und damit einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung der geheimnisumwitterten Trümmer leistete. Er war verständlicherweise auch mit dem deutschen Gelehrten Posnansky befreundet, der sich ebenso im Auftrag der bolivianischen Regierung um die Untersuchungen der alten Ruinenreste verdient gemacht hatte. Auch Posnansky verbrachte viele Jahre im Lande. Dann fand Kiß plötzlich in den Bergen einen großen, aus Felsen gehauenen Kopf mit rein nordischen Zügen und dann ähnliche Köpfe in den Ruinen von Puma Punku.“

„Dieser Steinkopf spielte eine große Rolle bei seinem intuitiven literarischen Blick durch die Nebel der Vorzeit in die Atlantismythe. Es war wie das Wegziehen eines Tuches vor Verborgenen und machte Wahrscheinliches lebendig.“ Eykens Augen bekamen einen hellen Glanz. „Unser Freund Kiß gab dem gefundenen Kopf den Namen ‚Godda Apacheta‘. In seiner Atlantistrilogie erweckte er diese Gestalt zum Leben und ließ diesen Godda seine Geschichte erzählen. Er nannte ihn dann auch den Sternweisen von Aztlan, der über den Untergang der atlantischen Kolonie auf dem Tiahusinju Hochland berichtete. Hier liegt Kiß auf den Spuren des Historikers Montesino, der bis zu der Mythe vorstieß, wonach ein Volk unter vier Anführern im nördlichen Südamerika Land nahm. In der Überlieferung heißen diese Anführer Ayar mancotopa, Ayar chaki, Ayar aucca und Ayar uyssu. ‚Aayr‘ aber ist das sanskritische ‚Ajar‘ oder ‚Aje‘ und heißt hier Anführer oder Häuptling. Auch die Beinamen sind sanskritischer Herkunft und bedeuten ‚Glaubender‘, ‚Wanderer‘, ‚Krieger‘ und ‚Ackerbauer‘. In diesen vier Namen liegt aber auch die Tradition alter Kasten, wie sie ähnlich in athenischen Stammesnamen aufscheinen. Nach dieser Landnahme wurde dann ein oberster Führer mit dem Namen Pirhua manco gewählt. Dieser Name bedeutet ‚Offenbarer des Lichts‘. Damit aber wird wieder die alte arische Sendung bestätigt, derzufolge die Arier das Licht in die Welt bringen sollen. Also die alte Lichtträger Überlieferung. Nach den Umbildungsgesetzen der Sprache wurde das Wort ‚Meru‘ des

Theopompus, der Name für Atlantis, von den Kolonisten Südamerikas zu ‚Peru‘ oder ‚Peru‘ umgestaltet. Dazu wäre noch zu sagen, daß Theopompus die Einwohner von Atlantis Meropen nannte, was zu Lenormants Behauptung paßt, daß das führende Menschengeschlecht aus Upa Merou stamme. Und dies paßt wieder zum mythischen Berg Meru der Esoteriker, dem ebenfalls aus dem Sanskrit stammenden Namen. Dieser mythische Hochsitz im Norden ist der arische Mitternachtsberg, der Hochsitz von Asgard, der dem Sinai entgegensteht. Die Hebräer nennen ihn im Buche Jesaja Har moed, den Berg der Versammlung, dessen sie nicht teilhaftig werden können, solange er von Wissenden behütet wird. Dieser Berg ist in allen Völkermythen vorhanden. Die Japaner nennen ihn Sxi meru, die Sumer Akkader in alter Zeit Kharsak Kurra, die Neuperser Hara berezaiti. Die Hebräer möchten ihren Berg der Versammlung auf den Berg Sion oder Zion umpolen, der jedoch nur ein künstliches Zentrum der Magier ist. Der Berg Zion führt auch den älteren Namen Gabbatha. Der Sinai ist die vordergründige Tarnung, an den die christgläubigen Hilfstruppen herangeführt werden sollen. Es ist daher keinesfalls überraschend, daß Kiß anhand seiner Funde mit nordisch atlantischen Merkzeichen geistig in einen vorgeschichtlich großen Raum vorstieß und Zusammenhänge zu ahnen begann, die bereits zum größten Teil der Vergessenheit anheimgefallen waren. In einem dritten Band, ‚Die Singschwäne von Thule‘, schilderte er die Odyssee der letzten überlebenden Atlanter, die ihre Heimat nicht mehr finden konnten, nachdem ihre Andenkolonie ebenso der Katastrophe anheimfiel wie das Mutterland Atlantis. Hierbei sind die Welteislehre Hörbigers, Platos Bericht und andere wissenschaftliche Ergebnisse als auch Überlieferungen zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt worden. Als die Hauptgestalt seines Buches, Godda Apacheta, später ein Auge verliert, verlieh ihm Kiß die Züge Odins!“ Niemand unterbrach Eyken, als er eine kurze Pause machte. Zurückgelehnt, mit halbgeschlossenen Augen, sprach er dann weiter: „In seiner wissenschaftlichen Arbeit ‚Das Sonnentor von Tiahuanaco‘ unternahm Kiß dann den kühnen Versuch, das große, mit eigenartigen Epigrammen verzierte Steintor und die umliegenden Fragmente zu deuten. Er erkannte in den vorhandenen Zeichen eine uralte Zeitrechnung, die älter und anders im Stil, dennoch eine Ähnlichkeit mit dem Maya Kalender zeigte. Es zeigte sich allerdings, daß es sich bei den Zeichen von Tiahuanaco um eine Sonnenjahrsrechnung handelte. Das bedeutet, daß es eine Kalenderschreibung gab, die nach der vormondlichen

Zeit ausgerichtet war, in der man eine Zeitbestimmung nach Monden, also Monaten, nicht kannte. Auch die frühägyptische Kultur rechnete nach Sonnenjahren, woraus sich ebenfalls ergibt, daß die Atlanter einst die ersten Bauelemente für eine Kultur im Niltal brachten. Bei den Bewohnern des Nillandes bildeten 1460 Jahre einen Zodiakal oder Sonnenkreis. Bei den Assyrern hingegen ergaben im lunarischen Kalendersystem, also erst nach dem Mondeinfang entstanden, 22.325 Mondkreise, gleich 1805 Jahren, einen Großrhythmus. Wenn man nun weiß, daß der ägyptische Zählkreis im Jahre 139 nach dem Beginn der jetzt üblichen Zeitrechnung endete, so mußte er 1322 vor der Zeitenwende begonnen haben. Ein assyrischer Kreis endete im Jahre 712 nach der Zeitenwende. Wenn man zurückrechnet, beide Kreise gegenüberstellt, dann erhält man in der Endrechnung, daß beide Kreise im Jahre 11.542 vor unserer jetzigen Zeitrechnung zusammenstießen. Ab unserem Jahrhundert zurückgerechnet ergibt sich die Zahl von 13.500 Jahren, die von den Wissenschaftern geschätzte oder errechnete Zeit des Mondeinfanges durch die Erde. Eine Rechnung, zu der sich auch mit Bestimmtheit Kiß und Posnansky bekennen. Vergleichsweise interessant ist auch eine astronomische Berechnung des bekannten Marsforschers Schiaparelli, der sich biblische Angaben vornahm und dabei herausfand, daß der junge Jude Jesus an einem 2. Februar im Tempel vorgestellt wurde, zur gleichen Zeit, als die Prophetin Anna ebenfalls anwesend war. Nun muß man wissen, daß Anna die weibliche Form von Annus ist. Das bedeutet Jahr und die Tochter der hell strahlenden Sonne bei den Ägyptern. Wenn man rechnet, wann Anna im Februar Sternbild der Jungfrau stand, so kommt man überraschend ebenfalls zu den Jahren um 13.500, also zu einer mehr als merkwürdigen Übereinstimmung. Demnach ist anhand der Epigramme oder Kalenderzeichen von Tiahuanaco der vormondlichen Zeit das geradezu mystische Alter der noch vorhandenen Bildzeugen erklärlich. Es ist also unschwer zu erraten, woher nach beiden Seiten des Atlantiks Kulturelemente getragen wurden. Die eingehend von Kiß und Posnansky geprüften epigraphischen Kalenderzeichen an den Gestaden des Titicacasee lassen eine vorselenistische Zeit klar erkennen. Wenn man nun die Frage an mich richtet, warum wir uns mit diesen alten Zeitrechnungen eingehender befassen, so ist dies keineswegs rein archäologisches Interesse, sondern vor allem auch eine Zeiterfassung und ein Griff in die fernste Vergangenheit zu einem Volk und zu einer Kultur, mit dem wir als Spätnachfahren unzweifelhaft verbunden sind. Die

Neunmalklugen von heute mögen ruhig mitleidig lächeln. Es sind dies in Wahrheit die Beziehungslosen, die von einer großen Brücke Gefallenen, sofern sie überhaupt unserem Volk zugehörig sind. Ebenso ist auch die Zeitbestimmung des Unterganges von Atlantis und das Absinken der Doggerbank mit Platons Angaben gleichzusetzen, die wieder Vergleiche mit den Kalendarien alter Kulturen zulassen. So beginnt die Kalenderrechnung ab diesem Zeitpunkt bei Zoroaster und auch die Kalendarien der Brahmanen und der Maya ab der Atlantiskatastrophe. Und wie man weiß, ähneln Bauformen, Materialien und Skulpturen aus früherer präkolumbianischer Periode denen alteuropäischer Reste, und die Sprache der Maya enthält zahlreiche griechische Elemente. Das Altgriechische wiederum ist eine Tochtersprache des Sanskrits. Wieder ist es unschwer zu erraten, von wo nach beiden Seiten des Atlantiks Kulturelemente getragen wurden. Die das große Steintor von Tiahuanaco und die umliegenden Fragmente aus geschliffenem Andesit zierenden Bilderschriftelemente mit sehr eigenwilligen Motiven von ungeheurer Ausdruckskraft stimmen in keiner Weise mit der subkontinentalen indianischen Kunstauffassung überein, soweit solche in ihrer Art eigenständig entstanden sind. Aus all dem ergeben sich die Ansätze einer Atlantisspekulation von hohem Wahrscheinlichkeitsgrad, sofern man wissenschaftliche Vorsicht gelten läßt. Die sozusagen mysteriösen Reste von Tiahuanaco bezeugen eine hohe Kulturstufe, wie dies an einem Beispiel, einer dünnen, durchscheinenden Platte aus Alabaster, ersichtlich ist, die nach eingehenden Prüfungen als ein Fenster erkannt wurde, das in die Maueröffnungen der vorhandenen Mauerteile paßt. Diese Platte befindet sich jetzt hier im Museum von La Paz. Solche etwa ein Geviertmeter große Fensterplatten wurden noch während der spanischen Eroberungszüge aufgefunden, und eine von ihnen zierte als Fensterverschluß des Kuppelunterbaues die Kirche des kleinen Ortes von Tiahuanaco. Die dann von Kiß vermessene, tempelartige Sonnenwarte Kalasasaya, deren noch stehende Teile meist aus ungeteilten Lavablöcken herausgemeißelt sind, haben Verwitterungen durch die Zeit überstanden. Kiß brachte eine Rekonstruktion dieser Anlage zustande, wobei er auch eine frühere dreifarbige Bauweise in Schwarz, Weiß und Rot herausgefunden haben will. Und gerade diese Baufarben haben nach den alten Oberlieferungen den Haupttempel der Atlanter geziert. Immer wieder taucht diese Farbenzusammenstellung in der atlantischen Periode auf, und sie ist es, die den Deutschen auch heute noch etwas bedeutet. Diese große

Anlage des Tempels am Titicacasee zeigt weitausgreifende astronomische Grundlagen von noch nicht voll ermeßbarer Bedeutung. Kiß schätzt, daß die Errichtung der Sonnenwarte knapp vor dem Ende der mondlosen Ära erfolgte, hält aber einen späteren Bau in der folgenden Mondzeit für möglich. Dieser gewesene Prunkbau kann in keiner Weise einer indianischen Urbevölkerung zugerechnet werden. Allein die aus Lava Andesit zubehauenen Fenstermaßwerke zeugen von einer hohen baukünstlerischen Reife und Materialbeherrschung, die keine Vergleiche mit dem Geist der Indiokulturen zuläßt. Zudem gab die Sonnenwarte dieser vorgeschichtlichen Stadt ein im grauen Ton des Sees verschüttetes Steinbild frei, das einen halb vollendeten großen Steinkopf zeigt, der in keiner Weise auch nur annähernd indianische Züge aufweist. Damit ergab es sich, daß der zuerst von Kiß aufgefundene Kopf des Godda Apacheta keinesfalls ein Einzelstück war. Und hier kommen wir nun zu dem mystischen Ausgangspunkt, der von bärtigen und hellen Riesen der Vorzeit berichtet.“

Eyken wurde jetzt lebhafter und beugte sich wieder vor: „Die Mythen von Riesen durchliefen mittlerweile den ganzen Erdball und letztlich will man sogar Beziehungen daraus ableiten, denen zufolge Noah ein Atlantide war, der anlässlich der Mondeinsturzkatastrophe vor mehr als neuntausend Jahren, wie etliche andere höchstwahrscheinlich auch, mit einem großen Schiff voll Lebewesen Rettung suchte. Nicht nur in Mittelamerika, sondern auch anderswo geistern noch immer weiße, bärtige Riesen durch Völkernmythen. Daher auch die Erwartung einer Wiederkehr der weißen Götter anstelle des viel später in die Welt gesetzten Messiasglaubens mit sehr durchsichtigen Zwecken. Interessant ist zweifelsohne im Zusammenhang damit, daß das Wort ‚Inka‘ in der Eingeborenen-sprache Nordneuseelands ‚Gott‘ bedeutet, bei den Inkas selbst den geschmückten Häuptling und im weiteren Sinne die gottähnliche, königliche Familie. Und hier erkennen wir wieder den Weißen, den Goten, den Gott der Frühzeit. Es ist der altdeutsche Gouht, das Gohd, dem die Guoten, die Goten oder Guten entstammen. Die Archäologie wies mittlerweile nach, daß bereits eine Anzahl von Funden, wie beispielsweise übergroße Werkzeuge und Knochenfunde, die Existenz von Riesen bestätigen. Es gab nach wissenschaftlichen Rechnungen etliche Arten, wobei der Plesianthropus Körpergrößen zwischen 2,50 und 3,60 Meter aufwies. Merkwürdigerweise weist auch das dritte Buch Baruch der Bibel auf eine Frühzeit vor Baal und Jesbi Benob hin, in der es eine Großkultur von Riesen gegeben habe. Und

es heißt auch darin im biblischen Geschichtsbuch der Hebräer, „... da waren vorzeiten Riesen, große und berühmte Leute und gute Krieger; dieselbigen hat der Herr gemeint ist Jahweh! nicht erwähnt, noch ihnen den Weg der Erkenntnis offenbart. Und weil sie Weisheit nicht hatten, sind sie untergegangen in ihrer Torheit.“ Und dann noch:

„Wo sind die Fürsten der Heiden und die, so über das Wild auf Erden herrschten.“ Und schließlich: „Sie sind vertilgt und in die Hölle gefahren und andere sind an ihre Statt gekommen!“ Nun muß man dazu wissen, daß der Atlantisforscher Besmertny von einer mythischen Überlieferung sprach, derzufolge eine niedrigere Rasse gegen die Atlanter anrannte. Und es scheint, daß sich eine uralte Gegensatzentwicklung bis zur jetzt letzten Formierung der Kräfte des Mitternachtsberges und des Sinai oder des Berges Zion erhalten hat. Die großen weißen Götter aus dem hyperboräischen Norden mußten letztlich neben Dank und Verehrung auch Undank und Neid ernten. Und das Buch Baruch zeigt von alters her Jahvehs Feindschaft gegen den Norden. Es gab also schon immer zwei Gegensätze, die nicht von den Menschen gesucht, sondern von Natur aus vorhanden waren. Auch hier hat Kiß neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten in den großen Zeitsprüngen diesen Dingen nachgeforscht. Die geschichtliche Vergangenheit nach dem Mondeinfang und dem später folgenden Absturz des Tertiärmondes zeigt die Herrschaft und das hohe Kulturbild der Atlantiden. Es ist eine Geschichte im Graunebel der Frühzeit, die uns sehr viel angeht! Und nochmals zurück zur Bibel; im ersten Buch Samuel heißt es noch: „Da trat hervor aus dem Lager der Philister ein Riese mit Namen Goliath von Gath, sechs Ellen und eine Hand breit hoch.“ Dann noch der Hinweis, daß das Gewicht seines Panzers 5000 Lot Erz betrage. Diese großwüchsigen Philister waren sprachlich richtiger Pulsata Leute aus dem Norden, ebenso wie die Amoriter, richtig genannt Amuri Leute. Man weiß, daß die Pulsata Leute und die Amuri Federhelme und auch Stierhelme trugen. Also einwandfreie Attribute des Nordens und auch der Atlanter. Das Stierzeitalter war ein atlantisches Zeitalter, und dessen überlieferte Symbole erhielten sich im Apis Stier, der Kuh Athor, dem kretischen Minotaurus, im irischen Stier von Cualngé, dem gallischen Tarnos, als auch in den geflügelten Stieren Babylons. Wenn sich Symbole und Tradition noch lange nach einer großen Katastrophe erhalten haben, so beweist dies eindeutig, daß wahre Grundlagen vorhanden waren. Erfundenes hätte nie überdauern können. Kiß war kein Phantast, aber er begriff, daß die Essenz der Dinge

nicht materiell im Sinne des allgemeinen Denkens liegt und daß jeder wissenschaftliche Kern aus der Frucht vom Baum der Überlieferung herausgeholt werden muß. Seine geologischen Strandlinienforschungen waren ein solcher wissenschaftlicher Kern, wobei er zu gleich die Hörbigerlehre bestätigte, die ihm die Ansätze für die weiteren Untersuchungen lieferte. Die vielbeobachteten Ergebnisse seiner Arbeiten brachten ihm in der Fachwelt großes Ansehen ein. So war dann auch die deutsche Reichsregierung bereit, dem Forscher Kiß ein Spezialflugzeug für weitere Expeditionen zur Verfügung zu stellen und ihm auch sonst jede nur mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Kiß plante weitausgreifende Forschungen im südamerikanischen Raum. Leider verhinderte der Krieg diese großen Vorhaben. Aber noch während des Krieges hatte man ihm den Auftrag gegeben, eine neuerliche Tibet Expedition zu führen und dabei besondere Aufträge für das Reich zu erfüllen. Der Kriegsausgang hat auch diesen Plan vereitelt.“

„Das ist überaus schade“, warf der Kontaktmann aus La Paz bedauernd ein. Er legte seine Hände gefaltet auf den Tisch. „Kiß war praktisch überall zu Hause, und seine Tibetergebnisse wären auch politisch interessant gewesen. Wir kannten ihn schon hier in Bolivien während seiner Forschungen als einen klugen und überaus wendigen Kopf, mit einem vielseitigen Wissen begnadet!“

Krall, der bisher ebenso wie die übrigen Zuhörer ein gespanntes Interesse nicht verleugnen konnte, griff nach Eykens Arm. „Bleiben wir doch noch kurz bei dem Atlantisproblem, das mich als Seemann besonders fesselt. Bisher habe ich eine ganze Reihe von Atlantistheorien oder Spekulationen vernommen, die nicht nur vielfach voneinander abweichen, sondern auch von vielerlei Denkgrundlagen ausgehen. Sie stimmen in der Mehrzahl allerdings zumindest darin überein, daß die Großinsel westlich der Säulen des Herakles lag. Ansonsten versucht man Plato oft willkürlich auszulegen. Man verläßt den mythischen Urgrund, und man will einfach einer erfundenen Theorie willen klüger sein als alle anderen. Nun sehe ich, daß gerade Kiß Spuren aufgerissen hat, die wesentliche Ansätze zu einer Festlegung der Atlantisfrage unter Berücksichtigung rassischer Zusammenhänge ergeben. Jedenfalls sind wir jetzt überzeugt, daß die Arier einen atlantiden Einschlag haben oder als atlantische Nachfahren zu betrachten sind.“

„Völlig richtig“, gab Eyken sofort zu. „Die bisherige Atlantisforschung geht hinsichtlich ihrer Existenz stets von Solons und Platos Berichten aus, aber in der Ortswahl der Hauptinsel Atlantis gehen die Meinungen sehr auseinander. Nach wie vor aber liegt das Schwergewicht der Ansichten bei einem im Atlantik versunkenen Land westlich der Azoren.“

„Damit wäre eine Brücke zwischen Europa und Altamerika gegeben“, folgerte Krall.

„Diese Annahme teile ich auch“, gab Eyken zurück. „Vor dem Sachlichen verweise ich aber darauf, daß das Intuitivphänomen in unserer nordisch atlantischen Rasse immer noch eine große Rolle spielt und Uraltes aus einem Urgrund raunen läßt. So wie der Zugstraßeninstinkt der Vögel und der Lemminge unverriegelbar anhält, ist auch in unserem Blut ein Singen, wenn von Atlantis gesprochen wird. Es ist das Gefühl eines Wahrtraumes über Raum und Zeit, das uns immer dann befällt, wenn wir uns dem Suchen in alten Mythen hingeben. Hin und wieder vermeinen wir hinter den Nebeln des Vergangenen etwas zu sehen, doch sind diese Bilder unklar und nicht genug greifbar. Die Urzeitforschung steht erst am Beginn.“

„Da fällt mir ein passender Satz von Mommsen ein“, warf Hellfeldt dazwischen. „Demnach ist die Fantasie, wie aller Poesie, auch aller Historie Mutter!“

* * *

„Das paßt genau als Abrundung“, nickte Eyken. „Doch nun zum Sachlichen: Wie ich in Erfahrung bringen konnte, beginnt ein junger Pastor namens Spanuth sich ernsthaft mit der Atlantisforschung zu befassen. In einigen Jahren werden wir sicherlich viel Interessantes von ihm zu erwarten haben. Es dürfte kaum mehr daran zu zweifeln sein, daß Atlantis nicht nur eine mythische, sondern auch eine reale Urheimat nordisch arischer Völker war, deren Anwesenheit im kontinentaleuropäischen Bereich durch überall weitverbreitete Ideogrammspuren feststellbar sind. Auch die späteren Steinbilder in Ägypten von Hierankopolis und Medinet Habu zeigen Darstellungen von gelandeten nordischen Seevölkern, deren Stierhörnerhelme noch überlieferte Symbole für Kraft und Zeugung aus dem atlantischen Stierzeitalter sind. Und diese Hörner und Federschmuckhelme sind auch im amerikanischen Raum überliefert. Das ist keinesfalls ein Zufall!“

Der Mann aus La Paz hob die Hand. „Dazu möchte ich gleich hinzufügen, daß die hier in Bolivien lebenden Quechua früher heller waren als heute. Es wird noch behauptet, daß sie sogar blaue Augen hatten und blond waren. Heute noch unterscheiden sie sich in ihrer Hautfarbe von den übrigen ringsum lebenden Indios. Ebenso fand man bereits Mumien mit blonden Zöpfen und nordischen Merkmalen. Jetzt weiter betriebene Forschungen werden noch ein letztes Wort haben. In wenigen Jahren werden Wissenschaftler uns Beweise dafür vorlegen, daß nordische Menschen in der nördlichen Hälfte Südamerikas gelebt haben und ihre Spuren zurückließen. Dann wird in der Geschichte des Subkontinents ein neues Blatt aufgeschlagen. Und alle noch zu erwartenden Forschungsergebnisse werden Kiß bestätigen, der als erster darauf hinwies, daß in diesem weiten Raum einstmals eine hohe nichtindianische Kultur von nordischer Prägung vorhanden war. So kommt noch in der späteren Inka Epoche das Taiti Inty, das Lied von der Sonnenjungfrau, vor sowie auch der Gesang von auserwählten Jungfrauen, den Vestalinnen ähnlich, das Ackla Taqui.“

„Das ist also ebenfalls ein kleiner Beitrag, der sich passend in das Gesamtbild einfügt“, pflichtete Eyken ernst bei. „Schon in den ältesten Überlieferungen und Mythen war die Sonne das atlantische Symbol des Großen Lichtes und der Jahresregent das Sonnenrad. Das solare nordische Prinzip stand stets dem lunaren der Dunkelrassigen gegenüber. Vorderasiatische und afrikanische Kulte huldigten mit dem Beginn der selenistischen Zeit dem Baal oder den Bealim und besonders der Mondgöttin. Im europäischen Bereich, im neuerlichen Beginn einer Kultur und Zivilisation behauptete sich das Zeichen der Sonne siegreich als sichtbare Kraft der Schöpfung und des Daseins. Und mit dem Sonnenrad trugen die jungen Sonnensöhne erneut das Licht in die Welt!“

Eykens Augen flogen sinnend über die Anwesenden hinweg in eine weite Ferne. Mit leiser werdender Stimme fuhr er langsam fort: „Wie ich bereits darauf hinwies, besaß Kiß die phänomenale Fähigkeit, Bilder der fernsten Vergangenheit ahnend zu sehen, wenn er ein Torsomedium fand. Er hatte das zuvor geschilderte Gefühl für Wahrträume, die in ferner Vergangenheit gespeichert, aus einem weiten Raum fließen. Er verstand es aber auch hervorragend, sich gleichzeitig auf zwei Ebenen zu bewegen, um nicht den Spott der Wissenschaft auf sich zu ziehen, die stets allen gedanklichen Spekulationen abhold ist. Wenn er nun den Atlantisbegriff erneut dem

Urheimatdenken nahebrachte und über Lokomanya Tilaks Buch über die arktische Urheimat der Veden hinausging, dann setzte er nur eine im Urgrund schlummernd gebliebene Kontinuität ältester Überlieferungen im erwachten Zustand fort, die ihn befallenden Wahrträume zur Aussage bringend. Diese beziehen sich keinesfalls nur auf den Bereich der Berichte von Plato, Solon und der alten Priester von Sais; der Gleichklang der alten Mythen und Spuren, über Kontinente verbreitet, weist eindeutig auf die große Bedeutung der Atlantisfrage in der Vorgeschichte hin. Schon der Forscher Francois Lenormant zeigte auf, daß diese uralten Überlieferungen allen Zweigen des Menschengeschlechtes gemeinsam sind, mit Ausnahme der Negerrasse. Die Genauigkeit und Übereinstimmung der Traditionen über eine große Erdkatastrophe und große, weiße Riesen haben universellen Charakter und stehen über allen kosmogonischen und religiösen Mythen. Nach Herodots, ebenfalls von ägyptischen Priestern erhaltenen Berichten, gehen die historischen Niederschriften der Ägypter auf nahezu vierzehntausend Jahre vor unserer Zeitrechnung zurück. Und Herodot schildert, daß er in einem Tempel geführt worden sei, in dem die Statuen von 341 Hohepriestern aufgestellt gewesen seien, die einander in einem langen Zeitraum gefolgt waren. In dieser ältesten Überlieferungszeit Ägyptens wurde ein einziger Gott verehrt, der dem Höchsten Wesen der Megalithzeit entsprach. Nach einer Niedergangsperiode hatte dann Pharao Echnaton nochmals den Versuch unternommen, mit der Sonnenscheibe Ammon Ra's einen neuen Anfang von Uraltem zu knüpfen. Dem großen Forscher Herman Wirth blieb es vorbehalten, nach Entschlüsselung noch vorgefundener Ideogramme wieder ein Fenster in die Vergangenheit aufzureißen und die nordisch atlantische Urreligion Alteuropas wiederzufinden. Diese zeigte eine vollendete Gotteserfassung, wie eine solche in späterer Zeit von keiner der großen, nachher entstandenen Weltreligionen wiederempfunden oder wiedergegeben werden konnte. Im Christentum finden sich noch Spurenelemente, die von einer Priesterhierarchie aus Zweckmäßigkeitsgründen eingebaut wurden. Um aber noch bei Ägypten zu bleiben: alles, was Altägypten an ausgereifter Kultur im antiken Raum weitergab, hatte kein archaisches Zeitalter, keine Frühzeit. Was also ist naheliegender, als daß bereits vor dem Pharao Menes eine Kultur und Zivilisation auf atlantischen Einfluß zurückgehen muß. Und das Beispiel Ägyptens erweist die Bedeutung und den Einfluß der atlantischen Sendung, die bei den nachfolgenden stammesverwandten

Nordvölkern ihre Fortsetzung fand.“ Eyken holte tief Atem, ehe er weitersprach: „Erst unserer Neuzeit wird es vorbehalten sein, wieder herauszufinden, daß zu beiden Seiten des Atlantiks Kulturentwicklungen und Mythen weitergegeben wurden, die einen gemeinsamen Ursprung haben. Bereits jetzt gibt es eine Fülle von Hinweisen und Gegebenheiten, die das hier nur kurz aufgezeigte Bild belegreich abrunden. Dies würde jedoch für heute den Rahmen des jetzigen, ungezielt entstandenen Gespräches sprengen. Es bleiben dann noch weitere Hinweise auf den mythischen Bereich. Die Sintflutsagen und die noch im älteren Dunkel liegenden Sintbrandüberlieferungen lauten überall gleich. Ihre Gegenüberstellungen ergeben das kaum noch überraschende Bild, daß Atlantis tatsächlich die Urheimat der Arier gewesen sein muß und daß nach dessen Untergang die atlantische Tradition des Mutterlandes in den seefahrenden Nordvölkern erhalten blieb. Als die Norweger im Jahre 875 in Island landeten, fanden sie aus Irland stammende Aufzeichnungen, in denen von Vestmännern, also Westleuten, die Rede war, die früher bereits auf dieser Insel im Norden gelebt hatten. Und in der Geschichte der Goten berichtete Jordanis, daß weit im Westen eine Insel namens Thyle liegt, deren Namen mit Thule gleichzusetzen ist. Nicht weit entfernt davon lag eine Großinsel namens Skandza. In ältesten Überlieferungen heißt es, daß von dort aus wie aus einer Werkstatt oder von einer Mutter der Völker die Goten oder Guoten die Guten! unter einem König Berig ausgefahren seien. Diese Herkunfts Sage um die Goten bezieht sich auf eine Auswanderung aus Atlantis, das mit Skandza gemeint ist. Die Goten erreichten im Osten mit drei Schiffen eine Küste, landeten und gaben diesem Land den Namen Gothiskandza. Das war das Gebiet des heutigen Südschweden. Sie kamen also westlich von Irland und Britannien herangefahren und damit zweifelsohne aus dem atlantischen Bereich, ehe noch die Katastrophe kam. Was nun noch weitere Überlieferungen aus der Eiszeit und der Steinzeit anbelangt, hat Kiß ebenfalls mit seinem Schlüsselroman ‚Das gläserne Meer‘ eingehakt. Und damit kommen wir wieder zu Thule: Die Paläolinguistik, die vorgeschichtlichen Sprachformen nachspürt, erklärt das Wort ‚Thule‘ in ursprachlichen Worttafeln als ‚Insel‘. Was nun unter den Nordleuten als ‚Letzte Insel‘ oder ‚Letzte Zuflucht‘ verstanden wurde, war ein Überlieferungsgeheimnis Wissender. Als später die Nordleute Skandinaviens im neunten Jahrhundert dem gewalttätigen Christentum auswichen, fanden sie wohl wieder Island, aber nicht mehr das alte Thule.

Denn Thule, das alte Grünland, jetzt Grönland, war mittlerweile vereist. So fuhren sie mit ihren Drachenschiffen an dieser Großinsel vorbei bis nach Markland und errichteten dort auf dem nordamerikanischen Kontinent die ersten Fluchtsiedlungen. Bei ihrer Suche nach dem ‚Ultima Thule‘ spielte ihnen auch der Klimawechsel einen bösen Streich; sie kamen in ein Land, wo sie bei Zusammenstößen mit den eingeborenen Skrälern nach und nach aufgerieben wurden. Man sprach später noch lange von weißen Mandan Indianern, die vorwiegend an Pocken zugrunde gegangen sind, die von den Einwanderern eingeschleppt worden waren. Aber neben der Thule Vision war bereits ein atlantischer Niederschlag auf dem altamerikanischen Kontinent feststellbar. Die alten Überlieferungen der Azteken und Maya zehrten vom Wissen der vorangegangenen Tolteken und bezogen sich ebenfalls auf weiße Götter aus dem Osten. Demnach waren es Atlanter, die Vorläufer der Nordleute, die vom alten Atlantis aus nach beiden Richtungen, Ost und West, kulturbringend wirkten. Nach dem schrecklichen Untergang der Großen Heimat, bildete sich für die wenigen überlebenden zwangsläufig der mystische und mythische Begriff von Thule, der Letzten Insel, der sich bei den nachkommenden Nordleuten nachhaltig erhielt. Sie hat eine immerwährende Bedeutung als letzter Zufluchtsort und Sammelpunkt mit einer steten Bereitschaft zu einem erbitterten Widerstand bis zum Letzten und zugleich zu einem neuen Sturm für die Freiheit und zur Erfüllung der uralten Sendungsgebote.“ Eykens Augen bekamen einen hellen Glanz, als er fortfuhr: „Und so lauschen wir als Träger und Hüter der ältesten Menschheitstradition, der weißen Rasse, mit wachen Sinnen den geheimen Überlieferungen, die sich über alle Meere hinweg und Zeiten hindurch so beharrlich behauptet haben, und wir denken dabei an unser fernes Paradies, um den Mitternachtsberg gelegen, dem esoterischen Thule anstelle des verlorenen Sonnenlandes, in dem einst eine Rasse von beispielhafter Reinheit und Gottnähe jahrtausendlang wohnte. Der große Philosoph Julius Evola verwies in seinen tiefschürfenden Schriften auf die traditionelle Ordnung um den heiligen Berg im Hohen Norden, dessen mythische Existenz an keine zeitgebundene, wissenschaftliche Methodik gebunden ist. Nur aus dem atlantischen Thule und vom Zentrum des arktischen Mitternachtsberges konnten die Bilder vom Sonnenrad und vom Sonnenwagen empfunden und die atlantische Tradition in ihrer Ursprünglichkeit erhalten werden. Nur im hohen Norden läuft die Sonne, einem Rad oder Wagen gleich, tatsächlich tagelang rund um den Horizont.

Und die Männer vom ehemaligen Punkt 103 in der Arktis, wissen um das majestätische Erleben einer Polarnacht, die so verschieden ist von den Nächten, wie sie die anderen Völker nur unter einem lunaren Schein oder als Schlafenszeit mitmachen. Die nordische Nacht ist erfüllt von einem unwahrscheinlichen, unirdischen Glanz der großen Nordlichter, deren leuchtende, strahlende Bänder, Farbfahnen und sich faltenden Gebilde den weiten Arktishimmel schmücken, verstärkt durch das silberne Glitzern der Sterne. Alles wirkt wie eine geradezu unvorstellbare Offenbarung der kosmischen Wunder eines Höchsten Wesens, mit dem man sich wie sonst nirgends in der Welt unter dem Glanz des Großen Bären und des Polarsternes verbunden fühlt. Dort oben im Norden sieht man den Thron Gottes und den reinen Mantel der Natur, in deren Bereichen, begnadet mit besonderen Vorzügen und einem Sendungsauftrag, sich die erste Ur-Rasse entwickelte. Dort, um den stillstehenden Polarstern, den ‚Nordnagel‘ oder ‚Weltnagel‘, entstand auch der Urbegriff der ‚Irminsul‘, des Lebensbaumes. Es ist das Land, wo man dem Himmel am nächsten ist, das sagenhafte Gebiet der Hyperboräer, unserer alten Vorfahren, wo man im Kreis des Seins das Höchste Wesen erahnt und spürt. Dort ist Gimles Gipfel, wie die Völuspa sagt, Asgard mit Odins Burg nach späterer germanischer Überlieferung und der Ausgangspunkt eines neuen Goldenen Zeitalters. Von dort ist, nach Lactantius, wieder ein mächtiger Fürst zu erwarten zur Wiederherstellung der Gerechtigkeit. Von wo nach den Vorstellungen Vergils das hyperboräische Apollon wiedererweckt werden soll. Sogar Gustav Adolf, der große König der Schweden, führte noch die Glorie eines Helden aus Mitternacht mit sich.“

Einige Atemzüge lang schwieg Eyken. Er fuhr sich mit der Rechten fahrig über die Stirn. Als er das Anhalten der Spannung im Raum fühlte, fuhr er fort: „Jetzt ist Thule kein rein geographischer Begriff mehr. Landmäßig gesehen, blieb unserer kämpfenden und wissenden Generation nur die Antarktis. Geistig aber bleibt unser Hort immer am Mitternachtsberg im Norden. Wenn wir nun in das schwarze Dämonium der Antarktis ausweichen mußten, so ist es letztlich den Geheimlehren zufolge auch ein Sonnendämonium. Alte Geheimnisse tanzen einen Reigen und werden wieder lebendig. Erfahrene Seeleute flüstern über die Rätsel des südlichen Eiskontinents und über die Namen der Berge, wie Erebus und Terror, an der Roßmeerküste gelegen. Diese stehen wie eine dunkle Warnung und Drohung, einem hellwachen Gefühl entspringend, im Raum.

Die nur in diesem Reich der Dämonen, wie sensitive und kongeniale Menschen den Südpol nennen, vorkommenden sternlosen Zonen, mit einem ein niederdrückendes Gefühl erzeugenden Blick in die kosmischen Abgründe der Dunkelnebel und ihre unendlichen finsternen Tiefen, verstärken das Empfinden um ein scheinbar absolutes Nichts, das dann jählings ein tiefinnerlich erzeugendes Grauen durch Bannstrahlen formt. Nur die Starken und Willensträger vermögen dieser dunklen Bannmacht zu widerstehen, wenn sie ihr Geheimnis ergründet haben. Nur die Starken vermögen mit noch größerer Kraft aus ihrem kämpferischen Widerstand heraus und ihrem inneren Gesetz folgend, notfalls dieses Pandämonium umzupolen, ohne sich ihm zu unterwerfen. Mit dem Wissen um Thule und ihrer Bindung an den Norden vermögen sie den Mächten der Finsternis zu widerstehen. Für uns sind wie bei den früheren Goten Sagen und Überlieferungen eins: Thule ist das Licht und die Kraft, Brücke von einer Hochrasse, mit einer einst volks- und naturnahen Hochreligion an ein Höchstes Wesen und mit einem Kulturbringerauftrag und Sendungsbewußtsein eines noch nicht versiegten Blutstromes. In diesem Blut, das noch in den Adern unserer lebenden Nordleute fließt, ist immer noch das heimliche Singen um Thule, um das Gesetz des Mitternachtsberges, um den Sammelpunkt im Norden, wo sich die Letzten finden, um morgen oder übermorgen wieder die Ersten zu sein! Es ist heute nicht anders als ehemals; immer wieder rennen die teilgestaltigen Völker, von Haß und Neid getrieben, gegen ihre Wohltäter an. Immer mehr tritt der Kampf der Symbole zutage, unter denen auf der Gegenseite auch der aus der Hagalrune durch Ableitung geformte Stern Davids zu einem Feldzeichen der Dunkelkräfte geworden ist. Unter diesem blauen Sechszackstern werden alle Rassen und Völker um den Sinai herumgeführt, um dann für den letzten großen Endkampf um die Weltherrschaft, mit dem Tempel Salomons als Mittelpunkt, eingesetzt zu werden. Deshalb soll auch die diesem Streben allein dagegenstehende Macht des Nordens mit allen Mitteln gebrochen werden. Das war auch, wie wir wissen, das wirklich hintergründige Ziel der entfesselten beiden Weltkriege. Diese Feindkräfte, deren oberste Führungsspitze okkultgläubig ist, sind es auch, die um die Überlieferung eines retrospektiven Okkultismus wissen, in der schon vor dem Untergang von Atlantis ein Kräfteressen zwischen schwarzmagischen Kräften von Urhebräern und Dunkelrassigen auf der einen Seite und den Weißmagiern von Atlantis auf der anderen, stattgefunden haben soll. Mit

dem Zeichen um den Berg Sinai und Berg Zion soll dieser im Geheimwissen noch immer schlummernde Vergangenheitsvorgang neuerlich versucht werden. Unsere Feinde wissen nur zu gut, daß der Norden die Kontinuität des Geistes von Atlantis darstellt, und deshalb wird unter anderem auch die Wissenschaft gegen diese Tradition ins Feld geführt, um den Norden mit aller Macht die Seele und Berufung zu nehmen!“

Wieder trat eine kurze Pause ein. Von außen her drang ein kalter Luftzug in den Raum und ließ die Männer leicht frösteln.

„Das ist aber noch nicht alles, was ich jetzt sagen wollte“, erklärte Eyken weiter.

„Ich möchte noch über Kiß hinzufügen, daß ich ihn während seiner Dienststellung als Kommandant der Führerhauptquartierswache in der Wolfsschanze kurz allein sprechen konnte. Trotz seiner Dienstverantwortung trug er sich noch mit Gedanken um eine neue Religion, die auf altes Wissen gestützt sein sollte. Ich war erstaunt über sein großes Wissen und gründliches Denken. Wer ihn richtig kannte, muß zugeben, daß jede Begegnung mit ihm etwas Faszinierendes hatte. Ich rechne ihn zu den wichtigsten Männern für einen neuen Morgen!“

Krall wiegte zweifelnd den Kopf. „Immer vorausgesetzt, er überlebte die letzten Tage des Krieges oder er kommt noch um die Nachrunde herum.“

„Das können wir, fernab von der Heimat, zurzeit allerdings nicht wissen“, gab Eyken zu. „Schließlich wandern wir jetzt alle auf einem sehr schmalen Grat, und für uns gilt unentwegt das Lied der alten Bauernrebellens: Das Leben ist ein Würfelspiel, wir würfeln alle Tage!“

Jetzt war es Hellfeldt, der einhakte: „Alles richtig, schön und gut! Aber was wir nicht wissen, hilft uns nichts. Unser Marschgepäck ist voll kleiner Hoffnungen, von denen wir unterwegs immer wieder viele begraben müssen. So viele, daß unsere Augen ganz trocken sind und wir für die Verluste keine Tränen mehr finden. Was wir an Großem verloren, müssen wir im Kleinen wieder sammeln. Die unverlierbare Hoffnung in unseren Herzen jedoch wird genährt aus dem Bestand unseres Wissens, unserer tiefgläubigen Überzeugung und aus der Kraft unserer Seelen. Viele von uns sind gefallen, viele werden noch fallen, aber immer wieder wird es in diesem Kampf um das Letzte noch Letzte geben, die das Licht des Nordens mit aller Kraft verteidigen werden. Wir werden alle, die noch als

Nachzügler aus dem Inferno oder aus dem Nachwuchs kommen, in die letzten Bataillone aufnehmen, aber warten dürfen wir auf niemand!“

Eyken sah den Wiener etwas überrascht an. „Das ist hart, aber richtig! Nur so und nicht anders müssen wir weitermachen. Kurt Eggers ist tot. Ob Kiß noch kommt, wissen wir nicht. Aber was allein diese beiden Männer uns gegeben haben, ist unser Rüstzeug für morgen.“

Die Männer nickten dem Sprecher ernst zu. Als Eyken schweigsam blieb, setzte Krall das Gespräch fort: „Nach all dem jetzt Gesagten bestätigt es sich, daß sich die Geschichte, ihren eigenen Gesetzen folgend, wiederholt. So wie einst die Nordleute aus Skandinavien einen Weg zurück nach Thule suchten, als das mörderische Schwert des Christentums das Weltherrschaftsstreben unter dem Kreuzzeichen für den Sinai ausweitete und unter den Artgläubigen wütete, so sind wir es heute, die abermals als Letzte um unserer Treue willen aus der Heimat flüchteten. Wir haben jetzt die ganze Welt gegen uns, und im nördlichen Teil des Kontinents, auf dem wir nun stehen, sitzt die Goldene Schlange auf dem größten Goldberg dieser Erde und läßt alle Hunde los!“

„Haha, die Goldene Schlange“, lachte der Mann aus La Paz mit beißendem Unterton. „Dieses Untier, das mit seinen goldenen Waffen überall nachkriecht, wo eine weiße Kultur errichtet wurde. Dieses, mit einem Okkultwissen begabte Tier, das lauern den Tag erwartete, an dem ein gewisser Kolumbus die seit der Alteuropaperiode und der jetzt sogenannten Neuen Welt unterbrochen gewesene Verbindung wieder auffand.“

„Was heißt auffand?“ fiel Hellfeldt ein. „Sogar das ist eine Geschichtsmanipulation. Man hat doch einem Schwindler Denkmäler gesetzt! Das konnte allerdings geschehen, weil es sogar bis zum heutigen Tage beinahe unbekannt ist, daß der Vatikan in seiner Geheimbibliothek unter anderem auch eine alte Karte in Verwahrung hält, die bereits vor Kolumbus gezeichnet wurde. Zufällig weiß ich auch, daß Papst Paschalis II. im Jahre 1112 einen gewissen Erik Upsi zum Bischof von Island, Grönland und man höre! von Vinland ernannt hatte. Es steht also urkundlich fest, daß der Vatikan schon vor der Kolumbusfahrt um eine neue Welt im Westen wußte. Im Jahre 1888 veröffentlichte der amerikanische Minister Rasmus B. Anderson nach eingehenden Materialstudien die Tatsache, daß Kolumbus vor seiner angeblichen Entdeckungsfahrt Gelegenheit bekam, im Vatikan eine alte Karte zu prüfen und sich sogar Aufzeichnungen machen

konnte. Rom förderte dieses Unternehmen, da man erwartete, daß man damit die Grenzen des Bekehrungsbereiches und somit auch der Macht weiter ausdehnen könne. Aber das ist noch nicht alles: Kolumbus, gewissermaßen also der Beauftragte des Vatikans, nahm einen aus dem Westen gekommenen Schiffbrüchigen bei sich auf, als er noch als Kartograph arbeitete. Es war dies ein gewisser Alonzo Sánchez aus Huelva, der einer Chronik zufolge mit einem Schiff weit über den Atlantik westwärts gekommen war und dabei Land sichtete. Auf der Rückfahrt scheiterte dann sein Schiff vor den Azoren, wobei Sánchez und noch weitere vier Männer gerettet wurden. Nach Spanien zurückgebracht, begab sich Sánchez auf eine Empfehlung hin zu Kolumbus, der ihm als Kartenzeichner beschrieben worden war, und erzählte ihm von seiner Entdeckung. Er erwartete, daß Kolumbus auf einer der vorhandenen Karten das gesichtete Land fände. Und jetzt kommt etwas, was von allen Zeitberichtern bis heute unterschlagen wird: Kolumbus nahm den Seemann sofort in sein Haus auf, doch starb dieser bereits wenige Tage später unter mysteriösen Umständen. Aber damit noch nicht genug; unmittelbar darauf starben auch die übrigen vier Überlebenden und Gefährten des Sánchez ohne jeden ersichtlichen Grund. Der spätere Großadmiral aber hatte freie Bahn für die im voraus feststehende Entdeckung der Neuen Welt und für die Errichtung des Kreuzzeichens für seine Auftraggeber und Förderer. Und Rom deckte Kolumbus in jeder Weise. Er war dessen Vollzugsorgan mit geheimem Wissen, und er ließ sich nur allzugern nach seiner erfolgreich verlaufenen Fahrt als großer Seemann und Entdecker eines neuen Erdteils feiern. Das kostete den Vatikan nicht viel, brachte aber noch mehr ein. Die Schwarze Spinne in ihrem großen Netz konnte nachsichtig lächeln.“

Jetzt spiegelte sich in den Mienen von Hellfeldts Zuhörern Überraschung und Verblüffung. Kralls Temperament schlug durch, und lauter als gewollt, polterte er: „Ich habe es immer gewußt, daß dieser Halbjude Kolumbus ein Schwindler war! Nur die Mordgeschichte kannte ich nicht. Er stammte auch nicht aus Genua, sondern aus Pontevedra in der spanischen Provinz Galizien und war der Sohn eines Domingo Colon. Colon ist übrigens eine spanische Form von Cohn. Im Handbuch des jüdischen Wissens steht unter anderen Hinweisen auch der Bericht, daß der Leiter der nautischen Akademie von Palma, der Kartograph Juhuda Cresques, zusammen mit seinen Freunden Isaak Abranel, Abraham Zecuto und anderen, die Pläne des Colon Kolumbus also ebenfalls förderte. Der Name Colon scheint auch

in den bischöflichen Akten von Pontevedra auf. Ferner ist da noch ein italienischer Astronom namens Toscanelli, der bereits im Jahre 1474 dem Kanonikus Fernon Martinez Mitteilung von einem Lande im Westen des Atlantiks machte. Dieser Martinez gab dann dem Colon Kolumbus ebenfalls eine Karte, die diesen in seiner Absicht, den Auftrag Roms durchzuführen, noch weiter bestärkte. Begreiflicherweise erhielt Kolumbus durch die nachdrückliche Empfehlung Roms auch die Unterstützung des spanischen Hofes.“

Jetzt war es der Mann aus La Paz, der seine Zuhörerrolle aufgab und sich zu Wort meldete: „Nun zur weiteren Aufklärung des Kolumbus Schwindels kann ich noch die Tatsache beitragen, daß auch die Portugiesen von einem Land im Westen wußten, da sie es sogar schon vor dem Entdeckungsrummel angesegelt hatten. Sie besaßen Karten vom amerikanischen Vorland. Und daß schon lange vorher Nordleute immer wieder den westlichen Kontinent erreicht hatten, wissen wir bereits. Noch zwanzig Jahre vor der Kolumbusfahrt hatten auch die Deutschen Pining und Pothorst im Auftrag des dänischen Königs Christian I. die amerikanische Festlandküste von Labrador erreicht, ohne daß man davon viel Aufhebens gemacht hätte. Die Geschichtsschreiber lassen Kolumbus weiter auf dem Denkmalssockel des Ruhms. Mit dem, was wir jetzt alles an Unterlagen haben und trotz einer Fülle von Wissen, frage ich mich, was sonst noch alles in der Geschichte verdreht und versteckt wird? ...“

„Wenn man das alles wissen will, was uns vorenthalten wird“, fiel Hellfeldt dazwischen, „dann ist ein einzelnes Gehirn gar nicht mehr imstande, das alles zu stapeln. Die Überstaatlichen formen das heutige Geschichtsbild nach ihren Interessen und beeinflussen so die weiteren Entwicklungen durch manipulierte Grundlagen. Und was jetzt in dieser Hinsicht über das zurzeit zerschlagene Reich hereinbricht, wird die tollsten Märchen der englischen Reuter Tante, bekannt aus dem Ersten Weltkrieg mit der Gruselgeschichte von den abgehackten Kinderhänden in Belgien durch uns Deutsche und viele andere ähnliche, weit in alle Schatten stellen. Die jetzt beginnende Geschichtsm Manipulation in den deutschen Landen und auch in der übrigen Welt, wird ein Schwarzer Peter Spiel mit höchsten Pokereinsätzen werden!“

„Das ist so sicher, wie jeder Nacht ein Tag folgt“, spann Eyken den Faden weiter. „Die Geschichtsklitterungen liegen in ihren Anfängen bereits Jahrhunderte zurück, wie dies aus der soeben aufgezeigten

Kolumbuslegende ersichtlich ist. Und die artfremden Einflüsse zur Verfälschung der Geschichte waren nie kleinlich oder von Skrupeln geplagt. Der immer mehr auftretende Mangel an geschichtlichem Wahrheitswissen läßt uns die Vergangenheit in zahlreichen Rückblicken aus einer falschen und verkehrten Optik sehen, unablässig ein falsches Geschichtsbewußtsein fördernd und erweiternd. Denken wir doch beispielsweise daran, daß der Mord an sechstausend waffenlosen Edelingen der Sachsen bei Verden an der Aller durch den niederträchtigen Wortbruch und Mordbefehl Kaiser Karls, statt Sachsenschlächter immer noch der Große genannt, ein verhängnisvoller biologischer Aderlaß an uns Deutschen von nachhaltiger Wirkung war. Bei einer nüchternen Geschichtsbetrachtung kann man rechnerisch leicht feststellen, wie aufgrund späterer bekannter Bevölkerungszahlen und Wachstumsverhältnisse zur Zeit Karls die Bevölkerungsdichte Germaniens war. Wenn also damals sechstausend Sachsen anderen Quellen zufolge viertausendfünfhundert, eine volkliche und biologische Elite, im Zeichen des Kreuzes ad majorem dei gloriam hingemetzelt wurden, dann erbrachte dies eine bedeutende Schwächung des sächsischen Stammes. Wäre indessen dieser Volksmord unterblieben, dann wäre die Volkssubstanz im niedersächsischen Raum der Volksvermehrung zugute gekommen, und diese wäre erheblich verstärkt in die nächsten geschichtsträchtigen Jahrhunderte gegangen. Dies hätte die weitere Reichsentwicklung in einem weitaus günstigeren Sinne maßgeblich beeinflußt. Noch nachhaltiger in der Wirkung war ein weiterer Geschichtsvorgang gegen die Volks- und Reichsinteressen: der Dreißigjährige Krieg um die Macht des Kreuzes. Immer wieder wurde die Volkssubstanz des Reiches für machtfremde und artfremdreligiöse Interessen zur Ader gelassen, bis letztlich im gegebenen Beispiel von der damaligen Bevölkerungszahl zur Zeit dieses Religionskrieges, die im deutschen Raum um die dreißig Millionen Menschen betrug, nur noch acht oder gar sechs, den Chroniken zufolge, den dreißigjährigen Volksmord durch fremdreligiösen Wahn überlebten. Wenn man nun bedenkt, daß drei Jahrhunderte später das deutsche Volk nahezu hundert Millionen Menschen zählte, dann kann man auch unschwer errechnen, wie stark die deutsche Volkssubstanz bei Erhaltung von dreißig Millionen Menschen im Reich gestiegen wäre. Das aber bedeutet eine entscheidende Änderung aller nachfolgenden Geschichtsabläufe. Ein Reich mit mehreren hundert Millionen Menschen in Europa, hätte, militärisch unschlagbar, nicht nur

eine dauernde Ordnung gewährleistet, sondern auch die uns aufgezwungenen Weltkriege gar nicht erst entstehen lassen. Man kann also ruhig und mit Überzeugung sagen, daß sich geradezu unvorstellbare Entwicklungen ergeben hätten, die sich bereits den realistischen Spekulationen entziehen. Hinter den immerwährenden Opfergängen des deutschen Volkes, hinter seinen vielen Teilungen und immer wieder herbeigeführten Schwächungen, stehen seit langem geschichtshintergründig die Schächter vom Sinai. Diese Schächtung am Norden ist der versuchte Wiederholungsmord der biblischen Erzählung vom Mord Kains an Abel. Die Ermordung Abels ist das Gleichnis und in Wahrheit als die Beseitigung des Apollyon, des nordischen Apolls, anzusehen, der dem Menschenbruder Kain aus der Wüste im Wege war. Die Gegenwart zeigt allerdings eine kleine Änderung; obwohl auch uns bereits die Schächtmesser am Halse sitzen, sind wir noch nicht tot. Wir werden auch den jetzigen Mordversuch am Norden überstehen wie andere vorher.“ Schweigen. Nachdenklich starrten die Männer vor sich hin. Ohne Worte dachten sie alle dasselbe.

„An diesem Norden ist mehr, als wir es selbst erahnen können“, sagte nach einer Weile Krall nachdenklich. „Wer oder was sonst vermag ein Jahrtausende dauerndes Anrennen gegen den Mitternachtsberg zu überstehen? Es ist wie ein schicksalhafter Fluch, daß die Söhne der Wüste immer noch nach dem alten Gesetz ihres Tempels gegen die Söhne der Sonne kämpfen wollen, weil ihnen von Jahveh alle Völker zum Dienen zugesprochen wurden. Und sie leben in einem Haß...“

„Es ist kein Haß“, verbesserte Eyken. „Es ist in Wahrheit ein künstlich entfachtetes Feuer, das ein gewisser Moses und eine ihm nachfolgende Priesterkaste seither am Brennen erhält. Das Feuer für einen unduldsamen, personifizierten Gott, den rachsüchtigen Jahveh, der einen von den Priestern geschickt gesteuerten Auserwähltheitsgedanken für das jüdische Volk zu behaupten versucht, um vom Tempel des Salomo aus eine Herrschaft über alle Völker der Welt anzutreten. Und die Juden selbst sind die Opfer einer kleinen wissenden, größenwahnsinnigen Kaste. Sie sind, wenn man die Dinge so richtig betrachtet, dadurch eigentlich ein unglückliches Volk geworden, das den Frieden zur ganzen Menschheit verloren hat und von einer Irrlehre getrieben wird, die es an die dem Norden entgegengesetzte Seite eines großen künstlichen Spannungsfeldes zwingt. Ich möchte behaupten, daß es auch in diesem über die ganze Welt verstreuten Volk erkennende Kräfte gibt, wie etwa die Kna‘anim Sekte, die auf die

altisraelische Religion zurückgreifend, mit wertvollen Erkenntnissen aus der Megalithzeit, welche die Überheblichkeitslehre des später erstandenen Jahvehs ablehnen und auf der natürlichen Grundlage aller Völker wieder den Frieden für ihr Volk und damit zu allen Menschen suchen. Das Unglück der Juden sind die eigenen Eiferer mit ihrem wahnwitzigen Streben nach der Weltherrschaft. Also jener Teil, der den Norden und den Rest der Welt zwingen will, gebeugten Hauptes vor Jahveh zu treten und ihn sowie das Goldene Kalb, jetzt die Goldene Schlange, anzubeten!“

„Dann sollten die Juden als Volk endlich einmal die Wahrheit um das Gesetz des Menschseins erkennen und sich die alte Richtschnur eines Nebeneinanderlebens aneignen: Jedem das Seine! „Krall sagte es mit leichtem Groll in der Stimme. „Ich weiß, die Wahrheit ist eine unbarmherzige Göttin, wenn man ihr suchend ins Antlitz sieht. Sie ist um der Wahrheit willen unbarmherzig, aber ihre gleichzeitige Gnade ist das Wissen! Wenn ein Volk den Mut zur Wahrheit findet, dann hat es auch das Gesetz des Lebens!“

Wieder herrschte Schweigen. Die Gedanken der Männer verarbeiteten das Gesagte. Vor allem die zuvor dargelegten geschichtlichen Annahmefolgerungen hatten sie erschüttert. Solche Gedankengänge hatten sie selbst noch nicht versucht. Die deutsche Geschichte hatte mit der bisher immer übersehenen Darstellungsweise im Geiste des christlichen Fische Zeitalters unter den in den Vordergrund gerückten Fremdeinflüssen ein völlig anderes Gesicht bekommen. Der Mann aus La Paz machte einen Blick auf seine Uhr. „Was ich heute hier in Ihrem Kreis gehört habe, deckt sich in allem mit den einst von mir mit Kiß geführten Gesprächen. Aber zurück zur Wirklichkeit: es ist reichlich spät geworden! Ich bereue die späte Stunde nicht, der Abend hat mir noch manches Bild abgerundet. Wenn ich jetzt gehe, dann möchte ich noch über manche Dinge eingehender nachdenken. Und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, dann gehen Sie jetzt auch zur Ruhe. Sie haben wieder schwere Tage vor sich. Vergessen Sie nicht, daß La Paz bereits eine sehr dünne Luft hat. Richten Sie sich danach!“

Eyken erhob sich und fragte: „Wann also sollen wir weiter?“

Der Kontaktmann rieb sich das Kinn. „Am besten wäre es, wenn Sie morgen noch einen geruhsamen Rasttag einlegen und übermorgen früh aufbrächen. Ich habe es schon angedeutet, daß die Luft von La Paz nicht nur dünn, sondern zurzeit auch sehr agentenhaltig ist!“

„Also schön“, gab Eyken zurück. „Wir sind ohnedies nicht als Touristen auf Reisen, und Museenbesuche waren nie eingeplant. Natürlich hätten wir gerne das große Los gezogen und wären gerne nebenbei zum Titicacasee gekommen. Aber solche Sachen sind leider nicht im Topf.“

„So ist es“, sagte der La Paz-Mann völlig ungerührt. „Ich komme morgen abends wieder vorbei. Bis dahin habe ich alles für Ihren Aufbruch vorbereitet und bringe Ihnen auch alle nötigen Informationen und Weisungen für Ihr Weiterkommen. Haben Sie noch genügend Geld für die nächste Zeit?“

„Das haben wir“, versetzte Glaser an Stelle der anderen. „Ich lege jedenfalls noch etwas dazu!“

Der Kontaktmann sah den Argentinendeutschen an. „Das werde ich in einem bescheidenen Maß jedenfalls auch tun. Und was geschieht mit Ihnen?“ Glaser zuckte mit den Schultern. „Für mich ist jetzt Feierabend. Wenn Sie verbürgen, daß meine Freunde gut in das Beni Tal kommen, dann kann ich beruhigt wieder nach Argentinien zurückkehren.“

Die drei Flüchtlinge, die sich an ihre Orders gebunden fühlten, sahen jetzt den Argentinendeutschen betreten an. Eyken nahm wieder das Wort: „Das ist schade! Wir haben uns sehr aneinander gewöhnt, wir waren zusammen eine prächtige Mannschaft!“

„Das kann man wohl behaupten“, gab Glaser mit einem schmalen Lächeln zurück.

„Sentimental?“ fragte der Mann von La Paz. „Man muß die Dinge nehmen, wie sie kommen! Natürlich bringe ich alle bei mir aufkreuzenden Männer, soferne sie in Ordnung sind, gut weiter. Und immer vorausgesetzt, daß meine Hinweise auch beherzigt und befolgt werden!“ Er stand jetzt ebenfalls auf und gab den anderen Männern der Reihe nach die Hand. „Adiós, und gute Ruhe!“

Als der Mann gegangen war, wußten die Zurückbleibenden nichts mehr zu sagen. Sie waren in ihrer eigenen Welt, mit der sie mehr verbunden waren als mit jener, die bereits einer anderen Dimension zu gleichen schien und deren feindliche Wirklichkeit eine Herausforderung auf Sein oder Nichtsein war. Die auf sie zukommende Müdigkeit veranlaßte sie, sich zur Ruhe zu begeben.

Der Schlaf wollte nicht gleich kommen. So lagen die Männer noch eine Weile mit offenen Augen in ihren Betten und starrten durch die Fenster in die Andennacht hinaus, aus der riesengroß und in seltener Klarheit der

Mond hereinlugte. Die silberne Scheibe mit der in dieser Höhe deutlich sichtbaren Gefildezeichnung wanderte langsam über die noch höherliegenden Grate und Firnhänge des riesigen Gebirgsmassivs und tauchte auch die im Talkessel liegende Hauptstadt Boliviens in ein fahles, geisterhaftes Licht.

Die Bannkraft des Erdtrabanten floß auf den silbernen Strahlenfingern erdwärts und brachte den Männern vor dem erwarteten Schlaf noch Visionen aus der Vergangenheit des Andenraumes, seiner Rätsel und Geheimnisse.

Den jetzt Ruhenden schien es, als kämen von weither zarte Töne von einer Beinflöte mit einer fremdartigen Weise. Vielleicht stand noch zu dieser späten Stunde irgendwo auf einer stillen Anhöhe ein Eingeborener, der, die bösen Nachtgeister nicht fürchtend, eine alte Weise spielte und dabei in die Nachtschwärze des Himmels starrte. Wahrscheinlich hielt er so Zwiesprache mit seinen alten Göttern, die ihm mehr gaben, als der Willenlose am Holz unter dem Fischezeichen der eifernden Padres.

Hier, in den großen Höhen um La Paz, war man dem Himmel und der Majestät der Schöpfung näher als anderswo...

VI. GONGSCHLÄGE DER ZEIT

„Von Wahrheit will ich nimmer lan,
Da soll mich bringen ab kein Mann.
Zum Schweigen bringt mich keine Wehr,
Kein Bann, kein Acht. Wenn auch so sehr
Man mich damit zu schrecken meint...“

Ulrich von Hutten

Wieder hing die Sonne wie ein flammenspeiender Ball am blauen Himmel Boliviens. Wie glutheiße Finger strichen ihre Strahlen über die großen Weiten der nordostbolivianischen Niederungen, von den Yungas bis zum Beni Tal. Auf den Weidegebieten suchte das Vieh die Schatten breitkroniger Bäume, während sich in den Waldgebieten die Affen dösend in die Laubschatten verkrochen.

In dieser brütenden Hitze zockelten vier Reiter auf müden Pferden dahin, mundfaul, einer hinter dem anderen.

Als nach Stunden weißgetünchte Gebäude einer Estancia auftauchten, verhielt der erste Reiter sein Tier und wies mit ausgestrecktem Arm nach vorn: „Wir sind am Ziel, Sefiores! Dort ist mein Patrón!“

Die Nachfolgenden nickten schweigend. Die Pferde jedoch schienen den heimlich winkenden Stall zu spüren und fielen ohne Aufforderung in einen leichten Trab. Ein seitlich auftauchender Reiter sah neugierig zu den Ankömmlingen, dann stieß er plötzlich einen schrillen Schrei aus und galoppierte auf das näherkommende Haupthaus zu, eine wehende Staubfahne aufwirbelnd. Wenig später sah man ihn mit einem hochgewachsenen Mann aus dem Haus heraustreten, den nahenden Besuch erwartend.

Ein wenig später verhielten die Reiter vor den Holzstufen einer vorspringenden Veranda. Der Estanciero trat zwei Schritte vor und bot den Reitern seinen Gruß. Seine Augen waren scharf und zeigten einen fragenden Ausdruck.

Ehe noch der Führer zu Wort kam, meldete sich Eyken vom Sattel herab. Er sprach deutsch und nannte zuerst seinen Namen. Dann langte er in die Rocktasche, zog einen Briefumschlag heraus und überreichte diesen, mit dem Pferd nähertänzelnd, dem Hausherrn.

Jetzt wurde der Mann schlagartig freundlicher. Mit einer ausholenden Geste bat er die Reiter abzusitzen und in das Haus zu kommen. Dem neben

ihm verharrenden Mann gab er gleichzeitig Befehl, sich der Reittiere anzunehmen und diese zu versorgen. Dann trat er etwas zur Seite, um den Gästen den Vortritt freizugeben.

Während der Führer flugs vom Pferde sprang und bei dem Tier stehenblieb, rutschten die anderen Reiter leicht ächzend aus den Sätteln. Krall konnte es sich nicht verkneifen, sich murmelnd an Hellfeldt zu wenden: „Immer das gleiche! Irgendwo auftauchen, Bewillkommnung, Einlaß, und wenn die Füße mal richtig warm sind, wieder ab durch die Mitte. Wie bei einem Ringelreiaspielchen!“ Hellfeldt knuffte den Hamburger leicht: „Halte die Schotten dicht, lieber Labskausjunge! Wenn der neue Hausherr schon jetzt unsere losen Schnuten spitzkriegt, können wir unter Bäumen schlafen...“

„Das wird dir nicht schwerfallen“, grinste Krall breit. „Ich habe mir sagen lassen, daß die Wiener alle im Prater unter Bäumen schlafen, mit Würstchen in der Hand und Senf auf der Nase...“ Brabbelnd folgte er Eyken, der gerade mit dem Estanciero den ersten Händedruck wechselte. Etwas steifbeinig folgte ihm der Wiener.

„Meinen Namen habt ihr also schon von La Paz mitbekommen“, sagte der Estanciero Hollmann nach der gegenseitigen Vorstellung. „Ich kann mir auch denken, was in dem Brief steht, den Sie mir hier mitgebracht haben. Sie sind nicht meine ersten Gäste. Andere Männer waren schon vor Ihnen hier, sind aber mittlerweile wieder weitergezogen, als es an der Zeit war!“

„Wir hoffen ebenfalls, baldmöglichst an unsere Aufgaben herangeführt zu werden“, versetzte Eyken. „Wir sind keinesfalls zum Vergnügen gekommen und nehmen nur ungerne Gastfreundschaft in Anspruch. Wir sind auch keine Flüchtlinge, die über große Umwege in das Land kamen, sondern eine Gruppe, die erwartet wird.“

„Tatata“, machte Hollmann. „Wegen der Gastfreundschaft sollten Sie sich kein Kopfzerbrechen machen! Aber ehe wir weitersprechen, gehen wir doch ins Haus!“

So saßen die Männer wenig später in einem kühl-schattigen Raum um einen Tisch und hatten große Gläser mit einem Fruchtsaft vor sich stehen. Eyken hatte dem Estanciero eine knappe Schilderung vom Eintreffen in La Paz gegeben, mit Vorsicht darauf hingewiesen, daß sie eigentlich immer noch Soldaten seien und daß ihr erster bolivianischer Kontaktmann sie angewiesen habe, im Beni Tal weitere Orders abzuwarten.

Hollmann nickte, dann nahm er sich den Brief vor, den ihm Eyken bei der Ankunft übergeben hatte, und las ihn bedächtig. Dann sagte er: „Es ist so, wie Sie es sagten. Also, um es kurz zu machen: Ich bin in die Dinge nicht näher eingeweiht, aber viele von uns Altdeutschen halten hier zusammen und helfen, wenn wir von den wenigen im Lande dazu aufgefordert werden, die zu den Eingeweihten gehören. Darum frage ich auch nicht nach Einzelheiten. Sie können bleiben, solange es nottut. Und wenn Ihnen die Zeit lang wird, können Sie sich ja inzwischen in mancherlei Weise nützlich machen!“

„Nun, wir haben nicht vor, ein Pensionärsdasein zu führen“, gab Eyken zurück. Hollmann lachte. „Wir Deutschen in Lateinamerika halten überall die Gastfreundschaft sehr hoch. Allerdings haben wir auch so unsere eigenen Erfahrungen. Nicht alle Männer, die von Europa herüberkamen, waren echt. Diejenigen, die über den italienischspanischen Klosterweg geleitet wurden, waren alle in Ordnung, und die Brauchbaren unter ihnen sind mittlerweile irgendwo im riesigen Andengebiet zu Sonderaufträgen abgezogen worden und verschwunden. Wahrscheinlich stehen diese Dinge auch mit Ihnen in einem Zusammenhang. Dazwischen aber kamen auch andere Leute, die nichts wert waren und nun mit einer großen Schnauze in den Tag hinein leben wollten. Wir Auslandsdeutschen hatten das sehr schnell herausgefunden. Keinem von uns ist etwas geschenkt worden, als wir in das Land kamen und etwas aufbauten. Wir mußten ausnahmslos alle hart arbeiten. Damit aber kann man es in Südamerika auch zu etwas bringen.“

„Das haben wir bisher überall feststellen können“, meinte Hellfeldt bestätigend.

„Ich hoffe, daß Sie die Reise von La Paz bis hierher leidlich gut überstanden haben“, sagte nun Hollmann.

„Es ging an“, murmelte Krall. „Ich wäre allerdings lieber auf einem Fisch geritten als auf einem Pferd.“ Er lächelte etwas süßsauer

„Aha, ein Marinemann“, lachte Hollmann.

„Genau!“ Der Hamburger wetzte leicht auf seinem Stuhl und konnte eine Grimasse nicht ganz unterdrücken. „Und unser Hellfeldt hier, der ist vom gleichen Verein!“

„Nun, da seid ihr aber schön weit weg von allen Wassern und im Herzen des Kontinents auf dem Trockenen!“

„Nichts dauert ewig“, lachte Eyken dazwischen.

Hollmann nickte. „Übrigens fließt hier in unmittelbarer Nähe ein schöner Nebenfluß in den Rio Beni, der fischreich ist. Da können Sie ja von Zeit zu Zeit für Fische zu den Mahlzeiten sorgen!“ Er lehnte sich in den Stuhl zurück. „Aber was das Wichtigste ist: Schwierigkeiten hat es auf der Herreise keine gegeben?“

„In keiner Weise“, antwortete Eyken. „Unser Mann in La Paz hat uns eingehend unterrichtet, noch etwas weg von hier hat uns ein deutscher Farmer namens Hansen weitergeholfen, und zu guter Letzt trafen wir auf einen Ihrer Leute, der den Führer machte.“

„Ja, den guten Hansen kenne ich“, bestätigte Hollmann. „Wir sehen uns höchst selten, denn seine Estancia ist immerhin ein schönes Stück weg von hier, aber er ist in Ordnung.“

„Das glauben wir auch“, meinte Krall. „Wir übernachteten bei ihm und haben uns dabei vorher noch geradezu überfressen müssen. Er stopfte uns mit Fleisch voll!“

„Nun ja, Fleisch haben wir in Südamerika fast überall genug“, lachte der deutsche Estanciero.

„Da war dann noch ein großer Esser vor dem Herrn“, fuhr der Hamburger fort.

„Er war unförmig dick, trug eine schwarze Kutte und wischte sich dauernd mit einem Riesentuch über seinen kahlen Schädel. Aber essen konnte er immer noch. So etwas an Verzehrakrobatik habe ich noch nie gesehen!“

Hollmann lachte laut auf. „Ach ja, das ist wohl der gute Padre Bernardo! Der frißt auf einen Sitz beinahe einen halben Ochsen.“

„Das sah man“, nickte Krall. „Dabei floß das Fett auf seine schöne Kutte! Ich fragte ihn, ob es ihm nicht um seine schöne Uniform leid täte, wenn diese Flecken sammle. Da meinte er würdevoll, dies sei das Kleid der Armee des Himmels, und da sei man nicht so streng. Daraufhin habe ich ihm gesagt, daß er da wohl einen sehr weiten Weg in seine Kaserne hätte. Da japste er zuerst, dann aber kullerte er wie ein Truthahn.“

Hollmann schlug sich auf die Schenkel. „Haha, das Gesicht des Padre kann ich mir gut vorstellen! Nun aber kommt das Naheliegendste: Zuerst das Essen und dann Eure Unterkunft!“

* * *

Wochen gingen ins Land. Die Männer auf der Estancia Hollmann arbeiteten tagsüber hart. Es gab immer etwas zu tun, auszubessern, anzubauen, wie es eine große Landwirtschaft mit sich bringt. Abends saß man dann um den runden Tisch beisammen und hörte die Rundfunknachrichten. Das Alltagsleben hatte sich bereits so eingelaufen, daß die Estancia zu einer neuen Heimat geworden war und Hollmann sich an seine Gäste so gewöhnt hatte, daß er sie am liebsten für immer dabehalten hätte

Die zuerst bestandene Unrast der drei Soldaten war in dieser landschaftlichen Idylle abgeklungen und hatte einer Art Resignation Platz gemacht. Im Augenblick rechnete niemand, daß plötzlich eine Order zur Weiterreise käme. Die Kreuzzügler des Westens tobten in Europa ihren Siegesrausch aus, und die Japaner kämpften ihren letzten Kampf.

Es war am Abend des 7. August, als die Rundfunkmeldung durchkam, daß am Vortag die amerikanische Luftwaffe eine Atombombe über der japanischen Stadt Hiroshima abgeworfen hatte. Die Vernichtung der japanischen Großstadt leitete die Kapitulation Japans ein.

Diese Meldung traf die Männer im Beni Tal wie ein Schlag. Die Aussichtslosigkeit des japanischen Kampfes stand bereits früher fest. Aber die Dramatik des Endes erschütterte sie. Die ersten Meldungen sprachen von einer viertel bis halben Million Todesopfer.

„Ich habe es bereits früher dargelegt“, sagte nach einer Weile Eyken mit schwerer Stimme, „daß die Japaner das Opfer ihrer strategischen Kurzsichtigkeit werden mußten. Hätten sie seinerzeit in Sibirien eine Entlastungsoffensive unserer Ostfront eingeleitet, wäre Stalin zusammengebrochen und Japans Vorherrschaft im Osten ungebrochen geblieben. Dafür hat sich Japan für die Schonung Stalins eine sowjetische Kriegserklärung eingekauft! Aber wozu diese Dinge noch weiter ausspinnen? Es führt zu nichts mehr. Nur Tatsachen zählen!

„Daß die Amerikaner die Atombombe geschafft haben“, murmelte Hollmann dumpf, „ist eine Ironie der Geschichte. Im Reich hat man doch wesentlich früher an der Kernphysik gearbeitet?“

„Die Bombe, welche die Yanks über Hiroshima abgeworfen haben, war eine deutsche Bombe!“ sagte Eyken hart und metallisch. „Es war eine Beutebombe! Natürlich arbeiteten wir schon lange an der Atomforschung. Zuerst experimentierte bereits der Wiener Professor Hasenöhl erfolgreich, dann kamen der Physiker Hahn und andere dazu. Hahn sabotierte auch eine produktionsreife Vorlage zur Herstellung einer Wasserstoffbombe, die von

dem Wiener Physiker Ingenieur Karl Nowak stammte. Und Hahn ließ es auch zu, daß die jüdische Mitarbeiterin Ilse Meitner aus Wien nach Amerika emigrieren konnte und Berechnungsunterlagen mitnahm, die dann Einstein bekam, der dann wieder mit dem Physiker Teller an der Schaffung von Atombomben zu arbeiten begann.“

„Wieso konnte es dann nicht doch eine amerikanische Bombe gewesen sein“, fragte Hollmann, „wenn die Amis selbst auch daran gearbeitet haben?“

„Weil wir den Amis weit voraus waren, und sie den deutschen Vorsprung noch nicht aufgeholt haben konnten“, sagte Eyken mit Bestimmtheit.

„Schließlich hatten sie ja deutsche Beutebomben, mit denen man den Krieg schneller beenden konnte.“

„Und warum warfen wir nicht früher die Bomben auf den Gegner ab, und warum erfuhren wir nie etwas über die deutschen Arbeiten?“ bohrte Hollmann weiter.

„Das sind gleich mehrere Fragen auf einmal“, versetzte Eyken. „Nun, die Dinge liegen so: Die Propaganda des Gegners hatte kein Interesse daran, die Weltöffentlichkeit zu unterrichten und unter Umständen dabei eine Angstpsychose zu fördern. Man braucht aber nur den amerikanischen Physiker Erwin Oppenheimer zu fragen, und er wird bestätigen, daß ein deutscher Forschungsstab unter der Leitung der Professoren Armin Dadiou und Thyssen an der Erforschung der durch Kernspaltung frei werdenden atomaren Kräfte arbeiteten. Dazu kam die Göttinger Arbeitsgruppe unter Professor Hahn, der wiederum die fortgeschrittenen und fertigen Arbeiten von Nowak sabotierte. Nowak versuchte dann seine Pläne über Bormann an Hitler heranzubringen, doch hier war es wieder Hitlers graue Eminenz, die das Unterfangen hintertrieb. Über Bormann wird noch gesondert zu reden sein! Jedenfalls rühmt sich jetzt Hahn des Widerstandes durch die Verzögerung der Arbeiten. Daß wir auch auf diesem Gebiet den Alliierten zeitlich weit voraus waren, geht aus einer Pressemitteilung des ‚Völkischen Beobachters‘ im Frühjahr 1939 hervor, daß es der Forschungsgruppe unter Max Planck gelungen ist, die von einer Atomkernspaltung frei gewordenen atomaren Kräfte technisch zu nützen. Es wurde also verschiedentlich an diesen Projekten gearbeitet. Nach der Besetzung Norwegens, mit der wir den englischen Absichten nur um wenige Stunden zuvorkamen, haben wir in einem Werk dieses Landes schweres Wasser erzeugt, das für unsere Arbeiten auf diesem Gebiet lebenswichtig war. Die IG Werke entsandten

Fachleute nach Norwegen, das durch strengste Sicherheitsmaßnahmen des aus Wien stammenden SD-Chefs Felix Fahnlfel abgesehen wurde. Fahnlfel fiel jetzt zum Kriegsende, wie ich noch erfuhr, in alliierte Hände, nachdem er zuvor freiwillig auf seinen Flugzeugplatz verzichtet und ihn einem führenden Techniker überlassen hatte.“

„Als Verantwortlicher für einen Geheimwaffenbetrieb wird er wohl bei den Alliierten größtes Interesse gefunden haben“, meinte Hellfeldt.

„Das kann man sich leicht denken“, gab Hollmann dazu. „Im übrigen munkelte man schon vor dem Kriegsende in manchen Zeitungen davon, daß die deutsche Geheimwaffenrüstung nicht nur Düsenjäger, Düsenbomber und V Waffen bis zur Nummernbezeichnung 9 herstellte, sondern auch Ferngeschütze für Atomgeschosse, und daß man vermutlich auch an Strahlenwaffen gearbeitet habe.“

„Das alles stimmt“, gab Eyken zu. „Aber wir haben manches in Sicherheit gebracht. Vieles, wie beispielsweise unsere Volksjäger, die ersten Düsenflugzeuge der Welt, fielen einsatzbereit in die Hände der Alliierten. Der Einsatz wurde ebenfalls sabotiert. So standen beispielsweise unmittelbar vor dem Kriegsende auf dem Flugplatz Aspern von Wien, 17 Volksjäger, aufstiegsbereit, die aber nie zum Einsatz kamen und trotz dem anhaltenden Bombenterror der alliierten Luftwaffe über Wien Startverbot hatten. Diese Flugzeuge fielen, schön der Reihe nach aufgestellt, alle in die Hände der anstürmenden Sowjets. Der Reichsstatthalter von Wien, Baldur von Schirach, hatte nicht nur versagt, sondern überdies eine merkwürdige Figur abgegeben. Zufällig weiß ich, daß der SD Abschnitt Wien an den Reichsheinrich einen dicken Akt über Schirachs fragwürdige Haltung in vielen Dingen lieferte, daß Hitler jedoch Himmler mit diesem Dossier hinauswarf. Hitler war einfach für viele Wahrheiten nicht zugänglich!“ Hollmann schüttelte den Kopf. „Wenn man das jetzt so hört, vermeint man in einer verrückten Welt zu leben. Jetzt beginne ich erst ganz langsam zu begreifen, daß viele Dinge in Wirklichkeit ganz merkwürdig abliefen. So leuchtet mir auch die Sache mit den Deutschen Atombomben ein.“ Eyken nickte langsam. „Ich verweise darauf, daß Anfang 1944 in der Wochenzeitung ‚Das Reich‘ in großer Aufmachung ein Artikel des Journalisten Schwarz van Berg erschien, welcher Pressebeauftragter im Führerhauptquartier war. In diesem Artikel wurde erklärt, daß man jetzt in der Lage sei, sogar einen Teil der Erde in die Luft zu sprengen. Und noch im gleichen Jahre fand in der Nordsee im Beisein von ausgesuchten

Beobachtern eine Versuchssprengung statt, die eine Insel in der See glatt auslöschte. Es war eine kleine Atombombe!“

„Und wo blieb der Kriegseinsatz“ fragte Hollmann aufgewühlt.

„Hitler hatte einen Einsatz für April 1945 vorgesehen“, antwortete Eyken. „Er hat sich zu diesem Entschluß nur sehr schwer durchgerungen, denn er litt ja an der ‚englischen Krankheit‘. Er wollte den englischen Vetter bis zuletzt schonen. Churchill hin gegen hat unserem Vernehmen nach über eine unserer undichten Stellen im Reich von diesen Vorbereitungen erfahren und deshalb auch die Invasion vorangetrieben, um der benötigten Vorbereitungszeit zuvorzukommen. Wir haben übrigens auch den Japanern alle Herstellungsunterlagen geliefert, damit sich diese im Pazifik der Amerikaner erwehren können. Nun werden die Amerikaner auch in Japan diese begonnenen japanischen Fertigungsversuche bei der Besetzung der Inseln finden. Wir selbst hatten fünf Bomben fertig. Nur fehlten noch im April die Zündeinsätze, die sogenannte ‚kritische Masse‘, die zum Teil aus einem neuartigen Isolationsmaterial bestand. Während des Zuführungstransportes verschwanden diese Zünder ganz plötzlich durch einen Sabotageakt. Der Ersatz erforderte wieder eine Herstellungszeit von sechs Wochen, und so kamen wir mit einem vorgesehenen Einsatz zu spät!“

„Verdammt und zugenäht!“ fluchte Hollmann und ballte die Fäuste.

„Immer wieder hören wir hier von Verrat und Sabotage, wollten es aber nicht wahrhaben. Die Dinge klangen in unseren Ohren zu unglaublich! Wie ein roter Faden zieht sich der Verrat durch die deutsche Geschichte. Schon seit der Römerzeit.“

„Leider“, versetzte Eyken. Dann fuhr er fort: „Aber das ist nicht die ganze Geschichte. Am 18. März 1945 erhielt der Kommandeur eines Jagdgeschwaders im Raume Münster den Befehl, drei für ihn bestimmte Eisenbahnwagen, die vom Luftwaffenzeugamt versiegelt in Marsch gesetzt worden waren, zu übernehmen und ausladen zu lassen. Der ihm übermittelte Befehl enthielt Hinweise und Zeichnungen, denen zufolge es sich um Aufhängevorrichtungen und Installationsmaterial handelte, die der Flugzeugtype Me 109 durch Umbau das Tragen und Auslösen einer neuartigen Bombe gestatten sollte. Es fiel dem Kommandanten auf, daß es sich um eine Bombe der 250 kg Klasse handle, daß aber die Distanzbolzen ungewöhnlich lang waren. Die fixierten Bomben hätten einen Erdbstand von nur 16 cm, so daß die mit ihr ausgestatteten Me 109 nur auf glatten Betonpisten starten konnten. In einem wenige Tage später folgenden

Geheimbefehl war dann davon die Rede, daß es zum Einsatz einer neuen Waffe käme, die einen Totalvernichtungsradius von 16 km habe, aber gleichzeitig auch den Verlust des Flugzeuges bedeute. Daher dürfe der Einsatz nur von unverheirateten Freiwilligen geflogen werden. Bei einer Meldungsanfrage haben sich aber nahezu alle Leute des fliegenden Personals freiwillig gemeldet, auch die verheirateten miteingeschlossen. Unmittelbar darauf kam dann ein neuer Befehl, der den Kommandeur telefonisch anwies, zwei schwere Zugmaschinen, über Linz fahrend, nach Amstetten in Marsch zu setzen und dort am Güterbahnhof liegende Bomben zu übernehmen. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Kommandeur noch mitgeteilt, daß diese neuen Bomben nicht wie bisher üblich, ausgeklinkt, sondern mit dem Fallschirm zur Erde gelassen werden sollten, um den Flugzeugführern doch noch die Möglichkeit zur Rettung zu geben. Als Abwurfhöhe waren 3000 m vorgesehen.“

„Und was geschah weiter?“ drängte Hollmann.

„Ein hanebüchener Blödsinn! „Eyken verklemmte die Finger und ließ sie knacken. „Der Transportbeauftragte, ein Luftwaffenhauptmann, fand am Güterbahnhof von Amstetten dreißig geschlossene Lastwagen mit einer Aufschrift in weißer Farbe: Vorsicht! Neuartiger Sprengstoff! Die Sicherung der Wagen oblag einer Wacheabteilung der Waffen-SS unter dem Kommando eines Hauptsturmführers, der die Herausgabe unter Berufung auf einen Führerbefehl verweigerte. Nun hatte der Luftwaffenhauptmann keine schriftlichen Sonderorders bei sich, mit denen er auf Herausgabe der Bomben hätte bestehen können. Und der SS-Offizier riskierte nichts. So blieb das Ganze in Amstetten liegen, wo die vorstoßenden Amerikaner diese Dinger fanden. Als sie sich dann nach Vereinbarung mit den Russen bis über die Enns wieder zurückzogen, nahmen sie natürlich diese Beute mit. Und im Juli hörten wir bereits in Argentinien, daß die Amerikaner in New Mexiko eine Bombe zur Entzündung gebracht hatten, deren Zerstörungskraft so ungeheuer war, daß sämtliche Meßgeräte zerstört und alle Vorstellungen übertroffen wurden. Und wie es jetzt in den neuesten Rundfunkmeldungen heißt, wurde auch die Atombombe über Hiroshima mit einem Fallschirm abgeworfen. Eine Beutebombe wurde vorerst gezündet, eine zweite kam bereits zum Einsatz!“

Der deutsche Estanciero sah völlig verstört aus. „Wer hätte das jemals gedacht, daß unser Volk solche Chancen durch Verrat und Säumigkeiten verspielte?...“

„Leider! Die von mir gebrachten Einzelheiten stimmen alle! Nun ist Japan auch im Eimer. Roosevelt hat allerdings diesen letzten Triumph nicht mehr erlebt. Aber die Hochgradbrüder und Komplizen des amerikanischen Präsidenten, haben dessen Pläne fortgeführt, und auch der neue Präsident Solomon Truman gehört zum Netz der wissenden Logenbrüder. Alles führt weiter zum letzten Ziel, der Errichtung der Weltregierung!“ „Gegen eine solche Übermacht haben wir keine Chance mehr“, flüsterte Hollmann gedrückt.

„Nur wer aufgibt, hat keine Chancen!“ Eykens Stimme war scharf. „Wir sind der Kapitulation unserer Streitkräfte entronnen und dienen noch dem Reich. Und das Reich hat nicht kapituliert. Völkerrechtlich besteht es trotz alliierten Behinderungen weiter!“

Die nachfolgenden Tage brachten über den Rundfunk Einzelheiten über die japanische Kapitulation. Die erste abgeworfene Atombombe über eine zivile Großstadt hatte ein radikales Kurzkapitel der neuesten Geschichte geschrieben.

* * *

Wieder vergingen Wochen. Die Männer aus der Estancia Hollmann waren ohne Nachricht von außen. Keine Post von La Paz oder von sonstwo. Sie fühlten sich trotz dem guten Landleben vergessen und unnötig auf der Welt und begannen langsam nervös und reizbar zu werden.

An den langen Abenden hatten die Männer ihren Gastgeber viele Einzelheiten über den Verlauf des fast fünfjährigen Krieges berichtet, so daß dieser einen tieferen Einblick in Vorgänge und Zusammenhänge gewann. Die neutraleren Berichte der südamerikanischen Zeitungen und Rundfunkstationen waren nie aufschlußreich genug und nur allzuoft von den Einflüssen der alliierten Berichterstattung und Propaganda beeinflusst oder überschattet.

Beim Austausch der politischen Erinnerungen stellte Hollmann eines Tages auch die Frage, wie es zu einem 20. Juli 1944 kommen konnte. Er wies auf die Tatsache hin, daß Hitler schließlich und endlich gerade für die Wehrmacht alles gegeben und getan habe und daß gerade unter seiner Regierung der Stand des deutschen Offizierkorps voll aufgewertet worden sei.

Eyken winkte. ab. „Die Dinge liegen anders, als es vom Ausland her gesehen den Anschein hat. Das eigentliche Offizierkorps war

stockkonservativ und der nationalsozialistischen Idee gegenüber ablehnend. Für sie war Hitler nur ein billiger Gefreiter aus dem Ersten Weltkrieg, und der alte Standesdünkel ertrug dies nicht. Die alten Offiziere hatten das Heft fest in der Hand, und die jungen Nachwuchsoffiziere konnten mit ihrer Begeisterung keinen Schaden anrichten. Die waren gewissermaßen der Paravent der Junker.“

„Mit der Zeit mußte doch Hitler dahintergekommen sein“, meinte Hollmann.

„Warum tat er nichts gegen eine nach und nach erkennbare Entwicklung?“

„Womit?“ erwiderte Eyken. „Die SS allein war zu schwach, die Wehrmacht zu ersetzen. Aber diese Frage blieb, als sich Hitler am 30. Juni 1934 selbst entmachtete und seinen Rückhalt verlor. Genau besehen, war nämlich dieses Datum der Todestag des Dritten Reiches!“

„Das verstehe ich nicht“, bekannte Hollmann. „Das ist sehr einfach. Bis vor kurzem sollte eigentlich nie darüber gesprochen werden. Aber heute muß man zugeben, daß es nie eine Wehrmachtsverschwörung gegeben hätte, wäre Röhm am Leben geblieben.“

Verdutzt sahen die Männer Eyken an. Hollmann beugte sich vor. „Röhm hatte hier bei uns in Bolivien einen guten Namen! Er kam nach dem Ersten Weltkrieg hierher und reorganisierte die bolivianische Armee zu einer modernen und schlagkräftigen Truppe. Als er nach Deutschland zurückkehrte und Oberster SA Führer wurde, haben die Bolivianer sein Weggehen sehr bedauert. Er hatte ja, wie wir wissen, überragende organisatorische Fähigkeiten.“

Eyken nickte abermals. Plötzlich wandte er sich an Hellfeldt, der als einziger ziemlich gelassen dreinsah. „Wenn ich nicht irre, weißt du auch etliches zur Röhm Affäre.“

„Stimmt“, gab der Wiener ruhig zu. „Der seinerzeitige Wiener SA-Führer während der sogenannten Kampfzeit, Franz Thür, war ein alter Bekannter von mir. Von ihm erfuhr ich mancherlei, was kaum in Berichten aufscheint. Thür kannte Röhm. Und es ist meine Ansicht, daß mit Röhm's Ende praktisch auch das nationalsozialistische Reich aufhörte. Der Wiener SA Führer berichtete mir, daß Röhm den Ausspruch getan hat, daß die nationale Revolution nun abgeschlossen sei, aber die sozialistische noch ausstehe. Und das war im eigentlichen Sinne sein eigenes Todesurteil!“

Die Zuhörer saßen ganz still da. Krall und Hollmann wußten nichts über die ganze Sache, Eyken überließ dem Wiener das Weitererzählen.

„Röhm plante zwei Dinge: die Fortführung der Revolution zur Erfüllung der sozialen Forderungen, um im Sinne der propagierten Gemeinschaft die Grundlagen einer wirklichen Volksgemeinschaft zu sichern. Dabei lag ihm auch insbesondere die Verwirklichung des Parteiprogrammpunktes von Gottfried Feder, die Brechung der Zinsknechtschaft, am Herzen. Das bedeutete allerdings ein Ausbrechen aus der internationalen Währungsdecke und eine völlige Freimachung von einem direkten und indirekten Einfluß der Hochfinanz. Mit diesem Streben hatte Röhm begreiflicherweise auch im Inland die mächtig gebliebenen kapitalistischen Wirtschaftskreise gegen sich, unter denen sich noch insgeheim alte, hohe Freimaurergrade befanden, deren Exponent bei der Regierung Hitlers der Hochgradfreimaurer Schacht war. Dank seinem Einfluß hatte Schacht das diplomatische Kunststück zuwege gebracht, einerseits für Hitler und andererseits für die Wallstreet eine Reichsmark international anerkennen zu lassen, die sich vom Goldstandard gelöst hatte und auf dem Wert der deutschen Arbeit beruhte. Dafür hatte er aber der Partei den Verzicht auf den Programmpunkt Feders abgerungen, was wiederum die Hochfinanz zufriedenstellte. Hitler konnte ohnedies nicht aus der Schlinge heraus, die ihm durch die Finanzquellen in der Kampfzeit gelegt worden waren. Samuel Untermyer hatte bereits im Jahre 1933 über den Sender WABC in Amerika ausposaunt, daß die Hochfinanz das Hitler Unternehmen mit 128 Millionen Reichsmark finanziert habe. Die Wallstreetspekulationen sind voll aufgegangen und wurden eine der gewinnreichsten Unternehmungen der Geschichte. Sidney Warburg hatte seine Verhandlungen mit Hitler und die daraufhin erfolgten Geldtransaktionen in Protokollen festgehalten und nachher über einen holländischen Verlag im Jahre 1933 veröffentlicht. So fand Schacht von Haus aus eine zwangsläufige Kompromißatmosphäre vor, die Hitler mehr an die Wirtschaft band als an Röhm. Auf der gleichen Linie bewegte sich auch Göring, der voll und ganz einen bürgerlichen Konservatismus vertrat. Er war ein gutbürgerlicher Machtpolitiker, mit vielen in und ausländischen Millionären befreundet und konnte von diesem Milieu nicht loskommen. Göring wußte zudem genau, daß die Goldstandardfrage und das Zinsensystem der Lebensnerv der Hochfinanz waren, und er dachte seinerseits nicht daran, den Schacht Frieden durch Röhm's Ambitionen stören zu lassen. Er hegte deshalb auch ein großes

Mißtrauen gegen Gregor Strasser, von dem er wußte, daß er sehr zu Röhm neigte. Der Oberste SA Führer verkörperte für Strasser und seine Freunde die Erfüllung der antikapitalistischen Sehnsucht und des Planwirtschaftsgedankens. Da sich die alten Kämpfer der SA vorwiegend aus Arbeiterkreisen rekrutierten, war begreiflicherweise der soziale Gedanke ein maßgeblicher Faktor ihres politischen Drängens. Schon vor der Machtübernahme revoltierte in den harten Kampfjahren bei den Auseinandersetzungen mit den kommunistischen Stoßtrupps ein Großteil der Berliner SA unter ihrem Führer Stennes, und dann sprang Otto Straßer ab. Er gründete mit seinen Anhängern die ‚Schwarze Front‘ der revolutionären Nationalsozialisten, doch vermochten diese Absplitterungen letzten Endes nicht gegen Hitler aufzukommen. Die uneinnehmbare Bastion vor dem Führer war Röhm. Aber dies konnte Spannungen auch innerhalb der Partei nicht verhindern. Die gehemmte Linie der ursprünglichen nationalsozialistischen Vorstellungen verhinderte gesellschaftspolitische Umwälzungen und ein Ausbrechen aus dem kapitalistischen System der Weltwirtschaftsbindungen. Die Machtübernahme der Partei lief in demokratisch bürgerlichen Formen ab und sicherte mit Ermächtigungsgesetzen die alleinige Regierungsgewalt der Partei. Politische Gegner, vorerst nur Kommunisten und auch Asoziale, wurden in Sicherheitsverwahrung genommen und in Lager gebracht. Das alles weiß man. Aber was so schnell vergessen wird, war die damalige Lage in Deutschland. Weimar hatte als Regierungssystem Bankrott gemacht, die Demokratie hatte völlig versagt und die Arbeitslosigkeit eine Rekordhöhe erreicht. Der Parteienstreit vermochte mit keinem Problem mehr fertig zu werden. So stand Deutschland nur vor der einzigen Alternative: entweder eine Regierungsübernahme durch Hitler und seine Partei oder ein kommunistischer Rätestaat unter Thälmann zu werden. Was letzteres bedeutet hätte, hatte man aber noch in ziemlich guter Erinnerung, wenn man an die Räteregierung unter Kurt Eisner in München mit den Geislerschießungen oder das Blutregime von Bela Kun in Ungarn dachte. Die weitere politische Folge war ebenso erkennbar: Ein kommunistisches Deutschland mit einer liquidierten Intelligenzschicht hätte den Auftakt zu einer kommunistischen Machtübernahme in Europa gegeben und Lenins These erfüllt, daß ein kommunistisches Deutschland der Weltrevolution zum Sieg verhelfen würde. Das sind historisch harte Tatsachen! Eine dritte Möglichkeit gab es in Deutschland nicht mehr. Unter dem Aspekt des

Entscheidungskampfes um Deutschlands Schicksal zwischen den beiden geschichtlich zwangsläufigen Alternativen wird die Sicherheitsverwahrung der auf einen gewaltsamen Umsturz gedrillten Rot Front Kräfte verständlich, und es ist sehr anzuzweifeln, ob sich im anderen Falle, also bei einer kommunistischen Machtübernahme, Thälmann damit begnügt hätte, die Nationalsozialisten und die gesamte Bourgeoisie nur in Lager zu bringen. Die vorangegangenen geschichtlichen Beispiele zeigten erschreckende Bilder. Schon zur Zeit der französischen Jakobinerrevolution schleppte ein entfesselter Pöbel Bürger und Adelige scharenweise zu den Guillotinen. Stand und Herkunft genügten als Hinrichtungsgrund. Ebenso watete die bolschewistische Oktoberrevolution in einem Meer von Blut. Auch hier genügten der adelige oder bürgerliche Herkunftsstand und der Intelligenzquotient für ein formloses Todesurteil. Dies alles traf nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nicht zu. Wer sich außerhalb der Partei ruhig und loyal verhielt, hatte nichts zu fürchten. Erst einundeinhalb Jahre später fraß das Regime des Reiches einen Teil der alten Väter aus den eigenen Reihen. Und Röhm's Tod konnte den Gegnern des Regimes nur gelegen kommen. Diese Gegner, von denen sich ein großer Teil steter Freiheit erfreute, waren besser daran als die Opfer vergangener Revolutionen oder gewesener Räteregierungen; sie gaben sich nachher als Dulder aus und schrien lauthals nach Rache. Sie waren ja besser daran als die Opfer der Jakobiner, der Bolschewiken und Räte. Die von den roten Systemen Liquidierten konnten bestenfalls mit klappernden Gebeinen, umhüllt von schemenhaften Schleiern, in der Geisterstunde nach Mitternacht in den alten Gemäuern der Hinrichtungskeller oder über eingefallenen Massengräbern herumschweben, ein Gespensterstöhnen von sich geben und spuken.“

„Das ist nur allzu wahr“, mußte Hollmann nachdenklich zugeben. „Den Fall Röhm sehe ich nun so, daß nach der gegebenen Aufhellung des eigentlichen Hintergrundes der revolutionäre Flügel der eigentlichen Nationalsozialisten von einem konservativ bourgeoisen Teil der Partei durch die Liquidierung seiner Führung aufgelöst wurde, wobei der schwarze Orden der SS, weisungsgebunden an seinen damals politisch blinden Chef, eine ihm nicht gelegene Rolle spielen mußte.“

„Ich bin richtig verstanden worden“, bestätigte Hellfeldt.

„Und wie steht es mit den von der feindlichen Propaganda in Rechnung gestellten Millionen getöteter Juden?“ fragte Hollmann nach kurzem

Nachdenken.

„Es waren keine Millionen“, wehrte Eyken mit Bestimmtheit ab. „Wir hörten nachher davon, daß gegen Ende des Krieges Juden in Polen umgekommen seien. Und das war zweifelsohne das Dümme, was geschehen konnte. Über die wirkliche Zahl wird später noch zu reden sein, bis wir wieder an Unterlagen herankommen, was jetzt unmittelbar nach dem Kriegsende noch nicht möglich ist. Die Judenfrage in Deutschland aus der Sicht des Regimes hätte jedenfalls nach humanen Gesichtspunkten gelöst werden können. Nun muß man noch wissen, daß die Altnationalsozialisten eine Lösung der Judenfrage forderten. Indessen waren es vorwiegend Spätnationalsozialisten, die nach der Entmachtung der Alten Kämpfer den größten Teil der führenden Stellungen erklommen, den zumeist wenig geachteten Stand der lamettahungrigen Goldfasane schufen und durch radikale Durchführungsmaßnahmen ihre politische Spätgeburt ausmerzen wollten. Sie überspielten alte, noch verbliebene und besonnene Kräfte. Es ist aber ebenso klar, daß sich maßgebliche Spitzenfunktionäre des Reiches einer Verantwortung für die Duldung von Übergriffen nicht entziehen können. Als uns bereits im Jahre 1933 das internationale Judentum offiziell den Krieg erklärte und keinerlei Interesse zeigte, die in Deutschland lebenden Juden aus dem Reichsgebiet herauszubekommen, wurde es offensichtlich, daß man mit einer brutalen Spekulation die Deutschen provozieren und ihnen dann den Schwarzen Peter zuspielen wollte. Und der dumme Michel fiel wieder einmal in die ausgelegten Schlingen. Aber nochmals zurück zu Röhm: bei einer innerlich nicht einheitlich ausgerichteten Partei mußte es eines Tages zu klärenden Auseinandersetzungen kommen. Diese erbrachten mehrere Frontstellungen: Zuerst eine Front Hitler mit Röhm. Das bedeutete die Durchführung des gesamten Parteiprogramms und damit des nationalen Sozialismus. Röhm war zudem der einzige, der mit Hitler auf dem vertrauten ‚Du‘ stand und ihm oft in drastischer Weise seine Meinung sagen konnte. Und Hitler schätzte Röhm's Offenheit und Fähigkeiten während aller Kampfsjahre. Nicht umsonst hatte er ihn aus Bolivien gerufen. Dann war da weiterhin die Möglichkeit, Röhm ohne Hitler. Dies hätte einen Bürgerkrieg mit einem sehr unsicheren Ausgang gebracht, da sich in einem solchen Falle die Reichswehr einer putschenden SA entgegengestellt hätte. Röhm aber war kein Hasardeur und wußte dies. Man kann ihm nichts anderes vorwerfen, als daß er, wenn auch mit Nachdruck, Hitler zur Erfüllung des Programms

veranlassen wollte. Und dann blieb noch eine dritte Möglichkeit, für die sich letztlich Hitler entschied. Nämlich Röhm fallenzulassen.“ „Und warum entschied sich dann Hitler gegen Röhm?“

„Unter dem Einfluß seiner Umgebung“, antwortete jetzt wieder Hellfeldt. „Er hatte viele falsche Ratgeber um sich. Es muß aber dazu noch erwähnt werden, daß Kapitän zur See Patzig, Leiter des Amtes Abwehr, Hindenburg und Hitler die Nachweise erbrachte, daß Röhm nicht nur geheime Fühlung mit General Schleicher hielt, sondern auch heimlich mit ausländischen Botschaften in Verbindung stand. Weiter fand sich ein vertraulicher Befehl Röhms, demzufolge illegal Waffen und Gerät für die SA anzukaufen wären, wofür Geldmittel zur Verfügung stünden. Es war ferner aktenkundig und gerichtsnotorisch erhärtet, daß die exekutierten SA-Führer verdächtig waren, den Reichskanzler, den Reichswehrminister v. Blomberg und andere Regierungsmitglieder festzunehmen und deren verfassungsmäßigen Befugnisse selbst ausüben zu wollen.“

„Verdacht und Beweis sind nicht dasselbe“, meinte Hollmann nachdenklich.

„Durchaus richtig“, erkannte Eyken. „Aber wie immer die Dinge in Wirklichkeit lagen, die als reaktionär geltenden Kräfte hatten größtes Interesse daran, die zu einer immer größeren Gefahr werdende SA mit allen Mitteln auszuschalten. Dazu muß man noch wissen, daß Röhm bei seinen weit vorausschauenden Planungen auch vorhatte, die SA in eine reguläre, bewaffnete Miliz, zu einem Volksheer umzuwandeln. Nach dem Muster der Schweiz, sollten die Volksheerangehörigen auch ihre Waffen und Ausrüstungsgegenstände daheim haben, um notfalls eine blitzartige Mobilisierung zu ermöglichen. Ferner plante er, sämtliche SA Führer auf Offizierlehrgänge zu senden, die je nach ihrem innehabenden SA Rang kürzer oder länger ausgebildet und zu rechtmäßigen Offizieren ernannt werden sollten. Höhere SA Führer waren für mehrere Jahre zur Generalstabsausbildung vorgesehen. Während dieser Ausbildungszeit sollten die Einberufenen ihre Bezüge weiter erhalten, in Erschwernisfällen waren Reichszuschüsse vorgesehen. Der klug vorausschauende Röhm sah nur auf diesem Weg die Möglichkeit, die nationalsozialistische Revolution zu sichern. Im Falle eines Krieges, den Röhm selbst unbedingt vermeiden wollte, hätte das Dritte Reich ein nationalsozialistisches Offizierkorps gehabt, das eine Garantie geboten hätte, daß keine dekadent adeligen Junker und ein intrigantes Bürgertum Gelegenheit zur Verschwörung gehabt hätten.“

Die Einheit einer SA Führung und eines Offizierkorps war allein schon ein revolutionärer Gedanke und hätte den Bestand eines Volksreiches durch eine echte Volksarmee gesichert. Als dieses Vorhaben Röhm aus seinem engeren Kreis hinaussickerte, erfuhr auch Göring davon. Dieser wußte Goebbels auf seiner Seite, und es war den beiden gewiegten Taktikern nicht schwergefallen, auch den ehrgeizigen Himmler auf ihre Seite zu bringen. Zudem hatte man schon seit einiger Zeit mit Unruhe beobachtet, daß in der SA eine unzufriedene Stimmung überhandnahm und daß davon gesprochen wurde, notfalls nach München zu marschieren. Dadurch wurde der konservativ bürgerliche Parteiflügel alarmiert, der sich auf die Reichswehr stützen konnte, die wiederum keinesfalls an einer nationalsozialistischen Volksarmee interessiert war. In dieser zunehmenden Unruhe entschied sich Hitler für den vom Hochgradfreimaurer Schacht empfohlenen Weg und erklärte kurz und bündig, daß er keine Währungsexperimente innerhalb der Partei dulden werde. Damit war auch Gottfried Feder völlig fallengelassen worden und die Lösung da: Hitler ohne Röhm. Nun hatte sich der konservative und nicht der antikapitalistische Flügel durchgesetzt. Görings Regie hatte gesiegt. Der nächste Weg war jetzt, dem Tiger Röhm die Zähne zu ziehen. Unter Einbeziehung Himmlers, der die Dinge nie durchschaut hatte, entschied man sich für den sichersten Weg, nämlich den der Liquidierung der gesamten SA Führung.

Unter dem Vorwand, daß Gefahr in Verzug sei, wurde Himmler aufgeschreckt und veranlaßt, die Geheime Staatspolizei sowie Alarmeinheiten der SS als Rollkommandos einzusetzen, um die zumeist ahnungslosen und überraschten Führer der SA festzunehmen und zu liquidieren. So entstand die Bartholomäusnacht des 30. Juni 1934 und damit der Dolchstoß gegen die eigene Revolution. Ein Großteil der höheren SA Führer wurde verhaftet und in Lager eingeliefert. Hunderte der führenden Alten Kämpfer wurden erschossen, in vereinzelt Fällen legte man ihnen geladene Pistolen zur Selbstjustiz hin. Unter ihnen befanden sich namhafte Freikorpsführer, die im Baltikum erfolgreich gegen die Bolschewiken gekämpft hatten, gegen polnische Insurgenten in Oberschlesien, gegen kommunistische Spartakisten und Aufständische im Ruhrgebiet und in München. Namen wie Heydebreck, Heines und viele andere waren durch ihre Taten vorher bereits zu einem Mythos geworden. Jetzt waren sie tot und mit ihnen die revolutionäre Idee. Der Keim zum Untergang war gelegt, und das zehn Jahre später erfolgte Stauffenberg Attentat wurde zum Beweis

für Röhm's Hellsichtigkeit. So war auch der B. Mai 1945 nicht so sehr ein Sieg der Feinde Deutschlands, sondern in weiterer Folge auch ein Ergebnis der Bartholomäusnacht von 1934.“

„Und Hitler“ Hollmanns Stimme klang heiser.

Jetzt übernahm es wieder Eyken zu antworten: „Hitler hatte sich nach der Entscheidung zugunsten Schachts auch den Argumenten Görings und Goebbels zugänglich gezeigt. Er verließ sich auf die ihm vorgelegten Berichte, denen zum Teil auch falsche Informationen untergejubelt waren, und als man ihm auf drastische Weise Verratsabsichten von Röhm darlegte, ließ er sich in eine Hysterie steigern. Und mit der ihm unterschobenen Rolle als Racheengel beraubte er sich seiner verlässlichsten Garde. Was dann nachher propagandistisch über Röhm und seine SA Führer hochgespielt wurde, war gewiß geschmacklos und zumindest zum Großteil übertrieben. Wußte man davon, daß Röhm abwegig veranlagt war, dann hätte man ihn früher ablösen müssen, damit es zu keinem öffentlichen Ärgernis kommen könne. Oder man nahm eine zuvor tolerierte Sache zum Anlaß einer plötzlichen Verfolgung, um die Wahrheit zu vertuschen. Nun, das zweite war der Fall, und es zeigte sich dabei eine zwielichtige Moral. Um aber das bereits nach Millionen zählende Fußvolk der SA an einer weiteren Revolte zu hindern, wurde im Reichstag eine große Schau aufgezogen, bei der Hitler eine Rechtfertigung der Vorgänge abgab. Die Zeitungen des Reiches druckten die gesamte Rede des Reichskanzlers ab, in der er unter anderem erklärte, daß Röhm ihm die Treue gebrochen habe und er allein ihn deshalb zur Verantwortung ziehen mußte. Letztlich glaubte Hitler wirklich an einen gegen ihn selbst gerichteten Verrat, und die Öffentlichkeit nahm ihm alle seine mit Überzeugung gesprochenen Worte ab. Görings Regie hatte bestens geklappt, der bürgerliche Konservatismus steuerte nun einen unbehinderten Kompromißweg. Der neue Machtfaktor wurde nun von der Partei gestellt, deren Funktionäre zum größten Teil Spätparteigenossen waren und aus deren Reihe sich dann jene Männer rekrutierten, die durch Unfähigkeit oder Größenwahn für reichlich Unheil sorgten. Hitler selbst war dabei zu einem Gefangenen einer Clique geworden, die ihn bis zum Tage seines Todes pausenlos mit Zweckmeldungen fütterte. Er erkannte viel zu spät, daß er immer belogen und falsch unterrichtet wurde, doch vermochte er die Uhr nicht mehr zurückzudrehen. Er hatte geniale Ideen und viele gute Absichten, aber an der Menschenkenntnis versagte er. Als er seinen treuen Paladin Heß verloren hatte, übernahm Bormann die große

Rolle als Hitlers engster Vertrauter und spielte seine verhängnisvolle Rolle bis zuletzt erfolgreich.“

„Bormann?“ Das Gesicht des Deutschbolivianers zeigte Entsetzen.

„Ja!“ Eyken sagte es mit verhaltener Wut. „Wir hatten bereits ausreichendes Material gesammelt, welches die Zwielfichtigkeit Bormanns bewies, aber es war völlig unmöglich, damit bei Hitler anzukommen. Bormann hielt wichtige Meldungen und Berichte von Hitler fern, hintertrieb nachgewiesenermaßen Weisungen und Befehle des Führers und beeinflusste viele seiner Entscheidungen negativ. Der große Revolutionsdichter und Kampfphilosoph Kurt Eggers war Bormanns Sekretär. Und Eggers hatte mit Schaudern Einblick in die Tätigkeit der grauen Eminenz bekommen. Als Eggers im Frühjahr 1944 kurz in Wien war, teilte er einem Freund in dieser Stadt bei einem Glas Wein im alten Kaiserstöckl mit, daß er einer überaus schwerwiegenden Sache auf die Spur gekommen sei, deren Folgen noch nicht absehbar seien. Er prüfe noch Einzelheiten, ehe er einen Entschluß fassen wolle. Dazu kam es aber nicht mehr. Kaum nach Berlin zurückgekehrt, ließ Bormann seinen Sekretär sozusagen über Nacht an die Ostfront versetzen, wo Eggers dann im Sommer bei der großen Panzerschlacht von Charkow fiel. Und Himmler, bei dem das Material über Bormann zusammenlief, vermochte es wieder nicht, Hitler davon zu überzeugen und die Fakten vorzulegen, daß er einen Verräter bei sich habe. Bormann, Schirach und manche andere waren bei Hitler tabu.“

„Und woher kam Bormann?“ fragte Hollmann.

„Wenn man die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zugrunde legt, dann führt eine Spur zu den Freikorpskämpfern im Baltikum. Er wurde bei den dortigen Kämpfen von der Roten Armee gefangengenommen, kehrte aber später aus der russischen Gefangenschaft zurück. Seither blieb bereits das erste Gerücht, daß er wie es im Agentenjargon heißt von den Sowjets umgedreht worden sei. Das kann man also als harte Tatsache annehmen. Eine kaum überprüfbare Quelle behauptet, daß er zudem Jesuit gewesen, aber von seinem Orden weisungsgebunden in das politische Leben gestellt worden sei. Er hätte daher zur besseren Tarnung auch eine Heiratserlaubnis bekommen und erkämpfte sich dann die führende Parteifunktion. Wenn nun die Dominikaner als canes domini, die Hunde des Herrn, treue Wächter ihrer Kirche waren, so gelten die Jesuiten der ecclesia militans als die Tiger des Vatikans. Und wenn man nun weiß, daß sich der Papst während des Krieges auf die Seite Moskaus geschlagen hatte und die Morgan Bank in

der Wallstreet auf Weisung des Vatikans die Ausrüstung für zwei Divisionen bezahlte und an Stalin liefern ließ, dann paßt Bormanns Rolle als Informant für Moskau ins Bild. Die Sache mit den vatikanischen Hilfslieferungen an Moskau konnte ein Sonderbotschafter der Reichsregierung beim Vatikan über eine Vertrauensperson aus der Umgebung des Papstes in Erfahrung bringen. Der Sonderbotschafter gehörte einem alten Adelsgeschlecht in Südtirol an, und der Informant war ebenfalls Tiroler.“ Ein feines Lächeln umspielte den Mund Eykens, ehe er fortfuhr: „Über General Ohlendorf wissen wir auch, daß dieser schon 1943 restlos davon überzeugt war, daß Bormann für die Sowjets als Spion arbeite und daß er in diesem Sinne Hitlers Kriegsplanungen nachteilig beriet. Bormann konnte auch überführt werden, daß er zu den vor Berlin stehenden Sowjettruppen Funkkontakte hergestellt hatte, aber er wurde vom Führer gedeckt, und es war nicht möglich, den Verräter zu stellen. Der tschechische Ministerpräsident Beneš erwähnte ebenfalls eine Äußerung Stalins, derzufolge Bormann bereits seit dem Jahre 1920 den Sowjets verpflichtet gewesen war. Weiteres belastendes Material gegen Bormann befand sich auch im Besitze des in Prag ermordeten Reichsprotektors Heydrich. Dazu kam weiters, daß unser Funkentschlüsselungsspezialist im OKW, Flicke, wichtiges Nachrichtenmaterial auffangen und sammeln konnte, das unter der Quellenangabe PAKBO von den Fachleuten als Parteikanzlei Bormann entziffert wurde. Bormann war es auch, der den später entlarvten Agenten Dr. Leibbrandt in die Partei hineinschleuste, bis er durch die Überprüfungen des SD aufflog. Heydrich ordnete noch die Verhaftung Leibbrandts an, dann wurde er selbst vom britischen Geheimdienst liquidiert, ehe er seinen Plan, auch gegen Bormann vorzugehen, verwirklichen konnte. So aber spielte nun Bormann bis zum Schluß seine Rolle ungehindert mit einem sehr maßgeblichen Schuldanteil an unserem Untergang. Unter einem Röhm hätte Bormann keine Chancen für sein Spiel erhalten.“

Hollmann saß ganz blaß da. Die Mienen der übrigen Männer zeigten Erbitterung. „Und was geschah dann mit Bormann?“ fragte der Estanciero.

„Bormann ist in Rußland!“ Eykens Worte standen wie ein Peitschenschlag im Raum. „Die Propaganda erzählt uns das von den Sowjets gelenkte Märchen, daß sich Bormann auf dem ‚Klosterweg‘ nach Südamerika abgesetzt hätte. Und nach der anderen Version, die von dem einzigen Zeugen Axmann bekräftigt wird, sei Bormann auf der Flucht aus dem Berliner Zentrum gefallen. Beide Darstellungen lenken davon ab, daß

Bormann zu den Russen gegangen ist, von diesen nach Moskau gebracht wurde. Über das endgültige Schicksal von Hitlers grauer Eminenz und sein vorhergegangenes Wirken wird man zu einem späteren Zeitpunkt mehr wissen. Meine ganz persönliche Meinung aber ist, daß der Meisterspion, der an oberster Stelle saß und in den Akten unter dem Decknamen ‚Werther‘ sein Unwesen trieb, mit Bormann gleichzusetzen ist. Beweisen kann man dies nicht, aber es spricht alles dafür. Bisher sind sogar die führenden Köpfe der ‚Roten Kapelle‘ entlarvt worden, und der sogenannte Werther ist der einzige, dessen Existenz und Wirken im obersten Führungsbereich nachgewiesen ist und von den Russen bestätigt wurde, aber wer dieser Spitzenverräter war, ist bisher unentdeckt. Man mag meine eigene Vermutung anzweifeln, aber widerlegen kann man sie auch nicht!“

Vom offenen Fenster kam eine kühle Brise herein. Es war schon etwas spät geworden, und von den Osthängen der entfernten Anden strichen Winde über die Llanos und Wälder herüber. Vom nahen Flußufer her kam ein kurzes Kreischen von Affen

Die Männer schwiegen jetzt. Hollmann sah mit einem verlorenen Gesichtsausdruck in die samtblaue Nacht hinaus, seine Mundwinkel zeigten Kerben. Nach einer Weile sagte er mit schwerer Stimme: „Es ist alles ganz anders, als wir es bisher wahrhaben wollten. Was wir Auslanddeutschen jetzt an Wirklichkeiten und Wahrheiten verkraften müssen, wirkt auf uns wie dröhnende Gongschläge aus der Zeit. Schlag um Schlag erfahren wir Dinge, von denen wir bisher keine Ahnung hatten!“

Eyken und die Kameraden standen jetzt auf. „Es tut uns leid, aber Wahrheiten sind oft schmerzlich. Nur wenn man weiß, wie die Dinge wirklich liegen, kann man die Zukunft gewinnen. Wir gehen jetzt schlafen!“

* * *

Wochen vergingen, und die Zeit eilte weiter. Seit der Kapitulation des japanischen Kaiserreiches und der vorangegangenen Entmachtung der rechtmäßigen Reichsregierung unter Großadmiral Dönitz durch den völkerrechtswidrigen Eingriff der Alliierten, waren die Tagesnachrichten über den Rundfunk und über vereinzelt ankommende veraltete Zeitungen nur noch von einer Propaganda über deutsche Kriegsverbrechen und erdichtete Greuelthaten erfüllt.

An den Abenden wurde jetzt wenig diskutiert. Da selbst die neutralen Nachrichtenträger maßgeblich von den in alliierten Händen befindlichen

Presseagenturen abhängig waren und nicht genug Eigenberichte hatten, war das politische Bild verfärbt und verzerrt. Man konnte darüber nicht viele Worte verlieren.

Tagsüber gab es genug harte Arbeit. Wenn man bei einer Estancia Hand anlegen wollte, fand man reichlich genug an notwendigen Arbeiten. Man hatte dabei wenig Zeit zum Grübeln.

Gerade an einem Tag, an dem man am wenigsten daran dachte, daß sich etwas ereignen würde, tauchte plötzlich ein klapperiger Kleinwagen auf, der von einem einzelnen Mann gelenkt wurde. Das Fahrzeug zog eine lange Staubfahne hinter sich her, und die Blechteile des Wagens vollführten den gleichen Lärm, als zöge er einen Schwanz von einem Dutzend angehängter Konservendosen nach.

Hollmann war zu diesem Zeitpunkt gerade vor dem Hause und blickte aufgestört zu dem näher kommenden Fahrzeug. Eyken war dabei, am nächstliegenden Nebengebäude ein Türschloß zu richten und wurde ebenfalls von dem Klappergeräusch aufgeschreckt. Er kam zu Hollmann herüber.

Nach wenigen Minuten hielt der Wagen lärmend vor der Veranda der Estancia. Ein hagerer, braungebrannter Mann sprang heraus und stakste langbeinig zu den neugierig wartenden Männern. Während der wenigen Schritte nahm er seinen Hut vom Kopf und schlug ihn gegen seine Schenkel, wobei ebenfalls eine graubraune Wolke wegwirbelte.

„Hallo!“ rief er laut. „Wenn das nicht die Estancia Hollmann ist, dann freß ich meine Spritmühle!“

„Fressen geschenkt!“ antwortete Hollmann knapp. Da der Ankömmling deutsch gesprochen hatte, fuhr er in der gleichen Sprache fort: „Und was verschafft uns hier in der verlorenen Welt die Ehre?“

„Ich bin der Weihnachtsmann“, lachte der Mann breit. „Ich soll von einem Urwaldhotel drei Männer abholen, die sich hier einen Urlaub eingekauft haben!“

„Hört sich sehr schön an“, meinte der Estanciero. „Aber da kann jeder daherkommen und einen Sklavenhandel anfangen!“

„Höhö“, lachte der Fremde. „Also dann schön der Reihe nach: zuerst einmal höre ich auf den seltenen Namen Fischer, und das ist auch mein wirklicher Name! Als nächstes: Sklavenhandel habe ich noch keinen probiert, aber dafür habe ich ein Ingenieurstudium hinter mir. Und drittens hat mir ein gewisser Herr in La Paz geflüstert, daß drei prächtige Knaben

bei einem Herrn Hollmann zu finden wären, wo sie bisher Löcher in die Luft geguckt haben dürften. Nanu, dann habe ich noch als Ausweis ein kleines Brieflein in La Paz mitbekommen. Und zurzeit sammle ich einige Leute ein, die da und dort ebenfalls auf den Weihnachtsmann warten.“

„Geben Sie mir zuerst den Brief!“ forderte Hollmann.

„Hier!“ Der Fremde zog einen Umschlag aus der Rocktasche.

Der Estanciero nahm den Brief in Empfang, öffnete ihn und hielt das Schreiben so, daß Eyken mitlesen konnte. Es waren nur wenige Zeilen mit einer einwandfreien Unterschrift, die das mündlich Vorgebrachte bestätigten.

Nun stellte sich Hollmann vor und dann den neben ihm stehenden Eyken. „Die beiden anderen Kameraden sind in der Nähe beim Fluß und fischen. Sie werden bald zurück sein. Gehen wir einstweilen ins Haus!“

Nach einer kurzen Erfrischung packte Fischer aus. „Wir sammeln jetzt unter großen Schwierigkeiten die guten, uns gemeldeten Leute, die hier in den verschiedenen Winkeln des lateinamerikanischen Kontinents hocken. Wir mußten mittlerweile feststellen, daß dieser Erdteil von allen Häfen aus stark überwacht wird und daß man sich der richtigen Annahme hingibt, daß die meisten abgezogenen Leute oder Flüchtlinge hierherkommen. Nun ist es uns gelungen, Sammelstellen auszubauen, wo wir unsere wichtigen Leute gefahrlos unterbringen und uns vor Entdeckung schützen können. Wer von Ihnen kannte Kiß?“

„Ich!“ sagte Eyken nach kurzem Zögern.

„Unser Freund in La Paz machte mich darauf aufmerksam, daß einer von Ihnen Kiß kannte. Kiß hat nämlich auch Anteil daran, daß wir die Möglichkeit bekamen, für längere Zeit von der Öffentlichkeit zu verschwinden. Mehr kann ich im Augenblick nicht sagen.“

„Ist auch nicht notwendig“, wehrte Eyken ab. „Neugier ist nicht in unserem Programm.“

„Ausgezeichnet! Dann können wir also losgehen!“

Eyken und Hollmann sahen den Sprecher entgeistert an. „Meinen Sie etwa, gleich wieder abzuhaufen?“

„Nö“, grinste Fischer. „Ich würde schon gern für eine Nacht in einem guten Estanciabett schlafen wollen. Die Fahrt von La Paz nach hier war ja nicht gerade eine Erholungsreise. Und was da noch meine schöne Kutsche betrifft“

„Jaja, die stöhnt und ächzt wie ein Tier“, meinte Eyken mit einem Lächeln. „Sie kamen daher wie eine amerikanische Hochzeit!“

„Und deshalb falle ich auch nicht auf! So sind nämlich just die Fahrzeuge, mit denen die Hinterwäldler von Fall zu Fall in den Städten auftauchen.“

„Mag sein. Aber dann gleich vier Mann in einem solchen Wagen?“ „Das lassen Sie meine Sorge sein. Ich bringe Sie heil ans Ziel!“

Als später die beiden Marineleute vom Fluß angetanzt kamen, lachten ihnen bereits drei Männer in angekratzter Laune entgegen. Nach der ersten Begrüßung teilte Eyken den Kameraden gleich mit, daß es am nächsten Tag abgehe.

„Heiliger Walfisch“, stöhnte Krall. „Da müssen wir wieder auf Pferde!“

„Keine Pferde“, lachte Hollmann. „Unser neuer Gast hat ein schönes Fahrzeug. Mit dem kann man um die halbe Welt fahren!“

„Um Gottes willen!“ rief Hellfeldt aus. „Ist das etwa die vor dem Haus stehende Sardinenbüchse auf Rädern?“

Fischer zeigte ein entrüstetes Gesicht. „Sie brauchen ja nicht in meinem Wagen zu sitzen. Sie können sich dann als Anschieber betätigen!“

„Was wohl ohnehin notwendig sein wird“, frozzelte der Wiener.

„Sicher!“ Fischer grinste boshaft. „Aber es gibt noch eine Möglichkeit. Sie bleiben einfach da!“

Die beiden Seeleute sprangen auf. „Nanu, war doch nicht so böß gemeint! Wir haben im Leben schon so viele Risiken gehabt, daß uns Ihr Fahrzeug auch nicht mehr viel anhaben kann

„Wer wagt, gewinnt!“ konterte Fischer.

* * *

Am kommenden Morgen ging alles schnell. Das Sturmgepäck der drei Gäste Hollmanns war schnell gepackt und der Abschied von Hollmann männlich kurz. Der Estanciero gab sich gar nicht erst Mühe, seine Gefühle zu verbergen. Er hatte sich an die drei Männer durch die vergangenen Wochen hindurch sehr gewöhnt, und nun würde er wieder für eine Weile für sich allein sein.

Vor der Veranda der Estancia stehend, winkte Hollmann noch so lange dem davonziehenden Wagen mit den Männern nach, bis er aus der Sicht verschwunden war und nur mehr eine Staubwolke in der Luft hing.

Nun zeigte es sich, daß der merkwürdige Wagen trotz dem Klappern einen ausgezeichneten Motor besaß und mühelos manche schwierige Straßenkilometer fraß.

„Wir werden jetzt eine Weile unterwegs sein“, erklärte Fischer seinen mitfahrenden Männern. „Noch einmal über die Anden und auf die pazifische Seite.“

„Meinetwegen bis nach China hinüber“, meinte Krall. „Wenn ich nur nicht reiten muß...“

Sie fuhren südwärts durch die Llano de Mejos den Yungas zu und schwenkten später auf die Ost Anden ein.

„Wir meiden La Paz und fahren um das Landeszentrum herum“, erklärte Fischer im Verlauf der Reise. Und nun werde ich sagen, warum ich auf Hollmanns Estancia den Namen Kiß nannte. Kiß hat hier in Bolivien und im benachbarten Gebiet Perus und Chiles bei seinen Strandlinienforschungen die Anden durchstreift und mehr gefunden, als er bekanntgab. Es gibt da auf der Westseite des riesigen Gebirgszuges ein weitverzweigtes und ausgedehntes Höhlensystem mit versteckten Zugängen, die bisher noch nicht entdeckt wurden. Nur Kiß fand etliche Eingänge und schwieg. Das war gut so. Es handelt sich um rätselhafte Höhlensysteme, deren Herkunft ungeklärt ist. Kiß vertrat die Ansicht, daß ein fremdes, rätselhaftes Volk vor Jahrtausenden mit unvorstellbaren technischen Mitteln Naturhöhlen erweitert und zu einem weitreichenden Labyrinth ausgebaut hat. Archäologische Funde zeigten keinerlei Ähnlichkeit mit anderen Andenkulturen, und Kiß hielt auch dies geheim. Das Höhlensystem zieht sich von der Atacamawüste bis hinauf nach Ecuador. Damals konnte Kiß allerdings noch nicht ahnen, welchen großen Dienst er uns allen erwies, daß er über seine Entdeckungen schwieg. Diese Höhlen haben ein großartiges Verbindungssystem und an verschiedenen Stellen unterirdische Hallen, in denen man ideale Werkstätten errichten kann. Mehr brauche ich da nicht zu sagen. Hier haben wir jetzt ein Weltversteck zur Verfügung, in dem wir unter guten Tarnverhältnissen ungestört Horte errichten und auch arbeiten können. Die Nachschubfrage ist ebenfalls bestens gelöst. Erlassen Sie es mir aber, mehr darüber zu erzählen.“

„Sie handeln richtig!“ Eyken nickte dazu. „Unter Soldaten versteht man das.“

„Eben! Übrigens war ich im Krieg Flieger bei den Stukas.“

„Prächtige Vögel“, bestätigte Eyken. „Die Briten haben keine Freude an ihnen gefunden.“

„Weiß ich nur zu genau! Bin ja auch über London gewesen.“ Fischer zeigte breit seine weißen Zähne. „Nun, jetzt werden wir auch in den Anden an Fluggeräten arbeiten.“

„Etwa die V-7?“ fragte Eyken.

„Sie kennen die Scheiben?“ Fischer zeigte Verblüffung.

„Natürlich! Wenn wir erst in Ihren Höhlen sind, dann werden Sie auch bald erfahren, von wo wir eigentlich herkommen, und daß wir zu einem inneren Kern gehören.“

„Letzteres weiß ich bereits“, gab Fischer zu. „Darum werden Sie jetzt auch geholt.“ Nach einer Weile des Fahrens sprach er weiter: „Wir haben da auch östlich vom Beni Tal in den brasilianischen Selvas Höhlensysteme zur Verfügung. Wir benützen eine bestimmte Stelle, aber sonst sitzen wir an den West Anden fest. Auch die brasilianische Stelle ist sicher, aber dafür der Nachschub weitaus schwieriger, und für größere Planungen ist dieser Ort ungeeignet. Nach europäischen Maßstäben gerechnet, sind hier die Gebiete so riesengroß, daß schon viel mehr als ein Zufall dazugehört, um unsere Horte zu finden. Und dann kommt noch dazu, daß wir gewisse Sicherungen haben!“

„Womit nun klar ist, wohin es geht und was auf uns wartet“, schloß Eyken Fischers Darlegungen. „Diese Hinweise genügen uns vollauf.“

Die Reise ging Tag für Tag weiter. Die Fahrt wurde allgemach zu einer Strapaze, und die Übernachtungen waren zumeist nur den primitivsten Anforderungen gewachsen. Die Entfernungen waren hier unter anderen Gesichtspunkten zu sehen, aber der Wagen hielt erstaunlich durch und strafte sein Aussehen Lügen.

Eines Tages aber war es so weit. An einer unzugänglich erscheinenden Stelle an einem Westhang der Anden verschwanden die vier Männer samt ihrem Fahrzeug. Sie waren plötzlich weg...

ZWEITES BUCH

VII. MIMES SCHMIEDE

„Er schmiedet das Schwert
und Fafner fällt er;
Das seh ich deutlich voraus! ...“

Wagner: „Der Ring der Nibelungen“

Die Anden hüten ihre Geheimnisse.

Immer wieder sickerten Berichte aus alten Niederschriften von Waldläufern und Abenteurern, unglaublich gehaltene Aussagen und oft etwas verworrene Eingeborenenhinweise über geheimnisvolle Städte im Urwald und große, unterirdische Höhlensysteme in den brasilianischen Selvas oder Anden an die Weltöffentlichkeit. Ungelöste Rätsel uralter und herkunftsmäßig noch nicht bestimmbarer Kulturen machen der modernen Wissenschaft noch reichlich Kopfzerbrechen. Vorzeitliche Steindenkmäler des Andengebietes, riesige Ideogramme an flachen Berghängen und weitere Merkwürdigkeiten, wie etwa der leuchtende Felsen von Ylo im nördlichsten Teil der chilenischen Anden, lassen die Forschungen nicht zur Ruhe und zu einheitlichen Auffassungen kommen.

* * *

Zu Beginn des Jahres 1946 munkelte man in den Andenländern, daß in dem riesigen Gebirgsmassiv Menschen verschwunden seien. Einfache Menschen raunten von bösen Geistern der Berge, andere wieder zuckten nur mit den Achseln und hatten am nächsten Tag die Gerüchte wieder vergessen.

Die politischen Ereignisse hielten die Welt in Atem, und vereinzelt neue Teilergebnisse der Forschungen einiger amerikanischer Archäologen im Andenraum waren nicht aufsehenerregend und gingen in den Tagesereignissen unter.

Einige Monate waren verstrichen, und die Zeit lief dem Sommer entgegen. Aus Europa kamen laufend Nachrichten über Spannungen zwischen West und Ost, und in Deutschland selbst waren die Lager und Gefängnisse mit Verfolgten überfüllt. An Galgen, die von den Amerikanern aufgerichtet wurden, hingen bereits die ersten Kriegsverurteilten, die zumeist aufgrund falscher Zeugenaussagen für schuldig befunden worden waren.

Zur gleichen Zeit saßen Eyken und die beiden Seeoffiziere in einer kleinen Felsenkammer im Inneren der Anden einem älteren

hochgewachsenen Mann gegenüber. Sie waren ihm von einem Begleiter vorgestellt worden und erfuhren, daß ihr Gegenüber der Leiter des Andenstützpunktes war. Die drei Männer bekamen den Chef nun erst nach einem monatelangen Aufenthalt zu Gesicht. Bis jetzt waren sie in einem Teil des Berghöhlenverstecks untergebracht und mit verschiedenen kleinen Hilfsarbeiten beschäftigt gewesen. Wie sie noch erfuhren, war der Stützpunktleiter ein Oberst der Luftwaffe und als Diplomingenieur ein Inspizient der Geheimwaffenrüstung des Reiches gewesen.

„Sie wurden vom Punkt 211 in der Antarktis für besondere Aufgaben hierher befohlen“, leitete der Oberst das Gespräch ein. „Ich weiß über alle Zugänge zu unserem hiesigen Sammelpunkt Bescheid, aber die großen Entfernungen unseres geheimen Höhlensystems sowie die Überwachung besonderer Arbeiten lassen es nur von Fall zu Fall zu, daß ich mir die Zugänge ansehe.“

Die drei Männer deuteten eine Verbeugung an.

„Larifari“, sagte der Oberst. „Wir legen hier keinen Wert auf überflüssige Formen. Aber zum Zweck der Vorstellung: Ich möchte nicht haben, daß ein Teil meiner Männer (und Sie gehören jetzt auch zu mir!) das Gefühl bekommt, hier lebendig begraben zu sein. Sie haben mittlerweile einen kleinen Teil der unterirdischen Gänge und Hallen kennengelernt, wobei Sie sicherlich auch Fragmente einer rätselhaften Kultur an den Wänden gesehen haben. Wenn Sie etwa auch archäologische Interessen haben sollten, dann muß ich Ihnen allerdings gestehen, daß ich selbst davon nichts verstehe und daher auch keine Hinweise geben kann. Ich bin Waffentechniker und habe wichtige Aufgaben übertragen bekommen, die mich voll in Anspruch nehmen. Ich arbeite zusammen mit einem kleinen Schutzstaffelkreis, der für die Rettung geheimer Rüstungsunterlagen sorgt. Wie ich weiß, kommen Sie, Major Eyken, ebenfalls aus dieser Gemeinschaft.“ Eyken nickte leicht. „Es sind sogar zwei Kreise, wenn wir genau sein wollen! Beide arbeiten gemeinsam. Und bei beiden hatte der Reichsheinrich nichts zu sagen.“

„Jetzt könnte er es auch nicht mehr, denn er ist tot!“

„Das haben wir schon in Argentinien erfahren“, gab Eyken zurück. „Dafür aber gibt es manches andere, was wir bisher nicht wußten.“

Der Oberst musterte die Männer vor sich. Plötzlich wandte er sich an die beiden Seeoffiziere. „Wissen Sie, daß einige Zeit nach der Übergabe eines unserer U-Boote in Buenos Aires, das die Amerikaner später nach den USA verschleppt haben, ein weiteres U-Boot, nämlich U-937 unter Kapitän

Schäffer am 17. August des Vorjahres sich den argentinischen Behörden übergeben hat?“

„Nein“, sagte Krall überrascht, während Hellfeldt große Augen bekam. „Also sind es jetzt zwei Boote, die den geretteten Bestand verringern!“

„Drei“, besserte der Oberst aus. „Am 4. Juni, also noch vor den argentinischen Sensationen, ergaben sich 47 Mann einer U-Boot Besatzung den Portugiesen, nachdem sie vor Leixões ihr schwer beschädigtes Boot versenkt hatten!“

„Schiet und Verdammnis“, brach es aus Krall heraus. „Der Pachtvertrag mit der Göttin Fortuna klappt wenig!“

„Wo gehobelt wird, fliegen immer Späne“, gab der Oberst zurück. „Wir haben noch weitaus wichtigere Sachen, von denen bisher noch kein Schwanz etwas gesehen oder erwischt hat. Und hier bauen wir aus, obwohl wir sehr mit Nachschubschwierigkeiten zu kämpfen haben. Das liegt nicht so sehr an der Beschaffung, die von außen her geregelt wird, sondern an der Zubringung. Und bisher haben wir uns damit begnügen müssen, mit Diesellaggregaten die Dieselmotore für Stromerzeugung in Gang zu halten, um über die ersten Schwierigkeiten hinwegzukommen. Jetzt arbeiten wir an der Erstellung von thermischen Kraftwerken. Zug um Zug werden dann unsere technischen Möglichkeiten größer. Und wer weiß, was noch kommt? Hat Ihnen hier schon jemand gesagt, daß die Amerikaner eine militärische Expedition nach der Antarktis planen?“

„Nein!“ Eyken mußte an sich halten, um nicht aufzuspringen. Auch die Seeoffiziere sahen entgeistert darein. Nach der ersten Überraschung aber setzte Eyken hinzu: „Da werden die Amis blaue Wunder erleben! Denn was ich da so am Rande weiß und zum Teil gesehen habe, wird dies für Onkel Sam kein Sonntagsspaziergang werden!“

„Das glaube ich auch“, gab der Oberst sofort zu. „Die Mississippiboy haben ja schon mit der Arktis kein Glück gehabt. Erst als sie spitz bekommen haben, daß wir von da oben verschwunden sind, haben sie im Herbst des vergangenen Jahres ihre Luft und Flottensicherungen aus dem arktischen Vorfeld eingezogen.“

„Das haben wir auch nicht gewußt“, bekannte Eyken. „Und wann wollen die Amis nach dem Süden ziehen?“

„Das wissen wir noch nicht. Aber dank unseren Außenverbindungen werden wir es noch rechtzeitig erfahren! „Der Oberst schnipste leicht mit den Fingern.

„Sie verstehen jetzt meine Bemühungen, aufgabengerecht und sicherungsmäßig den weitreichenden Gebirgsstützpunkt hier auszubauen. Wir verdanken es Kiß, der lange in Bolivien lebte, daß einige Zugänge zu den zumeist noch völlig unbekanntem Höhlen gefunden und dank seinen intuitiven Fähigkeiten nicht als archäologische Sensation verheizt wurden. Denn unsere Interessen stehen im Augenblick höher! Kiß hatte jedenfalls, wie man mir sagte, schon vorher gewußt, daß es diese Höhlen gibt, nur wurden sie von anderen bisher nicht gefunden. Einige Berichte von früher gerieten in Vergessenheit. Es wurde mir auch erzählt, daß bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Wien ein Buch unter dem Titel „Reisen nach Chile“ erschien, das ebenfalls Andeutungen über die Höhlen enthielt. Alte Mären erzählen von den Tunnels der Inkas, doch ist das falsch. Kiß erkannte diese gewaltigen Höhlensysteme als uralt und noch unklarer Herkunft. Nicht allzuweit vom Beni Tal wird auch auf ausgedehnte Anlagen und alte Städereste im brasilianischen Urwald, in den Selvas, verwiesen. Einen kleinen Stützpunkt haben wir ja dort auch. Aber dieser nützt uns wenig. Vielleicht geben wir dort auf. Eine alte Legende, die nie verstummt, berichtet auch von einem Inkaschatz in der Gegend von Los tres picos und ebenso von Schätzen beim Pez Chico. Abenteurer sollen da bereits Eingänge zu diesem Höhlensystem gefunden haben, aber sie verschwanden dann, und man hat nie wieder von ihnen gehört.“

„Weiß man, wie groß dieses System in Wirklichkeit eigentlich ist?“ fragte Hellfeldt

„Nein! Kiß meinte, es beginne bereits im Nordteil der chilenischen Anden und ziehe sich bis nach Ecuador hinein. Das sind gewaltige Entfernungen und für uns geradezu unfasßbare Begriffe. Wir müssen uns mit dem begnügen, was wir von Kiß an Hinweisen bekamen und haben nach Abgrenzung des benötigten Raumes keinerlei Bemühungen unternommen, weiter nachzuforschen. Das übersteigt unsere Möglichkeiten, und zudem dürfen wir uns Ablenkungen nicht erlauben. Wir sichern die in Beschlag genommenen Kavernen, und das ist Aufgabe genug!“

„Das kann ich mir vorstellen“, gab Eyken zu. „Ich kannte Kiß persönlich“, fuhr er fort, „aber merkwürdigerweise hat er mir nie über diese Entdeckung etwas angedeutet. Dabei hatten wir über vieles gesprochen, vor allem auch über Frühgeschichte, über seine Forschungen in Tiahuanaco, über den von ihm rekonstruierten Sonnentempel Kalasasaya, über verschiedene Theorien und seine eigenen Ansichten, seine Funde an

Steinköpfen unter allerlei anderem, aber über die Gänge sprach er mit mir nie.“

„Dazu kann ich keine Erklärung abgeben“, meinte der Oberst. „Ich selbst bekam meine Einweisung erst nach Ankunft in Südamerika, und zwar ebenfalls in La Paz. Sie erfolgte unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen! Jedenfalls erwies sich dieses Höhlensystem als ideal für geheime Planungen. Was wir nun hier errichten, ist nicht nur eine weitere Hortstelle, sondern der Versuch, die alten Mythologien durch eine Wirklichkeit zu übertreffen: Mimes Schmiede oder die des Hephaistos könnten keine bessere Werkstatt finden. Beleuchtung und Kraft haben wir, für eine gute Durchlüftung konnten wir auch sorgen, Maschinenteile und Rohstoffe bekommen wir nach und nach ebenfalls, also werden wir weitersehen!“

„Und wir? „Jetzt war es wieder Krall, der sich der Frage nicht enthalten konnte.

„Ich weiß, daß Sie bisher keine eigentliche Aufgabe zugewiesen erhielten“, versetzte der Stützpunktleiter verständnisvoll. „Sie sind für größere Aufgaben zu einem späteren Zeitpunkt vorgesehen. Bis dahin aber kommen Sie alle drei mit Rücksicht auf Ihre Sprachkenntnisse und dank guten Papieren zum Nachschub und damit auch zum Außendienst. Das ist eine besonders verantwortungsvolle Aufgabe, denn es wird Ihnen klar sein, daß jedes Aufliegen bei der Durchführung Ihrer Aufträge die Sicherheit unseres gesamten Stützpunktsystems gefährdet.“

„Völlig klar! „sagte Eyken militärisch knapp.

„Sehr gut!“ nickte der Oberst befriedigt. „In unsere Gemeinschaft haben Sie sich ja mittlerweile bestens eingelebt. Wie Sie bereits gesehen haben, steht die Kameradschaft, das Gemeinsame im Vordergrund, und Dienstgrade zählen hier wenig. Den größeren Anteil stellen Zivilisten. Es ist ein Glück für uns, daß sich noch technische Spezialisten absetzen und in Sicherheit bringen konnten, denn die Zurückgebliebenen wurden von den Alliierten im gegenseitigen Wettlauf schön der Reihe nach eingesammelt und weggebracht. Leider haben die Amerikaner und Sowjets auch maßgebliche Raketenspezialisten und Kernphysiker geschnappt. Dazu muß ich kritisch bemerken, daß die Reichsregierung in dieser Hinsicht manches versäumt hat.“

„Das wissen wir alle“, gab Eyken zu. „Aber selbst unsere mit Sonderaufgaben betrauten Gruppen waren einfach nicht in der Lage, alles zu erfassen und gleichzeitig überall zu sein. Dazu sind wir zahlenmäßig zu

schwach gewesen. Wir mußten froh sein, zumindest einen Teil der wichtigsten Dinge und des unbedingt notwendigen Personalstabs in Sicherheit bringen zu können. Genau besehen, sind das Antarktisunternehmen und der Andenstützpunkt ohnedies Leistungen, die in ihrer Größe und Tragweite erst zu einem viel späteren Zeitpunkt gewürdigt werden können.“

„Richtig!“ Der Oberst lehnte sich in seinem primitiv angefertigten Stuhl zurück. „Da ist aber noch eine Sache, die mir Sorge macht. Im Frühherbst des vergangenen Jahres ist einer unserer Flugscheibenkonstrukteure, Ingenieur Schriever, samt seinen Familienangehörigen aus Bremen verschwunden. Bei uns ist er nicht, und wir haben keine Ahnung, in welche Hände er geraten ist.“

„Unserem Vernehmen nach soll auch der Iwan in Breslau einige Unterlagen der V-7 Konstruktion erbeutet haben“, fügte Eyken hinzu. „Da war irgendwie wieder einmal eine verdamnte Schlamperei dabei!“

„Nun vorläufig haben wir für unsere V-7 noch keine Konkurrenz“, meinte der Oberst. „Übrigens wird ein Teil unseres Nachschubs auch von einer Flugscheibe besorgt. Alles in allem aber bleibt die Nachschubfrage unsere empfindlichste und verwundbarste Stelle. Das ist das Zusatzproblem zu unserem heiklen Andendasein.“

„Wir haben in den letzten Jahren trotz übermenschlichen Anstrengungen wenig Glück gehabt“, fiel Krall leise ein. „Irgendwo muß doch noch ein kleiner Rest davon auch für uns übrig sein!“

„Darauf müssen wir es ankommen lassen“, sagte der Stützpunktleiter ernst.

„Und nun Ende des Gesprächs, meine Herren! Ich habe heute noch viel zu tun...“ Er verabschiedete die drei Männer mit einem Händedruck.

„Der Chef ist in Ordnung“, stellte Hellfeldt fest, als sie wieder ihrer Unterkunft zustrebten. „Jedenfalls wissen wir, weshalb wir da sind. Und nun gehen wir wieder an unsere Mädchen für alles Arbeit!“

Die Arbeiten im Stützpunkt liefen störungsfrei weiter. Die Nachrichtenübermittlung über die Weltereignisse mittels Rundfunk und fallweise einlangender Pressepakete funktionierte klaglos.

Die mehrere hundert Männer zählende Gemeinschaft in Mimes Schmiede, die in Gruppen verteilt waren, hatten in ihren Freizeitstunden reichlich Gesprächsstoff über die weiteren Entwicklungen.

Als es September wurde, nahm der Verlauf des Nürnberger Prozesses vor dem alliierten Tribunal einen breiten Raum der Nachrichtensendungen ein. Wie eine Bombe wirkte die Meldung, daß der sowjetische Ankläger des Tribunals, General Rudenko, bei der Aufrollung des Falles Katyn, wo in Massengräbern zwölftausend polnische Offiziere mit Genickschüssen aufgefunden waren, von Hermann Göring als Urheber des Massenmordes beschuldigt wurde. Da das Tribunal von der Anschuldigung ausging, daß die Deutschen für dieses Kriegsverbrechen schuldig seien, wies Göring in einer Verteidigungsrede nach, daß der sowjetische Ankläger zum Zeitpunkt dieser Massenliquidierung der verantwortliche Militärkommandant für diesen Distrikt war und daß eine internationale Rotkreuzkommission anlässlich der Öffnung und Untersuchung der Gräber einwandfrei eine russische Urheberschaft des Massenmordes ermittelte. Die Meldungen, die in Europa weitgehend unterdrückt wurden, berichteten weiter, daß Rudenko nach Görings Aussage wütend aufsprang, eine Pistole zog und auf den deutschen Reichsmarschall zwei Schüsse abgab. Der erste Schuß traf die Holzwand hinter Göring, und der zweite verletzte einen hinter dem Marschall stehenden amerikanischen Militärpolizisten. Während das ganzen darauffolgenden Tumults saß Göring gelassen da und bemerkte nachher ironisch:

„Ein deutscher Offizier hätte besser geschossen! Bei Durchsicht von Zeitungen aus mehreren Ländern zeigte es sich, daß die Rudenko Affäre nur spärlich aufschien, daß die ersten Berichte darüber aus der Schweiz stammten und von den internationalen Presseagenturen weitgehend unterschlagen wurden.

So bekamen die Männer im Andenstützpunkt das weltweite Zusammenspiel und die weitreichende Macht der Kräfte zu spüren, die überall ihre Hand im großen Spiel hatten und nun über Deutschland, ihren gefährlichsten Gegner, triumphieren konnten.

Der Verlauf des Nürnberger Prozesses blieb das vorherrschende Tagesthema. Die meisten Männer konnten bereits mühelos die in spanischer Sprache gesendeten Rundfunkmitteilungen verfolgen und besprachen sie an den Abenden lange gemeinsam.

Dann kam der große Tag mit dem Paukenschlag des Urteils. Es war dies der 30. September und dann noch der darauffolgende Tag, der 1. Oktober. Zugleich mit den Todesurteilen wurde der 16. Oktober als Tag der Hinrichtung bestimmt. Daraufhin geriet der Stützpunkt in Aufruhr. Der

Luftwaffenoberst mußte von Gruppe zu Gruppe eilen und seine ganze Autorität einsetzen, um einen Teil der Männer vor Unbesonnenheiten zu bewahren

An den darauffolgenden Tagen ging keine Arbeit vorstatten. Die Männer waren aufgewühlt, redeten sich heiser, und als einziges Ventil ihrer Wut und Empörung über das alles Völkerrecht umstoßende Racheverfahren blieb ihnen nur ein hemmungsloses Fluchen.

Man saß weit abseits von allem Geschehen in Felsbunkern und hatte keinerlei Möglichkeit, auch nur das Geringste zu unternehmen. Was eine blühende Phantasie an Gedanken gebar, erwies sich als Seifenblasen. Die Wirklichkeit zeigte, daß ein verlorener Krieg seinen hohen Preis forderte.

Als zwei Wochen später dann die Hinrichtungen der Reichsregierungsmitglieder und der Feldmarschälle stattfanden, gingen die Wogen der Erregung abermals hoch. Die Köpfe der Männer erhitzten sich neuerlich. Einige von ihnen vertraten die Ansicht, daß man jetzt V -1 Angriffe auf Moskau und auf Washington ansetzen sollte, andere wieder meinten, daß man Kommandounternehmen gegen alliierte Spitzenpolitiker durchführen müßte. Wilde Empörung gebar unwirkliche Wunschbilder.

Der Oberst wußte sich nicht mehr anders zu helfen, als Gruppenappelle einzuberufen und die Lage sachlich und nüchtern zu erklären. Er schloß sie mit dem Hinweis, daß jeder unüberlegte Schritt die großen Planungen für die Zukunft gefährden würde und daß die allerletzte Entscheidung noch ausstehe.

Die Folge war, daß die Männer wieder mit klaren Köpfen und mit Begeisterung an die weiteren Arbeiten herangingen. Und nach langer Zeit erklang wieder in den steinernen Tiefen der Anden das Engellandlied...

* * *

Anfang November traf der Oberst wieder mit Eyken und seinen Gefährten zusammen. Nach einer kameradschaftlichen Begrüßung sagte er: „Haben Sie, meine Herren, vor einigen Tagen den neu eingetroffenen Pack Zeitungen gelesen?“

„Haben wir“, bestätigte Eyken in seiner knappen Art. Dann fuhr er mit einer ernsten Miene fort: „Nach dem Studium der ‚Basler Nachrichten‘ vom 16. Oktober 1946 sowie der ‚Tat‘ vom 19. des gleichen Monats habe ich eine entsetzliche Feststellung machen müssen, die ein von mir bereits früher gefundenes Indiz bestätigte.“

„Und das ist?“

„Eine Horrorgeschichte! Zuerst kam ich darauf, daß die Nürnberger Urteilsverkündung in der Zeit zwischen dem jüdischen Neujahrsfest und Yom Kippur, dem Tag der Sühne, erfolgte. Dann, kurz nach Mitternacht, also in den ersten Morgenstunden des 16. Oktober, das ist der Tag Hoschanna Rabba, wurden die Hinrichtungen vollzogen! Nun muß man wissen, daß Hoschanna Rabba für die Juden der himmlische Gerichtstag ist. Mit der Festsetzung dieser Termine wird ihre unmißverständliche Bedeutung für das Judentum der ganzen Welt offenbar.“

Aus der Brust des Obersten kam ein leichtes Stöhnen. Seine Augen flackerten. Eyken fuhr fort: „Für die nichtjüdische Welt sind diese Daten nichtssagend. Aber nach dem jüdischen Glauben dient die Zeit zwischen dem Tag der Sühne und dem Gerichtstag dem Gott Jahveh dazu, seinen Urteilsspruch über alle menschlichen Wesen zu überprüfen. Während dieser Frist hat er noch die Möglichkeit, Sünder zu begnadigen. Erst am endgültigen Gerichtstag gibt er sein Urteil bekannt. Nun fanden die Hinrichtungen in Nürnberg am 16. 10. 1946 statt. Die jüdische Kabbalistik rechnet nach ihrer Art folgendermaßen: 16 und 10 ist 26, die Quersumme der Jahreszahl 1946 beträgt 20. Bei Datenangaben wird nur von der Jahreszahl eine Quersumme gebildet. Der Wert für die Konsonanten von Jahveh: ‚Jot 1.He.Vau 2.He‘ das sind zehn, fünf, sechs, fünf, beträgt zusammengezählt 26. Die Zahl des Gerichts ist 20. Es handelt sich also um ein Gericht, das Jahveh abgehalten hat. Nur wenige Nichtjuden wissen, daß das Wort Jahve zwei Schreibarten kennt. Jahve, am Ende ohne ‚h‘ geschrieben, bedeutet den Herrn im Himmel. Jahveh, mit dem Buchstaben ‚h‘ am Ende, ist der Regent der Erde. Nach der jüdischen Tradition, die auch von der Freimaurerei übernommen wurde, zielt die jüdische Geschichtsauffassung darauf hin, auf Erden ein Abbild des himmlischen Reiches zu schaffen. Von daher kommt auch der Satz im christlichen Vaterunser: ‚Dein Reich komme wie im Himmel also auch auf Erden!‘ Rathenau sprach ebenfalls davon, ein Gottesreich zu schaffen und meinte damit Jahvehs Reich mit der stellvertretenden Herrschaft der von ihm genannten dreihundert Wissenden. Das Ganze auf eine kurze Formel gebracht, heißt, daß aus Jahveh dann ein Jahve wird. Der Weg dorthin führt über die Erklärung, daß das Wort Jahveh aus den Konsonanten Jot, He, Vau und He besteht, die in ihrer Reihenfolge wechseln können. Jede Reihenfolge hat dabei ihre eigene Bedeutung. So ist Jot 1.He Vau 2.He, das

Werden eines Reiches und I.He Vau 2.He Jot, das Bestehen eines Reiches. Dann kommt Vau 2.He Jot 1.He, Umstürze, Kriege und Revolutionen anzeigend. Dazu dann noch 2.He mit Jot He Vau. Dieses Vau mit dem Zahlenwert 6 bewirkt magisch kabbalistisch Zerstörung mit den Zahlen 16 und der Chaos Zahl 18. Auf das Vau folgt das 2.He, das mit einem Samenkorn zu vergleichen ist, welches das Jot He Vau in sich birgt. Wenn nun auf das Chaos das Gericht mit der Zahl 20 folgt, dann wird aus dem 2.He das Jot He Vau Reich, beziehungsweise das Jahve Imperium. Für den Fall, daß das Gericht aussetzt und die endgültige Vernichtung aufgeschoben wird, dann würde der Tanz von neuem beginnen. Dabei ist es gleichgültig, wie lange solche Zwischenzeiten dauern, denn die Träger der Macht können sie zeitmäßig manipulieren.“

Die Zuhörer saßen sprachlos da. „Woher wissen Sie das alles?“ fragte der Oberst gepreßt.

„Sie wissen doch, daß die Schutzstaffel Männer sammelte, die sich mit Esoterik befaßten und dabei auch die jüdische Kabbala studierten. Wenn man die Praktiken des Sinai kennt, kann man manches voraussehen. Aber ich bin noch lange nicht fertig; bei diesem Zahlenstudium kam ich zu der überraschenden Feststellung, daß es zwölf Angeklagte waren, die vom Nürnberger Tribunal verurteilt wurden, ohne Bormann waren es elf. Hitler war schon vorher tot, Göring hatte sich selbst das Leben genommen, und Bormann war schließlich von der Bildfläche verschwunden. Nun ergibt sich das merkwürdige Bild, daß man bei Durchsicht des Buches Esther die Schilderung der Hinrichtung Hamanns und seiner zehn Söhne findet. Also durften nach der Kenntnis des jüdischen, esoterischen Hintergrundes, ebenfalls nur zehn Söhne Hitlers hingerichtet werden. Dazu paßt, daß Hamann und Hitler die gleichen Anfangsbuchstaben führen. So bleibt die sehr berechtigte Frage offen, auf welche Weise Göring zu seinem Gift kam und sein Selbstmord ermöglicht wurde, damit die kabbalistische Zehnerzahl übrig blieb.“

Der Oberst und beide Kapitänleutnante rührten sich nicht. Nur ein leichtes Frösteln überlief sie.

Eyken fuhr fort: „Nun wiederhole ich die zuvor genannten namhaften Zeitungen aus der Schweiz, die wir im Archiv behalten müssen. Aus deren Veröffentlichungen geht eindeutig hervor, daß das Hängen der Verurteilten nicht zu einem sogenannten reinen Tod führte. Darüber berichtet die ‚Tat‘ weiter, daß die Gesichter der Hingerichteten, außer bei drei Männern, mit

Blut bedeckt waren. Die drei Ausnahmen waren Seyß Inquart, Sauckel und Jodl, die einen raschen und kurzen Tod gestorben sein sollen. Aus den Augen, Ohren und aus dem Mund der anderen quoll dunkles Blut. Ein Gewährsmann der United Press berichtete dazu, daß Frick und Keitel am meisten mit Blut besudelt gewesen seien. Frick habe sich zudem beim Fall an der Kante der Falltür das Gesicht angeschlagen. Es sah fürchterlich aus. Es heißt dann weiter, daß bei Keitel das Blut stärker aus den Augen geströmt sei als bei den anderen. Bei Streicher waren die Augen besonders stark herausgetreten, und man habe den Eindruck gehabt, daß er noch schreiend durch die Falltür fiel und ohne einen gebrochenen Nacken erdrosselt wurde. Dann fährt der Berichterstatter der ‚Tat‘, Friedrich Wahr, weiter mit seinen Schilderungen fort. Ich füge nun mit der Veröffentlichung der ‚Basler Nachrichten‘ die weiteren Darstellungen hinzu, denen zufolge die Galgen auf einem hohen Podest standen, in dessen Inneres man nicht hineinsehen konnte. Als erster Verurteilter trat Ribbentrop, von vier Wachen umgeben, mit bleichem Gesicht zur Richtstätte. Von seinen Wachen halb gestützt, erstieg er mit geschlossenen Augen die zwölf Stufen, die zum Galgen führten. Dasselbe berichtete auch die ‚Neue Zürcher Zeitung‘ vom 16. Oktober. Dagegen schrieb die Abendausgabe desselben Blattes, daß Ribbentrop das Schafott festen Schrittes betrat. Diesmal heißt es, daß dreizehn Stufen gezählt wurden.“ Eyken sah den Oberst an. „Haben Sie das nicht selbst gelesen, als die Zeitungen ankamen?“

Der Oberst verneinte. „Ich hatte alle Hände voll zu tun. Als die Zeitungen ankamen, sorgte ich nur, daß diese sofort an die Männer weitergegeben werden, die ja auf alle Berichte aus der Außenwelt lauern. Ich begnügte mich mit den Rundfunkmeldungen.“ Seine Stimme klang etwas heiser.

„Also weiter: Die Verurteilten stürzten durch die Falltür in das Innere des Galgenkastens, so daß man sie nicht mehr sah. Wenn man rechnet, daß eine Stufe etwa 20 cm hoch ist, dann war der Kasten zum Galgen entweder zwei Meter vierzig oder zwei Meter sechzig hoch. Und wenn man den Bericht der ‚Tat‘ nochmals zitiert, dann hat sich Frick das Gesicht beim Fall an der Falltürkante zerschlagen. Also hingen die Körper unterhalb der Falltür, von außen nicht mehr sichtbar. Und weiter heißt es dann in der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘, Abendausgabe, daß sich die Falltür mit dumpfem Schall in Bewegung setzte und man das Fallen des Körpers hörte. Das einzige, was darauf die Sinne wahrnehmen konnten, war das unheimliche Knarren des Seiles, an dem dann die Leiche langsam hin und her pendelte. Dazu

kommentierte noch die ‚National Zeitung‘ der Schweiz vom 17. Oktober, daß es für die Nerven vieler Anwesender zuviel war, das Öffnen der Falltür zu hören und dann die Körper der Gehängten verschwinden zu sehen. Ich beziehe mich jetzt wieder auf die ‚Neue Zürcher Zeitung‘, Mittagsausgabe vom 16. Oktober, in der es heißt, daß drei Galgen zur Verfügung standen, von denen allerdings nur zwei verwendet wurden. Das Blatt selbst schreibt dazu, daß dies von den meisten Blättern verschwiegen wurde. Die ‚Tat‘ war der Ansicht, daß nur ein Galgen benützt wurde. Aber jetzt kommt das Entscheidende! Wie ich einleitend anführte, starben nur drei Männer eines reinen Todes. Hier stellt sich als erstes die Frage, was dies bedeutet, und weiters muß man die Feststellung treffen, daß also zwei Arten der Tötung angewendet wurden. Die Hingerichteten der sogenannten reinen Tötungsart waren die drei Katholiken Seyß Inquart, Sauckel und Jodl. Diese wurden also offenbar gehängt. Was aber geschah mit den übrigen sieben Verurteilten? Sie starben ja keinen reinen Tod! Wurden sie am zweiten Galgen exekutiert? Diese Fragen stellte nicht ich, sondern sie stehen in der Zeitung aus der Schweiz! Was geschah weiter, als die Körper durch die Falltür stürzten und für die Zeugen unsichtbar wurden? Welche besondere Bedeutung hat die Meldung der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘, Abendausgabe vom 16. Oktober, die schreibt, daß das Furchtbarste das zischende Geräusch des Stricks war, der sich um die Hälse der Verurteilten schloß, nachdem ihre Gesichter durch schwarze Hauben verhüllt worden waren.“ Der Sprecher sah die gespannt blickenden Zuhörer an.

„Merkwürdig“, murmelte Hellfeldt.

„Ja das ist sehr merkwürdig!“ Eyken hob jetzt die Stimme: „Das Schweizer Blatt ‚National Zeitung‘ schreibt nach dem Hinweis auf die schwarzen Hauben weiter, daß man das zischende Geräusch erst nach einer Pause von etwa zwanzig Sekunden nach dem Aufsetzen wahrnahm und daß dies um so unheimlicher wirkte. Das Blatt selbst stellt die Frage weiter, was das Zischen zu bedeuten hatte. Sei es das Strömen von Blut gewesen? Wurde denen, die keines reinen Todes starben, unmittelbar nach dem Überziehen der Haube der Hals aufgeschnitten?“

Jetzt sprang Hellfeldt auf. „O mein Gott! Ich glaube zu wissen, was das bedeutet!“

„Das ist auch meine Vermutung“, versetzte Eyken. „Ich habe einmal ein schreckliches Bild gesehen: es zeigte ein Tier, das geschächtet wurde. Man schnitt der lebenden Kreatur den Hals auf und ließ es dann ausbluten. Ich

vergesse nie den qualvollen Blick des verendenden Tieres. Wer aber liefert den schlüssigen Beweis, daß hier dasselbe geschah? Um anklagen zu können, muß ein sicherer Beweis her! Was wir durch die Aussagen eines Journalisten aus der Schweiz haben, sind nur Indizien zu einer solchen Annahme. Warum bekamen die Verurteilten eine schwarze Haube übergestülpt? Und was bedeutete das Zischen darunter, das dem Presseemann so unheimlich vorkam? Und außerdem: bisher hat es noch nie Tote am Galgen gegeben, die mit blutbesudelten Kleidern vom Seil genommen wurden. Die Journalisten haben einen entsetzlichen Verdacht wachgerufen, es aber vermieden, die letzte Folge

rung aus dem Geschehen preiszugeben. Und auf die Preisgabe ihrer Schlußfolgerung müssen wir noch warten!“

Eykens Zuhörer konnten ihre Erschütterung nicht verbergen. Das Gesagte hatte sie zutiefst aufgewühlt.

Nach einer Weile sagte der Oberst leise: „Jetzt verstehe ich erst so richtig, was Julius Streicher gemeint hat, als er vor dem Galgen stehend, unter anderem ausrief: Purimfest 1946! Er kannte das Buch Esther, den Mord an Hamann, seinen Söhnen und nicht zuletzt die Bedeutung des Mordfestes an vierzigtausend arischen Persern. Ein Mordfest, das von den Juden in aller Welt auch jetzt noch immer alljährlich gefeiert wird!“

Hellfeldt nickte und sagte ernst: „Es ist ein Fest des jüdischen Rachegottes. In der Bibel heißt es bei Lukas im Kapitel 19, Vers 27: ‚Doch jene meine Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrsche, bringet her und erwürgt sie vor mir!‘ Das ist jener totale Machtanspruch des Sinai, der die Herrschaft über den Norden und seine Unterwerfung fordert. Und im Kapitel 13 des Jesaja, Vers 4 bis 9, steht auch der Satz ‚... Jahveh kommt mit Grimm und Zornglut, um die Erde zur Wüste zu machen und ihre Sünder wird er von derselben vertilgen...‘ Nun, in Nürnberg wurde nicht nur gewürgt...“ Der Wiener brach ab, preßte die Lippen zusammen und schwieg.

„Aber das ist noch immer nicht alles“, sagte Eyken dumpf. „Wie es in den Meldungen weiter heißt, wurden die Leichen der Gehenkten nicht für eine Bestattung freigegeben, sondern auf Befehl des Tribunals verbrannt und die Asche in alle vier Windrichtungen verstreut. Und dazu weiß ich zu sagen, daß es im 26. Kapitel des Buches von Moses heißt: ‚Deine Leiche wird ein Fraß allen Vögeln des Himmels und dem Getier der Erde und

niemand verscheucht sie.' Auch dieses Gebot Jahvehs wurde buchstabengetreu erfüllt!“

Nachdenklich sah der Oberst vor sich hin, und über seiner Nasenwurzel bildeten sich zwei steile Falten. Plötzlich sagte er hart: „Major Eyken, ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl, Gruppe für Gruppe unseres Stützpunktes in dieser Richtung voll aufzuklären. Die Männer hier müssen wissen, daß wir einem Feind gegenüberstehen, der keine andere Entscheidung kennt als bedingungslose Unterwerfung oder Tod!“

„Jawohl!“ rief Eyken. Seine Augen blitzten.

Der Stützpunktleiter stand jetzt auf. Einen kurzen Augenblick hatte es den Anschein, als fielen seine Schultern etwas nach vorne und wollten seine Hände fahrig werden. Doch nach einer einzigen Sekunde hatte er sich wieder voll in der Gewalt. Betont straff stand er da und gab den vor ihm stehenden Offizieren die Hand. „Ich muß jetzt weiter, Kameraden habe noch viel zu tun!“

Nach seinem Weggang sah Eyken seine Gefährten an. „Es ist doch seltsam, daß wir in allen Waffengattungen prächtige und auch wissende Kameraden finden. Dieser Oberst hätte ebenso wie ihr in den Orden der Schwarzen Sonne gepaßt.“

„Sind wir Marineleute etwa eine zweite Garnitur, bloß weil wir anstatt einer schwarzen Ronde einen Anker tragen?“ fragte Krall spitz.

Sofort hob Eyken die Hand hoch. „Im Gegenteil, Freunde ich stelle ja soeben fest, daß die Schwarze Sonne mehr Leute gleicher Art verbindet, als sie in ihrem Kern hat!“

„Das denke ich auch“, meinte Hellfeldt vermittelnd. Der Ernst des Tages hinderte ihn daran, ein Lächeln zu zeigen. Grübelnd sah er vor sich hin, dann setzte er hinzu: „Ich komme unvermittelt zu einer inneren Schau und sehe in vergleichbaren Bildern ganz merkwürdige Dinge. Wenn ich zu all dem zuvor Gesagten jetzt sprunghaft das alte Weltbild der Edda vor meinen Augen habe, dann überkommt mich die Frage, ob nicht etwa dieser schwarzmagische Jahveh tief im Schlund des Fenriswolfes nistet, wo auch die tiefste Schwärze des Chaos ist.“

„Dieser Hinweis auf das alte Weltbild sagt mir noch zu wenig“, versetzte Krall etwas müde. „Mir ist heute nicht viel Vorstellungskraft gegeben. Ich habe eine Wut im Bauch!“

„Mir geht es ebenso“, gab der Wiener zu. „Aber manches an alten Überlieferungen hat zu gewissen Stunden seine Bedeutung. Es ist

zweifelsohne interessant zu wissen, daß das Weltbild der Edda nach überkommenen Darstellungen auch ein Spiegelbild der in unserem Jahrhundert aufgekommenen Hohlwelttheorie ist. Dies ist um so seltsamer, als die Anhänger dieser Theorie sich ebenfalls auf merkwürdige Erscheinungen im Bereich der Polachsen berufen, die schon allgemein Rätsel aufgaben. Dazu kommen noch vorgebliche Entdeckungen in der nördlichen Polnähe, welche diese neue Lehre von einem Hohlkörper unseres Planeten bestätigen sollen. Wir nehmen diese Dinge nicht ernst. Diese Theorie jedoch deckt sich mit den alten nordischen Vorstellungen vielfach in einer geradezu verblüffenden Weise. Demnach liegt unsere mythische Welt, Midgard, im Rachen des Fenriswolfes, der bekanntlich das Chaos und die Urfinsternis verkörpert. Gleichzeitig umschlingt auch die große Midgardschlange, sich in den Schwanz beißend, die Weltkugel. Das in ihrem Inneren stehende und von den Göttern geschmiedete Schwert der Ordnung ist zugleich die Achse Midgards und soll mit der nach oben gerichteten Spitze das Zuschnappen des Wolfsrachens verhindern. Am unteren Boden dieser Hohlweltdarstellung erhebt sich wuchtig die ringsum schattenspendende Weltenesche Yggdrasil, die am Zenit das Dach Walhallas durchstößt. Sie ist das Urbild der irdischen Wälder und heiligen Haine. In der Stammitte des Baumes ist die Gerichtsstätte der Götter, um die der Irminswagen kreist. Und im breiten Geäst horstet die Sonne als Adler und der Mond als Habicht. In der hohen Mitte der Walhalla befindet sich ein riesiger Saal, von wo aus der Allgott, Irmingot, als Lenker aller Dinge regiert. Dieser Allgott ist noch das überlieferte Höchste Wesen der Megalithzeit, der stets über dem nachfolgenden Götterhimmel der spätgermanischen Heerkönigszeit blieb. Zu Füßen des Allgotts liegt das Unsterblichkeitsfeld Odainsakr, und dahinter steigt der Berg der Götter, der Mitternachtsberg, an, dessen Gipfel zum Irminsweg weit hinaus in die Milchstraße führt. Wenn auch die frühe, vollerlebte Gottschau vom Höchsten Wesen später Wandlungen durchmachte, so blieb dennoch die alte nordische Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde unentwegt erhalten. Während die alten Mittelmeerländer in ihren Vorstellungen die Erde als Scheibe betrachteten und diese Meinung dann noch vom nachfolgenden christlichen Denken als heiliges Tabu übernommen wurde, zeigte sich schon aus früherer Zeit die nordische Weltschau der übrigen Welt überlegen. Die Kugelgestalt der Erde stand außer Zweifel. Und wenn wir uns jetzt die hohle Kugel mit dem Götterschwert der Ordnung als Weltachse

Midgards vorstellen, dann laufen kalte Schauer über unsere Rücken, wenn wir daran denken, was geschähe, wenn dieses Schwert fehlte. Dann schnappt der Wolfsrachen zu, und Finsternis kommt über die Erde. Das einzige Licht wäre dann ein brennender Dornbusch am Sinai, zu Füßen Jahvehs...“

„Und dieses nordische Schwert fehlt bereits“, rief Krall schrill. „Alle Völker sind über uns hergefallen und haben uns auf Jahvehs Geheiß das Schwert der Ordnung entrissen!“

Hellfeldt spielte Gelassenheit. „Um so besser wissen wir jetzt, weshalb wir hier sind! Das große Chaos kommt, und dann wird ein neues deutsches Schwert die Rettung bringen müssen. Wer aus dem Chaos heil herauskommt, wird dann zur letzten Entscheidung aufgerufen. Bis dahin ist die Andentiefe ein Aggartha des Nordens. Zur gegebenen Zeit kommen die Nordleute dann auf dem weißen Weg wieder zum Licht und richten die neue Achse auf. Dann ist jeder von uns Luzifer, ein Lichtträger. Die alte Lüge der Welt, den Lichtträger von ehemals zu verteufeln, wird von der Wahrheit verdrängt werden und auf die Verteufelung zurückfallen. Für Wissende ist das alles klar!“

Kralls Gesicht bekam einen tiefsinnigen Ausdruck, während Eyken dem Wiener zunickte. Mehr zu sich selbst als zu den Gefährten, sagte der Hamburger: „Ich verstehe das alles sehr gut! Gewiß, Mimes Schmiede ist mehr als ein Hort. Sie ist zugleich ein urgründiges Symbol eines erhalten gebliebenen Sendungswillens, der durch alle Höhen und Tiefen gejagt, zur Pflicht steht!“

„Und hier ist auch eine Welt, die anders ist als draußen!“ Eykens Stimme hatte jetzt einen hellen Klang. „Bereits die letzten Jahre haben gezeigt, daß unsere heranwachsende Elite nicht nur eine neue Weltschau gewann, indem sie zugleich die alten Wurzeln unseres Seins auffand, sondern daß sie sich auch von der gesamten Umwelt der Jetztzeit wie die Kontrastfarben Weiß und Schwarz unterscheidet. Wir sind aus einer erstarrenden Partei herausgewachsen. Wir sind nicht mehr Partei. Wir hüten sie nicht mehr und beerben sie nicht mehr. Unsere neue Welt ist eine neue Gemeinschaft in der letzten Zuflucht um Thule herum. Wir leben ein eigenes Ich in einem geschlossenen Wir. Die Umwelt ringsum wird uns nie verstehen und nie begreifen können. Unsere wiedergefundene innere Schau und die Sprache unserer Seele sind völlig anders. Und unsere ewige Frage an ‚das Gott‘, über die weiten Milchstraßen in die unendlichen Tiefen des Alls gehend,

kommt nach langem Horchen zurück in die wieder bewußt gewordene arteigene Seele mit einem hellen Singen zu einer neuen Melodie. Wir verspüren jetzt das große Ahnen um den urewigen Sinn unseres volklichen Daseins, die Kraft von oben, vom Höchsten kommend und begreifen wieder, daß unser Leben, hineingestellt in die Gemeinschaft unseres Blutes, zu immerwährenden Aufgaben berufen ist. Wir sehen die Weltenesche am Boden der nordischen Welt wurzeln und ihre weit ausbreitenden Äste dem silbernen Licht des Großen Bären hinter dem strahlenden Nordlicht entgegenstrecken. Ihre Zeigefinger empfangen die kosmische Kraft aus dem Oben zur Stärkung ihres Stammes und Wuchses. Unser großer Weltenberg ist der Mitternachtsberg, der Versammlungsort der immer wiederkehrenden Lichtbringer. Aus seinem steinernen Leib holen wir das lodernde Feuer unserer Berufung, um unsere Fackeln zu entzünden, wenn wir den großen Marsch antreten, wie schon viele vor uns. Wir werden dann in einer großen Stunde so ziemlich allein sein, weil wir wie aus einer anderen Welt kommen. Man wird uns auch vorerst gar nicht richtig sehen, ehe nicht der große Pauken schlag kommt; denn die anderen Völker dieser Welt leben jetzt alle wie in einem Tiefschlaf unter dem Schwarzbann des Dornbuschzaubers vom Sinai. Sie sind Sklaven und Söldner Jahvehs geworden. Sie haben alle zusammen unter diesem Zwang das Ordnungsschwert zerbrochen. Unheil ist um uns! Und es wird Nacht bleiben, bis der Norden kommt...“

* * *

Wenige Tage später ließ der Oberst Eyken rufen. Er empfing ihn in seinem kleinen Arbeitsraum und bot ihm eine der einfachen Sitzgelegenheiten an.

„Major Eyken, ist Ihnen bekannt, daß noch während des Krieges eine größere SS-Einheit nach Brasilien verbracht wurde?“

„Das ist mir bekannt, Herr Oberst!“

„Wollen Sie mir sagen, was Sie darüber wissen?“

„Selbstverständlich, Herr Oberst.“

„Quatsch“, sagte der Kommandeur und machte eine wegwerfende Handbewegung. „Lassen Sie hier endlich einmal den ‚Herrn‘ weg. Wir haben hier ja keinen Reichsbetrieb mehr. Also „Jawohl, Oberst“, gab Eyken zurück. „Bevor ich Ihnen die verlangte Antwort gebe, würde mich jedoch sehr interessieren, ob im Augenblick eine besondere Veranlassung zu dieser Frage besteht.“

„Gewiß“, erwiderte der Kommandeur. „Ich erhielt vorhin eine Meldung von der brasilianischen Seite, daß zwei Angehörige der Waffen-SS aufgegriffen wurden, die von einem Stützpunkt im Quellgebiet des Rio Purus gekommen waren und glücklicherweise auf unseren kleinen Urwaldstützpunkt stießen. Sie waren völlig erschöpft, krank und zerlumpt. Wie es in der Meldung weiter heißt, wollten sie versuchen, irgendwie mit der Außenwelt in Verbindung zu kommen und Nachrichten über die Lage zu erhalten. Der Stützpunkt ist nur ungenügend über den Rundfunk unterrichtet, und man steht den erhaltenen Mitteilungen zweifelnd gegenüber. Die Meldung über den Nürnberger Prozeß hat die Leute erbittert. Zum Zeitpunkt der Urteilssprüche und der nachfolgenden Vollstreckung haben die beiden Männer nicht mehr im Stützpunkt mitgehört, da sie da schon unterwegs waren. Jetzt hocken sie sichtlich verstört und krank bei unseren eigenen Urwaldleuten.“

Eyken wiegte den Kopf. „Das wäre also der erste Kontakt nach einer lange unterbrochenen Verbindung.“ Nachdenklich sah er vor sich hin.

„Das würde bedeuten, daß diese Leute schon lange in Brasilien sind?“ fragte der Oberst.

„Ja! Wir haben mehrere Gruppen in Marsch gesetzt, alles in allem etwa zweitausend Mann. Sie wurden in Marseille ohne Zielkenntnis eingeschifft und in der Mitte der brasilianischen Küste durch U-Boote an Land gesetzt. Die Kommandanten der einzelnen Gruppen hatten feste Marschorders. Es war eine Neuauflage des berühmten Welserzuges unter Philipp von Hutten, der vor Jahrhunderten in Venezuela landete. Dreihundert Landsknechte unter dem Landsknechtführer Nikolaus Federmann zogen dann quer durch das nördliche Südamerika bis Bogotä.“

„Das war im sechzehnten Jahrhundert“, warf der Oberst ein.

„Stimmt! Die einzelnen Trupps der Waffen-SS wurden also gelandet und marschierten nun ebenso wie ihre historischen Vorbilder abseits brasilianischer Siedlungen bis in den westlichen Teil des Amazonasurwaldes. Natürlich waren sie alle bestens ausgerüstet und hatten zum Überqueren der Flüsse auch Schlauchboote mit. Ihr Ziel war das Herrschaftsgebiet eines besonderen Indianerstammes, der eine besondere Geschichte aufweisen soll und mit dem man schon früher eine Verbindung aufgenommen hatte. Diese Trupps sollten noch weiter Zuzug erhalten und entsprechendes Nachschubmaterial. U-Boote sollten dann den Amazonas bis über Manaos hinaus einfahren und benötigte Güter nachbringen.“

„Also eine Besetzung Brasiliens von innen heraus?“ meinte der Oberst mit etwas Skepsis in der Stimme.

„Dieser Meinung waren die Brasilianer und Amerikaner, als sie reichlich später vage Gerüchte von unseren Landungen erfuhren. Unser Nachrichtendienst hatte das bald herausbekommen. Die südamerikanische Öffentlichkeit erfuhr nichts davon, damit keine Unruhe entstünde. Dieses Unternehmen wurde überhaupt totgeschwiegen. Wir haben ja die Alliierten ganz schön an der Nase herumgeführt, indem wir nach der Kriegserklärung Brasiliens, die auf Intervention der USA erfolgte, im nördlichen Küstengebiet mit unseren U-Booten eine ganze Reihe brasilianischer Transportschiffe versenkten und eine Mobilmachung des Landes verursachten. Die USA sandten sogar einige Bombergeschwader nach Brasilien zur Unterstützung. Allein damit haben wir bereits einige Einheiten der US Luftflotte festgenagelt.“

„Auch etwas“, meinte der Kommandeur trocken.

„Nun“, setzte Eyken fort, „die Annahmen der Alliierten waren sehr phantasiarm. Nicht etwa, daß wir uns keinen Erfolg in Brasilien selbst zutrauten. Nein, wir hatten Wichtigeres vor. Nach einer entsprechenden Auffüllung unserer Truppe sollte dann überraschend ein Vorstoß zum Panamakanal erfolgen! „Der Oberst ruckte hoch. „Donnerwetter! Da hätte es Gesichter gegeben.“

„Und ob“, lachte Eyken. „Leider machte uns die Kriegslage einen dicken Strich unter die Rechnung. Nach der Ausschaltung Rommels in Nordafrika, die den Briten nur durch den dauernden Verrat der Italiener gelang, mußten wir das brasilianische Abenteuer abblasen. So schmerzlich es auch war, wir konnten keinen Nachschub mehr liefern und die Leute auch nicht mehr zurückholen. So wird die Welt über kurz oder lang wieder eine neue Sensation zu vermelden haben: weiße Indianer im westlichen Amazonas und dann vielleicht sogar die Wahrheit.“

„Und was sollen wir jetzt tun?“ fragte der Kommandeur.

„Dafür wäre in erster Linie die Kommandostelle auf Punkt 211 in der Antarktis zuständig“, meinte Eyken nach kurzem Überlegen. „Da es aber für unsere Eismänner schwierig sein dürfte, von dort aus Entscheidungen zu treffen, dürfte wohl Ihre Beurteilung und Erkenntnis im Vordergrund stehen. Und nachdem Sie mich um meine Ansicht fragen, so glaube ich, daß es im Augenblick am besten wäre, die Dinge so laufen zu lassen, wie sie sind. Denn wenn wir die Leute sammeln und zu uns hierher bringen, dann

geht es zu wie in einem Ameisenbau, und wir werden erst recht Versorgungsschwierigkeiten bekommen, die auch nicht mit verstärktem V-7 Einsatz behoben werden können. Dazu kommt, daß die Marschkolonnen hierher entdeckt werden können, und damit bringen wir dann den gesamten Kontinent auf Hochtrab.“

Der Oberst nickte zustimmend. „Der gleichen Meinung bin ich auch.“

„Ich meine zudem, daß sich unsere Leute, die ja bereits so um sechs Jahre herum festliegen, jetzt schon eine innere Umstellung erreicht haben, die es ihnen ohne weiteres möglich machen wird, noch weiter auszuharren, bis sie abberufen werden können. So Gott will...“

„So Gott will“, wiederholte der Oberst leise. „Wir wissen alle nicht, wie lange wir auf der Warteliste stehen. Und was sollen wir nun mit den beiden Leuten machen, die zu uns gekommen sind?“

„Es sind Männer meiner Truppe“, meinte Eyken. „Lassen Sie diese Leute hierher zu mir in Marsch setzen. Zurück können sie ja nicht mehr. Ich nehme sie unter meine Fittiche!“

„Einverstanden! Im übrigen: Sie erwähnten da etwas von einem besonderen Indianerstamm. Was ist das für ein Verein?“

„Darüber weiß ich wenig“, bekannte Eyken. „Ich habe den merkwürdigen Namen nicht behalten. Ebenso wenig die Bezeichnung ihres Wohngebietes. Dafür waren andere zuständig. Ich hörte nur am Rande davon. Jedenfalls sollen sie kulturell über den umliegenden Indiostämmen stehen und auf eine uralte Tradition zurückblicken, die bis zur großen Flut reicht, die Atlantis vernichtete. Das ist sehr bemerkenswert und für einen Amazonasstamm ungewöhnlich. Wenn jedoch meine Kameraden aus dem Urwald hier sind, werden sie uns mehr erzählen können. Bis dahin müssen wir wohl unsere Neugier zügeln.“

Der Kommandeur stand auf. „Schönen Dank, lieber Major, ich werde das Weitere, wie besprochen, veranlassen. Sie bekommen die beiden Männer! Bis nachher“

Eyken erhob sich ebenfalls, deutete etwas salopp eine Ehrenbezeigung an, nahm die entgegengestreckte Hand des Kommandeurs und verließ den Raum. Unterwegs zu seinem Unterkunftsraum, begegnete er einer Ordonnanz, die mit langen Schritten zum Kommandeur eilte. Er unterließ es, den Mann anzuhalten, obwohl er neugierig geworden war. Nur besondere Meldungen wurden so unvermittelt von der Nachrichtenstelle dem Kommandoraum zugestellt.

In der Unterkunft traf er Krall an.

„Etwas Neues“ fragte der Hamburger.

„Im Augenblick noch nicht“, antwortete Eyken. Er berichtete kurz von der Befragung des Obersten über die im Kriege gelandeten SS-Truppen in Brasilien, und daß zwei Männer in Kürze zum Andenstützpunkt kommen würden.

„Das ist Neues genug“, rief Krall aus. „Diese Knaben können uns doch allerhand erzählen!“

„Das will ich nicht bestreiten“, gab Eyken zu. „Dennoch glaube ich, daß wir bald wieder etwas Dringenderes erfahren werden. Bei meiner Rückkehr bin ich einer Ordonnanz begegnet, die es überaus eilig hatte. Hoffentlich keine Gefahr für unseren Stützpunkt.“

Der Hamburger zeigte Betroffenheit. „Eigentlich war ich immer der Ansicht, daß unsere Mime Schmiede zu gut abgesichert sei, als daß wir in nächster Zeit Befürchtungen hegen müßten. Wir haben zudem doch allerhand nette Dinger hier, die uns ausreichend Sicherheit gewährleisten.“

„Haben wir“, pflichtete Eyken sofort bei. „Es war ja auch nur eine Annahme, daß es uns betreffen könnte. Warten wir ab.“

Krall legte sich schräg über seine Liegestatt und ließ die Beine baumeln. Zur Felsdecke starrend, sagte er: „Das Zauberwort ‚Abwarten‘ kenne ich zur Genüge. Das geht so Tag um Tag dahin, sammelt sich zu Monaten, und kein Mensch weiß, wie viele Jahre

daraus werden. Wenn man so jahrelang vor dem Feind lag und nachher in die Tretmühle einer beinahe geruhsamen Arbeit kommt, dann wird dieser Gegensatz zu einer schweren Nervenprobe.“

„Das ist heckmeck“, wehrte Eyken ab. „Ich denke, daß wir mit Abenteuern bis zur Antarktis und dann hierher reichlich eingedeckt waren. Und ewig werden wir hier keinesfalls sitzen bleiben. Wer weiß, was da noch für uns im Schoß der Zukunft liegt.“

„Hm“, machte Krall bedauernd. „Wir haben in dieser Wildnis nicht einmal eine Kartenlegerin zur Hand.“

„O Mensch“, stöhnte der Major. „Jetzt will dieser Wahnsinnsknabe noch eine Märchentante hier haben! Heiliger Strohsack!“

* * *

Noch am gleichen Tage, an dem Major Eyken dem Kommandeur das Brasilienabenteuer der Waffen-SS bestätigt hatte, ließ der Oberst die

einzelnen Gruppenleiter zu sich rufen.

„Das hatte ich schon in der Nase“, sagte Eyken zu seinen Kameraden, als er eilends den Raum verließ. In den kleinen Kommandoraum tretend, fand er bereits einen Teil der Gerufenen vor. Während der Oberst halblaut mit dem Gruppenchef der Flugtechniker sprach, tauschten die Wartenden und Hinzukommenden ihre Mutmaßungen über den Zweck des Zusammenrufens aus. Es dauerte noch eine Weile, bis die Letzten von den weiter entfernt liegenden Stollen da waren.

„Ist jetzt alles da?“ fragte der Kommandeur. Er musterte die Männer der Reihe nach und nickte. „Alles herhören! Vor kurzem erhielt ich die Meldung, daß die USA einen großen Flottenverband unter dem Kommando des Admirals Byrd mit Zielpunkt Antarktis in Marsch gesetzt haben. Wie uns aus vertraulichen Quellen bekannt wird, wurden Monate vorher einige tausend Mann, die jetzt zur Mannschaft der Flotte gehören, in einer arktischen Zone einer Sonderausbildung unterzogen. Als dieses Unternehmen durch einige Presseindiskretionen in der Öffentlichkeit bekannt wurde, hat den Berichten zufolge der amerikanische Admiral kurz und bündig erklärt, es würden in der Arktis Befestigungsanlagen errichtet. Von den Presseleuten nach deren Zweck befragt, hat Byrd die Behauptung aufgestellt, daß sich der Nordpol zwischen den USA und dem Feind befinde. Als er weiter befragt wurde, wer dieser Feind sei, blieb er die Antwort schuldig. Jetzt, anlässlich des Auslaufens des Verbandes in Richtung Süd wird vorgegeben, daß es sich einerseits um eine wissenschaftliche Expedition handle, andererseits heißt es, man suche nach Uranvorkommen. Es ist jedoch widersinnig der Öffentlichkeit gegenüber, mit solchen Behauptungen ein militärisches Flottenunternehmen begründen zu wollen. Die Schiffseinheiten sind von Norfolk ausgelaufen und mit Proviant für acht Monate versorgt. Soweit die ersten Meldungen! In absehbarer Zeit werden wir wissen, wie sich die Dinge entwickeln. Ich danke, meine Herren!“

Die Männer starrten den Kommandeur an. Erst als einer der Techniker leise lachte, brach der Bann. Einer der Umstehenden knuffte ihn. „Was gibt es da zu lachen?“

Der Mann feixte. „Warum sollte ich nicht lachen? Jetzt können wir den Amis zeigen, was am Südpol auf sie wartet...“

„Das meine ich auch“, gab der Oberst ruhig zu. „Arbeitet verbissen weiter, denn wir müssen auf Draht bleiben. Wenn neue Meldungen

einlaufen, gebe ich diese unverzüglich bekannt. Mit einer Handgeste entließ er die Männer. „Tschuß, meine Herren!“

* * *

Drei Wochen später fand in Mimes Schmiede eine überaus bescheidene Julfeier statt. Der Oberst hielt eine Ansprache, die den Männern zu Herzen ging, ohne daß sie sentimental wurde. Eyken hatte es übernommen, anschließend über die tiefere Bedeutung dieses Jahresfestes zu sprechen und trug so wesentlich zur Gestaltung des Julabends bei. Die Küche tat ihr Bestes, um den ganz auf sich gestellten Männern in dem einsamen Stützpunkt etwas Gutes zu bieten. An diesem Abend erklang erstmals in den Anden auch das Lied „Hohe Nacht der klaren Sterne“

Am 27. Dezember kam plötzlich die Nachricht durch, am Vortag sei aus England offiziell bekanntgegeben worden, daß sich bereits einige britische und norwegische Einheiten in den südpolaren Gewässern von Bahia Marguerite bereithielten, um den amerikanischen Verband zu verstärken. Weiters enthielt der Bericht an den Stützpunkt die Mitteilung, daß der US-Marineverband aus dreizehn Einheiten bestehe. Byrds Admiralschiff war die „Mount Olympus“. Der Eisbrecher „Northwind“ sicherte den Verband in schwierigen Gewässern. Ferner folgten das Flugmutterschiff „Philippines Sea“ und der Wasserflugzeugträger „Pine Island“ sowie ein weiterer namens „Currituck“. Dann noch der Eisbrecher „Buton Island“, die zwei Zerstörer „Brownson“ und „Henderson“, die Begleitschiffe „Yankey“ und „Merrick“ sowie die Petroleumschiffe „Canisted“ und „Capacan“. Ferner wurde noch das U-Boot „Sennet“ genannt. Zuletzt wurde hinzugefügt, daß auch die Sowjets ein gleiches Unternehmen planten.

„Die Alliierten haben ganz dicht Haare am Speck“, meinte der Oberst am Ende seines Berichtes, „wenn sie mit solchen massierten Kräften gegen die Antarktis vorgehen.“

„Die werden noch zu ihrem Himmelfahrtskomiker um Gebetbücher gelaufen kommen“, fügte einer der Techniker hinzu. „Viel Feind, viel Ehr, sagten schon die alten Ritter.“

„Ist das alles?“ witzelte sein Nebenmann.

„Es reicht“, versetzte der Oberst trocken. „Wenn es noch nicht reicht, dann nächstens mehr!“ Genau einen Monat später, am 27. Jänner 1947, kam eine neue Meldung, die der Kommandeur seinen Gruppenleitern zur Weitergabe vortrug.

Wieder standen die Männer vor dem Oberst, der einen Zettel mit kurzen Notizen in der Hand hielt. „Die neuesten Meldungen, meine Herren! Soeben kam durch, daß gestern der alliierte Flottenverband unter dem Kommando Byrds vor der Küste von Little America eintraf. Amerikanische Aufklärungsflugzeuge vom Mutterschiff ‚Pine Island‘ haben die eisfreie Gegend von Tierra de Ellsworth im Süden des Rooseveltmeeres sowie einen Gebirgszug erkundet und kartographische Aufnahmen gemacht. Nach den alliierten Berichten wurden etwa 2400 Quadratkilometer erforscht. Zu dem Unternehmen sind ferner noch Japaner, Argentinier und Chilenen dazugestoßen mit dem Hinweis, etwaige Gebietsansprüche sichern zu müssen. Sicherlich werden die Amerikaner wenig Spaß an so vielen Beobachtern haben.“ Jetzt sah der Oberst seine Männer ernst an. „So wie die Dinge jetzt laufen, müssen wir jeden Tag damit rechnen, daß der militärische Zusammenstoß erfolgt!“

Und diese Meldung kam kurz darauf. Der Kommandeur berichtete neuerlich:

„Der amerikanische Admiral Byrd behauptet, unseren Punkt 211 in der Antarktis entdeckt zu haben. Aufklärer sollen dieses Gebiet überflogen und über dem Gebirgsstützpunkt eine amerikanische Flagge abgeworfen haben. Als ein Pulk von vier Flugzeugen folgte, verschwanden diese ganz plötzlich, ohne noch vorher irgendein Funkzeichen geben zu können. Sie waren einfach weg! Es heißt dann weiter, daß Byrd nach langen Überlegungen die weiteren Operationen eingestellt habe. Der Flottenverband der Alliierten beginnt jetzt mit dem Rückmarsch.“

Die Männer sahen sich verdutzt an. Es war plötzlich alles ganz anders als erwartet. Man hatte ein weit dramatischeres Geschehen geahnt, und insgeheim hatten einige Männer sogar um den antarktischen Stützpunkt gebangt. Jetzt, nach dem geradezu lakonischen Bericht des Kommandeurs waren alle Angehörigen der Andengruppe überzeugt, daß nach kurzem Einsatz einer neuen Waffe wieder ein Sieg errungen worden war.

Die Spannung löste sich, und nun riefen die Männer Hurra. Sie schlugen sich derb auf die Schultern, einige hüpfen begeistert wie Kinder, andere wieder fielen sich lachend um den Hals. Am Ende sangen sie gemeinsam das Deutschlandlied.

* * *

Einige Tage darauf lief Eyken dem Kommandeur über den Weg.

„Was machen meine Urwaldmänner, Oberst?“

„Die müssen sich noch von den durchgemachten Strapazen erholen! Es wird wohl noch eine Weile dauern, ehe sie vom Urwaldstützpunkt nach hierher in Marsch gesetzt werden können.“

„Also muß die Neugier noch gezähmt werden“, seufzte der Major. „Offen gesagt, Kommandeur, langsam werden wir trotz der Fülle und Wichtigkeit aller Arbeiten in dieser Abgeschlossenheit etwas sauer.“

„Kann ich verstehen“, nickte der Oberst. „Das geht allen Männern so. Aber Sie und Ihre Kameraden werden in Kürze für Proviantnachschub in die Außenwelt abkommandiert. Zufrieden“

Eyken mimte zackiges Männchen. „Besten Dank, Oberst! Einmal wieder andere Luft atmen wird uns gut tun.“

„Was sollen unsere Techniker sagen, von denen nur hin und wieder einmal zwei Männer um Kleinzeug nach außen entsandt werden können, wenn der technische Nachschub auf Schrauben oder Blech vergißt?“ Der Kommandeur machte ein bekümmertes Gesicht. „Das Leben in Mimes Schmiede verlangt uns Schweres ab.“

„Das stimmt leider“, gab Eyken offen zu. „Aber bisher hat noch niemand schlappgemacht, und ich glaube, das wird auch weiterhin so bleiben.“

„Dessen bin ich sicher“, versetzte der Oberst mit hörbarer Überzeugung in der Stimme. „Noch etwas, Major?“

„Danke, nein.“ Die Männer schieden.

* * *

Diesmal vergingen einundeinhalb Monate, ohne daß sich etwas von Belang ereignet hätte. In der Zwischenzeit waren die Verbindungen mit der Antarktis auf ein Mindestmaß eingeschränkt worden. Die Schiffsverbände waren aus dem Eismeerbereich schon lange weg, und der Süden hatte im Augenblick Ruhe. Die unheimlich schnelle Abwehrreaktion des Punktes 211 hatte die Alliierten bestürzt.

Eyken und seine Kameraden hatten bisher immer noch kein Außenkommando erhalten. Hin und wieder kamen die Mime Leute gruppenweise ins Freie. Die Gegend war gut abgesichert, und nicht einmal Eingeborene wurden gesehen. So lief die Zeit trotz eifrigem Arbeiten eintönig dahin.

Es wurde Mitte März, als der Kommandeur wieder die Gruppenleiter zu sich rufen ließ. Diesmal hatte er eine Zeitung in der Hand. Er hielt das Blatt

so, daß alle Anwesenden den Kopf sehen konnten. Es war „El Mercurio“ vom 5. März des Jahres, Erscheinungsort Santiago de Chile.

„Meine Herren“, begann der Oberst, „soeben habe ich von unserer Außendienstverbindung ein Paket Zeitungen erhalten, darunter ein chilenisches Tagesblatt. In der hier vorliegenden Folge meldet ein Bericht namens Lee Van Atta unter der Überschrift ‚An Bord des Mount Olympus auf hoher See‘:

„Admiral Richard E. Byrd machte mir heute die Mitteilung, daß es für die Vereinigten Staaten notwendig sei, Schutzmaßnahmen gegen feindliche Flieger zu ergreifen, die aus den Polargegenden kommen werden. Weiter erklärte der Admiral, daß er nicht die Absicht habe, jemanden zu erschrecken, aber die bittere Wirklichkeit sei, daß im Falle eines neuen Krieges die Vereinigten Staaten von Fliegern angegriffen werden, die von einem Pol zum anderen in phantastischer Geschwindigkeit fliegen können. Diese Äußerung machte Admiral Byrd persönlich zu wiederholten Malen als Ergebnis seiner Polarforschung, und zwar bei einer Zusammenkunft mit dem International News Service. Nach seiner soeben beendeten Expedition sagte Admiral Byrd: Das wichtigste Ergebnis meiner Beobachtungen ist, daß nur Macht die Sicherheit der Vereinigten Staaten verbürge. Die phantastische Schnelligkeit der Entwicklung, durch welche die Welt immer kleiner werde, ist eine der objektiven Lehren, die wir aus unserer soeben beendeten Erforschung der Antarktis gewonnen haben. Ich kann nicht umhin, meine Landsleute auf das eindringlichste zu warnen, daß die Zeiten vorbei sind, wo unsere isolierte geographische Lage durch die Entfernungen der Meere und Pole eine Garantie der Sicherheit für uns bildeten. Ferner betonte der Admiral von neuem die Notwendigkeit, die gesamte Front des Eisgürtels um den sechsten Kontinent strengstens zu überwachen, weil dieser der letzte Verteidigungswall gegen eine Invasion sei.‘ Kein anderer als ich kann darüber besser Rechenschaft geben, weil ich die Bedeutung der Anwendung wissenschaftlicher Kenntnisse auf dieser Forschungsreise kennengelernt habe. Ich kann Vergleiche anstellen!“

Der Oberst blickte auf, dann legte er die Zeitung zusammen und fuhr fort: „Dazu möchte ich ergänzend einen Ausspruch von General Eisenhower erwähnen, demzufolge der Zweite Weltkrieg noch nicht beendet sei. Zu den gegen die Antarktis gerichteten Unternehmen möchte ich bemerken, daß man damit zweifelsohne Provokationen plant, um uns zu einem Gegenangriff zu verlocken. Nun, die Alliierten wissen ganz genau, daß sie

keinesfalls einen Endsieg über Deutschland errungen haben und daß ihnen noch mancherlei Überraschungen blühen werden. Wir selbst haben hier in Mimes Schmiede ebenfalls unseren Anteil daran, das geheime Potential verstärken zu helfen. Mag vieles hier hart sein; wir nehmen es auf um einer guten Sache willen. Wo wir sind, da ist Deutschland!“

Diesmal blieben die Männer ruhig. Die Mitteilung des Kommandeurs hatte auf sie einen tiefen Eindruck gemacht. Alles lag klar vor ihnen...

VIII. DIE WEISEN VON NEW YORK

Jahve: „Ich mache dich zum Stammvater von Völkern, ich mache dich zum Auserwählten unter den Völkern, ich mache dich zum Geliebten unter den Völkern, ich mache dich zum Besten unter den Völkern.“

Schabbat 105a

Der Juli 1948 war heiß. Über New York lag eine flimmernde Dunstglocke, und die Menschen der Weltstadt sehnten sich nach den kühler werdenden Abenden, an denen die von der Seeseite her kommende Brise stärker spürbar wurde. Wer um diese Zeit genug Geld hatte und Urlaub nehmen konnte, war jetzt in Florida, Kalifornien oder auf den Bahamas zu finden.

An einem Wochentag dieses zu Ende gehenden Monats kamen plötzlich Leute aus den südlichen Erholungsgebieten zurück in die große Metropole. Andere flogen von Chicago, Washington und sonstigen Zentren der Staaten in das amerikanische Babel und landeten je nach der benützten Fluglinie auf dem International Airport an der Jamaica Bay oder am La Guardia Flugplatz auf Long Island. Sie bestiegen bereitstehende Luxusautomobile und fuhren dann Wagen um Wagen durch Queens zur Queensboro Brücke über den East River nach Manhattan hinüber. Leute, die bereits einen Tag früher in New York eingetroffen waren, weil sie sonst den Termin verpaßt hätten, befanden sich ebenfalls unterwegs zu einem gemeinsamen Ziel an der Hudson Riverside.

Die meisten Wagen kamen durch die 59ste Straße zur Ostseite des Central Parks, dem sie entlang bis zum Columbus Circle folgten, um dann vom Broadway zum Riverside Drive weiterzufahren.

Die Insassen der schnell fahrenden Wagen nahmen keine Notiz vom belebten Hudson River, auf dem neben dem lebhaften Schiffsverkehr auch zahlreiche Yachten und Boote dahinfuhren.

Sie kamen an Grants majestätisch aufragendem Mausoleum vorbei, fuhren ein Stück das noble Villenviertel entlang und verschwanden dann, Wagen um Wagen abbiegend, in der grünen Tiefe eines großen Villenparks, dessen Toreinfahrt offenstand.

Dies alles wirkte völlig normal und unauffällig. Hier waren die pompösen Villen der High Society, alle in schönen und großen Grünanlagen, vielfach hinter Hecken und hohen alten Bäumen versteckt. Wenn es hier des öfteren

eine Party gab, dann sah man stets die großen Straßenkreuzer der Marken Chevrolet, Cadillac und andere von der Riverside her kommen, nicht selten auch von Fahrern gelenkt, die diskret wirkende Halbuniformen trugen. Wer in der New Yorker Gesellschaft Rang und Namen hatte oder Geld besaß, war meist in diesem Viertel beheimatet, sofern man nicht weiter draußen, außerhalb der Großstadt, eine Residenz hatte.

Der Villenpark, der an diesem Tage nach und nach eine ganze Autokolonne verschluckte und den Augen Vorüberfahrender entzog, war von besonderer Art. Er verbarg, von außen nicht bemerkbar, hinter den Torsäulen eine automatische Kamera, die jeden Besucher und jedes Auto mit seinem Nummernkennzeichen aufnahm. Seitlich der Einfahrt waren im Rasen Stolperdrähte gespannt, die bei Berührung einen Kontakt betätigten, der in einer Zentrale einen Alarm auslöste. Diese befand sich in einem Raum im Tiefgeschoß der großen Villa, der keine Fenster und nur eine Stahltür mit einem Guckloch aus Panzerglas besaß und von innen zu öffnen war

Hier befand sich eine umfangreiche elektronische Anlage, in der auch zahlreiche Lauschmikrofone endeten, die überall im Hause verborgen angebracht waren und imstande waren, Kontrollgänge von Wächtern zu überwachen. Alarmauslösende Tür und Fensterkontakte sowie Trittmatten sicherten das Haus vor unerwünschten Besuchern. Von hier aus konnte auch ein die Gartenumfriedung umgebender Stacheldraht unter Strom gesetzt werden.

In einem Seitentrakt der Villa waren Wohnräume für Wachpersonal, dessen Angehörige nach einem unregelmäßigen Turnus mit Waffe und Schäferhunden die große Gartenanlage sicherten. Die Hunde waren aus Deutschland besorgt worden und gut abgerichtet.

Alle diese durchaus ungewöhnlichen Maßnahmen sprachen für die besondere Bedeutung des Hauses, von dem Uneingeweihte nichts ahnten. Es war von einem Bankier und seiner Familie bewohnt, so daß nach außen hin nichts Besonderes feststellbar war. Die Wächter der Villa sahen alle wie gewöhnliche Hausangestellte aus. Die Anrainer wußten nicht, welche Rolle der Besitzer spielte und ebensowenig über das Vorhandensein der vielen Sicherungen. Nicht einmal ein Chicagoer Gangsterboß hatte jemals einen solchen Apparat zu seiner Verfügung aufgebaut.

Die Besucher, die an diesem Sommertag ankamen, gehörten sichtlich zu den reichsten Kreisen des Landes. Wenn man nur etwas Menschenkenntnis

besaß, konnte man unschwer feststellen, daß sie zur Spitze der Wallstreetbosse gehörten. Zum Teil waren etliche Gäste auch aus dem wissenschaftlichen Bereich.

Bei der Zufahrt zur Villenrampe wurden alle Ankommenden unauffällig, aber gründlich durch als Diener getarnte Wächter kontrolliert und überaus höflich um Ausweiseleistung durch Vorzeigen einer Einladung gebeten. Nach und nach versammelten sich die Geladenen in einem kleinen Saal, der im ersten Stock des zweistöckigen Gebäudes lag. Dort waren von allen Räumen die Stecktelefone entfernt worden, für dringende Außenanrufe hatte die Zentrale besondere Weisungen. Im Saale befand sich eine Erhöhung mit einem Rednerpult, und an der dahinterliegenden Wandseite hing eine Filmleinwandrolle für allfälligen Bedarf. An beiden Seiten der Erhöhung standen Säulen, die Eingeweihten als Jakin und Boas bekannt waren, heilige Sinnbilder des Tempels Salomos darstellend.

Tiefer im Halbstock befand sich ein ebenso großer Saal, der als Eßraum gedeckt war. Kleinere seitlich sich befindende Räume luden zu zwanglosen Gesprächen ein.

Es war punkt 14 Uhr, als der Gastgeber im Vortragssaal das Rednerpult betrat. Er verharrte und überblickte den Raum. Das Stimmengemurmel erstarb langsam, und die noch in losen Gruppen Herumstehenden nahmen neben den bereits in den Sesselreihen Sitzenden Platz.

Als Ruhe eingetreten war, blickte Sal Perlman die vor ihm Sitzenden von Reihe zu Reihe an. Mit einem leichten Nicken, das eine Verbeugung darstellen sollte, sagte er einige förmliche Worte zur Begrüßung und fuhr fort:

„Werte Brüder! Der Zweck unserer heutigen Zusammenkunft ist Ihnen hinreichend bekannt. In unserem Bemühen, die Welt zu unserem Sinai zu bringen, sind wir in den letzten Monaten abermals um ein Erhebliches weitergekommen. Nach der erfolgreichen Tätigkeit der von uns unterstützten Untergrundorganisation Irgun Zvai Leumi sowie anderer Gruppen und dem Erlöschen des britischen Palästinaamandats konnten wir am 15. Mai dieses Jahres für unser Volk den Medinat Israel mit unserem Bruder Chaim Weizmann als Präsidenten ausrufen. Damit hat unser Bruder Nahum Goldmann mit seiner politischen Forderung recht behalten, als er seinerzeit den Madagaskarplan der Nazi ablehnte und darauf beharrte, daß als Heimat der Juden nur Palästina in Frage käme. Die geopolitische Lage unseres jungen Staates mit dem politisch neuralgischen Punkt Jerusalem,

Hauptstadt des historischen Landes und heiliger Boden mit den Resten des Tempels Salomos, zugleich Drehscheibe zwischen drei Kontinenten, ist nach Jahves uns überlieferter Offenbarung, Buch 12, Verse 13 bis 17, die kommende Hauptstadt der Welt! Wir stehen jetzt unmittelbar vor der Erreichung unseres großen Ziels, das den Erwählten die Macht über die Völker bringen soll.“

Ein leises Murmeln kam auf. Perlman holte tief Atem, dann fuhr er fort:
„Nahezu zweitausend Jahre führt unser Volk den Kampf zur Erfüllung des Versprechens, das Abraham gegeben wurde. Schritt für Schritt erhebt sich jetzt Israel von seinen Leidenswegen, und seine Macht ist nun offenbar geworden über die Völker und ihre Herrscher. Jerusalem ist wieder der Ausgangspunkt für das verheißene Gold, für die kommende Herrschaft über alle Unbeschnittenen, und unser ist die Vergeltung für alles bisher Erduldete. Unser ist auch das Geheimnis der Kabbala, der Lehre vom Geist, der die Welt regiert. Seit siebenhundert Jahren verkündet der Sanhedrin immer wieder fortschreitende Siege unserer stillen Arbeit. Erinnern wir uns, daß vor bald zweihundert Jahren, genauer anno 1387, sich dreizehn Weise heimlich in einer Nacht im Judenfriedhof von Prag trafen, im Beth Chajim, für den Bau am Tempel Salomos. Sie kamen als Rosche Bathe Aboth, als unsere Stammeshäupter, für die zwölf Schebatim Israels. Damals sagte bereits der Levit als Leiter der mitternächtlichen Versammlung, daß unsere Väter den Bund gemacht haben, der die Eingeweihten der Schebatim immer wieder zum Grab des Großen Meisters der Kabbala zieht, die den Erwählten die Macht auf Erden verleihen soll; die Herrschaft über alle Geschlechter aus dem Samen Ismael. In all der Zeit, in der wir viele Jahrhunderte hindurch über alle Länder zerstreut leben mußten, blieben wir, der Samen Abrahams, immer auf den Wegen Jahves, um gläubig seiner Verheißung zu folgen. Wo wir Licht fanden, war am Wege auch stets Schatten. Adonai hat uns als dem von ihm auserwählten Volk die Zähigkeit der Schlange, die List des Fuchses, den Blick des Falken, das Gedächtnis des Hundes, die Emsigkeit der Ameise und die treue Gemeinschaft des Bibers gegeben. Wir waren Gefangene in Babylon und sind dennoch mächtig geworden. Man hat unseren Tempel zerstört, und wir haben dafür in der ganzen Welt Tausende neue errichtet. Und in Kürze wird auch Salomos Haus größer und herrlicher als irgendein Tempel zuvor erstehen.“

Perlmans Stimme hob sich, und seine Augen flackerten. „Damals sagte bereits der Levit, daß es Zeit wird, nach den Satzungen des Stifters zu

arbeiten. Nach dem Gebot der alten Wissenden ist uns jetzt die Aufgabe gestellt, Führer zu werden über alle Massen, die blind sind. Wir sind die Baumeister, welche die toten Steine des Turmes zusammensetzen, bis er neu in den Himmel weist. Dieser Turm wird dann stehen aufgrund der Verheißung, die uns Abraham im Auftrag Jahves gab. Hat nicht David jetzt abermals den nordischen Goliath überwunden? Hat nicht unser US Sergeant Wood, ein Angehöriger unseres Volkes, in unserem Auftrag die neuen Söhne Hamans in Nürnberg gerichtet, um Jahves Rachegebot zu erfüllen?“

Der Saal zeigte leichte Unruhe. Perlman hob die Hand und winkte ab. „Die Völker werden künftig im Schlafrock leben, anstatt im Schirjoui, im Panzer des Kriegers. Mit dem Bund der Nationen haben wir praktisch bereits wie ihr alle wißt einen Vorhof zur kommenden Weltregierung geschaffen und die Leitung der bestehenden Institution in unsere Hände bekommen. Ist es nicht ein Triumph für unser Volk, daß von den 320 Direktoren bei den Vereinten Nationen in unserer City 280 vom Samen Abrahams sind? Das Gold ist die erste Macht in der Welt, die Presse die zweite. Wir haben beides! Die Souveränität der Völker zerbricht wie trockener Lehm. Mit dem demokratischen System manipulieren wir die Völker durch ihre von unserem Geld abhängigen Parteien. Mit dem kommunistischen System und seinem blinden Diener, dem Liberalismus, brechen wir den Einfluß der weißen Eliten, die uns als einzige gefährlich werden können. Ohne unsere Hilfe wäre der Kommunismus längst zusammengebrochen. Aber wir brauchen ihn und das sozialistische System im Westen. Wir haben es bereits in der Hand zu bestimmen, wo Friede und wo Krieg sein soll. Wir brauchen nur noch die Frage zu stellen, wann wir die Ataroch, die Krone, aufsetzen und den Chisse, den Thron, besteigen und mit dem Chereb, dem Schwert, die letzten Feinde vor uns vernichten sollen. Wir stehen im Augenblick auf den letzten Stufen, die zum Chisse des neuen Königs David führen. Wir wissen aber auch, daß der Widerstand gegen den Plan unseres Gottes noch nicht völlig gebrochen ist. Die Teutonen haben sich in ihre letzten Schlupfwinkel zurückgezogen und sind noch immer eine Gefahr für uns. Wir haben wohl mit dem Schlagwort ‚Nazismus‘ alles Germanische in Verruf gebracht und müssen weiter dafür sorgen, daß alles, was nicht unserem Gebot und unseren Zielen gehorcht, als Nazismus verurteilt wird, auch wenn es in Wahrheit durchaus kein Nazismus sein sollte. Mit diesem Schlagwort legen wir jeden Widerstand gegen die kommende Weltregierung lahm, denn wir haben die Völker und ihre

Gerichte gegen das Wort Nazismus allergisch gemacht. Und was Nazismus ist, das bestimmen wir nach unserem Gutdünken! Jetzt bleibt uns nur die Aufgabe, die nahe Zukunft zu sichern. Dazu haben wir bereits den Plan einer Weltpolizei entworfen und eine Landkarte fertiggestellt, auf der wir die Weltpolizeibezirke festgelegt haben. Dieser Aufteilung zufolge werden die verschiedenen Völkerangehörigen in entgegengesetzte Erdregionen Polizeieinheiten abstellen, so daß durch die rassistischen Verschiedenheiten und Mentalitätsunterschiede keine Bindungen zu den kontrollierten Massen entstehen können. Wir werden überholte Vorurteile wieder aufleben lassen, nachdem wir zuvor die Gleichheitspropaganda als Lethargiemittel laufen ließen. Einmal so und dann wieder anders; wir spielen wie es uns gegeben ist, denn Jahveh hat uns die Völker gegeben. Bereitet euch vor, meine Freunde, denn die Stunde des Gerichts naht. In naher Zukunft werden wir unsere Macht für alle Zeiten gesichert haben. Auch die Wissenschaft steht in unseren Diensten. Wir werden mit der Unfruchtbarkeit sowie mit Homunkuliden manipulieren und letztlich mit Hilfe vieler Versuche ein einziges dienendes Geschlecht einer nivellierten Masse um uns haben, das leicht zu lenken sein wird. Selbst die Polizeitruppen werden programmierte Gehirne haben und uns bedingungslos gehorchen. Dann wird der Tempel Salomos stehen ewiglich!“

Perlman hatte geendet. Seine pathetische Ekstase klang ab, und die Lider senkten sich träge über seine zuvor noch funkelnden Augen. Auf seiner etwas geröteten Stirn stand glitzernder Schweiß. Zuletzt blieb sein Blick fordernd auf einem beleibten Mann mit Vollglatze haften, der in der vordersten Sitzreihe saß. In das beginnende Füßescharren hinein sagte er: „Den nächsten Bericht gibt uns jetzt Bruder Cohen!“

Der Gerufene stand auf. Er verhielt kurz, bis sein Vorredner von der Erhöhung stieg und auf einem freien Stuhl neben ihm Platz nahm. Er gab Perlman unter dem Beifall der in der Nähe Sitzenden die Hand, dann begab er sich mit kurz trippelnden Schritten zum Pult. Etwas umständlich putzte er seine dicken Brillen. Er wartete noch, bis das zuvor begonnene Stimmengewirr wieder abgenommen hatte, dann begann er:

„Werte Brüder! In der letzten Zeit versuchen Bürger in den Vereinigten Staaten wieder gegen den Federal Reserve Act anzurennen. Man versucht jetzt von kleinen Widerstandszentren aus der Bevölkerung aufklärend mitzuteilen, daß das amerikanische Volk an den Staatspapieren gar nicht beteiligt ist. Wie wir wissen, zahlt das Volk, vertreten durch seine von uns

geförderte Regierung, jährlich 12,25 Milliarden Dollar für Nationalschulden an unser Banksystem. Ich erinnere daran, daß der Federal Reserve Act am 24. Dezember 1913 unter dem Präsidenten Woodrow Wilson Gesetz wurde, nachdem wir den zuvor herrschenden Widerstand des Kongresses dadurch ausschalteten, daß wir die Abstimmung über das Federal Reserve Banksystem auf den Weihnachtstermin verlegen ließen, als bereits die nicht eingeweihten Senatoren auf Urlaub gegangen waren. Wohl machte man nachher geltend, daß diese Gesetzesvorlage heimlich, überstürzt und daher ungesetzlich gewesen sei, aber die Gesetzmäßigkeit des damals zustande gekommenen Aktes wurde praktisch anerkannt und durch seine Befolgung bestätigt. Seither zahlt jeder Bürger der Vereinigten Staaten für jeden Dollar 4 Prozent an Schuldzinsen für das im Umlauf befindliche private Geld unserer Banken. Natürlich wirft man uns jetzt vor, daß wir keine Steuern zahlen, und es kommen Stimmen auf, die bemängeln, daß seit 35 Jahren in unserer privaten Finanzgesellschaft keine öffentliche Bucheinsicht mehr stattfand. Aber alle diese Versuche, das Federal Reserve Banksystem wieder zu entmachten oder gar zu stürzen, sind zur Erfolglosigkeit verdammt. Unsere Finanzmacht ist zu gefestigt, als daß wir Sorge haben müßten. Wir müssen an unseren Vorteilen und unserer Finanzhoheit festhalten, denn nur so können wir unkontrolliert Mittel für unsere politischen Ziele einsetzen. Wir müssen den Kommunismus und ebenso die westlichen Demokratien unterstützen, denn diese sind letztlich Meilensteine auf unserem Weg. Ebenso wie wir in der amerikanischen Innenpolitik mit Hilfe der Präsidentenwahlen unseren Einfluß halten, indem es nie mehr einen Präsidenten geben wird, der nicht mit unserer materiellen Wahlhilfe gewählt wird. Dadurch, daß jeder Präsident nur mit unserer Hilfe der erste Mann in den Staaten werden kann, ist er uns verpflichtet und von uns abhängig. Wir machen die Präsidenten, und wir stürzen sie! „Selbstgefälliger Beifall unterbrach den Redner. Cohen benützte die kurze Unterbrechung, um ein Taschentuch hervorzuholen und einen Nasentropfen abzufangen. Dann setzte er fort:

„Die Dinge werden bleiben, wie sie sind. Wir werden es zu verhindern wissen, daß unser Geldsystem, die von uns ausgegebenen Dollarnoten, wieder der amerikanischen Bundesregierung zufällt. Wir haben es ja erreicht, daß unsere Währung im Jahre 1944 dem internationalen Geldfonds unterstellt wurde und daß damit das gesamte amerikanische Steuerwesen unter internationaler Kontrolle steht. Diese internationale Kontrolle sind

wieder wir! Dieses System brachte uns bisher nach den letzten Feststellungen rund 300 Milliarden Dollar ein. Zu Beginn unseres Eintrittes in den Zweiten Weltkrieg war die Nationalschuld an uns auf 5 Milliarden Dollar angestiegen. Im Jahre 1946, also vor zwei Jahren, standen bereits 40 Milliarden Dollar Schulden an uns aus. Schon im Jahre 1933 unter unserem Hochgradbruder Roosevelt konnten wir 36 Milliarden einnehmen. Wir liefern dem US-Schatzamt unsere privaten Banknoten und erhalten für den Geldumlauf vom Staat eine Verzinsung, mit der er in einem so großen Schuldrückstand ist, daß er diesen nicht mehr zurückzahlen kann. Damit haben wir die Kontrolle und die Macht über diesen Staat. Aber nicht genug damit: der Dollar ist bereits eine internationale Weltwährung und führt. Und unsere Eindollarnote zeigt auf der Rückseite die Pyramide des Großen Baumeisters aller Welten mit dem darüberstehenden Auge Jahves. Damit haben wir der Welt unsere Zeichen aufgedrückt. Wir haben mit dem Federal Reserve Banksystem das Recht einer eigenen Geldschöpfung erreicht und damit die Herrschaft über die Währung. Mit Hilfe der Macht der amerikanischen Währung aus unserem eigenen System haben wir auch Manipulationsgewalt und Einfluß auf die fremden, zur Zeit noch souveränen Währungen. Es ist eigentlich überflüssig, noch zu erwähnen, daß wir mit den Währungen auch die Staaten in der Hand haben! Als seinerzeit das Federal Reserve System unseres Bruders Warburg eingeführt werden konnte, wußten wir, daß wir einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zur kommenden, von uns schon so lange geplanten Einweltregierung weitergekommen waren. Denn damit hat der gesetzgebende Teil unserer Regierung seine Souveränität verloren. Als unsere Leute im November des Jahres 1910 heimlich auf Jekyll Island im Bundesstaat Georgia zusammenkamen und den Plan unserer Geldmacht entwickelten, waren sie als Realisten fest davon überzeugt, daß dieser durchführbar sein müsse, obwohl er nichts anderes als ein ungeheurer Coup und Bluff war. Unsere Brüder Warburg, Strong, Vanderlip, Davison, und die übrigen, die mit dem Senator Aldrich im Jagdklub der Insel zusammengekommen waren, sahen klar voraus, wohin unser großer Plan bei Gelingen führen würde. Offen blieb nur die Zeit bis zur Endphase. Diese Zeit ist jetzt da!“

Wieder kam Beifall auf.

„Ich möchte aber bei dieser Gelegenheit auf eine Feststellung von Professor Seligmann hinweisen, daß der eigentliche Vater dieses Planes

unser Bruder Paul Warburg war. Ihm verdanken wir in erster Linie den Erfolg des Coups und unsere heutige Machtstellung.“

Abermals zustimmendes Gemurmel.

„Vergegenwärtigen wir uns die geschichtliche Entwicklung, derzufolge nach dem Durchbringen des Federal Reserve Act Gesetzes, der Grundstein gelegt war und wir seither nur noch auf die Sicherung des Gewinnes bedacht sein müssen. Vorher war die Macht in den Händen großer Trusts. Im Jahre 1904 erhielt Theodor Roosevelt von unseren Brüdern Morgan und Rockefeller eine halbe Million Dollar als Wahlhilfe für seine Präsidentschaftskandidatur. Nach außen hin reiste er durch die Staaten und brüllte kräftig gegen die Macht der Trusts und versprach das Blaue vom Himmel, wenn er gewählt würde. Nun, wir alle wissen: Roosevelt wurde gewählt, aber die Trusts überlebten ihn. Durch den nachfolgenden Trick der Reserven war es der Federal Reserve Bank möglich geworden, ihre Ausgabe von barem privatem Geld und durch Gewährung von Anleihen um das Vielfache zu vermehren. Als die Kredite zur Grundlage der Geldausgabe gemacht wurden, war ein riesiges Anwachsen von Buchkrediten festzustellen, und man konnte geradezu phantastische Spekulationen in Gang setzen, die allerdings zeitweise Zusammenbrüche mit sich brachten, wie dies besonders im Jahre 1929 ersichtlich wurde. Wir griffen damals nur ein, wo es uns zweckmäßig oder nötig erschien. Mit langfristig gewährten Anleihen durch unser Zentralbanksystem sind mittlerweile die nationalen Schulden unseres eigenen Staates ins Ungeheure angewachsen. Sie können kaum jemals mehr zurückgezahlt werden, und wir haben bereits Mühe, zumindest die Zinsen einzuholen. Die öffentliche Zinslast an uns beträgt zurzeit von Jahr zu Jahr eine zunehmende Vielmilliardenzahl von Dollars. Das ist eine Summe, die weitaus größer ist als die Nachkriegsschuld Deutschlands nach dem Ersten Weltkrieg. Natürlich sind uns die Zinsen für unsere private Geldausgabe wichtiger als das astronomische Kapital. Der deutsche Nazi Gottfried Feder wäre uns beinahe gefährlich geworden, als er die Brechung der Zinsknechtschaft verlangte, wie es im Parteiprogramm Hitlers stand. Er gehörte zu den wenigen Leuten, die unsere Machtgrundlagen erkannten. Es ist uns aber sehr schnell gelungen, Hitler herumzukriegen und durch Mittelsleute dafür zu sorgen, daß Feder in der Versenkung verschwand. Ha! Hat man jemals nachher noch den Namen Feder gehört? „Cohen versuchte ein heiseres Lachen. „Feder war schon tot, ehe er physisch starb. Er verschwand in

einem Nichts, so daß wir nicht einmal wissen, was mit ihm nach seinem Sturz in der Hitlerpartei geschah. Doch weiter: Im Jahre 1944 hatten wir eine Krise, die durch die astronomische Staatsschuld der Vereinigten Staaten an uns entstanden war. Wir schützten uns dadurch, daß wir das System der öffentlichen Schulden internationalisierten und mit dem Bankrott der europäischen Staaten operierten. Dies geschah auch durch die Schaffung des internationalen Geldfonds im Jahre 1944 in Bretton Woods. Der Errichter dieses Fonds war Harry Dexter White, der aus einer jüdischen Familie in Litauen stammte. Unglücklicherweise legte er mangels an Vorsicht Verbindungen zu den Sowjets bloß, so daß das FBI ihn sowie Coe, Currie, Ullmann und Nathan Silvermaster als kommunistische Agenten anklagten. Solange Roosevelt noch am Leben war, genossen sie den Schutz einer Immunität. Äh das war eine peinliche Sache...“

Der Redner fuhr sich mit der linken Hand etwas verlegen über die Stirn. „Nun, da war dann noch unser Bruder Dr. Goldenweiser, der die Anweisungen und Unternehmungen der Federal Reserve Bank überwachte und leider vor drei Jahren von seinem Posten zurücktrat. Ich danke Dr. Goldenweiser, der heute hier unter uns weilt, für alles, was er als Hochgradbruder des B'nai B'rith und als Wissender für unsere Ziele getan hat!“

Händeklatschen folgte. In der zweiten Reihe stand ein Mann auf und verneigte sich nach allen Seiten. Es war Goldenweiser, der bei den Ovationen beinahe verlegen wirkte.

Cohen hob jetzt die Hand, um fortfahren zu können. „Ich darf feststellen, daß Bruder Goldenweiser während einer langen Zeitperiode bei wichtigen politischen Entscheidungen mehr in der Bundesregierung der Vereinigten Staaten mitgewirkt hat als sonst irgendein ziviler Mitarbeiter.“

Neuer Beifall. Goldenweiser erhob sich abermals und dankte.

Sich auf das Rednerpult stützend, fuhr Cohen weiter fort: „Mit Hilfe des von uns beherrschten Geldwesens, das zur Abhängigkeit der Völker und ihrer Wirtschaft an uns führte, haben wir mit dem neuen Schachzug des Marshallplanes die sogenannten ERP Mittel an europäische Staaten zur Verteilung gebracht und damit eine verstärkte Bindung an unsere Weltbank erreicht. Wir haben aus der Geschichte gelernt, daß besiegte und dann ausgepreßte Völker einen dynamisch revolutionären Kern entwickeln, der sich zu gegebenen Zeiten ein entsprechendes Ventil schafft. Dies zeigte sich deutlich in der deutschen Nachkriegsgeschichte nach dem Ersten Weltkrieg.

Indem wir Moskau halfen, haben wir über diesen Umweg auch die deutschen Kommunisten gefördert. Und wir haben ebenso Millionen von Dollars in die Bewegung Hitlers investiert, die in Amsterdam ausbezahlt wurden. Was nachher kam, war das Aufgehen unserer Saat, die uns alle Investitionen um unüberbietbare Summen vervielfachte! Mit dem Geschäft des Marshallplanes haben wir in der jetzigen Phase erreicht, daß anstelle von revolutionären Bewegungen bei den Teutonen ein wirtschaftlicher Aufschwung erfolgte, dessen Ausbreitung ein Teil unserer Weltwirtschaftsplanung ist. Wir standen ja vor der Wahl, Morgenthau Pläne erfüllen zu lassen; in diesem Falle hätten wir wohl endgültig Goliath geschlagen, aber wer weiß, was nachher dennoch auf uns zugekommen wäre. Bei den Teutonen ist es doch so, daß sie immer wieder aus dem Untersten hochkommen, wenn man sie nicht alle zusammen und ohne Ausnahme zehnmal hintereinander totschißt. Indem wir jedoch Morgenthau Plan verwarfen, erreichen wir in naher Zukunft, daß gerade die Teutonen mit ihren Interessen nur auf Wohlstand ausgerichtet werden und daß ihnen der Besitz materieller Güter wichtiger erscheint als irgendwelche nationale Interessen. Indem wir unser Kapital in ihre Industrie stecken, entnationalisieren wir diese auf kaltem Weg und erhalten so ein volles Verfügungsrecht über die deutsche Produktion. Es ist eigentlich unnötig zu sagen, daß wir dabei auch die Massen besser in die Hand bekommen. Wir werden sicherlich keinen Irrtum begehen, wenn wir der Überzeugung Ausdruck verleihen, daß sich die Interessen der Mitteleuropäer vorwiegend auf den Erwerb von Eiskästen, in Kürze erscheinende Fernsehapparate, von Autos und sogar Eigenheimen in jedweder Form richten werden. Die Leute werden den Hals nicht voll genug bekommen und immer nur an das Raffan denken. Und unsere Geldmacht wird Summen erreichen, die bald unwirklich aussehen werden. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit an einige Sätze von Dostojewski, die dieser im Jahre 1880 seherisch aussprach. Er sagte, daß wir mit unserer Bankmacht die Beherrscher Europas sein werden. Wir werden die Bildung, die Zivilisation und den Sozialismus in unseren Händen halten. Wenn überall Anarchie tobt, werden wir immer noch oben sein. Und wenn der Reichtum Europas vertan ist, unsere Bankmacht wird unerschüttert dastehen. Wir haben aber in Rußland keine Dostojewskis mehr, die diese Sätze wiederholen könnten, denn der von uns unterstützte Kommunismus hat hier in unserem Sinne vorgesorgt. In Moskau sitzen zwar die Khasaren, die auf

ihre Art andere Juden sind als wir. Manchmal sind sie uns sogar aufsässig. Aber wenn es darauf ankommt, wissen wir, mit wem wir zusammenspielen können. Und sie wissen ganz genau, daß wir ihnen mit großen Lebensmittellieferungen und anderen Dingen helfen werden, wenn sie mit ihrer Planwirtschaft und ihren Kolchosen nicht zurechtkommen.“

Durch den Saal ging ein Raunen. Auch ein leichtes Lachen klang dazwischen.

„Wenn wir ein Fazit aus den letzten Entwicklungen ziehen, dann können wir zufrieden sein. Zwei große Kriege und ihre Folgen waren zum Teil Desorganisation sowie fühlbare Schuld und Steuerverpflichtungen. Die Stabilität des ökonomischen Systems wird von uns bestimmt. Und unsere Beherrschung der Vereinigten Staaten konnten wir jetzt auch auf einen Großteil von Europa ausdehnen. Wenn wie es Bruder Perlman zuvor gesagt hat, Jerusalem die kommende Hauptstadt der Welt wird, dann sind mit der jetzt noch erfolgten Schaffung des Staates Israel alle Voraussetzungen für unser großes Ziel gegeben!“

Im Saal wurde Bewegung spürbar.

Cohen hob etwas pathetisch die Hände. „Ich weiß, daß alles, was ich jetzt gesagt habe, für euch Wissende durchaus nichts Neues ist. Ich habe nur in einer kurzen Zusammenfassung des Wesentlichen die Vorgeschichte unseres jetzigen Triumphes wiederholt. Auch die Ausblicke der nächsten Zukunft sind bereits vorgezeichnet, und unsere Wallstreet Gemeinschaft hat konsequent die ihr zugedachten Aufgaben voll erfüllt. Die jetzt unerschütterliche Macht unseres Geldes ist unser Beitrag für die Verheißung Jahves!“

Cohen schwieg. Die vor ihm sitzenden Gäste mimten Zustimmung. Es gab keinen Enthusiasmus, aber die sonst verschlossen und arrogant wirkenden Mienen zeigten jetzt eine befriedigte Gelöstheit, die den zur Schau getragenen Snobismus einer Geldaristokratie lockerte.

Perlman betrat wieder das Podium, während Cohen die wenigen Stufen herunterkam und seinen Platz aufsuchte.

„Liebe Brüder! Was Sie bisher von uns gehört haben, war eine kleine Einleitung und Feststellung unserer Lage. Viel wesentlicher für unser jetziges Treffen ist die Arbeit unserer Wissenschaftler, von deren Arbeitsergebnissen unsere Zukunft abhängt. Wir werden heute hier über unsere geheimsten Pläne sprechen und unsere Verpflichtungen festlegen, die wir unserer Wissenschaft bei ihren bahnbrechenden Arbeiten schuldig

sind. Und nun möchte ich auch noch auf einen Satz meines Vorredners Cohen zurückkommen, der auf die Khasaren in Moskau hingewiesen hat. Bruder Cohen hat im Eifer seiner Darlegungen übersehen, daß auch in unserer Mitte Khasaren sind, die aus Rußland stammen und jetzt unsere Stützen im Pressewesen unseres Landes sind. Wir haben jetzt Rybikoff hier und ebenso Sarnoff. Und unsere hiesigen Khasarenbrüder sind loyal zu uns und zu unseren Zielen, denn sie wissen,

daß wir die Macht ihrer Brüder in der Sowjetunion unterstützen. Ich mußte das hier einfügen, um einen Unfrieden durch Mißverständnisse zu vermeiden. Und nun bitte ich unseren Bruder Copperstain, der zu unseren maßgebendsten Wissenschaftern zählt, mit seinen Darlegungen zu beginnen!“

„Einen Augenblick!“ Cohen erhob sich von seinem Sitz und erhob halbhoch die rechte Hand. „Sie alle wissen doch, wie unsere Geschäfte mit Moskau laufen? Wenn Bruder Perlman von Mißverständnissen spricht, dann glaube ich nicht, daß solche entstehen können, wenn klare Sachlagen vorliegen! „Im Saal entstand Bewegung. Halblaute Stimmen klangen dazwischen.

Cohen wandte sich um und blickte die Anwesenden hinter sich der Reihe nach an, bis das Gemurmel wieder erstarb. Gelassen, fast unpersönlich, fügte er noch hinzu: „Wir brauchen nicht viel herumreden und nicht nach Ausreden suchen, die wider unser besseres Wissen stehen. Wenn ich etwas sage, dann meine ich es auch so und bleibe dabei. Bruder Perlman braucht dies nicht als peinlich zu empfinden, denn wir alle wissen, wie wir mit den Khasaren daran sind, und diese wissen ebenso, wie sie mit uns daran sind. Machen wir uns doch nichts vor! In diesem Spiel sind die Karten bereits verteilt, und alle Partner spielen mit. Es gibt kein Passen, niemand kann mehr aussteigen. Unsere Khasarenfreunde hier in Amerika wissen genau, daß wir einen Bund gemacht haben, den der Sanhedrin gutgeheißen hat. Wenn nun die Moskowiterkhasaren uns immer wieder Ärger machen, dann liegt das an ihrer aufsässigen Art uns gegenüber...“ Cohen breitete die Arme aus. „Aber sind unsere Karren letztlich nicht doch immer wieder im richtigen Geleise gefahren?“ Sich umdrehend und wieder zu Perlman gewandt, schloß er: „Da gibt es doch keine Mißverständnisse, lieber Perlman, oder?“

Der Angeredete hatte einen roten Kopf bekommen. „Hm hä so wie die Dinge jetzt gesagt wurden, kann man es auch ausdrücken. Nun wir können,

glaube ich, weitere Worte sparen und wieder zu Bruder Copperstain zurückkommen.“ Er machte eine leichte Verbeugung nach vorn. „Darf ich bitten?“

Ein hagerer Mann mit einem Falkengesicht und einem weißen Haargewirr schob sich langsam aus der zweiten Reihe heraus. Mit betonter Würde begab er sich, an der ersten Reihe entlanggehend, auf das Podium, wo er von Perlman überschwenglich begrüßt wurde. Knapp dankend und mit gezeigter Reserve stellte er sich hinter das Pult. Dann wartete er geduldig, bis Perlman wieder seinen Platz in der vorderen Reihe eingenommen hatte. Zwischendurch hatte auch er nochmals die Anwesenden im Saal gemustert. Überall sah er gespannte Aufmerksamkeit und Erwartung.

Langsam begann er zu sprechen. „Bevor ich einen eingehenderen Vortrag über den Stand unserer wissenschaftlichen Arbeiten halte, möchte ich vorausschicken, daß wir für unsere Studienstätten und Laboratorien jetzt bedeutende Mittel benötigen, um die erreichten Erfolge fortsetzen zu können. Wir haben unsere Forschungsarbeiten auf die Forderungen abgestellt, die meinen Mitarbeitern und mir überbracht wurden. Wir haben das Gebiet der allgemeinen Entwicklungen verlassen und uns auf die erhaltenen Aufgaben spezialisiert, deren Lösung einer kommenden Weltregierung helfen soll, ihre Macht erhalten und ausbauen zu können. Dazu brauchen wir weitaus mehr Geld als bisher!“

Seine durch den Saal schweifenden Augen fanden überall stumme Zustimmung „Ich bin nicht allein hier als Vertreter der Wissenschaft“, fuhr er fort. „Meine Kollegen der anderen Randsparten haben alle die gleichen Probleme. Man hat uns enorme Aufgaben gestellt, aber zuwenig Mittel gegeben. Ich spreche daher nicht nur für mich, sondern für alle, die an unseren Forschungsaufträgen beteiligt sind!“

Von einzelnen Sitzen kam Beifall.

„Ich möchte fortsetzen: Sie alle haben bisher einiges über den Fortgang der Forschungen der biologischen und genetischen Experimente gehört. Wir haben die allgemeinen Weiterentwicklungen bereits übersprungen und stehen in einer Phase, in der wir für unsere Laboratorien neues Versuchsmaterial benötigen und sogar lebende Kreaturen für die Endversuche.“

Copperstain wartete, bis eine leichte Bewegung im Saal wieder aufgehört hatte.

„Ich möchte Ihnen nun einige Vorschläge machen: Durch den gewonnenen Krieg und die Ausschaltung von Deutschland als Machtfaktor können wir in aller Ruhe in einem großangelegten Rahmen unser Geheimprojekt ‚cell formation 2000‘ weiterentwickeln. Wie es mit zwölf Vertretern der Geldmacht vereinbart worden war (die Herren sind ja heute wieder hier unter uns!), wurde uns Wissenschaftlern aufgetragen, bis zum Ende dieses Jahres einen Bericht vorzulegen. Ich bin daher heute nur in der Lage, allgemein die Dinge zu streifen, die uns vor überaus große Probleme stellen, die wir aber lösen können und werden.“

Die Spannung im Raum wuchs.

„Bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts befaßten sich Schreiber und Gelehrte mit der Frage von Homunkuliden und Humaniden.

Nun, wir kennen in der Vergangenheit unserer Forschungen bereits erfolgreiche Ergebnisse von Befruchtungsversuchen in vitro. Biologen haben in Laboratorien bereits die Parthenogenese, die Jungfernzeugung vorgenommen, und man konnte feststellen, daß auch auf diesem Weg im Laboratorium das Ei die Zahl seiner Chromosomen verdoppeln kann und damit einen vollständigen Chromosomensatz bildet. Und das von einer Mutter allein, ohne Beitrag eines Vaters. Bei bestimmten Kleinlebewesen, wie Rädertierchen und anderen, ist die Parthenogenese eine häufige und oft sogar normale Erscheinung. Durch Stimulierungen oder Einwirkungen von günstigen klimatischen Einflüssen war es ebenfalls möglich, bei entwickelten Kleintieren eine parthenogenetische Chromosomenverdoppelung zu erzielen. Hier sind also Ansätze vorhanden, mit Hilfe der Biochemie gewisse Regulierungen vorzunehmen, deren Ergebnisse als Teilerfolg einer manipulierten Biologie anzusehen sind. Mr. Haldane, der in Indien lebt, befaßt sich mit Problemen der Biochemie und bejaht die Möglichkeit, in absehbarer Zeit einen lebendigen Organismus schaffen zu können. Wir dürfen uns jetzt nicht in Spekulationen verlieren, die zweifelsohne ihren eigenen Sinn haben. Vielmehr müssen wir mit naheliegenden realistischen Voraussetzungen zu arbeiten beginnen. Vor allem hat die Chemie einen großen Anteil an unseren Versuchsarbeiten zu leisten. Man muß hier von einem Periodensystem ausgehen, um dann nach jenen Elementen zu suchen, welche die benötigte Anzahl von Verbindungen liefern können, um einen Lebensablauf herzustellen. Diese Methode hat ja schon lange der Däne Bohr erfolgreich angewandt durch die zutreffende Feststellung, daß alle Atome, ob links oder rechts in seinem periodischen

System, mit Atomen anderer Elemente verbunden werden können, wobei Atome eines mittleren Systems noch zusätzliche Möglichkeiten bilden. Das Periodensystem Bohrs half schließlich, noch fehlende Elemente zu finden, nachdem deren Zusammensetzung im voraus bestimmbar war. Die tragende Rolle in unserem ureigenem Forschungsbestreben muß dem Kohlenstoff zugeschrieben werden, der wie kein anderes Element sich zu großen geordneten und sogar enorm langen Molekülen zusammenfinden kann. So beruht ja die Makromolekülchemie auf dieser Eigenschaft der Kohlenstoffatome. Und so viel haben wir bereits herausgefunden, daß die Lebewesenchemie eine Sonderwelt darstellt. Kein Element bietet so viele Verbindungsmöglichkeiten wie der Kohlenstoff, um lebende Organismen schaffen zu können. Hier ist das Silicium dem Kohlenstoff unterlegen. Interessant ist die Feststellung, daß beispielsweise das Erdöl als ein Zersetzungsprodukt uralter Lebewesen anzusehen ist, und immer wieder ist es der Kohlenstoff, dessen Spuren in versteinerten Resten von Kleintier und Pflanzenfossilien nachweisbar ist. In der Biochemie ist der Physiker dem Chemiker überlegen, weil dieser wohl den Kohlenstoff kennt, der Physiker jedoch in der Lage ist, die Isotopen zu unterscheiden und anhand der Mengenverhältnisse der Kohlenstoffisotopen analytisch besser vorzugehen.

Cooperstain räusperte sich kurz. „Ein weiterer Baustein für die Biochemie ist die aus einem Gemisch von Methan, Wasserdampf, Ammoniak und Wasserstoff, durch eine elektrische Funkenstrecke getrieben, gewonnene Aminosäure als Baustein pflanzlichen und tierischen Eiweißes. Anders ausgedrückt: die Zufuhr von Energie in eine Ur-Atmosphäre bildet Vorformen des Lebens. Mit Aminosäure-Experimenten vermag man nun bereits Zellen zu bilden. So enthalten kohlenstoffhaltige Meteorite auch Spuren von Aminosäuren und anderen Stoffen, so daß wir Zug um Zug zu Kombinationsergebnissen kommen. Jedenfalls wissen wir heute, daß die Natur nicht Hunderte von Millionen Jahren zur Schaffung von Leben durchkämpfte, sondern daß die Reaktion einfacher chemischer Stoffe miteinander mit Ladungs und Elektronenverteilung das Resultat ‚Leben‘ erbrachte und daß es keinesfalls selektierende Tendenzen eines sich entwickelnden Urprozesses waren. Nach dieser allgemeinen Ausgangsstellung des Lebensprozesses können wir jetzt sprunghaft auf einen besonderen Faktor unserer Forschungsaufgaben übergehen. Ich spreche nun vom menschlichen Gehirn!“

Im Saal herrschte völlige Stille.

„Das Gehirn des Menschen ist eine dreidimensionale Materie. Es umfaßt zehn bis zwölf Milliarden Nervenzellen. Das Denken indessen ist immateriell und dimensionslos. Das Denkvermögen sowie die Gedächtnisspeicherung sind Funktionen. Es ergibt sich daraus, daß es eine dreidimensionale Materie geben muß, die das Denken ermöglicht und Wissen speichert. Die Zunahme von Intelligenz und dazugehöriger Gehirnmasse steht in einem Zusammenhang, dem dann auch das Schädelwachstum unterworfen ist. Es ist allerdings so, daß das Gehirn in der langen Entwicklung des Menschen von ehemals bis heute um das Vierfache zugenommen hat, daß indessen die Intelligenz gut um das Tausendfache zunahm und daß diese in einem nur vierfach größeren Gehirn unterkommen muß. Hier kann der Schädelwuchs allerdings nicht mehr mit, und das im engen Schutzraum im Wachstum behinderte Gehirn behalf sich mit den zunehmenden Windungen, um nicht verkrüppelt zu werden. Dies hat aber auch zur Folge, daß wohl ausreichend Speicherzentren vorhanden sind, daß andererseits aber manches verlorenging, darunter die früher stark ausgeprägte Fähigkeit für übersinnliche Wahrnehmungen, wie solche noch bei den Tieren vorhanden sind. Nun kommt noch etwas dazu: Die indische Philosophie verweist auf eine immaterielle, kosmische Energie, die sich im unendlichen Weltraum befindet und aus verschiedenen Elementen besteht, ohne deren Einwirkung kein Mensch und kein anderes Lebewesen leben kann. Die Inder nennen diese Energie aus dem Weltraum ‚Prana‘. Unsere westliche Wissenschaft anerkennt diese Erklärung nicht. Dieses Prana ist weder Materie noch Geist, sondern ein Halbgeistelement. Prana wird der indischen Wissenschaft zufolge eingeatmet und verteilt sich im Körper, wobei insbesondere dem Gehirn ein großer Teil des Elements zugeführt wird. Bei einem Kontakt mit dem Prana wirkt das Gehirn wie ein Energietransformator, das den Prana auf eine bestimmte Frequenz beziehungsweise Wellenlänge bringt. Danach strahlt der Prana aus dem Gehirn, ähnlich den Energiestrahlen der Antenne eines Radiosenders. Diese Pranastrahlen sind noch inhaltslos und enthalten keine Gedankenansätze. Den Pranastrahlen muß nun der Wille des Geistes beigegeben werden, um gedankliche Verständigungen zu erzielen. Möglich, daß wir hier bei den ersten Ansätzen einer Telepathie landen können, wenn wir diese Strahlen näher erforschen und dann mit einer Geisteskraft manipulieren können. Die bereits angehenden Versuche der Wissenschaft, durch Eingriffe in das Gehirn genetische Veränderungen hervorzurufen, sind ebenso ein wertvoller

Baustein für unsere Planungen. Eine Aufklärung über das Unbekannte könnten wir durch eine Verbesserung unserer Meßgeräte für die EEG-Messung bekommen. Der erste Schritt dazu wäre, die Meßstellen zu vervielfachen, aber darüber hinaus nicht nur den Gehirnströmen, sondern auch den andern ausgesandten Energien und ihren Wellenlängen Beachtung zu schenken. Wer sagt uns, ob nicht auch Frequenzen ausgestrahlt werden, von deren Vorhandensein wir noch nichts wissen. Noch wichtiger erscheint es, die auf bekannten oder unbekanntem Frequenzen festgestellten Strahlungen auf mögliche Modulation zu untersuchen. Diese Modulation könnte der eigentliche Nachrichtenübermittler sein, während den ausgestrahlten Frequenzen nur eine Trägerfunktion zukommt. Verschiedentlich werden wir auch neue Meßgeräte benötigen, Geräte, die uns heute noch gar nicht bekannt sind. Wer wußte vor dreihundert Jahren etwas von dem breiten Spektrum der Radiowellen?“

Die nahezu zu einem Flüstern herabgesunkene Stimme des Redners hob sich wieder: „Nun, die Windungen des Gehirns kann man mit einer elektrischen Vermittlungszentrale vergleichen, beziehungsweise mit einem Computer, der mit zehn bis zwölf Milliarden Nervenzellen eine Reihe von lebenswichtigen Zentren bildet und der durch verborgene elektrische und chemische Vorgänge mit einer Leistung von einer bestimmten Wattanzahl arbeitet. Die Produzenten dieser Leistungen sind die Nervenzellen selbst. Sie erzeugen mit Hilfe von Sauerstoff und Glukose elektrische Potentialunterschiede, laden und entladen sich. Jeweilige Nervenerregungen sind Steuerfaktoren. Die Wissenschaft arbeitet mit modernsten Verfahren, um die Gehirnrätsel zu entschleiern. Man macht Versuche mit feinen Elektroden, die in verschiedene Gehirnabschnitte gesenkt werden, um winzige Bezirke der weißen und grauen Substanz zu reizen. Mit Hilfe elektronischer Rechenautomaten versuchte man auch schon Gehirnstromkurven zu analysieren, und mittels der Elektronenmikroskope wurden eingehende Beobachtungsanalysen vorgenommen und bei biochemischen Versuchen eine Anzahl chemischer Stoffe festgestellt. Dann fand man auch im Hirnstamm einen Zellbezirk, den man Retikular Formation nennt. Dies ist eine Art Informationszentrum, das Überwachungsaufgaben hat und gewissermaßen einer Warnanlage gleicht. Wenn es gelingen sollte, diesen Bezirk nicht nur unter Kontrolle zu bringen, sondern auch auf bestimmte Reaktionen zu steuern, hätten wir in der ersten Phase zum Endziel bereits einen Beeinflussungsfaktor gewonnen. Ein

weiterer Weg, das menschliche Verhalten zu beeinflussen und abhängig zu machen, ist das Verändern der ‚Muster‘ in den Gehirnzellen: die Moleküle in den Gehirnzellen werden umstrukturiert, indem man etwa einige Atome, aus denen diese bestehen, durch Bestandteilentfernung oder hinzufügung in der chemischen oder elektrischen Aktivität ändert.

Ein praktisches Ergebnis solcher Versuche ist, daß ein Mensch, dessen Gehirn bald nach der Geburt einer Präparierung unterworfen wird, zum billigen Roboter entwickelt werden kann. Man kann dann so weit kommen, daß man keine Polizeiroboter mehr benötigt, weil man letzten Endes die ganze Menschheit so weit bringen kann, daß sie zu stoischen, phlegmatischen und nicht rebellierenden Untertanen einer Weltregierung werden und keine Gefahr mehr darstellen. Spruchreif wird bald die Manipulation menschlichen Verhaltens, die in den Bereich der Biophysiker fällt. Dies ist eine überaus einfache Art und leichter als eine Direktsteuerung des Gehirns und lockt dieses von Körperstellen aus zur Arbeit. Man kann kleine Kapseln, mit bestimmten Chemikalien gefüllt, in den menschlichen Körper einpflanzen, die mit einem Miniaturempfänger kombiniert sind. Funkimpulse aus entfernten Sendern lassen dann bestimmte dosierte Mengen aus den Kapseln in den Körper austreten, und mit Hilfe dieses Vorganges kann eine Verhaltenskontrolle und Einsatzsteuerung, mit Höchstleistungserregern verbunden, erreicht werden. Tierversuche mit Affen haben bereits erste brauchbare Ergebnisse erbracht. Wir sind jetzt bereits soweit, daß man einen Menschen sozusagen ‚elektrodisieren‘ kann wie es ein Laie sagen würde. Auf diesem Wege wird er zu einem gefügigen Roboter. Das sind Übergangsergebnisse bis zur Erreichung des Ziels, den totalen Robotermenschen erzeugen zu können. Die Forschungen auf dem chemischen Weg sind heute schon so weit gediehen, daß man Rebellionen weitgehend ausschalten kann, wenn man beispielsweise den Menschen aggressivitätshemmende Mittel wie Methylatropin Injektionen verabreicht. Theoretisch kein Problem mehr, praktisch jedoch, mengenmäßig und auf Zeitdauer gesehen, kompliziert. Umgekehrt ist es ebenso möglich, durch Acetylcholin Menschen vor einem militärischen Einsatz oder vor großen Polizeiaktionen zu Mordmaschinen aufzuputzen. Dieses Acetylcholin muß selbstverständlich in einer genau abgewogenen Dosis verabreicht werden, da dieses Mittel eine Vielzahl von Wirkungen hervorrufen kann. So würde beispielsweise eine Überdosierung

einen Muskelzittern erzeugen und damit eine gegenteilige Wirkung des gewünschten Effekts hervorrufen.“

Rufe großer Überraschung brandeten wie eine Welle gegen den Redner. Die Gesichter der Zuhörer zeigten Erregung und Aufgewühltheit.

Copperstain fuhr unbeeindruckt fort: „Wir befassen uns ferner mit dem Denkmuster für die Gehirne. Die Umstellung der Gehirne auf automatische Denkmuster wie bei einem Computer und damit eine Einleitung zu einer Entpersönlichung des bisherigen individuellen Denkens. Die Gefahr, daß etwa eine Denkmusterreihe zu einer programmierten Massendenkpsychose führen könnte, wäre im Sinne der Manipulation ein sogar wünschenswerter Vorgang. Auch ein gesteuerter Programmfluß über die Nervenmatrizen wird den Manipulationsvorgang ergänzen. Forschergruppen stellten bereits fest, daß Kinder in ländlichen Gemeinschaftsgruppen auch mit entsprechendem Gemeinschaftssinn und völkischem Bindungsbewußtsein ausgestattet sind, während die Gesellschaftsstruktur in den Großstädten mit der Erziehungsrichtung zum proletarischen und damit zum materialistischen Denken durchwegs überbetont egoistisch und unterschwellig zunehmend asozial in der Denkschablone beeinflußt wird. Es muß jedoch verhindert werden, daß sich durch das Nebeneinander von Gemeinschaftssinn und egoistisch beeinflusstem Ehrgeiz eine Mischung ergibt, welche ein Übermaß von Intelligenz und Leistung erreicht, da sonst das Manipulationsprogramm für eine gelenkte Herde zunichte gemacht werden kann. Ein wesentlicher Faktor zur Gehirnmanipulation ist zudem die Steuerung der menschlichen Gefühle, die den Denkprozeß beeinflussen. Die Herdenvölker müssen daher schon bei der Erziehung der Kinder einer Gefühlsweltmanipulation unterzogen werden, um den dadurch beeinflussten Denkprozeß zu untermauern. Es steht ferner fest, daß das menschliche Gehirn, wenn es einmal bestimmten Vorsätzen unterworfen ist, eine Hartnäckigkeit entwickelt, diese auch vielen Widerständen zum Trotz durchzuführen. Eine Persönlichkeitsreife muß verhindert werden, um nicht Ansätze zu Aufständen entwickeln zu lassen. Die Züchtung von Minusvarianten muß also unter allen Umständen eingehalten und weiterentwickelt werden. Wenn die Wunschvorstellungen durch die Schaffung eines engen und kontrollierten Horizontes klein gehalten werden, wird auch jede Aktivität unterbunden. Ein scheinbar wunschloses Glücklichein mangels besseren Wissens innerhalb einer gesteuerten Umweltstruktur schützt unsere Herrschaft vor aggressiven Angriffen. Zur Abreagierung überhöhter

Leistungsgefühle genügen Wettbewerbsveranstaltungen, die in den Bereichen des Sports sowie der Berufsrichtungen dem Mindestmaß des menschlichen Ehrgeizes entsprechen und von weiterem fernhalten, insbesondere von gefährlichen Gefühlen für eine nationale Freiheit oder einen Volksstaat. Der Wille zur Macht weicht also manipuliert dem Willen zur Auszeichnung in der Masse. Ist es uns nicht schon allein durch die Macht der Presse und der anderen Massenmedien gelungen, die Menschen so sehr für einen hochgespielten Sport zu faszinieren, daß diese zuerst die Sportnachrichten lesen und dann erst die politischen Ereignisse des Tages?“

Wieder mußte Copperstain um Ruhe bitten. „Wir kommen nun zu einer anderen Seite der Manipulationsversuche. Ich meine damit die genetischen Forschungen! Einleitend verweise ich auf den deutschen Forscher Butenandt, der das wirksame Hormon Testosteron aus männlichen Keimdrüsen gewann, das eine starke Beeinflussung des Sexualbereiches hervorruft, aber darüber hinaus auch Persönlichkeit und Verhalten formt. Man fand bereits heraus, daß drei sechsgliedrige und ein fünfgliedriger Ring aus Kohlenstoffatomen den Grundbau der menschlichen Sexualhormone bilden, deren geringe Variationen in der Grundform maßgeblich unseren Lebenslauf entscheiden. Bei der Ordnung äußerer Kennzeichen mit Hilfe chemischer Klassifizierungen an lebenden Objekten haben wir den Ausgangspunkt gefunden, um die Beeinflussungsmöglichkeiten in dieser Richtung ebenfalls weiterzuentwickeln.“ Wieder wurden Rufe des Erstaunens laut.

„Eine andere Linie notwendiger weiterer Untersuchungen liegt auf dem Gebiet des genetischen Codes, der auf Rassenunterschiede hinweist. Dieser Code ist der Erbmassen-Paß, der eine lang verzweigte Atomkette darstellt, also ein riesiges Molekül. Jeder Mensch hat bisher seinen eigenen genetischen Code, der ebenso verschieden ist wie seine Fingerabdrücke. Von der chemischen Forschung her werden wir auch auf diesem Weg die Eigenschaften des Menschen beeinflussen können, weit über die Grundsätze von Gut oder Böse hinaus. Wir können also praktisch dann den Charakter programmieren. Es ist noch ein weiter Weg bis dorthin, aber wir werden unermüdlich daran arbeiten!“ Copperstains Stirn zeigte tiefe Falten. „Es sind Forschungen im Gange, aus der halbsynthetischen Bildung des Virus Phi x 174 eine Vollsynthese zu gewinnen. Dabei wurde bereits bewiesen, daß vier organische Basen zur Bildung komplizierter Moleküle ausreichen, und mit diesem Experiment wird der genetische Code neuerlich

bestätigt und zeichnet die Möglichkeit ab, Kreaturen nach unseren Vorstellungen und Wünschen schaffen zu können. Wir wissen nun, daß genetische Manipulationen das Erbgefüge des Menschen verändern, wie etwa experimentell erzeugte Mutationen und künstlich erzeugte Gene. Ionisierende Strahlen verändern oder inaktivieren einzelne Gene oder zerlegen ganze Chromosome in Bruchteile, die falsch zusammenwachsen oder verschwinden können. Chemische Stoffe können Gene angreifen oder Chromosomensätze vermehren. Neue Gene lassen sich durch Viren in einen Gen-Satz einführen, Laserstrahlen können Gene auslöschen. Man ist bereits in der Lage, Gene künstlich herzustellen. Vor einer Homunkulidenlösung muß übergangsweise bereits mit Mutierungen lebender Organismen gearbeitet werden. Man weiß hinreichend über die Einflüsse von Strahlen sowie von chemischen Substanzen, um die Gene des Menschen genauso wie bei anderen Arten zu Mutierungen zu veranlassen. Vor allem ist die Anzahl der mutagenen Chemikalien schon überaus hoch. Bekannt sind schon die alten Experimente, die mit den Röntgenstrahlen begannen und starke Veränderungen erbrachten. Wir leben aber im Atomzeitalter mit seinen ungleich größeren Möglichkeiten. Einer wissenschaftlichen Gruppe ist es gelungen, ein Gen aus einem lebenden Organismus zu isolieren. Hier liegt eine wesentliche Möglichkeit für weitere Forschungen zum Zweck genetischer Manipulationen. Der Mensch besitzt in seinen Körperzellen zwischen einer Million und höchstens dreiundeinhalb Millionen Gene. Nun kann man, wie es eine andere Forschungsstätte beweist, kleinste Teile aus dem Gen, also Gen-Teile nach Maß herstellen, die man bei Bedarf bei Kranken zu Schutz und Heilzwecken einsetzen kann, aber ebenso sehr kann man auf diese Art dann Persönlichkeitsveränderungen vornehmen. Ein bekannter Genetiker stellte bereits mit einem Arbeitsteam eines der einfachsten Gene der Natur, ein Hefe RNS, also ein Ribonukleinsäure-Gen, im Doppel her. Weiteres: Genmanipulationen bieten auch die Möglichkeit, die Entwicklung des Gehirns zu beeinflussen. Im Augenblick sind wir noch nicht imstande, etwas über die Lage der einzelnen Erbanlagen in den Chromosomen auszusagen, um gezielt Einfluß nehmen zu können. Zudem müßte man mehr über die Schaltungs sowie Funktionszusammenhänge des Gehirns wissen. In sogenannten Petrischalen auf dem Labortisch ist es mittlerweile bereits gelungen, Tierembryonen-Gewebeteile aus dem Rückenmark zu entnehmen, die in einzelne Nervenzellen aufgelöst wurden. Nach einer chemischen Behandlung gewonnener Einzelzellen erhielten

diese Nährstoffe, worauf aus den Einzelzellen Nervenfasern sprossen und mit anderen Nervenzellen Kontakt suchten. Es ergaben sich Synapsen, über die auch elektrische Potentiale übertragen wurden und somit in einer nur den Nervenzellen verständlichen Sprache einen Gedankenaustausch vornahm. Darüber berichtete bereits die britische wissenschaftliche Zeitschrift ‚New Scientist‘. Mit den sich abzeichnenden Möglichkeiten von Gehirnforschungen in Glasschalen zeichnen sich auch weitere Möglichkeiten kommender Gehirnmanipulationen ab.“

Copperstain holte tief Atem. „Wir dürfen vorerst kein besonderes Interesse zeigen, Roboter zu bauen, sondern müssen uns darauf konzentrieren, wie die Jesuiten es nennen, „lebende Leichname“ zu erzeugen, die genauest programmiert, eine sichere Weltpolizei darstellen, der sich nichts entgegenstellen kann. Roboter würden, wie es schon der Russe Oparin meint, bei Katastrophen alle Menschen überleben und unter Umständen auch noch bestehende Menschenreste überwältigen können. Wir dürfen aber keine Möglichkeit schaffen, welche unsere Auserwähltheit bedrohen könnte. Wir müssen alles tun, um das Volk Jahvehs als höchste Instanz dieser Welt gegen jede Bedrohung zu erhalten und zu schützen!“

Einen kurzen Augenblick blieb Copperstain wie in Trance stehen. Seine Augen schweiften über die vor ihm Sitzenden hinweg, als stünden Visionen im Raum. Eine geradezu unwirkliche Stille war um ihn herum, die Zuhörer hielten alle den Atem an.

Dann brach der Bann. Copperstain verließ das Rednerpult und begab sich wieder an seinen Platz, gefolgt von einem nun langsam aufkommenden Beifall.

Perlman löste ihn ab. Mit wenigen Worten dankte er dem Vorredner für seine Ausblicke auf seine wissenschaftliche Arbeit, wobei er nochmals die große Bedeutung einer großangelegten Manipulation am Menschen hervorhob.

„Geld wird da sein“, rief er zu Copperstain gewandt in den Saal hinein. „Wir Bankleute werden dafür sorgen, daß die wissenschaftlichen Arbeitsgruppen jederzeit notwendige Beträge von aufgestockten Konten abheben können!“ Abermals Zustimmung und Beifall.

„Und jetzt“, sagte Perlman, „setzen wir eine zweistündige Pause an. Die Anwesenden werden zu einem Imbiß ein Stockwerk tiefer gebeten!“

* * *

In der Großstadt New York lief der Alltag hektisch wie immer ab. Winde von der Seeseite her trieben Smogfahnen von der Stadt weg, die mit Wolken die Küste entlangzogen.

So kam an diesem Tag auch etwas Himmelblau über das Häusermeer am Hudson und stimmte die vielen arbeitenden Menschen freundlicher. Und niemand ahnte, daß gerade dieser Tage der Beginn einer neuen Planungsphase für große Entscheidungen in naher Zukunft war.

Diesen Tag kreuzten nur die Weisen von New York in ihren Tagebüchern an.

IX. DER ZWEITE TAG

„Alle Völker,
die Jahve dir preisgibt,
sollst du vertilgen,
ohne mitleidig auf
sie zu blicken.“

5. Buch Moses, 7, 16

Am nächsten Morgen hob sich die Sonne über das anbrandende Meer goldrot brennend in den fahl werdenden Himmel und warf unzählige Reflexe von den Fensteraugen der meerseits aufragenden Häuserfronten der amerikanischen Metropole mit grellem Blinken zurück. Das Bleigrau des Meeres wandelte sich unter einem gleichbleibenden monotonen Rauschen zu einer wie feurige Lava glühenden Wasserfläche, auf der noch weichende Nachtschatten lagen. Mit dem früh beginnenden Arbeitstag im Hafengelände stiegen gleichzeitig auch zahllose Möwen kreischend in den Himmel.

Nach und nach füllten sich die Straßen der Riesenstadt. Vom Hafen her begann das Röhren von Schiffssirenen, die Urweltlauten glichen. Von der Landseite her kamen die ersten Antworten von Fabrikspfeifen. Für die Bewohner der Millionenstadt begann ein neuer Arbeitstag, nicht anders wie vorangegangene auch. Für die Weisen von New York aber war es der zweite Tag...

Aus den morgendlichen Fahrzeugschlangen des Riverside Verkehrs lösten sich wieder Luxuslimousinen heraus und bogen in das Villenviertel ab, wo sie wie am Vortag in der grünen Tiefe des Parkes um das Perlman Anwesen verschwanden. Bei der Einfahrt durch das Tor wurden die Wagen neuerlich scharf überprüft, um jedes Einsickern ungebetener Gäste zu verhindern.

Mit dem beginnenden Vormittag waren die bereits am Tag vorher gekommenen Gäste in der Perlman Villa neuerlich vollzählig erschienen. Der überwiegende Teil der Besucher saß bereits oder stand in losen Gruppen herum und unterhielt sich angeregt. Schlag zehn Uhr stieg dann Perlman wieder auf die Erhöhung, bat um Ruhe und kündigte den ersten Redner dieses Tages an. Diesmal war der Chemiker Nathan an der Reihe.

Nathan war ein kleiner und dürrer Mann mit einer dickglasigen Brille auf der Nase. Im ersten Augenblick wirkte er ziemlich unbeholfen, als er jedoch

zu reden begann, spürten die Zuhörer sofort den Fanatismus und die Überzeugung eines Wissenschafters, der durch ein deutlich gezeigtes Selbstbewußtsein den Wert seiner Darlegungen unterstrich:

„Werte Brüder! Wenn wir uns um nur wenige Jahrzehnte zurückversetzen, dann werden wir uns erinnern, daß im Ersten Weltkrieg erstmals chemische Kampfmittel erzeugt und eingesetzt wurden. Damals war das Senfgas eine gefürchtete Waffe, die in weiterer Folge zwar durch gegenseitige Vereinbarungen der kämpfenden Teile wieder aus der Verwendung gezogen wurde, aber infolge eines anhaltenden Mißtrauens in großen Mengen einsatzbereit gehalten wurde. Es waren dies die Gelbkreuz und Grünkreuzkampfstoffe, die das Blut, die Lungen und die Haut schwerstens zu schädigen vermochten. Dazu kam dann noch die Weißkreuzgruppe, die aus dem etwas harmloseren Tränengas und aus Rachenreizstoffen bestand. Mit der Zeit entwickelten wir vor allem auch in unserem Land neue Kampfmittel, die uns der übrigen Welt gegenüber mit Vorrang ein Abschreckungsmittel sichern sollten. Dazu zählen die modernen Mittel, wie vor allem die Nervengasgruppe. Es sind dies typische Enzymblocker, die lebensnotwendige Enzyme zerstören und vor allem die Funktion der Nerven durch Einwirkung auf die Acetylcholinesterase angreifen. Weiters arbeitet man mit entsprechenden Erfolgen auch an unmittelbaren militärischen Nervenkampfstoffen, deren Basis zumeist die Gruppe des Phosphinoxids ist. Manche Rezepte sind überaus einfach, stehen aber in der tödlichen Wirkung auch den komplizierteren Versuchen nicht nach. Dies hier als eine kleine allgemeine Einführung in eine Entwicklung, die wohl weiter in unseren Laboratorien fortgeführt, aber praktisch bereits durch weitaus wirksamere Mittel abgelöst wird. Die Chemie des militärwissenschaftlichen Gebietes greift jetzt in die Großraumwirkung hinein und wird in Kürze imstande sein, von der Atmosphäre her eine Kampfwirkung über ganze Länder und Völker zu erzielen. Beginnend mit einer möglichen Vernichtung von Ernten, krebserzeugenden Verseuchungen bis zu einer Tötung von Menschen und Vieh, kann im neuen Zeitalter der totalen Kriege ein Volk geradezu ausgelöscht werden. Mit anderen Worten: das bedeutet, daß jene Macht, welche solche Mittel mit Vorrang besitzt, jedem Gegner seinen Willen aufzwingen kann.

Wir dürfen nicht warten und zusehen, wie andere Mächte solche Mittel entwickeln oder einen Vorsprung gewinnen. Wir müssen immer daran

denken, daß auch unsere Freunde in der Sowjetunion einen Alleingang antreten werden, wenn sie sich weitgehend überlegen fühlen. Denn wenn die ostjüdischen Khasaren ein kommunistisches Weltreich unter ihrer alleinigen Führung errichten können, dann werden sie es tun, ohne Rücksicht auf ihre lose Verwandtschaft mit uns Sephardim und Ashkenasim. Sie werden nur dann hinter uns stehen, wenn wir im Westen die Macht um den Tempel Salomo vereinen. Deshalb müssen wir nach allen wissenschaftlichen Richtungen hin arbeiten. Die immer mehr zunehmende Vergewaltigung der Atmosphäre und ihre Auswirkungen zeigen an, daß es auch hier Experimentieransätze gibt. Wenn man weiß, daß die Existenz von Menschen, Tieren und Pflanzen auch von der Atmosphäre her abhängig ist, dann braucht man keine Phantasie, um sich vorstellen zu können, was eine beeinflusste Atmosphäre oder Wettermanipulierung mit sich bringen kann. Bisher sorgte der Naturhaushalt unserer Erde für eine ausgeglichene Atmosphäre. Aber allein schon der immer mehr zunehmende Verkehr auf den Straßen pumpt bereits jährlich etwa hundert Millionen Tonnen und bald mehr Kohlenmonoxyde, zum Teil auch von den Mammutindustrien abgegeben, ferner mindestens dreißig Millionen Tonnen Schwefeloxycyde sowie Millionen Tonnen anderer Chemikalien in den Luftraum. Nun ist man dabei, eine Wolkenbesamung durch Silberjode durchzuführen, um damit eine Weiterbildung beeinflussen zu können. Die Weltöffentlichkeit wartet gespannt auf die ersten brauchbaren Ergebnisse und hofft, daß dann auch Trockengebiete fruchtbar gemacht werden könnten. Aber man wird die Wahrheit verschweigen, daß Jod ätzend auf die Magen und Darmgegend einwirkt, Schleimhäute im Körper reizt und leicht zu einem Erstickungstod führen kann. Auch in kleinsten Mengen greift es Gehirn, Nerven, Nieren und Leber an. Rachen und Lungenkrebs sind weitere Folgen. Wenn in den nächsten Jahren das Wetter in den verschiedenen Erdzonen verrückt spielt, dann ist es für die Wissenden das Warnzeichen, daß Wolkenbesamungsexperimente durchgeführt werden. Dabei ist es durchaus möglich, daß statt allseitiger Erwartungen in fruchtbaren Gebieten Dürrezeiten eintreten und die Erde von einer Hungersnot bedroht werden kann.“

„Wozu das noch alles, wenn wir ohnedies schon die Atombombe haben
„Aus einer rückwärtigen Sitzreihe hatte sich ein Mann erhoben, der mit schriller Stimme den Vortragenden unterbrach.

Nathan sah etwas betroffen in den Saal. Er wirkte plötzlich hilflos. Ein jetzt aufbrandendes Stimmengewirr reizte ihn noch mehr.

Perlman eilte zu ihm und bat mit erhobenen Armen um Ruhe.

„Wir haben die Atombombe!“ wiederholten jetzt andere Hörer lautstark.

Von der Fensterseite her kam ein weiterer Zuruf: „Wir haben bereits gestern so viele Möglichkeiten vorgetragen bekommen, die gezielt eingesetzt, durchaus nicht die gesamte Menschheit in Gefahr bringen. Es genügt, daß die Atombombe ein menscheitsgefährdendes Mittel ist. Wozu dann Wolkenbesamungen und Atmosphärenverseuchung, die uns alle gefährden“

„Ich habe mit der Atombombe nichts zu tun“, stotterte jetzt Nathan mit abwehrenden Handbewegungen. „Mein Sachgebiet...“

Er blieb im Satz hängen und wußte nicht weiter.

„Wir machen eine Pause!“ rief Perlman, der neben Nathan stehen geblieben war. Er nahm den verdatterten Chemiker am Arm und zog ihn vom Pult weg.

„Ich hätte noch viel zu sagen“, flüsterte Nathan zu Perlman. „Aber ich bin jetzt völlig aus dem Konzept...“ „Das ist verständlich“, beruhigte Perlman und führte ihn zu seinem Platz. „Wir werden nachmittag weitersehen.“

Die Gäste standen auf, blieben in Gruppen stehen, andere begaben sich zum Teil in den Vorraum oder in einen benachbarten Salon. Ein Teil des Wachpersonals, zugleich als vollendete Diener geschult, boten Getränke an.

Während Nathan gekränkt irgendwohin verschwunden war, sammelten sich einige Leute um Copperstain und zogen ihn in eine Nische des Salons, in der eine bequeme Sitzgarnitur mit einem kleinen Tisch stand. Einer der Gäste äußerte sofort sein Bedauern, daß Copperstains Vortrag am Vortag nicht noch ausführlicher gewesen sei.

Der Angeredete lachte auf. „Das glaube ich gerne“, gab er zu. „Über diese Dinge kann man einen ganzen Tag reden! Eigentlich ist es schade, daß unser Freund Nathan unterbrochen wurde. Es gibt da auch Dinge, die sein Gebiet berühren. Da sind beispielsweise neue Theorien aufgetaucht, die interessante Ergebnisse erwarten lassen. So arbeitet zurzeit unser amerikanischer Wissenschaftler Urey an einer Annahme, derzufolge die Ur-Atmosphäre frei von Sauerstoff gewesen sein muß. Demnach enthielt sie also nur einfache Gase, wie Wasserstoff, Wassergas, Ammoniak und Methan, zu denen dann noch später Kohlenstoffmonoxyd und Stickstoff

kamen. Nun weiß man seit Jahrzehnten, daß die Proteine eine führende Rolle bei der Entstehung von Leben bilden und am Aufbau von Aminosäuren beteiligt sind. Da diese Aminosäuren aus Molekülen von Ammoniak gebildet werden, untersucht man zur Zeit, ob die Aminosäuren in einer Ur-Atmosphäre plötzlich auftauchen können. Die bisherigen Laborversuche zeigen, daß mit ultraviolettem Licht bestrahlte Gase solche Aminosäuren bilden. Man fand ferner bereits heraus, daß bei solchen Versuchen auch Nucleotid-Teile entstanden, die Nucleinsäuren weiterbildeten, sowie der Stoff A, der den Zellen Energien liefert. Damit ist man nach langen Experimenten auf die richtige Spur gestoßen. Es steht bereits fest, daß Professor Urey in den nächsten Jahren den Nobelpreis erhalten wird.“

„Was ist dieser Stoff A?“ fragte ein Zuhörer, der sichtlich mit Interesse die Darlegungen verfolgte.

„Adenosintri-phosphat“, antwortete Copperstain bereitwillig. Ungestört durch die Zwischenbefragung fuhr er fort: „Nun arbeitet man auf den Spuren des Russen Oparin weiter, der den Ursprung des Lebens bereits in einem frühen Forschungsstadium zu finden versuchte und an organischen Molekülen arbeitete, mittels deren er zu weiteren Ergebnissen zu kommen hoffte. Er fand auch die Koerzavate heraus, kleine organische Moleküle, die in Tropfenkapseln aufbewahrt, mit Nucleiden und Aminosäuren angereichert, lebende Zellen bilden und schließlich eine Zellteilung erreichen können. Damit stehen wir am Beginn der Entdeckung des Lebens mit Hilfe künstlicher Zellen. Nun haben die Molekularbiologen weitere große Aufgaben vor sich.“

Copperstain machte eine kurze Pause. Als er um sich gespannte Mienen sah, seufzte er und zuckte leicht mit den Schultern. „Da gibt es noch mancherlei anderes. Wenn man beispielsweise weiß, daß Kleinkinder die in vielen proteinhaltigen Lebensmitteln vorkommende Aminosäure Phenylalanin nicht abbauen und ohne eine rechtzeitige Behandlung zu Idioten werden, so daß sie nicht einmal mehr allein essen und sich sauberhalten können, so braucht man nur Allergien zu erzeugen und durch orale Präparate anstelle eines Genozids aufmüpfige Völker idiotisieren, die dann von selbst zugrunde gehen und aussterben. Das ist also eine Sache. Eine andere führt wieder in das Gebiet der Gene. Hier zeigt das Beispiel des Huntingtonschen Veitstanzes, daß sich diese Krankheit durch ein schadhaftes Gen nach der Mendelschen Erblehre zunehmend verbreitete.

Auch die Gene sind demnach nach zwei Richtungen manipulierbare Elemente. Damit kommen wir schließlich zu einer neuen Phase einer politischen Eugenik! Und weiter: Um Entpersönlichung und Entvölklichung zu manipulieren, müßte man in naher Zukunft dazu übergehen, die Fortpflanzung biochemisch zu steuern, wobei gleichzeitig zwei Veränderungen eintreten werden.

Erstens die zuvor aufgezeigte Isolierung des Individuums aus den bis dahin bestandenen Gemeinschaften und zweitens ein Abbau der Gefühlsbeziehungen zwischen den Geschlechtern und damit ein Aufhören von Familiengruppen. Die neu zu regelnden sozialen Verpflichtungen obliegen dann zur Gänze dem Weltstaat von morgen. Zudem ist letztlich auch eine wesentlich leichtere Geburtenregelung möglich, denn der Staat bestimmt die Zahl der jährlich künstlich zu erzeugenden Leben aus den Retorten. Das heißt also, die zukünftigen Diener für Salomos Tempel werden dann nur noch nach ausgegebenen Lizenzzahlen erzeugt.“

„Sie zählen da seit gestern eine überaus lange Kette von Möglichkeiten auf, so daß die Wahl ihrer Anwendung schwerfällt“, warf einer der Zuhörer ein. „Wenn man von dem gegen Bruder Nathan gerichteten Einwand von der Macht der Atombombe absieht, dann reicht bereits Ihre Möglichkeitsliste für alle Varianten zu einer Festigung einer Vormachtstellung!“

Copperstain nahm dies als Anerkennung hin, zeigte sich jedoch ruhig und gelassen. „Ich weiß, daß unsere Wissenschaft alle Trümpfe hält. Zudem halte ich unsere Methoden für subtiler und auch für nachhaltiger. Natürlich kann man auch um etliche Grade härter operieren. Da wäre beispielsweise die Massenzüchtung eines Virus eine sehr gefährliche Waffe, die ganze Völker nach einer gezielten Infektion gegen bestimmte chemische Substanzen überaus empfindlich machen kann. Allein die Androhung eines Präparate-Einsatzes könnte dann genügen, um Rebellen gefügig zu machen. Man muß nur darauf achten, daß kein Virus entsteht, der die ganze Menschheit und damit auch uns auslöschen kann. Lohnenswert wäre dann noch ein weiterer Versuch, Tiere durch Intelligenzpräparate der Biochemie für einfache Arbeiten einsetzen zu können und neben einer durch Geburtendrosselung dezimierten Menschheit als gefahrlose Hilfskräfte heranzuziehen.“

„Und so weiter, und so weiter..“ witzelte der Mann von vorhin. „Sie haben ein geradezu unerschöpfliches Repertoire, Bruder Copperstain!“

„Nicht ich“, wehrte der Wissenschaftler ab. „Meine Wissenschaftsgruppe zweigt sich nach vielen Richtungen ab.“

Jetzt beugte sich ein anderer Mann aus der Runde vor. Er wirkte durch ein asketisch gezeichnetes Gesicht und durch tief in den Höhlen liegende Augen wie ein Fanatiker.

„Ein Thema, meine Brüder, steht nicht auf unserem Programm. Das ist die Macht einer von uns schon lange erfolgreich praktizierten Kabbala. Dazu kommen noch weitere parapsychologische Elemente, die schon seit Jahrhunderten ihre Tauglichkeit auf einer anderen Kampfebene erwiesen haben.“

„Einen Augenblick“, unterbrach Copperstain. „Diese Dinge sind keine wissenschaftlichen Disziplinen und daher außerhalb meines Betrachtungsfeldes. Ich lasse Sie daher lieber allein...“

Der Mann mit den dunklen Augen hielt den Wissenschaftler mit einer eindringlichen Geste zurück. Warum wollen Sie meinen Meinungen keine Toleranz entgegenbringen?“ Er sah die Mithörer ringsum mit eindringlichen Blicken an.

„Bauen wir nicht alle am Tempel? Jeder auf seine Weise?“

„Meinetwegen...“ Copperstain nickte ergeben.

„Habt ihr vergessen, daß es zur Zeit Salomos fliegende Tische gab?“ Ohne auf die verblüfften Gesichter zu achten, fuhr er fort: „Die Teutonen nennen sie Manisolas; sie haben diese Bezeichnungen von den Katharern in den Pyrenäen übernommen. Der Maure Beidhawi erwähnte unser sakrales Gerät aus dem Tempel in der fünften Sure des Korans...“

„Was soll das?“ knurrte Copperstain leicht gereizt.

„Langsam, Bruder, langsam!“ Der sanft Getadelte hob wie beschwörend die Hände hoch. „Ich sage das nur, weil diese Tatsache mich vor dem Verdacht der Lächerlichkeit schützen soll. Sie alle hier mimen Überlegenheit und Sachlichkeit, aber insgeheim sind wir alle ohne Ausnahme Kabbalisten! Sie alle wissen doch, daß viel von unserem geheimen Wissen seit alters her im Alchimistenviertel der Prager Altstadt, am Fuße des Hradschin, gehütet wurde. In diesen uralten Gewölben werden auch jetzt noch immer nach überkommenen alten Rezepten und Aufzeichnungen heimlich alchimistische Experimente und Forschungen betrieben. Die Prager nannten unsere Leute dort seit eh und je scherzhaft Goldmacher, denn sie hatten ja keinen Einblick in die geheimen Künste der Meister. Viele von ihnen waren wissende Juden, welche die Alchimie und

Kabbala zusammenlegten. Heute haben wir die Goldmacherei nicht mehr nötig, denn unsere Bankenmacht hat genug davon. Mag sein, daß noch einige Gojim mit alten Rezepten laborieren. Andere versuchen es jetzt wohl mit der Erforschung der höheren Bewußtseinsbildung und geistiger Verinnerlichung. Unsere Leute aber experimentieren mit geheimen Mächten, um uns noch mehr Macht zu bringen. In diesem alten Teil von Prag liegt auch die Geburtsstätte des Golem, des Unfertigen, der Schöpfung des Rabbi Jehuda Löw, des großen Meisters der Kabbala und der schwarzmagischen Künste. Dieser Golem wurde damals vorzeiten aus Lehm einem menschlichen Wesen ähnlich nachgebildet. Das war vor etwa vierhundert Jahren. Durch die Zauberkraft der magischen Silbe ‚Schem‘ hat ihn der Rabbi zum Leben erweckt und zu einem Dienerroboter entwickelt. Solche und andere Legenden ranken sich um das alte Alchimistenviertel, das heute noch viele Geheimnisse hütet, die einer ernsthaften Forschung wert wären. Die alte Stadtbibliothek von Prag ist noch voll alter Schriften, in denen seit dem Ende dieses Krieges tschechische und russische Wissenschaftler herumwühlen und ihnen Geheimnisse und Hinweise zu entreißen versuchen. Erst vor kurzem hat der sowjetische Forscher und Weltraumexperte Ziolkowskij darauf verwiesen, daß er in diesen Schriften maßgebliche Anregungen fand. So enthielten alte Niederschriften aus dem 18. Jahrhundert Raketenstudien und anderes Material mit wertvollen Anregungen und Unterlagen für Entwürfe von Raumschiffen.“

„Was?“ Copperstains nachsichtige Miene zeigte plötzlich Interesse.

Entwürfe von Raumschiffen“, wiederholte der Sprecher gedehnt und blickte triumphierend um sich. „Die Männer der Magie haben auch Wesentliches beizutragen! Doch weiter: Man fand sogar Aufzeichnungen über Themen wie Wellenmechanik, Düsenantriebe, Quantentheorie, über Atomphysik und vieles andere. Die alten Alchimisten und Magier wußten viel und waren der modernen Physik schon lange voraus.“

„Und warum saßen sie auf diesen goldenen Eiern in ihren Gewölben, anstatt diese Dinge der Wissenschaft zugänglich zu machen?“ Copperstains Stimme zeigte eine Mischung von leichtem Spott und Neugier.

„Aih, bei Ben Akibas Yarmulke, bei seinem schönen Käppi, was ist das für eine Frage? Hehe! Hätten wir die gesammelten Geheimnisse schon in den vielen Jahren vorher preisgeben sollen, ohne Nutzen für unseren Tempel zu haben?“

„Was wissen Sie sonst noch?“ fragte Copperstain mit Interesse.

„Das Gesagte und noch viel mehr“, lächelte der Gefragte.

„Jetzt bin ich klüger“, sagte der Wissenschaftler ironisch.

„Ich habe Sie bisher noch nie in unserem Kreis gesehen. Wer sind Sie eigentlich?“ „Ich bin der Rabbi Schmuel“, kam die Antwort nach kurzem Zaudern. „Aber ich bin nur ein Diener eines großen Meisters!“

„Am Ende kommen Sie auch von Prag?“

„Ich nicht, aber der Meister! Und über seine Verbindungen wissen wir, daß die Sowjets besonders eifrig nach deutschen Raketenspezialisten fahnden und gleichzeitig unentwegt in den Prager Bibliotheken herumsitzen. Nach ihren eigenen Angaben haben sie viel Wertvolles gefunden. Vieles aber konnten unsere Brüder in den Gewölben verstecken und sichern. Der Ostblock hat der alten Alchimie eine Brückenfunktion zur modernen Forschung eingeräumt, als die Männer der Wissenschaft das aufgefundene Material durchgearbeitet hatten. Ein weiterer Zweig für die Nachsuche ergab sich auf dem Gebiet des Paranormalen, das aus der alchimistischen Wurzel sich abzweigend entwickelte.“

„Und warum sagen Sie uns das jetzt alles?“ fragte Copperstain erneut.

„Auf diese Frage habe ich gewartet“, versetzte der Rabbi sanft.

Eindringlich fuhr er fort: „Wir bauen jetzt bei Tel Aviv die Beite Midraschim, Zaubenhäuser für paranormale und parapsychologische Laborversuche, um mit den Mitteln alter Erkenntnisse, mit der Kabbala und mit magischen Kräften ein esoterisch operierendes Zentrum, das ‚Zelt‘ der Levitenheere, aufzubauen. Wir senden jetzt überallhin unsere Boten aus, um die alten Wissenden wieder zu sammeln und wichtige Leute aus Prag herausholen zu können. Wir müssen auch diese Kräfte in den Dienst unseres jungen Staates stellen.“

„Wie stellen Sie sich das eigentlich vor?“ Wieder war es Copperstain, der im Namen aller Zuhörer die Frage stellte.

„Ich werde Ihnen ein Beispiel erzählen“, gab Rabbi Schmuel zurück. „Da gab es vor Jahren in Polen einen Glaubensbruder namens Wolf Messing. Er hatte einen Ruf als besonders befähigter Telepath, und deshalb wurde er von der Gestapo der deutschen Besatzungsmacht gesucht. Hitler selbst hatte davon gehört und wünschte diesen Mann zu sehen. Messing hatte auch eine hellseherische Gabe und zögerte nicht, sein Wissen bekanntzumachen, daß er in einer hellsichtigen Stunde Hitlers Scheitern voraussähe. Auch das erfuhr der Herr des Dritten Reiches. Ein Grund mehr, Messings habhaft zu werden, der nach einer ermüdenden Jagd gefangen werden konnte. In der

Gestapo Dienststelle in Warschau setzte er seine paranormalen Fähigkeiten ein, indem er dem Chef der Polizei den Befehl suggerierte, daß sich die gesamte Dienststelle, Männer wie Schreiberinnen, in einem großen Raum einzufinden hätten, ebenso die Wache vor seiner Zelle, der er eine Aufschließungsorder aufzwang und ebenfalls zum Chef sandte. Während des Tumults flüchtete er und gelangte nach einigen Beschwerden nach Rußland. Dort ergriffen ihn in Gomel NKWD Leute und meldeten den Fang ihrer Zentrale. Berija berichtete Stalin, und letzterer gab den Befehl, Messing herzuschaffen. Als der Telepath vor dem Kremlherrn stand, bot ihm dieser die Erfüllung aller Wünsche an, wenn er seine Dienste dem Kreml anböte. Messing sagte zu. Daraufhin bat Stalin um eine Probe seines Könnens. Auch damit war Messing einverstanden. So schlug Stalin vor, er möge mittels seiner Fähigkeiten aus einer Bank in Moskau 100.000 Rubel herausholen. Messing machte kehrt, ging in die bezeichnete Bank, legte dem Kassier einen weißen Zettel hin und kassierte kaltblütig den geforderten Betrag, den der Kassier am Schalter auf der Vorlage zu lesen vermeinte. Nun bat Stalin von Neugier getrieben um eine weitere Vorstellung und gab Messing den Auftrag, trotz der strengen Wachabsperungen unangemeldet in sein Arbeitszimmer zu kommen. Wieder war Messing einverstanden. Stalin gab nun den besonderen Sicherungsgruppen den strengen Befehl, Messing unter allen Umständen daran zu hindern, bis zu seinem Arbeitszimmer vorzudringen. Dennoch gelang es dem Telepathen mühelos, plötzlich vor Stalin zu stehen. Auf die verblüffte Frage des Diktators, wie er dies bewerkstelligt habe, antwortete Messing, er habe bei den Wachen suggestiv den Eindruck hinterlassen, den Geheimdienstchef Berija passieren zu sehen. Er, Messing, habe ja gewußt, daß Berija eine Sondergenehmigung besaß, als einziger Mann zu jeder Tages und Nachtzeit unangemeldet vor Stalin treten zu können. So nahm der Diktator trotz seiner antijüdischen Regungen den Mann in seine Dienste. Zum Dank sagte ihm Messing dann voraus, daß die Sowjetpanzer durch Berlin rollen würden und ebenso das Datum des Kriegsendes.“

„Ist das wahr? „entfuhr es einem Zuhörer, der ungläubig den Kopf schüttelte.

„Das ist authentisch!“ erwiderte der Rabbi lakonisch. „Und auch ich sage voraus, daß in wenigen Jahrzehnten paranormale Medien oder Akteure eine zunehmend große Rolle in den Nachrichtendiensten spielen werden. Schon in diesem Krieg haben die Engländer mit der Astrologie gearbeitet, ohne

noch die paranormalen Kräfte zu beachten, mit denen bereits die Teutonen experimentierten. Die Engländer nahmen den halbjüdischen Saardeutschen Louis de Wohl als Emigranten wohlwollend auf, und da er als Astrologe europäischen Ruf besaß, teilten sie ihn der Royal Navy zu. So wurde der Emigrant Hofastrologe bei der britischen Admiralität. Wie den vorhandenen Aktenunterlagen zu entnehmen ist, fiel die Erfolgsserie der Kriegsmarine mit den Empfehlungen von Louis de Wohl zusammen.“

„Nicht uninteressant“, meinte Copperstain. „Von diesen Dingen habe ich keine Ahnung, aber ich gebe zu, daß sie interessant sind.“

Doch was hat das alles mit den geplanten Beite Midraschim zu tun?“

„Sehr viel“, sagte der Rabbi todernst. „Auch wir brauchen Geld aus der großen Wallstreet Schüssel! Ihr alle müßt uns helfen, das ‚Zelt‘ stark zu machen. Oskar Goldberg schrieb ja bereits 1925, daß das Zelt der Leviten eine metaphysische Spannkraft erzeugen und eine Heimstatt für magische Experimente und Evokationen werden solle. Auch die Kabbala muß ihren Anteil zum großen Sieg beitragen. Isidor Loeb's Lebenswerk in der Zusammenfassung des großen Geheimwissens, die Theorien von Bereschit, Sepher Jesira, von Marcaba und Zohar, müssen den Studierenden wieder zugänglich gemacht werden, damit die metaphysischen Spekulationen neu aufleben. Sie enthält zudem die Traditionen der Patriarchen, die Wahrheit über das verborgene Wesen Jahves, das Geheimnis der Genesis und die Geschichte des himmlischen Wagens!“

„Halt!“ Einer der Zuhörer sprang unvermittelt auf. „Ist dieser himmlische Wagen der fliegende Tisch Salomos?“ Er zögerte kurz, dann fügte er noch hinzu: „Es gehen Gerüchte herum, daß die Teutonen Flugscheiben bauten und verbergen?“

„Der Himmlische Wagen gehört zum ‚Zelt‘, und die Wissenden dürfen nichts aussagen. Es ist noch zu früh! Und die Flugscheiben der Teutonen fliegen!“ Ausrufe des Erstaunens unterbrachen den Rabbi. Selbst Copperstain rückte hoch.

„Sie fliegen“, wiederholte Schmuël. „Keine alliierte Macht konnte der Scheiben habhaft werden. Sie wurden nach geheimgehaltenen Meldungen vereinzelt gesehen, aber sie waren mit überhöhten Geschwindigkeiten blitzartig weg, wenn ein Flugzeug am Himmel auftauchte. Dem Vernehmen nach sollen sie kein Hakenkreuz mehr als Hoheitszeichen führen, sondern eine Schwarze Sonne!“ Die Zuhörer zeigten verständnislose Gesichter.

„Es ist die sol niger, im eigentlichen Sinne ein dunkler Purpur, der als Farbe dem Sonnenzeichen der Arier unterlegt wurde, um anzudeuten, daß sie Wissende sind. Sie kennen die Geheimnisse der Alchimie und der Archetypen. Dahinter stehen Thuleleute, die nicht mit der Masse der Nazi gleichzusetzen sind. Diese beiden Richtungen haben sich auseinandergelebt. Die Infiltration bei den Nazisten hat ihre Partei in unserem Sinne von ihren Ursprünglichkeiten weggeführt und zu Maßnahmen verleitet, die den Haß der Welt nach sich ziehen mußten. Wir haben Hitler eingekreist und blind gemacht, die guten Kräfte der Teutonen entmachten lassen und ihre Wissenden vom Volke getrennt. Und gerade diese Wissenden sind uns entschlüpft, und mit ihnen verschwanden diese Flugscheiben und manches andere mehr. Teile von ihnen horsten in der Antarktis und haben vor einiger Zeit Admiral Byrd vertrieben, als dieser ihren Stützpunkt angreifen wollte. Andere von ihnen versickerten irgendwo im südamerikanischen Raum, wir wissen noch nichts Näheres.“

Schmuel sah die um ihn Sitzenden ernst an. „Wir brauchen für den endgültigen Tempelbau die Wissenschaft, aber darüber hinaus auch einen eigenen Nachrichtenapparat in Israel. Und dieser Nachrichtenapparat benötigt wieder die Hilfe der Beite Midraschim. Wir müssen mit unseren paranormalen Mitteln eine Überlegenheit bekommen, ehe andere Länder sich ihrer bedienen. Bereits vor etwa zweihundert Jahren sagte der damals berühmte Alchimist Jean Baptiste van Helmont, daß sich im Menschen eine latente magische Kraft befindet, die durch die Kunst der Kabbala geweckt werden kann. Laßt die Welt heute lachen, morgen wird sie eines Besseren belehrt sein.“

„Ich glaube an die geheimen Künste unserer Meister“, sagte ein Gast aus der Runde. „Ich bin sicher, daß man auch die Vorhaben für den Bau der Beite Midraschim mit ausreichenden Mitteln unterstützen wird. Niemand wird Einwände dagegen haben. Dagegen bestürzt mich die Sache mit den Flugscheiben der Teutonen! Wir alle haben bisher nichts in den Zeitungen gelesen, daß es neuartige Flugkörper gibt. Was wird dagegen unternommen?“

Schmuel wiegte den Kopf. „Ich sagte schon, daß wir keine näheren Angaben über die Scheiben besitzen. Angeblich sollen die Sowjets Fragmente von Scheiben oder Plänen erbeutet haben. Aber wenn dies zutrifft, dann werden wir auch nichts darüber von den Khasaren erfahren. Im Augenblick können wir nichts anderes tun als abzuwarten, bis die

Teutonen Fehler machen. Sie sitzen im schwarzen Zentrum. Wenn sie nicht aufpassen, werden sie von den Dämonen aus dem Dunkel vernichtet.“

„Auf das will ich mich nicht verlassen“, warf Copperstain zweifelnd ein. „Ich bin mehr für handfeste Hinweise. Und was ist mit den Nazis in Südamerika? „Der Rabbi zuckte mit den Schultern. „Man beobachtet überall, aber es sieht nach nichts Gefährlichem aus. Es gelang wohl einer Anzahl von ihnen, sich unserer Rache zu entziehen, doch werden sie kurz über lang erwischt werden. Es sind natürlich einige potentielle Leute darunter. Es kann ebenso sein, daß auch Thuleleute, die für die Zukunft interessant sind, in den südamerikanischen Raum gekommen sind. Noch weiß man nichts Genaueres. Jedenfalls sind das nun zwei verschiedene Dinge. Sie können zurzeit kein Unheil anrichten, wenn wir auch in diesem Teil der Welt dafür sorgen, daß Böses geredet wird über sie, damit sich die Welt von ihnen abwendet in Haß und Verachtung. Denn dann werden sie einsam werden, die Fruchtlosigkeit eines weiteren Widerstandes einsehen und in einem Nichts zugrunde gehen.“

„Warum trennen Sie die Nazis und die Thuleleute?“ fragte ein Zuhörer.

„Weil es nicht dasselbe ist“, erwiderte Schmuel. „Die infiltrierten Kräfte und dummen Gockel haben Hitlers Partei dem Untergang entgegengetrieben und den Kurs gesteuert, der zur Selbstvernichtung führen mußte. Die Thuleleute igelten sich ein, schrieben die Gegenwart ab und setzen auf ein Morgen. Sie sind keine Demokraten und lassen sich daher nicht in die Schablone der von uns kontrollierten Staatsform pressen. Sie sind nicht Partei. Sie träumen von einem Reich unter dem Mitternachtsberg, dem alten Zentrum der Polarier. Ihr Thule ist überall dort, wo ihre letzten Zufluchtsorte sind. Und wir können sie nur vernichten, wenn wir sie mit einem finsternen Aberglauben, mit Abhaltung schwarzer Messen, mit der Behauptung von Blutriten in ihrer Gemeinschaft, als böse Schwarzmagier und als Mördergesellschaft verteufeln. Wir müssen sie zum Auswurf der Welt stempeln. Die Nazisten haben sich durch ihre vielen Fehler, die wir zumeist provozierten, selbst vernichtet. Ihre Partei starb mit Hitler. Solange es uns gelingt, die völkische Idee und den Traum vom Thule Reich der Teutonen mit der Linie der Hitlerpartei gleichzusetzen, brauchen wir keine Sorgen auf unserem Weg zur Macht zu haben. Wir haben jetzt sogar den Vorteil, daß wir alle nationalen Bewegungen der Welt als Nazismus abtun können, weil deren Hauptgrundsätze zwangsläufig auch von den Nazisten in ihr Programm übernommen wurden. Ist es nicht so, daß das einfache

Wort ‚Nazismus‘ heute bereits genügt, jede nationale Regung in den Völkern zu verhindern?“

Rabbi Schmuel sah triumphierend in die Runde. „Wir haben die Nazis geschlagen und werden auch mit den verbliebenen Thuleleuten abrechnen, wenn sie aus ihren Schlupflöchern herauskommen. Unsere jetzige Weltpolizei sind die Logen und unsere eigenen Organisationen. Durch unerbittliche Strafen haben wir innerhalb der Logen in den Ländern jeden Widerspruch gegen unsere Anordnungen im Keime erstickt und halten unsere Vertrauensmänner in strengstem Gehorsam. Damit haben wir das Instrument, das uns absichert. Und jetzt werden Sie, meine Brüder, begreifen, warum auch unsere Gruppe um den alten Meister aus Prag Geld braucht. Wir können Maßgebliches beitragen zum Bau des neuen Tempels!“

Copperstain hatte ein nachdenkliches Gesicht bekommen. „Ich werde Ihr Anliegen bei Bruder Perlman unterstützen“, sagte er langsam. „Sie gehen andere Wege als ich und haben sich andere Aufgaben gestellt. Ihr Boden ist die Kabbala und meiner die Wissenschaft. Aber ich habe nichts gegen Ihren Weg und wünsche auch Ihnen Erfolg!“

Der Kreis um den Wissenschaftler und den Rabbi applaudierte verhalten. Gleichzeitig kam jetzt von irgendwoher das Schrillen einer Klingel.

„Gehen wir in den Saal“, forderte Copperstain die um ihn Stehenden auf. „Wir werden gerufen!“

* * *

An diesem Tag des geheimen Treffens in Perlmans Villa hatten zwei irische Expolizisten vom Wachpersonal Haussicherungsdienst an der Außenfront. Sie drehten langsam Runde um Runde mit jeweils kurzen Pausen vor den eingefahrenen Wagen. Der heiße Julitag trieb ihnen den Schweiß aus den Poren, doch zogen sie den Außendienst immer noch dem Innendienst vor.

O‘Shannahan, der aus der südirischen Stadt Cork stammte, war an diesem Tag etwas nervös. Jedesmal, wenn er mit seinem Begleiter an der Hausfront unterhalb des Saales vorbeikam, stellte er sich vor die Öffnung eines Abzugskanals und bedeutete seinem Gefährten O‘Conaill ruhig zu sein. Dann schüttelte er ärgerlich den Kopf und eilte dem langsam vorausgehenden Wächter nach.

Einige Runden hindurch hatte O‘Conaill das sonderbare Gehaben seines Partners beobachtet, ohne Fragen zu stellen. Als dann O‘Shannahan wieder

einmal etwas länger im Vorbeigehen vor der Abzugsöffnung verharrte, fragte er: „He old Chap, suchst du Schlangenmenschen?“

Der Gefragte schüttelte den Kopf. Sich vorsichtig umsehend, sagte er halblaut:

„Heute ist nichts auszunehmen. Zu viele Stimmen in einem Durcheinander. Gestern war es anders.“

„Ouuuh! „O‘Conaills Gesicht zeigte plötzlich Neugier. „Was gibt es denn so Interessantes zu hören, he?“

„Pst! „O‘Shannahan machte abermals eine Geste des Schweigens. Dann setzte er leise hinzu: „Das ist hier ein merkwürdiger Abzugskanal. Von hier aus kann man unter gewöhnlichen Umständen jedes Wort vernehmen, das bei Vorträgen im Saal gesprochen wird. So habe ich auch gestern überaus interessante Dinge erfahren, auch wenn ich diese nur bruchstückweise im Vorbeigehen auffangen konnte. Wir Söhne der Grünen Insel sind ja nicht gerade auf den Kopf gefallen. Die Bruchstücke des Gehörten haben mich erschauern lassen.“

„Du hast gelauscht?“

„Zuerst nicht ganz freiwillig. Als ich zufällig vor dieser Abzugsöffnung stand, hörte ich Stimmen. Und bei einer Kontrolle muß man doch auf alles achten. Aber dann...“

Der Ire packte seinen Gefährten am Arm. „Dann konnte ich nicht genug hören. Wenn du wüßtest, was hier gestern alles gesprochen wurde, würdest du auf der Stelle umfallen!“

„Du willst wohl deinen Job hier loswerden“, sagte O‘Conaill.

„He! „O‘Shannahan zog die Augenbrauen zusammen und trat einen Schritt zurück. „Willst du mich beim Boß melden?“

„Das habe ich nicht gesagt“, wehrte der Gefragte ab. „Aber du weißt ganz genau, wie streng in diesem Hause die Vertragsbestimmungen unserer Einstellung sind. Und was soll uns das schon angehen, was die großen Bosse da oben reden?“

„Komm! „O‘Shannahan zerrte seinen Gefährten am Arm haltend weiter. An der ruhigen Hinterfront des Gebäudes blieb er stehen und sah sichernd um sich. Dann begann er wieder: „Ich habe gestern immerhin so viel gehört, daß mir heute noch reichlich schwül um den Kragen ist. Da haben die Eggheads in ihren Vorträgen so allerlei dahergeredet. Die hohe Wissenschaft soll für Menschenmanipulationen herhalten, die Bank und Börsenbosse wollen eine Einweltregierung errichten, und wer wider den

Stachel löckt, den soll Gottes Zorn treffen. In dieser Art ging es den ganzen Tag dahin. Natürlich konnte ich nicht den ganzen Tag vor dem Hörkanal stehen, und die vielen gewählten Worte und wissenschaftlichen Bezeichnungen habe ich auch nicht alle verstehen können. Aber worum es da oben geht, das hatte ich schnell heraus! Was die da mit unserer Welt vorhaben, das geht auf keine Kuhhaut!“

„Sei still“, warnte O‘Conaill. „Mische dich nicht in solche großen Dinge hinein. Dazu ist deine Schuhnummer viel zu klein. Wenn du nur etwas zu piepsen anfängst, dann kaufst du dir höchstens einen kleinen Betriebsunfall ein. Und je nach deinem Vorleben auf Erden wirst du sehr schnell ein harfespielender Engel auf rosa Wölkchen oder ein Hot dog auf einem Sandwich des Teufels sein. Ich kann dir nur raten, halte dich an den alten Satz: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“

„Ja, ja, ich weiß. Wessen Brot du ißt, dessen Diener bist du! „Der Ire zeigte sich zornig. „Du kriechst auf dem Bauch vor dem Goldenen Kalb! „Seine Augen funkelten, dann spuckte er verächtlich aus.

Jetzt zeigte der andere Unwillen. „Als wir hierherkamen, warst du froh, diesen Job bekommen zu haben“, sagte er. „Als Cop in der City bist du damals ganz schön auf die Nase gefallen. Ich habe es mir jedenfalls abgewöhnt, einen Weltverbesserer spielen zu wollen. So wie es Tag und Nacht gibt, wird es auch Dickbäuchige und Hungrige geben. Die einen sind oben und die anderen unten. Es soll mich wenig kümmern, wer sich in der Welt als Herr aufspielen will. Vor irgend jemandem müssen wir immer auf dem Bauch kriechen. Das ist einmal so, und du kannst es nicht ändern. Ist dein irischer Schädel zu dick, um das zu verstehen?“

„Nein“, erwiderte O‘Shannahan heftig. „Eine solche Ansicht verstehe ich nicht! Ich will mir wenigstens diesen Herrn aussuchen, vor dem ich auf dem Bauch kriechen soll. Bei dir genügt es wohl, daß einer einfach daherkommt, sich großspurig zeigt und als Herr angeredet sein will.“

„Spuck gegen den Wind, wenn du kannst“, brummte O‘Conaill verdrießlich.

„Du hast schon vergessen, weshalb wir Iren aus unserer Heimat in die Staaten gekommen sind“, gab O‘Shannahan ärgerlich zurück. „Deinen Eltern und dir hat die britische Herrschaft in Irland nicht zugesagt. Aus diesem Grunde seid ihr so wie wir alle auf und davon gegangen. Und jetzt? Jetzt denkst du anders!“

„Du redest zu viel“, versetzte der Getadelte gereizt. Und etwas versöhnlicher werdend fügte er hinzu: „Wir werden doch schon langsam alt, Shanny. Warum noch Abenteuer in der Politik suchen? Warte wenigstens dein Altersgeld ab, dann kannst du dich in einen Winkel stellen und einen kollernden Truthahn spielen.“

„Du hast einen großen Kopf, aber wenig darinnen“, polterte O‘Shannahan.

„Sonst müßtest du wissen: wenn du dich nicht mit Politik befassen willst, dann wird sich die Politik auf jeden Fall mit dir befassen!“

„Soll sie...“ sagte O‘Conaill phlegmatisch. „Ich habe hier eine gute Bleibe, und mehr will ich nicht. Und wenn ich mein Ruhegeld bekomme, dann fahre ich irgendwohin fischen. Komm gehen wir weiter!“

Wortlos setzten die beiden Iren ihre Rundgänge um das Haus fort. O‘Shannahan hatte jetzt jede Lust verloren, im Vorbeigehen weiterzuhorchen. Eine leichte Verstimmung war zwischen ihnen.

* * *

In der Nacht, nachdem die letzten Gäste Perlmans Villa verlassen hatten, riß O‘Shannahan aus. Sein irischer Dickschädel und das alte Rebellenblut der Leute von der Grünen Insel hatten seine Aufsässigkeitsgefühle nicht unterdrücken können. Es war die irische Wildheit, die ihn die New Yorker Polizeuniform gekostet hatte, die ihn nun abermals das Denken vergessen ließ. Was er am Vortag erlauscht hatte, ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen.

Es machte ihm keine besondere Mühe, auf die Straße zu gelangen. Was er an Bargeld besaß, hatte er bei sich, und das war nicht einmal wenig. Seit er bei Perlman in Diensten stand, hatte er kaum Ausgaben, da ihm auch freie Unterkunft und Verpflegung zustanden. Flüchtig dachte er daran, daß O‘Conaill nicht so ganz unrecht hatte, wenn er seine Bleibe pries. Sein Trotz aber behielt die Oberhand.

Was er jetzt weiter wollte, war ihm noch nicht ganz klar. Als er zur Riverside gekommen war, beschloß er weiterzutrablen und auf ein Taxi zu verzichten. Vor dem Morgen würde niemand sein Verschwinden aus dem Perlmanhaus bemerken, und wenn O‘Conaill nicht petzte, konnte er unbehellig in einer anderen Stadt auftauchen und eine neue Arbeit suchen.

Das Gehörte quälte ihn. Er war deswegen davongelaufen und fand gleichzeitig keinen Grund, diese plötzlich empfundene Unüberlegtheit

rechtfertigen zu können. In diesem Zwiespalt und Zweifel befangen, beschloß er vorerst, den Rest der Nacht in einem kleinen Hotel zu verbringen, wo man nicht auffiel.

Die kühle Nachtluft erfrischte ihn. Nach verschiedenen Überlegungen kam er zu dem Entschluß, daß es besser sei, nicht allzusehr auf die Anständigkeit von O'Conaill zu bauen. Denn dann würde Perlman zweifelsohne alles daransetzen zu verhindern, daß etwas von dem Gehörten an die Öffentlichkeit komme. Und O'Shannahan wußte nur zu gut, daß sein Boß trotz seiner hohen und geachteten Stellung nicht davor zurückschrecken würde, einen Gangsterchef zu dingsen, der ihn dann mit seiner Meute jagen würde.

Als ehemaliger Cop wußte er nur zu gut, wie er sich in der an Verbrechen reichen Stadt nachts zu bewegen hatte. Er hatte seine Pistole bei sich, wollte aber unter allen Umständen jedem Zwischenfall aus dem Wege gehen.

Unangefochten erreichte er nach einem längeren Trab ein kleines Absteighaus. Ein mürrischer Portier gab ihm nach Eintragung in das Gästebuch einen Zimmerschlüssel. Er zögerte nicht, einen falschen Namen einzutragen.

Die restliche Nacht war kurz. Als sich durch das verhängte Fenster des Raumes der aufhellende Morgen stahl, war der Ire bereits wach. Er hatte nur wenige Stunden und unruhig geschlafen. Seine Empfindungen waren zwiespältig, und er rang mit sich selbst. Er dachte an O'Conaill, der zur gleichen Stunde sorglos seiner baldigen Versorgung entgegenschlief und ohne Probleme seine Tage verbrachte.

Wenn er sich jetzt aufraffte und mit einer billigen Ausrede zu seinem Dienstgeber zurückkehrte, hatte er Aussicht, mit einer ernsten Verwarnung davonzukommen. Da aber dachte er wieder an die Gesprächsfetzen, die er gehört hatte, und damit gewann sein Dickschädel die Oberhand.

Als er später das Hotel verließ, war er sich über seine weiteren Pläne im klaren. Er kannte die Lokale, in denen viele Amerikadeutsche verkehrten und hatte dort schon früher einige nette Kerle getroffen. Sein heller Kopf hatte schon seit Jahren begriffen, daß der Krieg gegen die damned, bloody Germans oder Krauts, wie man sie auch nannte, in erster Linie zum Nutzen der Hochfinanz geführt wurde. Nichts war naheliegender, als gerade dort sein Wissen loszuwerden.

Tagsüber war wenig zu machen. So lümmelte er bis zum späten Nachmittag in kleinen Lokalen herum. Als es an der Zeit schien, betrat er

eine Gaststätte, die gutes Bier ausschenkte und wo hin und wieder sogar deutsch gesprochen wurde.

Er fand einen freien Eckplatz, bestellte Bier und wartete. Vor den Fenstern flutete der Verkehr vorüber und lenkte ihn vom Sinnieren ab. Leute kamen und gingen, niemand beachtete ihn.

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, als er hochfuhr. Ein Mann betrat das Lokal, den er kannte. Wenn er nicht irrte, war es Johnny Pahl. Ein eingewanderter Deutscher, der sich während des Krieges der Einberufung gegen seine alte Heimat entzogen hatte und während dieser Zeit im Mittelwesten herumgetrampt war.

Der neue Gast sah sich nach seinem Eintreten flüchtig um, sah O'Shannahan in der Ecke sitzen und steuerte auf diesen zu.

„Hello, Johnny!“ O'Shannahan lachte breit.

„O damned! Ich trinke Heizöl statt Bier, wenn du nicht der irische Dickschädel bist, der einmal bei den Cops gewesen ist und Shanny gerufen wurde! Es ist eine Ewigkeit her, daß ich dich gesehen habe. Wo hast du dich denn so lange herumgetrieben?“

„Setz dich!“ forderte ihn der Ire auf. „Bier?“

„Deshalb kam ich ja her“, erwiderte Pahl. „Was machst du jetzt?“ „Ich bin unterwegs“, wick O'Shannahan aus. „Wollte heute wieder alte Gesichter sehen, deshalb kam ich hier vorüber.“

„Hast du Arbeit?“ fragte der Deutsche.

„Gehabt“, kam es zurück. „Ich haue ab von hier und verziehe mich anderswohin, wo die Luft reiner ist.“

„Etwas ausgefressen?“ fragte Pahl kurz.

Der Ire lief rot an. „Wenn ich auch kein Cop mehr bin, so bin ich immer noch ein anständiger Mensch!“

„Nur langsam“, beruhigte ihn Pahl. „Niemand hat deinen Wagen quer geschoben. War nur eine Frage.“

„Schon gut“, nickte der Ire. „Hast du einen erträglichen Job?“

„Gelegenheitsarbeiten“, versetzte Pahl. „Habe die Schnauze voll von hier. War kurz verheiratet und bald wieder geschieden. Die übliche amerikanische Masche. Dann bei den Jobs der Druck der Gewerkschaften. Alles korrupt! Alles ungut!“ Angewidert verzog er sein Gesicht. „Trage mich schon lange mit der Absicht, nach Südamerika zu gehen.“

„Das ist mir zu weit“, meinte der Ire. „Dort gibt es keine Landsleute von der Grünen Insel. Da ist es bei euch Deutschen besser. Euch findet man

überall und meist auch Hilfe.“

„Das ist schon richtig“, gab Pahl zu. „Und was Südamerika anbelangt, so haben wir Deutsche sonst wenig Wahl. Zudem weiß man, daß dort die deutsche Leistung noch geschätzt wird. Auch dort haben wir zur Entwicklung manches beigetragen.“

„Ihr Krauts habt immer noch eure eigene Ansicht von der Welt“, meinte O‘Shannahan bedächtig. „Und ihr kämpft nicht nur für euch und eure Freiheit, sondern auch für andere. Das ist kein dankbares Geschäft, aber nicht mein Kummer. Ihr habt uns Iren ebenfalls geholfen, aber Nutzen hattet ihr nicht davon.“

Pahl machte eine abwehrende Bewegung. „Vergiß es. Wir haben ja auch bei der Geburt der amerikanischen Freiheit kräftig mitgeholfen, und dafür hat diese amerikanische Nation in zwei Weltkriegen entscheidend gegen uns gekämpft. Wenn es um unsere eigene Freiheit ging, standen wir immer allein.“ Das Gesicht des Deutschen zeigte Bitterkeit. „In diesem Sinne hast du recht, Irishboy. Du wirst es nicht verstehen können, aber wir Deutschen haben in weltlichen Dingen zu sehr idealistisch gehandelt. Aber was versteht schon die Welt von Idealismus? Bei den anderen ist das Narretei...“

O‘Shannahan starrte in sein halbleeres Bierglas. Nach einigen Minuten des Schweigens fragte er unvermittelt: „Hast du noch immer deine Nase in der Politik?“

Der Deutsche sah ihn mißtrauisch an. „Was soll diese Frage? In Amerika Politik zu machen ist für den kleinen Mann Blödsinn. Hier wird alles von oben her manipuliert und das Volk für dumm verkauft. Das weißt du doch selbst. Aber wenn du meinst, daß ich noch immer meine alten Ansichten habe, dann kannst du versichert sein, daß sich diese nicht änderten. Sie haben in allen Dingen ihre Bestätigung gefunden. Ich sehe die Dinge noch klarer als zuvor. Die Uncle Sam Babies haben keine Ahnung, auf welchem Mist sie sitzen. Und was mich selbst anbelangt, so fresse ich lieber von einer Schütte Stroh, ehe ich um das goldene Wallstreetkalb tanze. Savvy?“

Der Ire nickte zufrieden. „Gerade das wollte ich hören! Ich bin froh, dich getroffen zu haben.“ Er sah sein Gegenüber eindringlich an. „Kannst du Dinge von politischem Wert verwenden?“

„Wie soll ich das verstehen“, fragte Pahl vorsichtig.

Der Ire übergang die Frage. Er sah sich nach allen Seiten um, sah aber nichts Verdächtiges. Dann beugte er sich leicht vor und begann mit halblauter Stimme von seiner Stellung bei Perlman zu erzählen. Und als er

merkte, daß Pahl interessiert zuhörte, setzte er seine Schilderung von dem Gehörten der beiden letzten Tage fort. Obwohl er keine fachlichen Einzelheiten aus den wissenschaftlichen Vortragsthemen wiederholen konnte, so gelang es ihm dennoch, weitgehend den Sinn des Gehörten wiederzugeben und den Reim dazu zu machen. Abschließend bekannte er, daß er aus Empörung seinem Job davongelaufen sei, um sein Wissen an einen richtigen Mann zu bringen, der von einer maßgeblichen Stelle aus etwas gegen dieses ungeheuerliche Komplott unternahme. Als er geendet hatte, sah er den Deutschen fragend an.

Pahl machte ein bedenkliches Gesicht. Ernst sagte er: „Was du gehört und jetzt erzählt hast, das ist Dynamit, Shanny! Aber es nützt dir nicht viel. Denn wenn diese Einweltregime Leute etwas vorhaben, dann gibt es zurzeit nichts, was sie von ihren Plänen abhalten könnte. Amerika ist völlig in ihrer Hand, und seit dem Ende dieses Weltkrieges gibt es keine Macht, die imstande oder willens wäre, ihnen in die Quere zu kommen. An welche Macht soll ich also das Erzählte weitergeben, he? Jetzt zeigte sich der Ire betroffen. Mit der Rechten umkrampfte er sein Bierglas, und sein Mund wurde dünn wie ein Strich. Wieder vergingen einige Minuten, dann brach es aus ihm heraus: „Johnny, du verdammter Dutchman, du hast doch früher immer gesagt, daß ihr Germans in der Weltpolitik das Gras wachsen hört, wenn die anderen noch schlafen. Und daß ihr nur deshalb zu keinem Erfolg kommen könnt, weil ihr immer zu viele Gegenkräfte habt. Und du hast uns immer erzählt, daß es hinter den Kulissen Mächte gibt, die uns an der Nase herumführen wie dumme Tanzbären. Und daß wir alle Blödmänner sind, weil niemand auf eure Warnungen und Aufklärung hören will. He, hast du das nicht gesagt? Paßt da nicht mein Wissen hinein? Könnt ihr nichts damit anfangen?“ Der Deutsche blieb ruhig. „Gewiß das habe ich gesagt. Dabei bleibe ich auch. Aber du und alle anderen, ihr überseht, daß wir Germans jetzt von der ganzen Welt auf die Schnauze gelegt wurden. Wir haben keine Macht mehr. Wir haben eine besetzte und geteilte Heimat. Im Augenblick sind wir in der Weltpolitik als Volk völlig ausradiert. Zu wem soll ich mit deinem Wissen gehen?“

„Damned wozu bin ich dann weggelaufen“, fluchte O‘Shannahan wild. „Ich kann es aber nicht glauben, daß alle Germans so faule Eier sind wie du! Ich werde schon den richtigen Mann finden, ob Deutscher oder Amerikaner, der mir um den Hals fallen wird, wenn ich ihm dasselbe erzähle wie dir!“

„Du wirst keinen anderen finden“, antwortete Pahl hart. Sich ebenfalls vorbeugend, setzte er fort: „Gut, Shanny! Ich bin zwar ebenfalls nur ein kleiner Mann wie du, aber ich werde versuchen, Anschluß an Leute zu finden, die als Mittelsmänner Verbindung zu Kräften außerhalb der Vereinigten Staaten haben und die an solchen Informationen interessiert sein könnten. Ich kann die überall in der Welt vorhandenen Gegenkräfte nicht abschätzen, aber ich kann mir vorstellen, daß man an solchen Mitteilungen Interesse haben müßte. Ich kann nichts anderes versprechen, als mich zu bemühen, diese Verbindungen zu bekommen!“

Der Ire seufzte erleichtert. Augenzwinkernd setzte er hinzu: „Du bist ein schlauer Hund, Johnnyboy! Zuerst tust du, als ob du beim Zählen nicht einmal mit deinen zehn Fingern zurechtkämost, und nun gibst du doch nach. Ich wußte schon, daß ich bei dir in dem passenden Hafen bin!“

„Denk, was du glaubst“, sagte Pahl. Er nahm sein Glas und trank es langsam aus. „Bevor ich nicht in Südamerika bin, kann ich nichts tun. Dort will ich weitersehen. Trinken wir noch ein Glas, Shanny!“

O‘Shannahan lachte. „Du bist in Ordnung, Kraut! Also noch ein Bier!“ Beide tranken den kühlen Gerstensaft, den der Kellner dienstbeflissen brachte. Die Gläser waren von der Kühle des Getränkes angelaufen, und der Schaum wölbte sich wie eine kleine Domkuppel.

„Der erste Mensch, den Gott erschaffen hatte, war ein Ire“, trumpfte jetzt O‘Shannahan selig auf. Und begütigend setzte er hinzu: „Und knapp dahinter kommen schon die Krauts! Zufrieden?“ Ein polterndes Lachen kam aus seiner Kehle.

„In der Bibel steht es anders“, lächelte Pahl.

„Ach! Der Ire fuhr mit der Hand durch die Luft. „Da steht so manches...“

„Wenn ich dir einen Rat geben darf“, sagte der Deutsche ernst werdend, „dann verschwinde aus New York! Als ehemaliger Cop weißt du am besten, wie heiß hier das Pflaster werden kann.“

„Das weiß ich“, nickte der Ire. „Ich passe schon auf, damit mir nichts passiert.“

„Das haben schon viele vor dir auch gesagt! Als sie dann tot waren, hatten sie keine Gelegenheit mehr, ihren Irrtum einzubekennen.“

„Was rätst du mir?“ fragte O‘Shannahan.

„Wenn du in den Staaten bleiben willst, dann tauche in New Mexiko oder Arizona unter. Wenn es heiß wird, dann bist du gleich in Mexiko. Du kannst billig meinen Wagen haben. Dann weiß niemand, auf welche Weise du aus

New York weggekommen bist, wenn die kleinen Handlanger der Gangstersyndikate die Bahnhöfe und Gebrauchtwagenhändler abklappern und ausfragen.“

„Ich habe eine bessere Idee“, versetzte der Ire. „Ich kaufe dir deinen Wagen ab, aber du fährst mit mir nach dem Süden, und wir wechseln beim Fahren. Da sind wir schneller weit weg, und du kannst immer noch über Mexiko nach Südamerika weiter. Wie wäre das?“

Pahl dachte kurz nach, dann stimmte er zu. „Meinetwegen. Ob ich gleich morgen oder erst eine Woche später einfach nicht mehr zur Arbeit komme, kommt auf dasselbe hinaus. Meinen Koffer habe ich in einer Viertelstunde gepackt. Du kannst heute nacht bei mir schlafen, und morgen früh fahren wir los. Einverstanden?“

„Oh yes, old chap!“ Der Ire reichte dem Deutschen seine Hand über den Tisch.

„Noch eine Runde!“

„Stop!“ fuhr Pahl scharf dazwischen. „Wenn der Handel gilt, dann fahren wir morgen früh im Morgengrauen los. Wir müssen beide frisch und ausgeruht sein! Feiern können wir dann im Süden.“

„Allright, commander! „O‘Shannahan stand auf. „Let us go...“

* * *

Am darauffolgenden Morgen fuhr ein alter Ford in Manhattan durch die Canalstreet zum Holland Tunnel und nach der Durchfahrt weiter nach New Jersey zur Autobahn Süd. Die Fahrtroute ging über Bayonne dem fernen Südwesten zu. Am gleichen Tage klapperten zweibeinige Ratten der großen Gangsterbosse die Millionenstadt ab und suchten einen Iren nach einer mitgegebenen Beschreibung. Obwohl O‘Conaill aus Gründen der eigenen Sicherheit über die Mitteilungen O‘Shannahans geschwiegen hatte, war Perlman vorsichtig. Unmittelbar nach der Meldung vom Verschwinden des Wächters lief ein für solche Fälle längst vorbereitetes Programm ab. Die bezahlten Gangs ließen ihre Verbindungen zu allen großen Städten des Ostens und bis nach Chicago spielen, aber die Suche begann um Stunden zu spät.

Zwei Füchse entkamen dem Netz ...

X. DIE SCHWARZMAGIER

„Wir sehen zwar die Wirkungen und schreiben sie anderen, äußeren Ursachen zu; diese sind aber in Wirklichkeit nichts anderes, als eben die ersten Wirkungen jener dunklen Kräfte, deren Dasein die Menge verneint, weil sie die sie in Bewegung Setzenden nicht kennt.“

Eliphas Levi

Nach dem Treffen der Eingeweihten in New York waren Tage vergangen. Der heiße Juli näherte sich dem Ende, und für die Bewohner der Riesenstadt war nichts Auffallendes geschehen. Nicht einmal eine kleine Zeitungsnotiz zeigte an, daß eine Versammlung einflußreicher Männer stattgefunden hatte. Die Börsenbewegungen waren schwach, und das Geschäftsleben zeigte wenig Hektik.

Eine Ausnahme bildeten nur einige Banken der Wallstreet, von denen hohe Beträge an eine Reihe von Empfängern ausbezahlt oder an Konten überwiesen wurden. Ein Teil der beträchtlichen Geldsummen wurden in das Ausland überwiesen. Aber das war im Bankengeschäft nichts Aufregendes.

Zu den zufriedenen Empfängern einer Überweisung gehörte auch der Rabbi Schmuel. Auf seinem Konto lag jetzt ein ansehnlicher Betrag, der alle seine Vorhaben sicherte. Zudem war ihm zugesagt worden, daß seine Fürsprache zugunsten einer Förderung der Beite Midraschim in Israel weitgehendst berücksichtigt würde und für diese Planung hohe Beträge überwiesen würden.

Schmuel lebte streng nach seinen religiösen Vorschriften. Er hatte keine Daseinsorgen und keine besonderen Probleme für sein Eigenleben. Das einzige was ihm zu schaffen machte, war die sommerliche Hitze. Er hatte ein etwas schwaches Herz, weshalb er in den Sommermonaten größere Anstrengungen und Aufregungen mied.

Diesmal hatte ihn auch die freudige Erregung über seine erfolgreichen Interventionen bei den Bankgewaltigen leicht angegriffen. So war am Tage nach der Bankbenachrichtigung über seinen neuen Kontostand für Schmuel Anlaß genug, nach dem Mittagessen ruhig in seinem Bibliothekszimmer sitzen zu bleiben und in alten Schriften zu schmökern.

Schmuels Bibliothek hatte wandhohe Regale, die sämtlich mit alten und neuen Büchern gefüllt waren, unter denen sich zahlreiche seltene Ausgaben von hohem Wert befanden. Auffallend war eine große Zahl von Titeln über Alchimie und andere Geheimwissenschaften. Alte, fleckige Schweinsledereinbände zeigten Ausgaben aus dem vorigen Jahrhundert oder noch ältere an. Auf dem großen Schreibtisch in der Mitte des Zimmers häuften sich unordentlich weitere Bände, aus deren zusammengeklappten Seiten zahlreiche Papierfähnchen lugten und einen öfteren Gebrauch anzeigten.

Ein übergroßer Band lag aufgeschlagen da. Schmuels Hand hatte eine Seite zum Umblättern angehoben, aber er zögerte noch. Sinnend saß er vor einer Textstelle, und brütete. Seine pochenden Schläfenadern verrieten sein angestregtes Denken.

Der Straßenlärm seines Wohnstadtteils Bronx störte ihn. Er stand auf und schloß die Fenster. Sich wieder umwendend, sah er auf einem kleinen Tisch eine Zeitung liegen, die er noch nicht überflogen hatte. Gewohnheitsmäßig blätterte er sie flüchtig durch, wobei er wieder kurze Berichte über Deutschland fand. In einer Meldung wurden auch Spruchkammer Urteile über Deutsche wiedergegeben.

„Zu milde, viel zu milde“, knirschte er wütend und warf das Blatt zerknüllt auf den Boden. Wieder zu seinem Schreibtisch zurückkehrend, blieb er vor diesem stehen, dann schlug er das große Buch zu und ging, einem plötzlichen Entschluß folgend, auf eine kleine Tapetentüre zu, die zu einem geheimen Sonderzimmer führte.

Als er den Raum betrat, schloß er die Tür hinter sich sorgfältig ab. Dann knipste er eine hoch hängende Ampel an, die den Raum in ein rotes Licht tauchte, das dem kleinen Zimmer etwas Schwüles gab. Mit raschen Schritten eilte er zu dem einzigen Fenster, dessen Vorhänge er zuzog, um das Außenlicht fernzuhalten. Ein dunkler, faltenreicher Stoff ging weit über die Fensterbreite nach beiden Seiten hinaus. Auf der diesem Vorhang gegenüberliegenden Seite, die ostwärts lag, stand in der Seitenmitte auf einer kleinen Estrade ein Tisch mit einer schwarzen Zierdecke, deren Rand gestickte Goldornamente aufwies. Auf dem Tisch stand ein großer siebenarmiger Leuchter, dessen Metallarme buntgedrehte Kerzen trugen.

Kleine Säulen begrenzten beide Seiten des Tisches, die als Jachin und Boas, kultische Symbole des alten Tempels Salomos, erkennbar waren. An

der schwarz verhängten Wand hinter dem Leuchter hing ein großer goldener Davidstern, und in dessen Mitte eine kleine Scheibe aus dunklem Purpur.

Das Auffallendste aber war ein großer goldener Kreis, der sich in der Fußbodenmitte befand und in dessen Innerem ein purpurnes Pentagramm lag. An der Außenseite um den Kreis herum befanden sich in ornamentaler Anordnung verschiedene Symbolzeichen. Am Boden vor den beiden Säulen standen noch Räucherschalen.

Der Rabbi ging jetzt langsam auf seinen Altartisch zu und zündete feierlich die sieben Kerzen und dann die Räucherschalen an. Sofort zog ein scharfer Geruch durch den Raum. Feine Rauchfäden kräuselten sich deckenwärts. Nach dieser Handlung schritt er gemessen zu einem kleinen, seitlich stehenden Schrank und entnahm diesem einen dunkelroten Seidenmantel, den er sofort anlegte. Dieser schloß ihn vom Hals bis zu den Füßen völlig ein. Dann holte er aus einer Innentasche ein Yarmulke, ein kleines Käppi heraus. Dieses war schwarz und zeigte an der Stirnseite ebenfalls einen gestickten goldenen Davidstern. Beim Aufsetzen achtete er darauf, daß der Stern des Käppis genau in der Stirnmitte lag. Als letztes holte er noch einen halbmeterlangen Stab aus Zedernholz aus dem Schrank.

Nachdem er von seinem Platz aus noch einen Blick auf die schwelenden Räucherschalen geworfen hatte, begab er sich in die Raummittle zurück und stellte sich in das von dem Pentagramm in der Mitte des Kreises gebildete innere Fünfeck.

Eine kurze Weile stand er völlig regungslos da. Er hatte die Augen geschlossen und bot das Bild eines völlig in sich versunkenen Mannes. Dann bewegten sich seine Lippen, und langsam begann er mit einem leisen Singsang Sätze vor sich hinzumurmeln. Seine leicht verkrampften Hände zuckten. Die schwüle Räucherluft füllte jetzt den Raum, und das rote Licht flackerte. Das Klima der Genien war da.

Zeit verrann. Plötzlich hob der Rabbi beide Arme hoch, und der Zedernholzstab in seiner Rechten stieß wie ein Schwert in die Luft.

Laut rief er: „Jerathel Jerathel Jerathel!“

Dies war der Name des siebenundzwanzigsten Genius der Kabbala, dessen Anrufung Bösewichter vernichten und von schlimmen Feinden befreien sollte. Schmuels Stimme klang schrill, und nach der Anrufung des Geistes rief er in hebräischer Sprache die Worte: „Errette uns, Jahve, von bösen Menschen und Feinden, vor den gewalttätigen Männern behüte uns!“

„Eripe nos, Jahve, ab hominibus malis; a viris iniquis eripe nos!“
wiederholte er auf lateinisch.

Sein Blick war zwingend auf die Altarwand gerichtet. Im Raum war eine knisternde Spannung, und die rote Lampe schien heller zu glühen. Die aus den Räucherschalen aufsteigenden Rauchwolken zeigten eine stärkere Luftbewegung an.

„Du bist gekommen, Jerathel! Schaffe uns die überlebenden Feinde vom Hals und bringe sie vor Jahves Thron, auf daß er sie erwürge, wie es in unserem Alten Testament steht!“ Seine Stimme überschlug sich beinahe. „Greife nach den Thuleleuten, auf daß es ihnen ebenso ergehe wie den Nazisten. Banne den Berg von Mitternacht und lasse das Feuer vom Sinai leuchten. Rufe die Intelligenzen aller Sphären als Helfer zum Ruhme Jahves und lösche alle Feuer des Nordens! Laß das Licht des Großen Bären am Himmel erbleichen und seine Anbeter vor Furcht erzittern, ehe sie vor Jahves Thron kommen. Höre mich, Jerathel, höre mich!“

Das rote Ampellicht flackerte. Die Raumlufte war jetzt so schwül wie die Tropendünste des Dschungels. Auf der Stirn des Rabbi glitzerten große Schweißtropfen, seine Miene zeigte einen verzückten Ausdruck. Seine großen Augen waren noch immer groß und fordernd.

Er verharrte in einer erstarrten Haltung, bis die Rauchschwaden aus den beiden Schalen wieder ruhiger abzogen. Seine Lippen bewegten sich leicht: „Du bist gegangen, Jerathel. Du hast nicht geantwortet, aber Du hast mich erhört.“ Und nochmals rief er gellend: „Jerathel!“

Seine bisher gestraffte Gestalt fiel jetzt etwas in sich zusammen. Dann setzte er sich ächzend innerhalb des magischen Schutzkreises auf den Boden. Es hatte den Anschein, als schlafe er. Seine Schultern hingen nach vorne, und sein Kopf ruhte entspannt auf der Brust. In dieser Haltung glich er einem meditierenden Yogi.

Wieder verging eine Zeit.

Dann erhob er sich mit leicht knackenden Gelenken. Fast unhörbar stöhnte er. Sich umsehend, begann er wie ein Tier zu wittern. Er nickte zufrieden vor sich hin, als er im Raum eine Abnahme der Spannung zu fühlen vermeinte.

Mit einem jähen Ruck riß er sich wieder gerade auf. Der Zedernholzstab stieß abermals steil in die Höhe.

„Imamiah!“ Er röchelte leicht. Dennoch rief er zweimal weiter: „Imamiah, Imamiah! Du über alle Dinge Erhabener!“

Einen Augenblick schien es ihm, als wolle das Licht verlöschen. Die Augen des Rabbi blickten wie irr und schienen vor Anstrengung aus den Höhlen zu treten. Er schwankte leicht.

Die Rauchschwaden zogen jetzt seitlich den Boden entlang. Schmucl begann wieder zu murmeln und war sorgsam darauf bedacht, seine Stellung nicht zu verändern. Lauter werdend sang er eine neue hebräische Formel vor sich. Anschließend wiederholte er sie ebenfalls auf lateinisch: „Confitebor, Jahve, secundum justitiam eius et psallam nomini Jahve altissimi! Ich will preisen Jahve nach seiner Gerechtigkeit und singen den Namen Jahves, des Höchsten!“

Er hielt kurz inne, dann fuhr er fort: „Imamah, der Du bist der zweiundfünfzigste Genius aus der Merkurzone, Du über alle Dinge erhabene Gottheit, ich rufe auch Dich zur Vernichtung der Macht der Feinde! Richte Deinen Zorn gegen Mitternacht!“ Mehr vermochte er nicht zu sagen. Seine blau werdenden Lippen begannen zu zittern. Aus seiner Brust kam ein leises Stöhnen. Die Ekstase seines Tuns hatte ihn überfordert, und er griff mit der Linken nach dem Herzen. „Aaah!“ Er schwankte. Der Zedernholzstab entfiel seiner Rechten.

Das Herz attackierte ihn. Er fiel auf die Knie und kreischte: „Geh, Imamah, geh...! Verlasse mich, geh!“

Er kroch innerhalb des Ritualkreises um seine eigene Achse. Die verräucherte Luft war dick und ließ ihn keuchen. Er wollte noch sprechen, konnte es aber nicht mehr. Dann zerrte er noch an seinem Gewand und riß sich das Yarmulke vom Kopf. Alle Regeln mißachtend kroch er jetzt aus dem Kreis heraus und auf allen vieren zur Tür. Unmittelbar davor fiel er bewußtlos zusammen.

* * *

Nach dem Treffen bei Perlman in New York waren inzwischen zwei Monate vergangen. Die Riesenstadt pulsierte wieder stärker, und es herbstellte.

In der gleichen Zeit wurden in der nördlichen Hälfte der Anden die Nebel lichter. Die Kondore zogen ihre Kreise höher, und vom Pazifik strich der Passat, aus dem Südosten kommend, milde über die Küstengebiete hinweg.

In Mimes Schmiede war der Dienstbetrieb weitergegangen. Manches war anders gekommen als vorgesehen, und langsam begann die Eintönigkeit der Abgeschlossenheit zu einem Alpdruck zu werden. Sogar größere Streifzüge

mußten unterbleiben, da jede Berührung mit Einheimischen sofort Mißtrauen hervorrief und auffiel. Ein Auftauchen Fremder in nahezu menschenleeren Gebieten flog mit Windeseile trotz meist primitiven Nachrichtenmitteln durch das Land.

Aus der Kenntnis dieser Landesverhältnisse heraus mußte auch auf Eigenbeschaffungen weitgehend verzichtet werden. Den technischen Nachschub mußten die V-7 Flugscheiben durchführen. Auf eine Mithilfe Eingeborener mußte man aus Sicherheitsgründen verzichten. So war es begreiflich, daß Mißmut aufkam und Lethargie einriß.

Die Männer des Stabes erwarteten durch das angekündigte Kommen der zwei Urwaldsoldaten aus Brasilien eine kleine Abwechslung. Doch überraschend kam über mehrere Kontaktstellen eine Meldung aus Mexiko, die gleichzeitig in die Antarktis weiterging. Nach deren Eintreffen ließ der Stützpunktkommandant die Stabsangehörigen zu sich rufen, darunter auch Eyken.

Als die Offiziere kurz darauf vor dem Kommandeur standen, eröffnete er ihnen den Inhalt der aufgezeichneten Mitteilung: „Kameraden! Über das Netz unserer zuverlässigen Vertrauensleute auf diesem Kontinent wurde die Meldung weitergegeben, daß zwei aus den Vereinigten Staaten kommende Männer in der mexikanischen Hauptstadt auf einen unserer Kontaktleute aufliefen. Einer dieser beiden berichtete, daß er zum Personal eines Wallstreetbankiers gehört habe und daß er in der Eigenschaft als Privatwächter zum Schutze eines geheimen Treffens eingesetzt war. Bei dieser Gelegenheit wurde er vorerst unfreiwillig Ohrenzeuge von Gesprächen und Vorträgen, deren Inhalt ihm von großer und weittragender Bedeutung schien, so daß er dann versuchte, nach Möglichkeit noch mehr zu erfahren. Die Sammlung von Bruchstücken des Erlauschten ergab wie bei Inseln von Puzzlesteinen ein immerhin übersehbares Bild der Planung einer Weltregierung, in deren Zentrum die Wallstreet steht. Einzelheiten folgen nach. Soviel steht fest, daß diese Planung sehr gründlich vorbereitet wird und daß auch die Wissenschaft in den Dienst des Unternehmens gestellt wird. Darüber hinaus hörte der Lauscher auch Gesprächsfetzen, denen zufolge in dem jetzt errichteten Staat Israel sogenannte Zauberhäuser mit wissenschaftlichem Anstrich gebaut werden. Was das bedeuten soll, weiß ich eigentlich selbst nicht.“

„Aber ich“, meldete sich Eyken.

„Ah! „Der Oberst nickte zufrieden. „Wollen Sie anschließend Vortrag darüber halten?“

„Jawohl!“ sagte Eyken gestrafft.

„Sehr schön! Und noch auf das Thema zurückkommend: wir haben mit dieser Meldung eine neuerliche Bestätigung dafür, daß die Entwicklung der Vereinten Nationen der gleichen Planung der überstaatlichen Kräfte entspricht. Sicherlich wird man Israel mehr und mehr zum Nabel der Welt machen, und die beiden Giganten des Ostens und des Westens werden dann auch von dort aus gelenkt werden, falls der Kommunismus später nicht mit den Khasaren ausbricht. Man wird hier noch abwarten müssen. Wenn Aufzeichnungen aus Mexiko einlangen, werde ich diese bekanntgeben. Und nun, lieber Eyken, wir hören!“

„Ich habe früher immer wieder darauf hingewiesen“, begann Eyken, „daß die hebräische Tradition schon seit mythischer Zeit mit dem Okkultismus verbunden war. Auch die Hebräer von heute sind nach wie vor mit dem Magischen stark verbunden, und ihre Kabbala ist ein Katechismus des Okkulten. Sie betreiben nach strengen Anweisungen magische Evokationen und setzen auf diesem Gebiet auch freimaurerische Okkultlogen als Hilfstruppen ein. Die Summe der Geisteranrufungen und Dämonenbeschwörungen soll in ihrer gesteigerten Fülle den Erfolg aller erbetenen Wünsche sichern. Praktisch sieht dies zurzeit so aus, daß das ganze Gebiet der Parapsychologie von hebräischer Seite her kontrolliert und bearbeitet wird. Über den Sinai her soll nun der dritte Tempel Salomos errichtet werden als Tempel der Welt. Die schwarzmagische Funktion der Bundeslade, deren Nachbau sich in Chicago befindet, ist ein Astralakkumulator, der aus dem derzeitigen „Zelt“ metaphysische Spannkkräfte erzeugen soll und als Zentrum der Levitenheere gilt. Als Ausgangsboden wird der Staat Israel wieder in Erscheinung treten. Das Anbot des gestürzten Reiches, den Juden eine neue Heimstätte in Madagaskar zu geben, wurde von deren Vertretern in London brüsk abgelehnt. Jedoch nicht aus religiösen oder historischen Gründen, sondern einzig und allein deshalb, weil das bisherige Land Palästina, mit Jerusalem als Mitte, ein geopolitischer Schnittpunkt von drei Kontinenten ist. Und gerade von dieser Stelle aus soll der kommende dritte Tempel seine Macht nach allen Seiten hin gleichermaßen ausstrahlen können. Und wir dürfen sicher sein, daß dann die neuen Beite Midraschim auch als Okkultlaboratorien errichtet werden, um den Levitenheeren auch magische

Unterstützungen angedeihen lassen zu können. Nun muß man wissen, daß magische Praktiken in mehrfacher Hinsicht eine ungewöhnliche Gefahr darstellen, insbesondere auch für die Praktiker selbst. Ein ichsüchtiges oder haßvolles Begehren führt ausnahmslos zur Schwarzmagie. Diese gilt als satanisch, da sie Kräfte weckt, die eine vernichtende Wirkung zeigen können. Aus teils unbewußtem, teils bewußtem Erkennen dessen wurden die Hebräer während des ganzen Mittelalters hindurch von der römischen Kirche als Sataniden bezeichnet.“

Eyken sah die vor sich sitzenden Männer der Reihe nach an, dann fuhr er fort:

„Zweifellos müssen die Schwarzkünste praktizierenden Hebräer alle Künste spielen lassen, um einer Selbstvernichtung durch Unachtsamkeit oder Verletzung von Regeln zu entrinnen. Wenn nun demgegenüber jemals davon gesprochen wurde, daß die Atlanter Weißmagier gewesen seien, dann dürfte dies wohl damit übereinstimmen, daß die arische Sendung ein weißer Weg und daher ein göttlicher ist, da die Weißmagie in ihrer Grundrichtung eine gebundene energetische Valenz darstellt. Und hier scheint zudem die Merkwürdigkeit auf, daß das weiße und das schwarze Prinzip, das luziferische und das satanische, sich zueinander wie zwei Pole verhalten. In diesem Spannungsfeld der großen Gegensätze liegt das Dämonische des Terrestrischen, im Guten wie im Bösen. Es ist ein sich offenbarendes kosmisches Gesetz, das in seiner letzten dramatischen Auseinandersetzung den Sieg des Guten, also der weißen, arischen Kräfte oder aber auch die Vernichtung durch die Schwarzmagie mitsamt ihrer Praktikanten mit sich bringt. Wie alles im Weltall, sind die Organismen der Schöpfung in der Ganzheit der Natur gleich abgestimmt, und so steht auch der Mensch mit seinem physischen Körper durch das Leben selbst mit der ihn umgebenden sichtbaren Körperwelt in einer untrennbaren Verbindung. Durch das Daseinsbewußtsein gelangt er auch zu einem Astralbewußtsein, und die daraus entstehende Wahrnehmungskraft läßt ihn Dinge erkennen, von deren Vorhandensein er zuvor noch keine Ahnung hatte. Durch das Eindringen in die geistige Welt des Höheren gewinnt er eine höhere Daseinsstufe. Zur Erkenntnis des Lichtes bedarf es auch des Dunkels. Wäre nicht das Weiß neben dem Schwarz, dann gäbe es keine Unterscheidung und nicht die Bipolarität des Lebens selbst. In dieser Zweiheit liegt auch die Tragik der Wegegegensätzlichkeit, die einem höheren Gesetz unterliegt. Die arische Geistesrichtung geht aus den Worten der Bhagawadgita hervor, in der es

heißt, daß das Weltall durch den Zauber der Schöpfungskraft aus sich selbst hervorgegangen ist. Dieser Satz deckt sich völlig mit der neuen Weltallehre und mit der Anerkennung des Göttlichen. Völlig anders dagegen die Aussage der Bibel, die in der Genesis darauf hinweist, alles sei durch das Wort gemacht und ohne dieses nichts. Hier stehen sich also das Wunder der Schöpfung und die einfache Magie des Wortes wie zwei Welten gegenüber. Und die okkulte Tradition der Hebräer ist in ihrer ganzen Tiefe und Auslegung im kabbalistischen System und in der mündlichen Überlieferung festgehalten. Die Erzväter des hebräischen Okkultismus, der sich im Anschluß an die religiösen Verheißungsdogmen aggressiv und schwarzmagisch entwickelte, waren Simon Ben Jochai mit dem Sohar und Sépher Jézirah und weiter dann bis zu den Auslegungen Maimonides. Das Entstehen der Kabbala begründet die Grundlage der magischen Begriffe des Hebräertums und das Prinzip aller mystischen Beschwörungen. Sie wird auch in vielen Texten für doppelsinnige Worte verwendet, und die Bibel ist in ihren hebräischen Urtexten voll von solchen Worten. Als einfaches Beispiel kabbalistischer Wortumstellungen kann man den Namen von Jahves Engel Maleachi im zweiten Buch Moses nennen, der durch Buchstabenumstellung zu Michael wird, dem Schutzengel des jüdischen Volkes. Es ist derselbe Michael, den sich die deutschen Römlinge zum Schutzpatron gewählt haben, der mit der Heiligen Lanze (auf die ich noch zurückkomme) den Drachen tötet und Luzifer bedroht. Man braucht nur einmal zu raten, um herauszufinden, was der tote Drache bedeutet. Diese Wortumstellungen werden von den praktizierenden Kabbalisten Themura genannt. Diese Methode besitzt eine Unterabteilung, die aus der Vertauschung der verschiedenen Buchstaben eines Wortes besteht und als Gilgul bezeichnet wird. Von besonderer Bedeutung ist ferner die Zahlenkabbalistik, die im Buche Tarot für verschiedene Anwendungsarten beschrieben wird. Für maßgebliche Deutungen werden Quersummenrechnungen und Zahlenanalysen herangezogen. Man bezeichnet dies als Mathematik des menschlichen Denkens und als Algebra des Glaubens. Ihr wird Unfehlbarkeit zugeschrieben. Mit Hilfe dieser Kabbalistik lernt man auch, welche Engel man um Schutz anrufen muß, und wie man sich gegen böse Geister schützt. Der erste Lehrer dieser Methoden war der schon vorher genannte Rabbi Simeon Ben Jochai. Das magische Ritual der alten hebräischen Tradition fand auch im religiösen Bereich des Glaubensstifters Moses seinen Niederschlag, wie dies beim Umbinden des

Tefilimkästchens um die Stirn bei Gebetsübungen sowie dem anhaltenden Wippen des Oberkörpers vor den inneren Synagogenwänden bei der Anrufung Jahves zum Ausdruck kommt. Moses war vor dem Auszug der Israeliten aus Ägypten ein Eingeweihter der Osirismysterien. Er besaß die Gabe, aus den höchsten Grundsätzen der Einweihungsformeln für sein eigenes Volk eine arteigene Religion zu bilden, wobei er übernommene Fremdelemente passend umformte. In klarer Voraussicht kommender Entwicklungen teilte er den inneren Kern des neuen Dogmas nur Vertrauten um ihn mit, während dem gewöhnlichen Volk der neue Glaube durch Furchterzeugung aufgezwungen wurde. Dies ist das eifernde Feuer des Sinai, das die Welt versengt. Moses führte damals den Namen Hosarsiph. Er wurde in einen außerhalb der ägyptischen Priestermacht stehenden Tempel in Madian, der dem Osiris geweiht war, durch den Hohepriester Jetro eingeführt. Dieser Tempel barg viele Schätze des damaligen Wissens. Madian lag jenseits des Roten Meeres und der Sinai Halbinsel und entwickelte ein besonderes Eigenleben. Moses wurde dort ein geweihter Schreiber. In dieser Eigenschaft wurde er einmal von seinen Oberen zu einer Inspektion in das Deltagebiet des Nils entsandt, wo die tributpflichtigen Hebräer aus dem Großen Tal schwere Fronarbeit leisten mußten. Ramses II. verband zu dieser Zeit die Städte Heliopolis und Pelusium mit einer Festungskette, die eines gewaltigen Arbeitsaufwandes bedurfte. Bei einer solchen Inspektion hatte Hosarsiph mit einem Aufseher eine Auseinandersetzung, in deren Verlauf er den Beamten tötete. Nach dieser Tat floh er für einige Zeit außer Landes, zurück nach Madian, wo er lange verblieb. Sein Lehrer Jetro war ein Mann von großem Wissen, und dieser beeinflusste Hosarsiphs Streben maßgeblich. Nun legte er auch seinen Namen ab und nannte sich Moses, das heißt „der Gerettete“. Nach vielen Prüfungen einer strengen Schule heiratete Moses dann Sephora, eine Tochter Jetros. Danach überkam ihn der Gedanke, für die Hebräer eine neue, arteigene, also nationale Religion zu schaffen. Er studierte die Vorbilder Krischna, Hermes, Zarathustra und Fo Hi, schrieb dann das Buch der Grundsätze, das Sepher Bereshit, eine zusammengefaßte Synthese aus den verschiedenen Lehren sowie einen neuen Mysterienschlüssel für Eingeweihte als Sammelpunkt einer kommenden Volkwerdung. Dem Denkbild des einfachen Volkes entsprechend, arbeitete er eine strenge Gesetzgebung aus, um den primitiven und ausschweifenden Nomaden einen gebundenen Weg zu weisen. Hier baute er auch die Verheißungen eines

allmächtigen wie auch eifersüchtigen Gottes ein, die später mit Hilfe einer weltweiten Hilfsreligion für andere Völker zu einem weltpolitischen Instrument zugunsten einer auserwählten Menschengruppe werden sollte. Er, der die Praktiken der eingeweihten Priesterschaften nur zu gut kannte, nützte auch bei seinen Überlegungen das einfache Denken der gläubigen Massen aus, indem er die fordernde und bedrohende Macht des Magischen mit einbezog. Nun versteht man auch, daß die Schöpfungsgeschichte der Genesis in ihren Urtexten einen Schlüssel verbirgt, der auf die altägyptische Schreibart zurückzuführen ist. Griechischen Überlieferungen zufolge hatten die ägyptischen Priester eine dreifache Art, ihre Gedanken auszudrücken. Die erste Schreibart war einfach und klar verständlich, die zweite bildhaft und symbolisch, die dritte jedoch heilig und hieroglyphisch. Jedes Wort des Niedergeschriebenen erhielt je nach der Wahl, einen unmittelbaren, einen bildlichen oder einen transzendentalen Sinn. In der theogonischen und kosmogonischen Wissenschaft schrieben die Priester nur in der dritten Schreibart. Dies machte es den Nichteingeweihten unmöglich, in die Geheimnisse der Wissenden einzudringen. Und in diesem dreifachen Sinn wurde auch zu allererst die Genesis niedergeschrieben, so daß diese nur mit Hilfe mündlich weitergegebener Schlüsselwörter verständlich wurde. Zur Zeit des Salomo wurde die Genesis in das Phönizische übersetzt, nachdem sie nach der babylonischen Gefangenschaft der Hebräer zuvor von Esra in aramäisch chaldäischen Schriftzeichen geschrieben und redigiert worden war. Die jüdischen Priester wandten dabei bereits einen unvollständigen Schlüssel an. Zu den fünf Büchern des Moses gehört der Zohar, ein kabbalistischer Kommentar, in dem auch die Geschichte des himmlischen Wagens festgehalten ist, den die Hebräer auch den fliegenden Tisch Salomos nennen. Sie vermeinen darin eine Art der Manisola zu erkennen, andere Deutungen weisen auf ein außerirdisches Fahrzeug hin. Die Entstehung des Zohar ist auf verschiedene Einflüsse zurückzuführen und Teile von ihm sind das Buch der Geheimnisse, hebräisch Siphra di zniutha genannt, die Große und die Kleine Versammlung, Idra rabba und Idra suta. Der Zohar nennt Jahve den Schöpfer der Welt. Dieser Jahve entstammte dem Baal Moloch, dem noch Menschenopfer dargebracht wurden. Im zweiten Buch Mosis sowie im vierten Buch heißt es unter anderem: Denn mein ist alle Erstgeburt. An dem Tage, wo ich alle Erstgeburt im Lande Ägypten geschlagen, habe ich alle Erstgeburt in Israel geweiht, vom Menschen bis zum Vieh. Sie gehören mir, Jahve. Und abermals: Weihe mir

alles Erstgeborene! Was bei Israel den Mutterschoß durchbricht, ist mein, Mensch und Vieh! Der Übergang von Baal Moloch zum eigentlichen Jahve ist nicht scharf umgrenzt. Erst Abels Opfer wurde durch einen Hammel abgelöst, und auf den ersten Bibelseiten heißt es immer noch aufschlußreich, daß Abraham den Befehl bekam, seinen Erstgeborenen Isaak zu opfern. Im ersten Buch Könige des Alten Testaments heißt es von Salomo, daß er eine Höhle für Kamos, Moabs Scheusal, baute sowie für das ammonitische Scheusal Moloch. Schließlich steht auch im zweiten Buch Samuel, Kapitel zwölf, daß David alles Volk aus der erstürmten Stadt Rabba auf eiserne Sägen und Zacken legen und in Feueröfen verbrennen ließ zur höheren Ehre Moloch Jahves. Der einhundertundsechste Psalm wirft den Israeliten vor, sie opferten ihre Söhne und Töchter den Dämonen. Sie vergossen das Blut der eigenen Söhne und Töchter, die sie den Götzen Kanaans zum Opfer brachten. In der Megilla des Talmud wird ebenfalls noch ein Molochismus beschrieben: zwei Rabbiner, Rabba und Zava, hielten gemeinsam das Purimfest ab. Da man an einem Purimfesttag einen Nichtjuden als Ersatz für Haman schlachten soll, so stand Rabba auf und schlachtete Zava. Er war so betrunken, daß er Juden und Nichtjuden nicht mehr unterscheiden konnte. Von den Vorbildern der griechischen und ägyptischen Mysterienwelt abgehend, nahm das Bemühen des Moses immer mehr die Form eines Okkultglaubens an. Die Anleihen, die Moses den ägyptischen Wissenschaften entnahm, sind in ihrem eigentlichen tiefen Sinn völlig verlorengegangen. Niemand kennt im Zusammenhang damit die alten Mysterien, nach denen Eva nicht nur Adams Frau, die im Denken der Isis entsprechen sollte, sondern Jeve, zur Seite Gottes war. Aus Jeve entstand durch eine Namensverballhornung der Name Jahve oder Jehova. Die Schlange im Paradies, Nahash, bedeutete das universelle Leben und die transzendente Kraft. Der griechische Eros hat seine Wurzel in der Nahash. Auch die Bundeslade wurde von Moses nach ägyptischen Vorbildern geschaffen. In den Tempeln wurde dieses Kultgerät als Arkanum der theurgischen Bücher verwendet, doch Moses bildete die Lade nach seinen eigenen Vorstellungen um. Diese Bundeslade Israels hat an den Seiten vier goldene, sphinxartige Cherubime, ähnlich den vier symbolischen Tieren nach einer Vision Ezechiels. Eines von ihnen trägt ein Löwenhaupt, ein anderes besitzt einen Stierkopf, das dritte einen Adlerkopf und das vierte ein Menschenantlitz. Alle vier Wesen symbolisieren die vier universellen Elemente, Erde, Wasser, Luft und Feuer. Im tieferen Sinne ist diese Lade

ein Kraftakkumulator zur Bindung kosmischer Kräfte und ein Werkzeug für elektrische Lichtphänomene und somit ein effektvolles Kultgerät für einfache Gläubige. Hier hielt sich Moses an das Vorbild der Osirispriester und deren magische Kulthandlungen. Er nannte die Bundeslade dann den Thron Elohims, des Herrn, und ein Gefäß mit den Gedanken Jeves. Mit ihrer Hilfe vermochte er mit physikalischen Zaubertricks die unfolgsamen Hebräer zu bändigen und durch scheinbare Wunder die neue Nationalreligion zu festigen, deren Symbol zudem der Sinai wurde, aus dem auch der vermeintliche Zauberer Aaron mit einer Wünschelrute Wasser fließen ließ. So wuchs dann die Bedeutung des Sinai zum schrecklichen Widerpart des Mitternachtsberges im Norden. Der kahle Wüstenberg wurde zu einem neuen Weltzentrum erhoben und verdrängte die sogar in Ägypten vorhanden gewesene Ausrichtung nach dem Norden, wie dies der schräge Gang beim Sarkophag in der großen Pyramide beweist, der vom Mittelpunkt weg direkt zum Polarstern zeigt. In diesem Gegensatz, Sinai und Mitternachtsberg, liegt auch die Bipolarität eines religiösen Prinzips, demzufolge der jüdische Genius vom personifizierten Gott zum Menschen herabsteigt, während der arische Genius vom Menschen zu Gott vordringt. Zwei Welten, zwei Begriffe! Dieser symbolische und zugleich wirkliche Sinai ist die Umkehrung der alten Religionen mit arischer Wurzel, die mit dem altindischen Rama beginnend, über den iranischen Zend Avesta, den Osiris Kult und die alten griechischen Mysterien eine gemeinsame Urmutter aufweisen. Für die Erkennenden der alten Mysterienüberlieferungen ist die Sphinx, ehe sie zu Ödipus vordringen, die Rätseloffenbarung des Menschen und zugleich der Mikrokosmos, der göttliche Sendbote, der alle Elemente und alle Kräfte der Natur in sich vereinigt. Dem lunaren Prinzip der okkulten Semiten steht das solare Prinzip höheren Erkennens gegenüber, das den nordischen Sonnenmenschen zu eigen ist. In den älteren Mysterienüberlieferungen des östlichen Mittelmeerraumes, ausgehend vom alten Ägypten, steht Hermes als erster großer Eingeweihter und Hüter der Geheimnisse. Er trug den Beinamen Trismegistus, der dreimal Große, da er zugleich als König, Gesetzgeber und als Priester verehrt wurde. So galt auch sein Name als Talisman. Er ist das Urbild einer Epoche, in der die Geistlichkeit, der Richterstand und das Königstum als eine Einheit dargestellt wurde. Als Gott galt er zugleich als der Planet Merkur, dessen Sphäre mit einer Kategorie von Geistern auch anderer Planeten von göttlichen Eingeweihten aufgenommen ist. Die unter dem Namen Hermes

Trismegistus überlieferten griechischen Schriften sind nur noch zum Teil und noch dazu verstümmelt erhalten. Doch aus den Bruchstücken der alten Theogonie blieb der Satz fiat lux wie ein leuchtender Meteor erhalten und mit diesem auch die Vision des Hermes, die Lehre vom Feuerprinzip und des Lichtwortes, die als Höhepunkt und Mitte der altägyptischen Weihen wirkte. „Keiner unserer Gedanken“, so sagte, überliefert, Hermes zu seinem Schüler Asklepios, „kann Gott begreifen, und keine Sprache kann ihn schildern. Was körperlich unsichtbar und ohne Form ist, kann nicht durch das kurze Gesetz der Zeit gemessen werden; Gott ist unfaßbar. Er kann einigen Auserwählten die Fähigkeit geben, sich über die natürlichen Dinge zu erheben, um einige Strahlen seiner höchsten Vollkommenheit zu erblicken. Doch diese Auserwählten werden in einer vulgären Sprache keine Worte finden, um eine solche unstoffliche Vision zu erklären. Sie können ihren Mitmenschen die sekundären Ursachen der Schöpfungen erklären, die vor ihren Augen als die Bilder des universellen Lebens vorbeiziehen, aber die erste Ursache bleibt unter einem dichten Schleier, der erst einen Zipfel lüftet, wenn die Schwelle des Todes überschritten wird.“ Und hier wird manches Rätselhafte von Einzelbildern erst dann verständlich, wenn man den großen Zusammenhang sucht, der die Religionen und das geheime Wissensgut der atlantisch nordischen und alten indo arischen Menschengruppen verbindet. Dieser Zusammenhang führt zurück zur ältesten Hochreligion der erfaßbaren Menschheitsgeschichte, zur Verehrung des Höchsten Wesens in der Megalithzeit, die geistigen atlantischen Elemente in sich trägt. So ist auch die Aussage des Hermes herkunftsmäßig in der Denkart und im Empfinden nordisch. Diese Schau liegt völlig entgegengesetzt zu einem dämonisierten und menschengestaltigen Rachegottempfinden der semitischen Welt. Auch der altägyptische Apis Stier ist eine Abart des nordisch atlantischen Stiermythos, aus dem kosmischen Stierfeld des großen Yugas, das in der Atlantisperiode das Stierzeitalter prägte und dessen Kult im Gehörnten, dem Luzifer, auch in das nachfolgende Tierkreiszeichenalter hinübergetragen wurde. Alles Gehörnte galt als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Erst im Fischezeitalter verdammt der Fischköpfige aus Nazareth den Luzifer als einen angeblich aus dem Licht gefallenen Engel zum teuflischen Widerpart, um das uralte Licht in das Dunkel zu verstoßen. Aber dieses Licht wurde von Hermes weitergetragen. Hermes ist der ägyptische Toth, und dieser zeugt vom Einfluß nordischer Elemente auf die Religion der Nilleute. Der Sinai

brachte den Bruch. Die zunehmend der Okkultreligion Dienenden wurden zugleich Gefangene des Dämonischen. Sie sind Sklaven einer kleinen Scheinwelt in einer dunklen Dimension. Ihr Mantel ist die Nacht und ihr Licht der Mond.“

Eyken sah seine Zuhörer ernst an. „In diesem Gefängnis des Okkulten dämmert ein Volk trotz vielen Begabungen einem selbstzerstörerischen Ende entgegen, wenn es nicht rechtzeitig aus dem Griff der politischen Jahvepriester flieht und auf die warnende Stimme der Kna‘anim Juden hört, die dem dämonischen Jahve bereits abschwören. Die Zukunft wird zeigen, ob mit den Zauberhäusern bei Tel Aviv der Okkultismus die Zukunft Israels bestimmt oder ob die erkennenden Kräfte dieses Volkes die Oberhand gewinnen.“

Der Major schwieg.

„Die Zukunft wird es zeigen“, wiederholte der Oberst dumpf. Wir wissen jetzt, was es mit den Beite Midraschim auf sich hat, und wir können nur hoffen, daß ein überheblich gewordenes Volk doch noch in eine Völkergemeinschaft zurückfindet, wie es die Knaanimleute anstreben und daß die Magie des Sinai gebannt wird. Im Augenblick sieht alles völlig anders aus. Was immer von New York kommt, es ist nichts Gutes!“

* * *

„Dohle ist da“, meldete eine Ordonnanz dem Oberst.

„Wer ist Dohle?“ fragte dieser verdutzt. Sein Gesicht wurde lang.

„Der Urwaldheini äh, der Soldat aus den Selvas!“ Der Melder biß sich auf die Lippen.

„Ah der? Also herein mit ihm!“ Der Kommandeur wandte sich an die gerade bei ihm weilenden zwei Führungstechniker und Eyken: „Bleibt ruhig da! Ihr könnt dann den anderen erzählen, was uns der Waldmensch berichtet.“

Die Ordonnanz wetzte ab und kam nach wenigen Minuten mit einem hohlwangigen und mageren Mann wieder. Sein Gesicht war voll kleiner Bißnarben, und die gelben Augen darin flackerten. Diesmal sagte der Melder korrekt: „Dohle ist hier, Herr Oberst!“

Der Genannte nahm Haltung an und wiederholte: „Oberscharführer Dohle vom Sonderkommando Brasilien zur Stelle, Herr Oberst!“

Der Kommandeur ging auf den Mann zu und reichte ihm kameradschaftlich die Hand. „Rühren Sie, Dohle! Herzlich willkommen in

Mimes Schmiede! Seid ihr nicht zu zweit gekommen?“

„Leider nein, Herr Oberst! Unterscharführer Berger erlag nach Ankunft im Selva Stützpunkt den Strapazen und dem Fieber. Ich wurde von einem Kurier hierhergebracht.“

„Wo ist der Kurier?“

„Er ist irgendwo draußen. Wurde nicht hereinbefohlen.“

„Himmelkreuzdonnerwetter, was ist das für eine Sauerei? Da kommt ein Kurier hierher angetanzt und legt sich mit den Nachrichten schlafen. Habe ich eine dusselige Ordonnanz, verdammt noch einmal! Sofort hereinholen! Und etwas Beeilung, wenn ich bitten darf!“

Die Ordonnanz sprang wie ein Hase und mit hochrotem Gesicht davon. Dann nochmals dasselbe Spiel: „Obermaat Hansen ist da, Herr Oberst!“

Und wie ein Echo folgte die Meldung des Eintretens: „Obermaat Hansen meldet sich zur Stelle, Herr Oberst!“

„Obermaat? Hm, Sie sind doch nicht etwa von der Urwaldmarine?“

„Nein, Herr Oberst! Komme von der Besatzung eines Hilfskreuzers. Ich entkam mit einigen von uns aus der mäßig wachsamem Internierung. Und ein glücklicher Zufall ließ uns auf Freunde stoßen, die uns Heuer und Logis im Urwald bei den Landrattenkumpels verschafften. Und da ich nun schon reichlich an den lieblichen Wald gewohnt bin, bekam ich den Auftrag, mich hierher durchzuschlagen und den Dohle mitzubringen.“

„Sonst nichts? „Die Stimme des Kommandeurs hörte sich an wie ein leises Knurren.

„Doch, Herr Oberst!“ Der Marinemann langte in seine Tasche und zog einen Brief heraus. „Es ist ein formelles Ansuchen unseres Stützpunktkapitäns!“

„Was ist das schon wieder für eine Eselei? Ansuchen? Haben alle schon das Urwaldfieber?“ Der Kommandeur machte kleine Augen. „Wissen Sie, was das für ein Ansuchen sein soll?“

„Jawohl, Herr Oberst! Antrag auf Auflösung des Stützpunktes in den Selvas, da die Brasilianer immer mehr und immer näher in unserer Gegend herumstreifen. Allzu lange bleiben wir dort nicht unentdeckt!“

„Das kann ich auch nicht entscheiden. Werde es weitergeben, wenn die Gründe stichhaltig sind. Werde den Schrieb nachher lesen. Vorerst will ich noch Näheres von unserem Urwaldläufer hören.“ Der Oberst wandte sich wieder Dohle zu:

„War wohl eine strapaziöse Tour, was?“

„Sehr, Herr Oberst!“ Er verzog das Gesicht. „Mein Kumpel ging darauf dabei!“

Der Kommandeur wandte sich an Hansen: „Hättet ihr nicht für diese zweite Tour eine Flugscheibe abwarten können?“

„Wie denn, Herr Oberst! Wir sind schlecht versorgt, und die V-7 kommen jetzt seltener. Wir können kein Ausfliegen planen, wenn wir nicht wissen, wann wieder eine Flugscheibe eintrudelt. Die Zeitabstände werden immer größer, und das ist auch der Grund, weshalb unser Stützpunkthauptling Verzeihung! Ich meine unser Hauptmann den Stützpunkt gerne aufgeben will. Wir liegen dort nutzlos herum. Und bei einem Nachlassen des Nachschubes durch die V-7 kommen wir in große Schwierigkeiten!“

„Verdammter Mist! „Der Kommandeur runzelte die Brauen. „Wir merken das hier auch. Die ganze Welt scheint schon rebellisch geworden zu sein, und besonders die beiden Großmächte von heute sind auf dauernder Beobachtungsjagd. Soviel ich weiß, dürfen die Scheiben auf Befehl von Punkt 211 ihre Abwehrwaffen nicht verwenden, und so bleibt nur das Ausweichen. Die Russen schweigen sich über unsere Flugscheiben aus, und die Amerikaner bringen zur Irreführung der Öffentlichkeit lange Berichte mit Kommentaren über Sichtung und Beobachtung angeblich außerterrestrischer Flugobjekte. Es sieht manchmal tatsächlich so aus, als hätten wir eine noch bessere Konkurrenz bekommen. Denn diese tauchen auch an Stellen auf, die sicherlich nicht von uns befliegen werden. Hin...“ Der Oberst räusperte sich gedankenverloren. Dann sah er wieder Dohle an: „Wie sieht es denn bei eurer Truppe aus?“

„Schlecht, Herr Oberst! Wir sind seit Jahren überhaupt ohne Verbindung und Nachschub. Unsere Ernährung ist urwaldmäßig, so wie jene der seltsamen Mogulala Indios, unter denen wir wie Stammesangehörige leben. Unsere Waffen leiden unter dem feuchten Klima, viele Geräte sind ausgefallen oder kaputt, und die meisten von uns sind mehr oder weniger krank. Medikamente sind schon lange aus, und wir sind auf die Mediziner der Indios angewiesen, die gottlob eine Fülle von erfolgreichen Rezepten besitzen. Dennoch haben wir schon große Verluste zu beklagen. Das letzte, was wir noch in diesem verlorenen Weltwinkel erfuhren, war das traurige Ende des Krieges. Dann fühlten wir uns abgeschrieben. Trotzdem haben wir unsere Doppelgarnituren, Tropenuniformen und Tarnanzüge, in einem leidlich guten Zustand erhalten

und laufen bei unserem Tagesablauf ebenso wie die Indios umher. Die Stimmung ist teils Lethargie, teils Wunderhoffen.“

„Ach ja, die Wundergläubigen!“ warf der Oberst halb bitter, halb ironisch ein.

„Die haben wir auch in der Heimat. Seit das Geraune herumgeht, daß kleine Gruppen von uns aus dem Einschließungsring der Alliierten entkamen oder ausbrachen und dabei Geräte und Geheimmaterial in Sicherheit bringen konnten, glauben die Leute überall das gleiche. Etwa so, daß man nur Däumchen drehen braucht, dann kommt eines Tages bei hellem Sonnenschein eine Superflugscheibe, möglichst eine V-7 mal 7 mal 7, und daraus entsteigt bei der Landung der Heilige Geist der Nation. Daraufhin geht augenblicklich die ganze Welt in die Knie, und alles ist wieder in Butter, niemand braucht vorher etwas dazu zu tun. O heilige Einfalt! ...“

Die Männer sahen den Kommandeur betreten an.

„Nanu? Stimmt das etwa nicht? „Der Oberst grollte. „Nun, Dohle, wie geht die Geschichte weiter? Was war die Ursache eures Durchbruches zu unserem Sehas Posten?“

„Unsere völlige Isolierung, Herr Oberst. Noch haben sich nicht alle Männer damit abgefunden, vor allem nicht unser Kommandeur. Da wir keine Stromversorgung mehr besitzen, verfügen wir über keine funktionierenden Nachrichtengeräte mehr. Es gibt keinen Sprit mehr für Aggregate, die Trockenbatterien sind schon lange unbrauchbar geworden, und sogar das Urwaldtamtam klappt nicht. Das schon deshalb, weil sich unsere Indios hermetisch von der Außenwelt abschließen. So sind schließlich eines Tages nach einem langen Palaver Berger und ich ohne Indiobegleitung losgezogen. Wir hatten ja eine ungefähre Richtung, nachdem einer der Indios mit Überzeugung die Behauptung vertrat, daß es weiter östlich mit leichter Südabweichung noch eine Stelle gäbe, wo sich eine Gruppe Weiße versteckt hielten. Wie diese Nachricht bis zu uns kam, ist uns allen schleierhaft. Wir konnten darüber nichts in Erfahrung bringen. Wir hatten also nur die Wahl zwischen Glauben oder Unglauben. Wir setzten alles auf die einzige Karte Glauben.“

„Allein zu zweit?“ Der Oberst machte ein erstauntes Gesicht. „Wie lange seid ihr da unterwegs gewesen?“

„Wir hatten keinen richtigen Zeitbegriff mehr, Herr Oberst! Wer ununterbrochen an ein Überleben denken muß, verliert jeden Zeitbegriff.“

Wenn wir nicht lange genug von den Indios gelernt hätten, Nahrung aus dem Urwald zu holen, wären wir verhungert oder Beute wilder Tiere geworden. Wir haben Maden geröstet, Schlangen verzehrt, Fische gespießt und sonst noch allerlei Zeug, was da krecht und fleucht. Bei Wasserläufen mußten wir verdammt aufpassen auf Alligatoren und Piranhas, im Wald auf Panther, Ozelots und immer wieder auf die gefährlichen Schlangen. Großspinnen und ebenso Springspinnen zählen auch nicht gerade zu Annehmlichkeiten, ebensowenig die Skorpione, von denen die schwarzen tödlich sind. Und manchmal sahen wir vor lauter Insekten keinen Wald um uns. Im Urwald gibt es nur das Gesetz vom Fressen oder Gefressenwerden. Mit einer Heiligen Schrift kommt man da gegen die Natur nicht an. Unsere Chance bestand darin, daß wir schon Jahre vorher die Eßgewohnheiten der Mogulala annehmen mußten. Da wurde so manches an Getier und Kropfzeug zusammengefangen und geröstet, aber wir hatten keine andere Wahl...“

„Mahlzeit“, murmelte einer der anwesenden Techniker. Dohle grinste schwach. „Darf ich einladen?“

Der Techniker zeigte abwehrend seine Handflächen. „Ich esse nur Trockengemüse.“ „Und in welcher Gegend steckt der ganze Haufen?“ fragte der Oberst weiter.

„Wir sind keine geschlossene Truppe mehr und leben in zerstreuten Gruppen. Einzelne Kleingruppen sind weiter nördlich gezogen, nachdem sich das ganze Unternehmen als Fehlschlag erwiesen hatte. Aber der gesamte Bereich befindet sich in den Wäldern östlich der Andenhänge, die von zwei Flüssen durchzogen werden, die zum Rio Yaku fließen. Auf den Karten heißt der große Landdistrikt Madre de Dios. Es ist für die Brasilianer selbst noch unbekanntes Gebiet. Die dort lebenden Mogulala Indios sind völlig verschieden von den anderen wilden Indiosträmmen, die in den benachbarten Bereichen leben. Sie haben eine uralte Gesetzgebung und stehen weit über den sonst primitiven Indios. Sie erzählten uns eine märchenhafte Geschichte, derzufolge sie weiße Urahnern gehabt hätten. Angeblich gibt es auch eine unterirdische Stadt, aber wir haben nichts davon gesehen. Wir haben es ihrer unglaublichen Herkunftsgeschichte zu verdanken, daß wir freundlich aufgenommen und nicht mit Giftpfeilen empfangen wurden. Sie haben uns wie Angehörige aufgenommen, aber vieles blieb uns bis jetzt verborgen. Wir haben dann eine große Anzahl ihrer Krieger mit unseren Waffen vertraut gemacht, und sie waren dann auch

bereit, mit uns nach dem Norden in den Krieg zu ziehen. Wir lehrten sie auch unsere deutsche Sprache. Auch die Ausbildungssprache ist deutsch. Hätten sich die Dinge in Europa anders entwickelt, wären wir eines Tages mit einer respektablen Streitmacht aus den Urwäldern hervorgekommen und vor dem Panamakanal gestanden. Daß daraus nichts wurde, drückt unserem Kommandeur das Herz ab. Andererseits träumten die Mogulala Indios wieder davon, mit unserer Hilfe die umliegenden Stämme unterwerfen und ihr vergangenes Traumreich wieder errichten zu können. Ihre Ältesten haben unserem Kommandeur manches über ihre Vergangenheit erzählt, aber ich selbst weiß nichts Näheres. Ich glaube, daß es da für die Welt Überraschungen gibt, wenn wir nochmals heil aus der grünen Hölle herauskommen.“ Dohles Antlitz zeigte Resignation.

„Interessant, sehr interessant“, murmelte der Oberst. „Aber in drei Teufels Namen, warum hat der Kommandeur nicht den ganzen Haufen mobil gemacht, um wieder Anschluß an die Zivilisation zu finden“ setzte er kraftvoll fort.

„Davon war ohnehin immer wieder die Rede“, erwiderte Dohle. „Wir haben immer ein Für und Wider abgewogen. Aber die letzten Äthermeldungen, die wir noch mit unseren dann ausfallenden Geräten empfangen konnten, waren voll Latrinennachrichten, nach denen alle Angehörigen der Waffen-SS zumindest lebenslänglich in Bergwerke verdammt oder für die ganze Zeit ihres Lebens auf öde Inseln verbracht würden. So blieben wir schon lieber unter den Indios in einem kleinen Scheinreich der Freiheit. Es hielt auch die Wagemutigsten von uns ab, einen Ausbruch zu versuchen.“

„Und nun seid ihr trotzdem losgezogen“, stellte der Oberst fest. „Also geht es jetzt um die Wurst?“

„So ist es, Herr Oberst!“ Dohle zeigte sich bedrückt. „Ich habe eine Skizze unseres Lagers mit. Diese aber betrifft nur das Gebiet selbst und nicht mehr die unbekanntere Umgebung. Wenn man den Rio Yaku aufwärts sucht, muß man dennoch Glück haben, um uns zu finden. Niemand von uns allen hat eine Vorstellung, was weiter mit uns geschehen soll. Die Männer im Sehas Stützpunkt sind kaum besser daran als wir. Unser Schicksal liegt jetzt in Ihrer Hand, Herr Oberst!“

Der Kommandeur sah den Sprecher verblüfft an. „Ich bin doch nicht der liebe Gott. Ich hänge mit meinen Leuten genauso an einem seidenen Faden wie ihr!“ Seine erste Erregung ebte ab und begütigend sagte er: „Natürlich

lassen wir Kameraden nicht im Stich. Nur weiß ich noch nicht, wie wir helfen können. Ich werde die nächste Verbindungsmöglichkeit mit unserem Hauptpunkt 211 benützen, um diese Urwaldsache vorzubringen. Bis dahin bleiben Sie in unserer Obhut, Dohle! Da Major Eyken von Ihrer Truppe ist, wird er für Ihr Wohlergehen sorgen. Gehen Sie mit ihm und nehmen Sie Hansen mit!“

„Jawohl, Herr Oberst! „Dohle sah die Anwesenden fragend an.

„Komm mit, mein Junge! „Eyken trat vor und schickte sich zum Gehen an.

„Für die nächste Zeit bin ich also deine Amme. Ist das klar? Und Sie, Hansen, hängen sich auch an mich!“

Dohle bekam feuchte Augen. Die kameradschaftliche Art des Majors seiner Truppe berührte ihn tief. Sie machte eine Truppe zur Heimat von Männern, die wie eine innige Familie zusammenstanden. Hier zeigte sie sich wieder. Hier war der Rang keine Kaste, kein Überbleibsel aus der Zeit eines trennenden Systems, sondern einfach eine Notwendigkeit in einem Führungsaufbau.

Eyken ging und die beiden folgten ihm. Er hatte einen Mann seiner Truppe zugeteilt bekommen, wie es ihm der Oberst versprochen hatte. Für seine beiden Marinekameraden hatte er als Überraschung einen Obermaat übernommen. Er schmunzelte im Gehen bei dem Gedanken, wie ihre Gesichter aussehen würden.

* * *

Die beiden Neuen waren von Eyken nach den vorhandenen Möglichkeiten bestens untergebracht worden. Am ersten Abend verkrochen sie sich unter ihre Decke und schliefen bis in den späten Morgen des nächsten Tages hinein.

Den darauffolgenden Abend jedoch saßen sie mit Eyken und den beiden Kaleus beisammen. Hansen war von den beiden Marineoffizieren ohne Rangabstandsformen sofort als deren Pflegling angenommen worden.

Dohle erzählte als erster seine Brasilienenerlebnisse. Er begann seine Schilderung mit der Einschiffung in Marseille und der U-Boot Landung vor der brasilianischen Küste. Die Brasilientrupps der Waffen-SS wurden von Landeskundigen geführt und brachten das Kunststück zustande, tatsächlich unbemerkt in den Urwäldern unterzutauchen und ungeachtet vieler Widerwärtigkeiten und kleiner, unvermeidlicher Verluste das riesige Land

von Ost bis West durch Selvas und Sertão zu durchziehen. Es war ein Marsch durch eine Hölle.

Nach dieser Schilderung wiederholte Dohle etwas eingehender das Festsetzen der Trupps im Gebiet der bisher nicht bekannten Mogulala Indios und das plötzliche Ende des geplanten Einsatzes auf dem lateinamerikanischen Kontinent. Der Geist der Expeditionstruppe war über alle maßen gut, und allen Strapazen und Gefahren zum Trotz wären die Männer, verstärkt durch eine kleine Indianerarmee, wie einst Cortez in Mexiko, unaufhaltsam nach dem Norden zum Isthmus gestürmt, wäre ihnen der Nachschub und der Rückhalt in der Heimat verblieben. Kein Tiefschlag konnte schmerzvoller sein als das plötzliche Ende aller Träume von einem Triumph deutschen Soldatengeistes.

Mit tiefer Erschütterung hatten die Zuhörer den Bericht dieses kühnen und abenteuerlichen Unternehmens vernommen. Die Leidenschaftslosigkeit und eine zeitweise Erzählermonotonie, bedingt durch die Härten der Erlebnisse, war aufwühlend gewesen. Es war durchaus verständlich, daß die Offiziere auf Fragen verzichteten. Dem Erzählten wäre ohnedies kaum noch etwas hinzuzufügen gewesen.

Anschließend bestätigte Hansen die Gefahren und Tücken der Selvas. Er gab aber auch zu, daß das Erreichen des Stützpunktes weitaus weniger schwierig war als der Expeditionszug einer ganzen Truppe quer durch das riesige Brasilien. Nichtsdestoweniger würde schon der Marsch zu dem Stützpunkt für jeden Neuling einem Durchqueren des Höllenvorhofes gleichkommen.

„Da scheint ja die Antarktis noch ein Paradies dagegen zu sein“, meinte Krall dazu nachdenklich. Dann schmunzelte er. „Wir hatten einmal einen Maat auf einem Kasten, der mochte keine Spinnen. Wenn er eine sah, dann fing er sie behutsam, indem er sie in seine Hand oder in eine Tüte laufen ließ und dann irgendwohin verbrachte. Was hätte dieser Mann wohl in diesen Wäldern getan?“

„Diese Tierlein hätte er da nicht erst fangen brauchen“, versetzte Dohle mit einem müden Lächeln. „Diese Biester wären ihm faustgroß ganz von selbst in das Gesicht gesprungen oder sonst massenweise über den Weg gelaufen, daß er mit Fangversuchen gar nicht nachgekommen wäre. Das hätte er sehr schnell aufgegeben!“

„Das will ich auch meinen“, bestätigte Hansen. „Fast möchte ich mir wünschen, ich wäre lieber mit Ihnen, meine Herren Major und

Kapitänleutnante, aus der Antarktis gekommen. In Rio traf ich vor meinem Urwaldausflug noch einen anderen Maat, der zur Crew des U-Boot U-1001 gehörte. Er war an irgendeiner komischen Sache erkrankt und wurde daher vor dem Erreichen der patagonischen Gewässer mit Kursrichtung Magellanstraße an der südargentinischen Küste heimlich an Land gesetzt. Da der Mann sehr gut englisch sprach, sollte er sich den Argentinern gegenüber als englischer oder skandinavischer Schiffsbrüchiger ausgeben, um in ein Krankenhaus zu kommen. Dieser Mann hätte nie zur Marine kommen sollen, denn er hatte panische Angst vor Eisbergen. Die Leute der Crew hatten deshalb billige Kurzweil mit ihm. Auch so etwas gibt es“, sagte Hansen und schüttelte den Kopf. „Wenn ich mir so vorstelle, wie der in die Antarktis gekommen wäre, der wäre vor Entsetzen geschrumpft wie der Balg einer Ziehharmonika. So aber hatte er Glück und kam später nach Rio. Nur war dieses Glück von kurzer Dauer, denn er verstarb ganz plötzlich.“

Die beiden Marineoffiziere spitzten die Ohren. Hellfeldt fragte sofort: „Wissen Sie, Hansen, was es mit diesem U-1001 auf sich hatte?“

„Jawohl, Herr Kaleu! „antwortete der Obermaat prompt. „Der Maat hat es mir vertraulich erzählt. Das Boot stand unter dem Kommando des Kapitäns Neusser und hatte Diamanten im Wert von einigen Milliarden Reichsmark an Bord. Dieser Schatz wurde auf Befehl des SS-Generals Gutkell in einem gepanzerten Transporter aus Berlin herausgeschafft und in ein Wasserflugzeug verbracht. Dieses flog damit über die Nordsee zum Auslaufhafen von U-1001 in Norwegen. Dieser Schatz sollte deutschen Nachrichtenleuten in Argentinien übergeben werden, um eine Nachkriegsbewegung finanziell aufbauen zu helfen. Nach dem Bekanntwerden der Kapitulation hielt sich der U-Boot Kommandant streng an seine Weisungen und lief daher keinen Übergabehafen an. Nachdem das Boot an der argentinischen Küste heimlich den zuvor erwähnten Mann ausgebootet hatte, fuhr es auf Südpatagonien zu. Dieser Mann war es auch, der wenig später eine kurze Nachricht auffing, der zufolge U-1001 Anfang Juni 1945 trotz höchster Vorsichtsmaßnahmen auf zwei von Port Stanley aus operierende Kriegsschiffe der britischen Royal Navy stieß. Das Boot konnte nicht mehr ganz wegtauchen, und die Briten setzten dem Fahrzeug zwei Granaten vor den Bug. Die dachten nicht daran, daß das deutsche Boot nach der erfolgten Kapitulation der deutschen Streitkräfte sich zur Wehr setzen würde. Der Kapitän Neusser aber griff an. Er traf mit dem ersten

Torpedo das links von ihm schwimmende Feindschiff, das sofort in die Tiefe ging. Der zweite Brite drehte daraufhin ab, wurde aber von dem U-Boot verfolgt. Und nun geschah dem empfangenen Bericht zufolge etwas geradezu Unglaubliches. Das zweite abgeschossene Torpedo traf nicht das berechnete Ziel, sondern kehrte in einem großen Bogen zu dem Boot zurück, traf es unglückseligerweise, und es ging mit der gesamten Crew und dem Diamantenschatz unter. Wenn ich daran denke, was unsere Leute hier in Lateinamerika hätten anfangen können, wenn wir diese geradezu unermesslichen Mittel zur Verfügung bekommen hätten, das ist kaum auszudenken.“ Der Obermaat seufzte. „Was da unseren blauen Jungs passierte, das ist schon mehr als Pech!“

Hellfeldt nickte. „Pech ist kein Ausdruck. Das ist eine Höllensache. Es kommt fast nie vor, daß ein abgeschossener Aal wieder zurückkommt. Unter tausend Fällen einmal. Und daß dieses Ein Promille gerade U-1001 treffen mußte, ist ein Verhängnis!“

„Das ist mehr als ein Verhängnis“, fügte Eyken düster hinzu. „Der Preis für ein versenktes und für ein vertriebenes Schiff der Briten war zu hoch. Eine verhexte Sache!“ Wütend biß er sich in die Unterlippe.

„Ja, richtig verhext!“ wiederholte der Obermaat. „Es sieht fast so aus, als hätten die Engländer in Rio einen Macumbazauber bestellt, der dem Boot zum Verhängnis wurde.“

„Ach ja, Sie waren ja in Rio“, sagte Hellfeldt. „Ist es tatsächlich so, daß dort Voodoo und Macumba im Zunehmen begriffen sind?“

„Und wie“, erklärte Hansen. „Der Macumbakult ist reine Schwarzmagie, ebenso der Voodoozauber, der aus Haiti kommt. Haiti bekam ihn aus Westafrika mit der Sklavenverschiffung herüber. Der Macumbakult hat in Rio Vorrang und wird zugleich mit religiösen Vorstellungen verbunden. Bei den Voodoozeremonien steht die schwarze Mamaloi im Mittelpunkt, eine richtige Negerhexe. Bei den Macumbariten gilt der Macumbeiro als der maßgebende Mediziner, der mit Geistern umgeht und mit deren Hilfe Krankheiten beschwört. Er fällt je nach Bedarf in Trance, oder er läßt schwarze Hähne oder Ziegenböcke opfern, denen der Hals aufgeschnitten wird. Der Macumbeiro verkauft Amulette gegen allerlei böse Geister und Übel, braut Medizinen nach uralten Rezepten zusammen und hat eine überaus geachtete, aber auch gefürchtete Stellung. Mit den zwei Abarten, dem Umbanda Kult, der betont religiös ist, sowie dem Candomblé, ebenso auf Heiligenverbindungen aufgebaut, konnte aber der Macumbakult nicht

verdrängt werden. Die schwarzmagischen Künste des Macumbeiro, der nicht nur Liebestollheit, sondern vor allem auch Feinde zu Tode beschwören soll, sind allem Vernehmen nach überaus wirksam und bilden eine große Einnahmequelle. Die magischen Riten und Arrangements haben eine uralte afrikanische Tradition. Den Gipfelpunkt der afrikanischen Schwarzkünste bilden die Zombies in Haiti, die als lebende Leichname ihren Herren wie seelenlose Roboter dienen. Bisher ist man diesem fürchterlichen Spuk noch nicht vollends auf den Grund gekommen.“

„Ich kenne davon einiges“, warf Eyken ein. „Ich habe mich mit einigem Interesse mit der Geschichte der Magie beschäftigt. Bereits in der grauen Vorzeit begann es mit dem Jagdzauber und Dämonenbeschwörungen. Die praktizierenden Medizinmänner und Schamanen erhielten dadurch eine überragende Stellung in ihren Horden oder Stämmen. Die Inanspruchnahme ihrer vermeintlichen Kräfte zwang sie mit der Zeit, Praktiken der schwarzen Magie zu finden und zu entwickeln. Hierbei wurden insbesondere Zentren bei den schwarzen, primitiv gebliebenen Völkerschaften des westlichen und mittleren afrikanischen Bereiches entwickelt, ebenso aber auch bei den mystisch begabten und überaus sensitiven Hebräern. Die hebräische Schwarzmagie ist sogar religiös beeinflusst. Mit der Kabbalistik und der Alchimie einer Archetypenmagie haben die Hebräer ein hochentwickeltes System aufgebaut, das in mehreren Bereichen einen geradezu wissenschaftlichen Charakter aufweist. In dieser Entwicklung liegt aber auch die Tragik des unglücklichen Volkes, das den Fluch der schwarzmagischen Künste zu ertragen hat. Die Verwendung eines Wissens, die in der menschlichen Natur enthaltenen, aber nur einem Teil der Menschen zugänglichen geistigen Kräfte in Bewegung zu setzen und für bestimmte Zwecke zu verwenden und zu entfalten, ist in der Art ihrer Anwendung entweder weiß oder schwarz. Es ist eine uralte Lehre, daß eine Wahrheit des Lebens von jedem erkannt werden kann, der dazu die nötige Einsicht und Voraussetzung besitzt. Die Magie nun ist die Kunst, den Willen durch die schöpferische Kraft eines starken Geistes zu bewegen. Bei den Nordleuten ist dieser starke Geist das innere Gesetz, das ihnen den weißen Weg einer göttlichen Sendung weist. Als sie ihrem Gesetz nicht zum Durchbruch verhelfen konnten, weil sie als Sonnensöhne immer allein standen, kam die Unsicherheit über die Welt. Ihrer Erfüllungsreligion steht immer feindlich die Erlösungsreligion entgegen. Der weiße, nordische Weg ist die Erweckung und die Ausübung geistiger Willenskräfte zum Guten

und zu Höherem, zu einem Eingehen in göttliches Sein. Demgegenüber steht die Schwarzmagie als Gegenpol des bipolaren Gesetzes des Daseins, die durch die erlangte Anziehung und Beherrschung gewisser Kräfte und Phänomene vom Göttlichen weg zu den Dämonen führt. Das Streben eines Volkes nach einer vorgeblichen Auserwähltheitsverheißung zur Macht über alle Völker der Erde ist behaftet mit dem Fluch des schwarzmagisch Dämonischen, weil es dunkle Kräfte zur Erreichung dieses Zieles in Bewegung setzt. Das ethische Gesetz des weißmagischen Bewußtseins zwingt den erkennenden Menschen, den unter dem schwarzmagischen Bann liegenden Geschöpfen die Freiheit vom Übel zu wünschen und die Kraft, diesem Fluche entrinnen zu können. Das wollte ich gesagt haben“, schloß Eyken.

XI. ABSCHIED VOM HORT

„Wenn du des Nächsten
Angesicht erforschest,
ob er von deiner Art ist,
treu zu wirken an unsrer Zukunft,
gläubig und voll Freundschaft:
Ihn halte fest!
Doch die am Gold Verfaulten,
schon lebend Toten,
Knechtische wie Knechter –
sie laß dem Götzen
und dem Krampf der Stunde!

Hans Heyck

Der aufgehende Glutball der Sonne strich über die Osthänge der Anden, griff langsam tastend über die steinernen Riesen dem Dunkel nach und ließ die mächtigen Eishäupter der endlos scheinenden Gebirgskette feurig aufleuchten. Die schweren Nebelmassen in den Tälern und Schründen kamen in Bewegung und formten wallende Geister, Drohung und Auflösung zeigend. Das Dämmerungsviolett floh in einem steten Nachziehen hinter der samtigen Nachtschwärze westwärts davon. Diesem langsamen Entweichen folgte das leuchtende Farbenspiel des tropischen Himmels, das sich in diamanten glitzernden Funken an den Bergespitzen brach.

Der weite Raun unter dem himmlischen Farbenteppich war leer. Nur die Strahlen des Tagesgestirns stießen durch die räumliche Weite, vergoldeten die Gipfel der Selvas und brachten den tiefen Tälern der Anden Licht.

In diese Leere hinein kam plötzlich ein winziger Punkt aus südöstlicher Richtung, der sich zusehends vergrößerte und mit einer unwahrscheinlichen Geschwindigkeit ein Andenziel ansteuerte. Einige Bergindios, die am frühen Morgen aus ihren in hoher Einsamkeit liegenden Hütten herauskamen, sahen eine seltsame Scheibe durch die Lüfte fliegen, die dann langsamer niedergehend in einer fernen Senke verschwand. Verständnislos blickten sie diesem seltsamen Flugobjekt nach...

Vor Mimes Schmiede gab es Aufregung. „Eine V-7 ist wieder da!“

Ein Melder rannte zum Kommandeur. Die Nachricht lief gleichzeitig mit ihm blitzartig durch die unterirdischen Gänge, von Mann zu Mann und von Raum zu Raum.

Als der Oberst nach Erhalt der Nachricht ins Freie trat, war die Flugscheibe mittlerweile auf dem kleinen, behelfsmäßigen Landeplatz glatt niedergekommen. Zwei Männer waren herausgeklettert und kamen ihm bereits entgegen. Vor dem Kommandeur nahmen sie Haltung an.

„Hauptmann Spohr und Oberleutnant Brendt, Herr Oberst! Beide von der Truppe Vogel am Arm.“

„Aha, Waffen-SS“, bestätigte der Kommandeur. „Wo sind denn die bisherigen Flieger?“

„Einer krank, einer im Einsatz“, kam es militärisch knapp zurück. „Wir haben aber ebenfalls hergefunden, Herr Oberst!“

„Das sehe ich“, lachte der Kommandeur. „War es schwierig?“

„Nicht allzusehr, Herr Oberst. Wir hatten eine ausgezeichnete Lagebeschreibung mitbekommen.“

„Das sollte selbstverständlich sein! Und was habt ihr sonst noch Schönes mitgebracht?“

„Einen dicken Briefumschlag, Herr Oberst“, antwortete Spohr. „Keinen Nachschub, weil wir auf Punkt 211 ebenfalls Schwierigkeiten haben.“

Der Kommandeur kniff die Lippen zusammen. „Kommen Sie mit in den Berg!“

„Er machte kehrt und ging, gefolgt von den Männern, zurück. Einem vorbeieilenden Mann befahl er, Eyken in den Kommandoraum zu schicken.“

In der Zentrale angekommen, nahm er als erstes einen Brief entgegen, der ihm von Hauptmann Spohr überreicht wurde. Bevor er den Umschlag öffnete, sagte er: „Lassen Sie sich zuerst Kaffee geben. Das ist das einzige, von dem wir genug haben. Der Adju bringt Sie in den Eßraum. Dann kommen Sie nochmals zurück, und anschließend haben Sie Ruhe! „Den Adju ansehend, setzte er hinzu: „Ich habe nach Eyken rufen lassen, weil unsere Flieger hier Kameraden seiner Truppe sind. Verständigen Sie bitte noch die Chefsingenieure und meinen Stab!“

Der Kommandeur setzte sich, während der Adjutant den Raum verließ. Er öffnete den ihm überbrachten Umschlag und entnahm diesem eine Reihe von Papieren. Die oben liegenden Blätter enthielten einen Lagebericht mit dem Aufdruck „Geheime Kommandosache“ und anschließend Erläuterungen. Die übrigen Papiere erwiesen sich nach dem Durchsehen als verschiedene technische Anweisungen, Planzeichnungen und Nachrichtenabschriften.

Nach dem Lesen des Hauptberichtes machte der Oberst ein äußerst nachdenkliches Gesicht. Die Dinge liefen nicht alle so glatt, wie es die Planungen vorsahen. Es war nicht unschwer vorauszusehen gewesen, daß nicht berechenbare Faktoren vieles erschweren würden.

Zu einem Überdenken der Nachrichten blieb dem Kommandeur nicht viel Zeit. Nach und nach trafen in kurzen Abständen die zu ihm befohlenen Männer ein. Auch die V-7-Piloten waren wieder, gestärkt, zur Stelle.

Der Oberst hieß die Männer an dem langen Arbeitstisch in der Raummitte Platz nehmen. Er selbst nahm seinen Sitz am oberen Tischende ein und legte die bisher in der Hand gehaltenen Papiere vor sich hin.

Eine erwartungsvolle Ruhe war eingetreten. Mit einigen Worten leitete er die Ankunft der Kuriere vom Punkt 211 ein und fuhr dann fort: „Wir alle merkten schon lange, daß die Verbindungen zwischen unseren Stützpunkten außerhalb der Heimat immer größere Abstände erreichten. Wir mußten auch feststellen, daß in der ganzen Welt, insbesondere aber in den USA, eine zunehmende UFO-Hysterie ausgebrochen ist und daß es ohne Zweifel auch fremde Objekte geben muß, deren Herkunft noch ungeklärt erscheint. Das ist einmal der erste Punkt, der bei einem Einsatz der V-7 zu Verbindungszwecken und für Nachschub zu einer erhöhten Vorsicht zwingt. Aus den weiteren Mitteilungen ergibt sich, daß die Nachschubprobleme schwieriger geworden sind als vorerst angenommen. Zum geringeren Teil ist dies wohl auch auf den Punkt eins zurückzuführen, zum größeren Teil jedoch auf das in der ganzen Welt eng gezogene Netz unserer Gegner. Auch die dem Feind entwischten U-Boote werden so wenig als möglich eingesetzt. Das bedeutet mit anderen Worten, daß die einzelnen Stützpunkte mehr als zuvor auf sich selbst angewiesen sind. Wir werden uns also noch mancherlei einfallen lassen müssen, um Verpflegung und Materialnachschub regeln zu können. Wenn wir dabei in Betracht ziehen, daß in diesen menschenarmen Gegenden das Auftauchen von Fremden geradezu eine Sensation darstellt und nicht geheim gehalten werden kann, dann ist es sofort klar, wo die ersten Schwierigkeiten beginnen. Als drittes kommt dazu, daß nach den Mitteilungen vom Punkt 211 auch mit den Geldmitteln sparsam umgegangen werden muß, da man sich nach dem Gang der Dinge auf eine weitaus längere Wartezeit einrichten muß als ursprünglich angenommen. Die unmittelbar nach Beendigung der Kampfhandlungen im Mai 1945 aufgetretene und überschätzte Spannung zwischen den Westalliierten und den Sowjets ist längst einer erneuten

Eintracht gewichen. Die Stationen eines wellenförmig verlaufenden kalten Krieges sind ein billiges Täuschungsmanöver. Die Teilung der Welt zwischen dem verstorbenen Roosevelt und dem noch lebenden Stalin zugunsten des letzteren ist nicht nur eine harte Tatsache, sondern die Grundlage dafür, beiden Teilen je eine halbe Welt zu sichern. Das ist nichts Neues, sondern bereits kalter Kaffee!“

Der Oberst versuchte ein gequältes Lächeln. „Als nächstes habe ich Anweisungen erhalten, einige Leute in den Außendienst abzustellen und das Personal des Hortes im Innendienst auf die technischen Kräfte und das notwendige Schutzpersonal zu beschränken. Was darüber hinausgeht, soll eine neue Stellung beziehen, wo die Versorgung und Erhaltung leichter fällt. Über diese Abstellung wird später noch ausführlicher zu sprechen sein. Bevor eine solche Abstellung erfolgt, sollen alle hier verfügbaren Kräfte eingesetzt werden, den Landeplatz für die V-7 zu erweitern. Es wird ungeachtet der zuvor angeführten Einschränkungen versucht werden, bei einer Lagebesserung weitere Maschinen und Ersatzteile hierher zu schaffen, um uns die Möglichkeit zu geben, nicht nur herstellungsmäßig, sondern auch experimentell besser arbeiten zu können. Unser Andenpunkt wird selbständiger werden, Punkt 211 wird sich noch hermetischer abschließen. Alle Stützpunkte haben vorläufig auf Alarmstufe zu bleiben. Als Begründung wird mitgeteilt, daß die Nachrichtendienste der Alliierten und jene des neuen Staates Israel unter einem Trauma der Deutschenangst leben und daß es maßgebende Leute gibt, die fieberhaft nach einem ihrer Vorstellung nach noch lebenden Hitler suchen. Dabei wissen sie doch ganz genau, daß Hitler systematisch von seinem Leibarzt Morell, der, wie festgestellt wurde, Freimaurer war, vergiftet wurde.“

„Das haben meine Kameraden und ich schon lange gewußt!“ warf Eyken dazwischen.

„Ja, ja, sicherlich“, begütigte der Oberst. „Wir können später darüber sprechen. Jedenfalls, um beim Thema zu bleiben, jagen Gefährliche und Verrückte in der ganzen Welt herum wie ein Sack voll Hummeln um einen Löwenzahn. Wie die Israeli arbeiten, geht aus dem Beispiel hervor, daß vor der Auflösung der Internierungslager in den westdeutschen Besatzungszonen und der Entlassung der Waffen-SS Mannschaften und deren Bereitstellung für die deutsche Gerichtsbarkeit noch etliche tausend Soldaten im Lager Langwasser bei Nürnberg an vergiftetem Brot gestorben sind, das von Israelis präpariert wurde. Eine Tatsache, die bisher in unserer

Heimat verschwiegen wurde. Wie man sieht, ist die Lage als Ganzes unerfreulich. Das ist nun einmal so. Aber deshalb liegen wir noch lange nicht auf der Schnauze! Wir sind wohl gezwungen, uns zurückhaltender als bisher zu verhalten und zunehmende Schwierigkeiten zu meistern, dürfen aber dabei nicht übersehen, daß der große Weltrummel um uns einer inneren Unsicherheit des Gegners entspringt. Wir haben bei dieser Feststellung nichts anderes zu tun als abzuwarten, bis man auf Punkt 211 auf Blößen des Feindes reagieren kann. Was uns jedoch alle hart trifft, ist die Erkenntnis, daß in der Heimat praktisch keine Kräfte vorhanden sind, mit denen man bereits jetzt zusammenarbeiten könnte. Die noch volkstreuere Kräfte haben jeden Sinn für die Wirklichkeit verloren. Ein übertriebener Personenkult stellte das Reich zu sehr in den Hintergrund, und nun blökt eine Herde so hilflos, weil ein Leithammel fehlt. Ich weiß, das sind harte Worte, aber es ist so! Wir müssen die Dinge sehen, wie sie wirklich sind, und es hat keinen Zweck, wenn wir uns etwas vormachen. Und nun nochmals zu den erhaltenen Nachrichten: morgen früh um acht Uhr erwarte ich den Stützpunktstab bei mir! Wir werden dann gemeinsam überlegen müssen, welche Maßnahmen nach dieser Schilderung der Lage ergriffen werden müssen. Ich komme dann noch auf weitere Einzelheiten zurück. Ende!“ Die Anwesenden sahen sich an. Der Vortrag des Kommandeurs war militärisch kurz gewesen, aber die Aussage reichte vollauf. Die Männer erhoben sich der Reihe nach und schickten sich an zu gehen. Ihre Gesichter waren ernst und beherrscht. Sie waren illusionslos, aber ihr Glaube war unerschütterlich.

„Einen Augenblick noch, Eyken!“ Der Kommandeur hielt den Major mit einer knappen Bewegung zurück. „Für Sie habe ich noch etwas Besonderes!“

„Jawohl, Oberst!“

Nachdem die Gerufenen den Kommandeurraum verlassen hatten, lud der Oberst Eyken zum Sitzen ein. Dann blätterte er nochmals in den Papieren.

„Wie Sie zu Ihrem Leidwesen ja selbst wissen, ist aus einem versprochenen Außendienst nichts geworden“, leitete der Oberst das Gespräch ein. „Ich habe schon darauf hingewiesen, wie schwierig die Landesverhältnisse hier sind. Ich habe manche eigene Vorstellungen von hier ändern müssen.“

„Das geht wohl allen so, die in eine völlig fremde Umgebung kommen“, pflichtete Eyken bei.

„Natürlich! Aber zur Sache: Da ist eine Sonderanweisung gekommen, die einen heiklen Auftrag beinhaltet. Sie gehören ja zu einer besonderen Gruppe, die schon immer abseits von der früheren allgemeinen Politik eigene Wege ging. Da sind Andeutungen hier, daß Sie in alte geheime Verbindungen zu asiatischen Kräften eingeweiht sind. Ihre Leute auf Punkt 211 denken jetzt daran, abgerissene Verbindungen wieder anzuknüpfen. Nach dem Ende des Krieges sollen einige Leute aus Tibet zurück in die Heimat gekommen sein. Der maßgebendste, ein Major Gutmann, wird als verunglückt gemeldet.“

Eyken fuhr hoch. „Gutmann? O verd...“ Er schluckte.

„Kannten Sie ihn?“

„Sehr gut sogar! Er gehörte zum engeren Kreis der Wissenden.“

„Es tut mir leid“, versetzte der Oberst leise. Zögernd fuhr er fort: „Mit ihm kamen noch zwei Fliegeroffiziere und ein Franzose in das Restreich. Im Augenblick besteht zu diesen Leuten kein Kontakt. Ein weiterer Mann, der zu Ihrer Gruppe gezählt wird und zu der knapp vor Ende des Krieges eigenen SS-Luftwaffe abgestellt wurde, war ein Major Juncker. Juncker verstarb in einem britischen Internierungslager in Indien! Er war ebenfalls vorher in Tibet gewesen.“

„Juncker auch?“ Eykens Gesicht war jetzt fahl.

„Ich dachte es mir, daß Sie diesen Mann auch kannten.“ Die sonst harte Stimme des Kommandeurs bekam einen warmen, väterlichen Ton. „Wir haben alle Verluste aus engstem Kreis zu beklagen.“ Und ganz leise sagte er noch: „Ich selbst verlor meinen Sohn. Er war Flieger wie ich und stürzte bei einem Luftkampf ab.“

„Bitter, bitter“, murmelte Eyken.

„Er fiel noch im Glauben an einen Sieg. Doch lassen wir das... Die zuvor genannten Leute hatten die letzten Tibetkontakte. Aber nach all dem bisher Erfahrenen fruchtlose und zum Teil sogar unangenehme Begegnungen. In Lhasa vergaß man zu diesem Zeitpunkt bereits, daß in Berlin dreihundert tibetische Lamas auftragsgemäß ausharrten, die dann im Endkampf um die Reichshauptstadt teils kämpfend fielen, teils durch Selbstmord endeten. Im Potala zu Lhasa hatte man diese Gruppe in Deutschland bereits abgeschrieben. Nach den Andeutungen der beiden Flieger spielen sich jetzt die Mongolen immer mehr aus dem Hintergrund hervor.“

Eykens Gesicht bekam wieder Farbe. „Das ist interessant! ...“

„Sehr sogar“, bestätigte der Oberst. „Und vor allem deshalb, weil Sie ausersehen wurden, in Asien aufzuklären!“

„Ich??“ „Eyken war verblüfft. „Das ist ein Scherz...“

„Nein. Wir sollen Überlegungen anstellen, wie man am besten nach Fernost kommt und neue Fäden knüpfen kann. Etwa zu dem japanischen Schwarzen Drachen und zu antikommunistischen Mongolen.“

„Es scheint“, sagte Eyken, „daß meine Kameraden am Südpol mit dem Allerwertesten bereits auf Grundeis sitzen und reichlich viel Kälte in ihren Denkapparat strahlen lassen. Die stellen sich die Sache von dort her besehen zu einfach vor: in die nächste Straßenbahn einsteigen, vom Schaffner einen Fahrschein mit zweimal Umsteigen nach Innerasien verlangen und beim Aussteigen einem Empfangskomitee die Hände schütteln. Und dann kommen noch die Mongolenmädchen mit Erfrischungen und einem süßen Lächeln gerannt!“ Er bekam einen Lachkrampf.

Der Kommandeur wartete, bis sich der Major wieder beruhigt hatte. Ungerührt fuhr er fort: „Lassen wir die Straßenbahn aus dem Spiel. Es gibt ja noch andere Möglichkeiten, die mit der Wirklichkeit vereinbar sind. Darüber können wir später noch reden. Jedenfalls ist für Sie ein Auftrag da, und der hat sicherlich einen guten Grund. Aus purem Übermut werden unsere Leute auf Punkt 211 keine solchen Ideen in die Welt setzen. Es sieht jetzt überall in der Welt so aus, als weiche der Westen vor dem kommunistischen Vormarsch zurück. Roosevelts Verrat an Europa dehnt sich in der Nachwirkung auf den ganzen Erdball aus. Ich kann mir daher sehr gut vorstellen, daß man jetzt von unserer Seite aus den Versuch unternimmt, die Völker vor der kommunistischen Gefahr zu warnen.“

„Nichts für ungut“, lenkte Eyken ein. „Diese Hinweise sind durchaus verständlich, und ich bin fast sicher, daß dies auch der Hintergrund meines Auftrags ist. Doch bisher habe ich nur allgemeine Angaben bekommen. Gibt es eine genaue Order?“

„Selbstverständlich!“ Der Kommandeur nahm einen Umschlag aus dem Papierberg hervor. „Das ist ein GKdos Schreiben! Für nachher zum Durchlesen. Morgen können wir dann die Sache näher beraten. Der Auftrag wurde von mir bereits zur Kenntnis genommen.“

„Völlig klar“, meinte Eyken.

„Ich will überlegen, wie weit wir die V-7 in Anspruch nehmen können. An und für sich will ich jetzt eine V-7 zur dauernden Verfügung nach

hierher überstellt bekommen. Einen dementsprechenden Antrag mit Begründung gebe ich den beiden Fliegern mit, wenn sie zurückfliegen. Dann sollten wir morgen mit Dohle sprechen, ob er mit der V-7 zu seinen Kameraden zurück will. Wir könnten ihm Medikamente, Waffenöl und Agentenfunkgeräte mit Rhombusantennen mitgeben. Dazu ein Codebuch von einer doppelten Buchausgabe. Und noch etliche entbehrliche Kleinigkeiten...“

„Das wäre gut!“ meinte Eyken nachdrücklich. „Unter solchen Umständen wird Dohle sicherlich gerne zurückkehren und die geglückte Verbindung melden wollen.“

„Ob die Urwaldleute von dieser Verbindung allzuviel Nutzen haben werden, steht in den Sternen“, meinte der Oberst vorsichtig. „Schließlich sind wir selbst in keiner beneidenswerten Lage.“

„Es ist schon viel, wenn diese Leute sich nicht verlassen und vergessen fühlen“, fügte Eyken hinzu.

„Das stimmt“, pflichtete der Kommandeur bei. „Ich werde jedenfalls noch mit den beiden Fliegern sprechen und ihnen den Flugbefehl zu diesem kleinen Umweg geben. Schwierigkeiten zum Landen wird es kaum geben. Für den Senkrechtstarter genügt eine kleine Lichtung oder eine Sandbank an einem Flußufer.“

„Hoffentlich klappt Dohles Orientierungssinn?“

„Darauf müssen wir es ankommen lassen.“ Der Oberst hob zweifelnd die Schultern. „Ihr sitzt jeden Abend beisammen und habt zurzeit Dohle dabei. Fragt ihn, ob er sich eine Luftorientierung zutraut. Gewisse Land oder Flußmarken wird er hoffentlich erkennen können. Und dann könnt ihr euch nachher noch Gedanken darüber machen, wie man das Asienproblem anpacken soll.“

„Das wird eine knifflige Sache“, seufzte Eyken.

„Aber gut gegen Langeweile“, lächelte der Oberst. Er erhob sich und gab dem Major die Hand. „Bis morgen, lieber Eyken!“

Nach der Verabschiedung eilte dieser zu seinen Kameraden. Zu seiner Überraschung fand er die zwei V-7 Piloten bei den Kaleus sitzen. Er wurde sofort mit einem Hallo begrüßt.

„Wie war es beim Alten?“ fragte Krall neugierig.

„Nur eine kleine Sache“, erwiderte Eyken beiläufig. „Wir sollen für den Stützpunkt in der Mongolei Dromedarmilch einkaufen fahren.“

Krall tat gekränkt. „Wenn ich meinen Eltern eine solche Antwort gegeben hätte, wäre ich nachher drei Stunden in einer Zimmerecke gestanden.“ „Ich war immer ein ungezogener Junge“, feixte Eyken. „Deshalb wäre ich nie drei Stunden brav stehen geblieben. Damit fängt es bei mir immer an..“

„... und nie tauglich für die Marine gewesen“, endete Krall. „Also, wie ist die Sache mit der Dromedarmilch?“

„Schwierig“, bekannte jetzt der Major ernst. „Ich soll eine völlig ausgefallene Sache übernehmen. Da seit dem Kriegsende nahezu alle Verbindungen nach Asien abgerissen sind, soll ich den Versuch unternehmen, die Fäden neu zu knüpfen. Natürlich bin ich über die alten Verbindungen im Bilde, aber was mir fehlt, das ist die Landeserfahrung und östliche Sprachkenntnisse. Und zudem muß ich mir noch den Kopf zerbrechen, wie ich dorthin komme. Früher gab es für solche Sachen immer Experten und Vorbereitungshilfen. Jetzt stehe ich allein da. Ich weiß ganz genau, was man da von mir will. Aber wie ich es schaffen soll, ist mir völlig unklar.“

„Eine Ein-Mann Expedition?“ fragte Spohr.

„Nein. Obwohl der Kommandeur nichts über eine Begleitung sagte, ist eine solche unbedingt vonnöten. Ich werde jetzt überlegen müssen, ein oder zwei Leute zu finden, die mitmachen wollen!“

Jetzt spielte der Hamburger mit einem todernsten Gesicht: „Ich würde ein durchgehendes Nachtstudium empfehlen und alle Heiligen um Eingebungshilfe bitten! Und dann wäre weiter zu klären, ob die dann unter Umständen huldvoll Erwählten überhaupt bereit wären, einem verrückt gewordenen Kamelmilcheinkäufer zu folgen.“

„Ich glaube kaum, daß ich hier in Mimes Schmiede Gefolgsleute finden werde“, sagte Eyken nachdenklich. „Ich werde die Kameraden Spohr und Brandt bitten müssen, Post für das Kommando auf Punkt 211 mitzunehmen mit Begleiteranforderung.“

„Jetzt platzt mir der Kragen!“ schrie Krall aufgebracht. „Was ist jetzt an der ganzen Geschichte Ernst oder Spaß? Wenn es sich wirklich um ein Kommandounternehmen handelt, dann braucht man sich doch nicht von Antarktisleuten den Hintern abtauen lassen, damit einige herkommen, he?“

„Nur sachte“, beruhigte Hellfeldt. „Wie ich unseren Eyken schon kenne, ist es ihm völlig ernst mit einem solchen Asienkommando.“ Er blinzelte jetzt boshaft:

„Manches Mal ist er auch sehr sparsam im Denken. Deshalb hat er einfachheitshalber sicherlich sofort seine Wahl getroffen!“

„Darauf würde ich nicht unbedingt Eide schwören“, lachte der Major. „Aber zumindest habe ich von Anbeginn an gehofft, zwei Kaleus zu finden und vom Oberst freizubekommen.“

Krall zeigte Röte im Gesicht, sagte aber nichts.

„Wenn wir Flugerlaubnis bekämen, wäre dies kein Problem“, meinte Spohr.

„Fliegerkarten werden jedoch von diesen Gebieten kaum vorhanden sein...“ „Wir können ja nicht einfach irgendwohin fliegen“, wandte Eyken ein. „Die ganze Mongolei ist ja rotes Gebiet, und von Tibet ist keine Rede. Man müßte vorerst erfahren, ob es mongolische Exilgruppen gibt. Nichtkommunistische Kräfte, die sich außerhalb ihres Landes begeben haben, könnten meines Erachtens vorwiegend in Japan oder im südlichen Korea zu finden sein. Kaum im unruhigen Indochina.“

„Da kommen wir nicht leicht hin“, meinte Hellfeldt nachdenklich. Da sitzen jetzt überall die Amis, und die kontrollieren jeden Schwanz.“

„Dazu haben sie auch allen Grund“, sagte Spohr. „Die Infiltrierung durch kommunistische Agenten ist unentwegt im Gange.“

„Daher fällt auch ein Einfliegen aus“, versetzte Eyken mit schneller Überlegung.

„Der Luftraum wird zu sehr überwacht!“

„Das Einfliegen macht mir wenig Kopfzerbrechen“, meinte Spohr. „Aber wenn wir euch auch gut zu Boden bringen, so wird man dann überall Überlegungen anstellen, weshalb ein unbekanntes Flugobjekt die Überwachung durchbrach. Das kann dann unter Umständen zu einer unbequemen Nachschau führen. Die Radaranlagen erfassen uns jedenfalls!“

„Dem pflichte ich bei“, bekannte Eyken.

„Ich bin zwar nicht eingeladen worden mitzureden“, versetzte Krall etwas bissig, „aber ich könnte mir vorstellen, daß wir unter Benutzung unserer Papiere nach Hongkong fahren und von dort aus um Einreisegenehmigung nach Japan oder Südkorea ansuchen. Damit vermeiden wir den Untergrund.“

„Ein Blitz hat eingeschlagen“ rief der Major mit froher Miene aus. „Ich glaube, es wird uns kaum Besseres einfallen. Hongkong ist ein Allerweltstreffpunkt und für jede Weiterreise gut geeignet.“

„Und für Kaufleute überhaupt!“ meinte Hellfeldt verschmitzt.

„Womit die Hinfahrt nun ziemlich klar sein dürfte“, fügte Spohr hinzu.
„So ist es“, bestätigte Eyken. „Wir müssen uns nur noch über Einzelheiten klar werden.“

Brandt, der bisher geschwiegen und zugehört hatte, fiel jetzt auch ein:
„Zurzeit haben wir die schnellsten und besten Luftfahrzeuge. Wir müssen aber heimlich und möglichst ungesehen operieren, und wo man uns Flieger mit dem Zeichen der Schwarzen Sonne am besten brauchen könnte, müssen wir untätig bleiben. Mit der V-7 wären wir in kürzester Zeit in Innerasien!
„Sein Gesicht zeigte Verdrossenheit

„Wir horten und verbessern“, wies Spohr seinen Kameraden zurecht.
„Aber ich könnte mir wünschen, daß unser Kamerad Eyken in Asien auf weitere Spuren alter Flugtechniken stößt!“

Der Major sah Spohr überrascht an. „Wissen Sie etwa auch einiges über die Vimanas?“ „Was heißt einiges?“ versetzte Spohr. „Ich habe mich beim Einfliegen mit der V-7 sehr viel mit dem geschichtlichen Flugwesen beschäftigt. Da ist noch allerhand da.“

„Und das wäre?“ fragte Eyken neugierig.

„Nun, wenn es gewünscht wird, packe ich aus! Da berichtet beispielsweise die altindische Niederschrift Samsaptakabadha bereits von Luftfahrzeugen, die den Vimanas der Veden ähneln. Interessanterweise wird in Zusammenhang damit auch eine Atombombe erwähnt und als ein Geschoß beschrieben, das die Macht des Alls mit sich trägt und bei der Explosion einen Blitz von zehntausend Sonnen Lichtstärke aussendet. Diese geschilderte Bombe wird überdies auch in der Sanskritschrift Mausola Purva als ein gewaltiger, blitzeschleudernder Todesbote erwähnt. Doch zurück zum Flugwesen: Die vorhin genannte Schrift Samsaptakabadha beschreibt auch den Flug des Gottes Pushan durch den Himmelsozean. An einer anderen Buchstelle heißt es, daß der Göttervogel Garuda den Gott Wishnu durch das Weltall trägt. Das muß man aufmerksam lesen! Die älteste bekannte Sanskritschrift, das Werk Siddhanta über die Astronomie, schreibt vom Flug der Weisen, der Vidhyahara, um die Erde, unterhalb des Mondes und oberhalb der Wolken. Und noch weiter: im Gilgamesch Epos wird mitgeteilt, daß beim Eintritt der großen Weltkatastrophe, der Sintflut, Himmelsmenschen zum Firmament hochstiegen. Dann im Samaranagana Sutrahara, daß Menschen in Raumschiffen durch die Lüfte fuhren. Das wäre auch eine Erklärung für die später entstandene Karte des Piri Reis aus dem Mittelalter, welche die erste halbwegs richtige Karte ist, die sichtlich aus

großer Höhe aufgenommen beziehungsweise skizziert worden sein mußte. Woher das Flugschiff kam, bleibt allerdings eines der großen Rätsel unserer Geschichte. Dann ist aus der altindischen Literatur noch die Mahabharata herauszugreifen, in der eine Schilderung aus vorgeschichtlicher Zeit verzeichnet ist, derzufolge Luftfahrzeuge einstmals schreckliche Bomben auf Städte abwarfen. Dann kommt noch das Ramayana hinzu mit der ausführlichen Beschreibung von Vimanas. Dieses Luftfahrzeug war demnach zwei Stockwerke hoch, wurde mit einem gelblich weißen Flüssigkeitstreibstoff betrieben und vermochte sogar im Raum stehenzubleiben. Auch aus China wird berichtet, daß vor mehr als viertausend Jahren ein Kaiser namens Chu einen fliegenden Wagen konstruiert habe. Etwas später baute ein chinesischer Konstrukteur ein Luftfahrzeug im Auftrag des Kaisers Cheng Tang, das aber später vernichtet wurde, um das Geheimnis zu bewahren. Schließlich beschrieb ein gewisser Chu Yüan zu einem späteren Zeitpunkt, kurz vor der Zeitenwende, eine Luftreise. Die Chinesen nannten diese Flugzeuge Fei chi, das heißt Fliegende Karren. Mysteriös bleibt allerdings die Herkunft solcher Entwicklungstechniken, da die Chinesen in diesen geschichtlichen Perioden trotz hoher Kultur keine technischen Fertigkeiten besaßen, die erwähnenswert gewesen wären. Es mußten hier Niederschriften von außen her aufbewahrt worden sein. In einer sehr alten Aufzeichnung wird auch ein Himmelsvogel erwähnt, mit dem ein namentlich genannter Pilot davonflog. Dies war in der Ära des Kaisers Yao.“

Spohr lachte glucksend, als er die verdutzten Gesichter der Zuhörer sah. „Nun, und dann gibt es noch in alten buddhistischen Büchern einen Hinweis auf eiserne Schlangen, die mit Feuer und Rauch in den Himmel flogen. Aber das ist noch immer nicht alles! Schließlich bin ich kein Buch, sondern auf mein Gedächtnis angewiesen, in dem man nicht eine ganze Bibliothek speichern kann. Aber es dürfte für den Augenblick genügen!“

„Für den Augenblick, ja“, stöhnte Eyken. „Da weiß einer mehr über die ganze Sache als ich...“

„Ich glaube, wir schöpfen aus der gleichen Quelle“, meinte Spohr beruhigend.

„Da sitzt doch noch ein Mann von unserem Orden in der Antarktis, der schlägt die Langeweile mit solchen Vorträgen tot.“

Jetzt lachte Eyken laut auf. „Tja, ts, ts, das ist unser Fluglehrer der Schwarzen Sonnenflugzeuge. Ein blendender Flieger und ein Original

zugleich. Kam von der Luftwaffe direkt zum Kader der Schwarzen Sonne und beherrschte sofort die neue V-7 mit einer spielerischen Virtuosität. Beinahe hätte ich bei ihm auch noch das Fliegen gelernt, wenn ich nicht von anderen Aufgaben überfordert gewesen wäre. Er hat auch mit besonderem Eifer die Geschichte des Flugwesens studiert, und als er mit unserem Kreis in Verbindung kam, stürzte er sich noch zusätzlich mit Feuereifer über die Überlieferungen. Er wußte bald mehr als irgendein Professor.“

„Das stimmt“, gab Spohr zu. „Und da wir auf dem südlichen Grundeis der Welt festsaßen, hatten wir reichlich Zeit, unserem Flugzauberer zuzuhören. Wer mehr Zeit hat zum Lernen, der weiß auch mehr“, setzte er spaßhalber dazu.

„Nachdem ihr bei eurem Alten keine Fluganforderung nach Asien durchbringen wollt, muß ich nun ohnehin wieder zum Punkt 211 zurück.“ Jetzt zeigte sein Gesicht leichten Mißmut.

„Nicht gleich“, tröstete ihn der Major. „Zuerst muß Dohle mit etwas Nachschub wieder zu seinen Urwaldkameraden gebracht werden. Das hat der Oberst bereits bestimmt!“

„Also schön“, meinte Spohr und verdrehte die Augen. „Von der weißen Hölle in die grüne Hölle! Was uns erhalten bleibt, das sind dauernd Höllenfahrten. Da bleibt kein Auge trocken.“

„Eben“, sagte Eyken und spielte Sarkasmus. „Morgen gibt unser Oberst die Befehle aus, und da geht es bald wieder los. Zuerst kommt euer Flug, dann hauen wir ab. Damit hätten wir heute lang genug ein Drachenei bebrütet. Es wird Zeit, unter die Decken zu kriechen!“

* * *

Am nächsten Morgen stand Dohle vor dem Kommandeur. Erwartungsvoll, in gestraffter Haltung harrte er der Befehle, während der Oberst nachdenklich auf und ab ging.

„Wie fühlen Sie sich jetzt, Dohle“, fragte der Kommandeur. Er war unvermittelt stehengeblieben und sah den vor ihm Stehenden beinahe väterlich an.

„Es geht an, Herr Oberst! Bäume kann ich noch keine ausreißen, aber sonst komme ich schon so halbwegs um die Runden!“

„Hmmm „Der Kommandeur rieb sein Kinn. „Ich möchte Ihren Kameraden im Urwald einige Dinge zukommen lassen, die sicherlich

dringend benötigt werden. Können Sie unserem Flugkreisel bei der Ortsfindung behilflich sein? Natürlich nehmen wir Sie wieder zu uns zurück und unter Umständen noch zwei oder drei Leute, die krankheitshalber ausgeflogen werden müssten.“ Dohle machte große Augen. „Ich soll mit der V-7 mitfliegen?“

„Warum nicht?“ Der Oberst sah belustigt drein.

„Ich will es versuchen, Herr Oberst! Soviel ich weiß, sieht die Welt von oben her ziemlich anders aus, aber in Verbindung mit einer Karte hoffe ich schon, nützlich sein zu können. Und was mich anbetrifft ...“ Dohle sah unsicher aus. Der Kommandeur trat an den Mann heran. „Wo drückt der Schuh?“

„Wenn es wieder in den Urwald zurückgeht und eine Verbindung hergestellt ist, habe ich ja meinen Auftrag erfüllt. Dann bleibe ich wieder bei meinen Kameraden. Ich möchte keine Extrawurst für mich haben. Etwas anderes ist es, wenn es Schwerkranke gibt, denen weder unser Urwaldarzt noch die indianischen Mediziner helfen können. Wo Medikamente fehlen oder sonst was...“

„Ihr seid doch wirklich prächtige Kerle“, meinte der Kommandeur anerkennend. „Keiner kneift.“

„Das ist mal so in unserer Truppe“, gab Dohle schlicht zur Antwort. „Einer für alle, alle für einen!“

Der Kommandeur legte Dohle die Hand auf die Schulter. Fast flüsternd sagte er: „Bleibt so, Jungens, bleibt so!“ „Dann trat er wieder zurück und nahm vom Tisch ein Blatt Papier auf. „Nun weiter! Ich habe eine Liste mit verschiedenen Dingen zusammengestellt. Was hier entbehrlich und auch transportabel ist, wird in zweckentsprechender Auswahl der V-7 mitgegeben. Hauptmann Spohr fliegt morgen ab. Selbstverständlich ist außer Ihnen noch Brendt dabei, und ich gebe noch einen weiteren Mann mit. Wahrscheinlich werde ich Major Eyken mitfliegen lassen, weil er ja von eurer Truppe ist.“

„Da werden sich meine Kameraden bestimmt freuen“, rief Dohle. „Und Augen werden sie machen, Augen! ...“

„Das kann ich mir vorstellen“, lachte der Kommandeur. „Und jetzt hauen Sie ab, Dohle!“ Dohle baute Männchen. „Bin nicht mehr da, Herr Oberst!“

Mit aufheulenden Triebwerken stieß die V-7 steil in den Himmel. Die Sonne strahlte von der Mittelkuppe der Flugscheibe zurück und blendete mit grellen Blitzen die am Boden rasch kleiner werdenden Zuschauer. Mit

Sekundenschnelle nahm der Heulton ab, die V-7 schoß durch Wolkenbänke in den Raum hinein und ließ die gewaltige Andenkette wie kleine Runzeln unter sich. Eine wilde, bizarre, steinerne Welt wurde zu einem gefalteten Teppich, dessen gesamte Weite bisher noch von keinem Menschen durchmessen wurde. Traumhafte und seltsame Wolkengebilde segelten tief unter der Flugscheibe dahin, an ihren dem Himmel zugekehrten Oberflächen merkwürdige Kastelle, Turmfinger oder Geisterformen bildend.

Während die beiden Fliegeroffiziere Kurs hielten und die Instrumente beobachteten, starrten Eyken und Dohle mit großen Augen in das zu einer Miniatur gewordene Bild der tiefliegenden Erdoberfläche. Im Osten zeigte sich Dunst und Nebel.

Weite Entfernungen der großen, schwer zugänglichen Gebiete schmolzen zu kleinen Relieflandschaften, und die urweltlichen Anden wichen einem tiefgrünen Waldmeer. Das Reich des Kondors blieb zurück.

„Es ist Zeit, die Karten zu vergleichen“, rief Spohr zu Eyken. Die errechnete Richtung haben wir, aber wir müssen jetzt mit dem Tiefergehen der V-7 die Flußläufe zu identifizieren versuchen. Es sind ohnedies nur die größeren Ströme verzeichnet und selbst diese nicht immer genau.“

„Schon dabei“, gab der Major zurück und winkte Dohle. Es zeigte sich, daß die von Mimes Schmiede mitbekommene Karte kaum als Notbehelf anzusprechen war. Fliegerkarten hatte man keine. Am ehesten schien Dohles Skizze zu entsprechen, die allerdings nur auf ein enges Gebiet bezogen werden konnte.

„Ich komme kaum zurecht“, bekannte Eyken offen.

„Es geht uns allen so“, tröstete ihn Spohr. „Aber selbst wenn wir Fliegerkarten hätten, wären diese nur grüne Blätter mit gestrichelt angegebenen Flußläufen. Alles eine eintönige lange Meterware von grünbedrucktem Papier. Wir drosseln bereits die Geschwindigkeit, aber die silbrigen Mäanderbänder unter uns tragen keine Namenstäfelchen und geben unlösbare Rätsel auf.“

Eyken zeigte sich besorgt. Dohle stand kleinlaut daneben.

„Wir werden sehen, was sich machen läßt“, meinte Spohr etwas beschwichtigend.

„Wir haben immerhin vor dem Abflug eine Richtungs und Entfernungsschätzung gemacht und werden uns vorerst danach halten.“

Wenn wir den engeren Raum ansteuern, kann uns allerdings nur Dohle helfen.“

Dohle machte ein unglückliches Gesicht. „Von oben her sieht der ganze Urwald wie eine Riesenschüssel voll Spinat aus. Kaum hat man einen ungefähren Punkt im Auge, ist er schon wieder weit zurück. Da soll sich dann ein Schwein auskennen. Da gehe ich schon lieber noch mit einem Dreschflegel auf einen Panzer los!“

„Versuchen Sie es“, begütigte Spohr. „Wir gehen jetzt noch tiefer und fliegen langsam. Weit können wir ohnedies nicht mehr vom Ziel entfernt sein. Unsere V-7 ist ja in vollem Flug eine richtige Kilometerfresserin. Wenn wir jetzt noch lange herumreden und nicht scharf aufpassen, sind wir über dem Panamakanal und haben die Yankees am Hals!“

„Die erreichen uns doch nicht“, meinte Dohle etwas naiv.

„Gewiß nicht“, mußte Spohr lachen, „aber wir sind nicht daran interessiert, entdeckt zu werden.“

„Die haben ohnedies schon lange steife Hälse unseretwegen“, warf Brendt dazu ein. Wenn die uns irgendwo entdecken, dann ist für lange Zeit der Himmel wieder voll Hummeln. Und dann haben sie ein scharfes Auge auf unser Tun. Ist das klar?“

„Klar“, gab Dohle zu und schluckte.

Unter der V-7 zog sich schier endlos der grüne Teppich dahin, nur hin und wieder von helleren Stellen savannenartiger Vegetation unterbrochen. Die Flußläufe spiegelten die Farben des Himmels wider. Die Flugscheibe warf ihren Erdschatten über die Landschaft, der wie ein Trabant mitzog.

Plötzlich machte die V-7 eine Schleife. „Wir sind über die Suchfläche scheinbar schon hinausgestoßen. He, Dohle, das Flussband hinter uns müßte unserer Navigation zufolge der Rio Juruä sein. Sagen Ihnen die Krümmungen etwas?“

„Eigentlich nicht“, erwiderte Dohle kleinlaut. „Aber wenn es wirklich der Rio Juruä sein soll, der jetzt in unserem Sichtbereich liegt, dann müssen wir auf den mehr südlich liegenden Rio Purús zusteuern. Dann südlich in die Zone der Provinz Madre de Dios in Richtung zum Quellgebiet des Rio de las Piedras.“

„Das ist zu wenig“, rief Spohr. „Das sind riesige Flächen ohne Anhaltspunkte!“

„Wir müssen auf Rodungen achten“, wehrte sich Dohle. „Wenn wir nicht zu hoch fliegen, finde ich schon die größeren Siedlungen unserer

Indiofreunde.“

„Haha“, machte Brendt von der Steuerung her. „Wenn wir noch tiefer gehen, wird der Horizont kleiner. Zudem verschwinden die markanten Stellen rascher. Probieren wir es mit einem Kompromiß.“

„Die Provinz Madre de Dios ist ja peruanisches Gebiet“, meinte nun Eyken, als er die Karte nach den Hinweisen Dohles besah. Das habe ich zuvor gar nicht beachtet, als wir das Anfluggebiet studierten. Ist aber auch ziemlich gleichgültig.“

Dohle wurde jetzt sichtlich nervös. Angestrengt musterte er die vorbeiziehenden Waldgebiete und kleineren Wasserläufe und ließ einige der auseinanderliegenden kleineren Indiosiedlungen im Kreis umfliegen. Mit Schaudern dachte er gleichzeitig daran zurück, wie er mit seinem Kameraden den fürchterlichen Fußmarsch durch die grüne Hölle unternommen hatte, und erst jetzt bekam er so richtig einen Begriff, welche Entfernungen sie bewältigt hatten. Was von der Luft her gesehen samtend und friedlich aussah, war unter der grünen Decke der Baumwildnis ein stets lauender Tod in mannigfaltigen Formen.

„Ich denke, daß wir immer noch am verlässlichsten nach den vor dem Abflug gemachten Berechnungen gehen.. Demnach müßten wir jetzt nach der vorangegangenen kleinen Kurskorrektur das gesuchte Gebiet bereits ansteuern. Alles liegt jetzt in Dohles Hand!“

„Ich tue mein Bestes“, versicherte Dohle. „Da! diese Siedlung hier! Sie sagt mir etwas. Hier sind wir vorbeimarschiert! Von oben her gesehen, müssen wir bald da sein!“

„Hurra!“, schrie Brendt. „Wenn wir jetzt einen Zipfel haben, schaffen wir das Weitere schon.“

Dohle äugte. Plötzlich rief er: „Fliegen Sie halblinks zu dem kleinen Fluß hinunter. Dort die kleine Sandbank am Ufer! Können wir dort landen?“

„Junge, Junge“, nickte Spohr. „Machen wir!“

Brandt winkte mit einer Hand. Die V-7 ging in einem Kreisflug tiefer und steuerte das angegebene Ziel an. Die bezeichnete Sandbank erwies sich im Näherkommen als ziemlich breit und langgestreckt. Nicht weit vom Ufer weg hatten die Männer noch auf einer kleinen Rodung einige Indiohöhlen ausgenommen.

„Wie sind die Eingeborenen hier?“ fragte Spohr, während Brendt zur Landung ansetzte

„Keine Sorge“, wehrte Dohle ab, die Besorgnis der Kameraden verspürend.

„Sie gehören nicht zu dem Volk unserer Gastgeber. Die umliegenden Stämme sind jedoch friedlich zu uns, denn sie wissen, daß wir Wunderwaffen haben und daß unser Gastgebervolk ihre Unterwerfer waren. Im Westen leben die Chontaquiri, weiter im Norden die Amahuaca und östlich davon die Canamari. Teile der Amahuaca sind unmittelbare Nachbarn der Mongulala, bei denen unsere Leute jetzt leben. Sie sind eine Gemeinschaft auserwählter Stämme, wie sie sich selbst nennen. Die anderen Gruppen werden sich hüten, die eigentlichen Herren dieses großen Distriktes zu reizen. Im Südosten haben wir übrigens auch noch die Maniteneri. Alle diese umliegenden Gruppen sind ansonsten fremdenfeindlich und kriegerisch.“

„Wie aber sollen sie wissen, daß wir zu deinen Freunden gehören?“ fragte Eyken zu Dohle hin. Seine Miene zeigte leichten Zweifel.

„Wenn die Leute von unten zu uns kommen, werde ich ihnen mit einigen Worten in Mongulala zurufen, daß wir zu diesen gehören. Das verstehen die umliegenden Stämme alle!“

„Du mußt es wissen!“ sagte Eyken zu seinem Truppenkameraden.

Jetzt stand die V-7 über den Wipfeln der Uferbäume. Langsam senkte sie sich zur Sandbank und setzte dann mit einem sanften Ruck auf. Die Männer waren nach Dohles Anweisung gelandet.

Jetzt wandte sich Spohr nochmals an Dohle: „Ich verstehe eigentlich nicht, warum wir hier und nicht unmittelbar bei deinen Freunden niedergehen? In diesem nahen Kaff sind doch keineswegs unsere Leute? Nach allen Schilderungen sind die Mongulala Siedlungen größer!“

„Ich stehe zu meinen Aussagen“, versetzte Dohle. „Aber ich bin ziemlich sicher, daß wir nicht allzuweit weg von unserem Ziel sind. Ich werde hier Erkundigungen über unsere Route einziehen, damit wir nicht unnötig Treibstoff verbrauchen. Ich sagte schon vorhin, man wird mir nichts tun.“

„Dein Wort in Gottes Ohr“, versetzte Eyken. „Steigen wir aus?“ Der Major sah Spohr an.

„Laßt mich zuerst allein hinaus“, rief Dohle. „Ich bin mit allem hier vertrauter als ihr. Wenn die Indios hierherkommen, dann werden sie vor diesem Flugkörper verschreckt sein. Es ist anzunehmen, daß uns etliche von ihnen fliegen gesehen haben. Wenn ich als einzelner ohne Waffen zu ihnen komme, kann ich mit ihnen leicht sprechen.“

„Solche merkwürdige Einsätze bin ich bisher noch nie geflogen“, brummte Spohr. Auch Brendt nickte dazu. „Ich rede nicht von zivilisierten Gegenden. Selbst die Antarktis ist fliegerisch eine Spielerei gegen diese Nadelsuche im Urwaldheuschober!“

Die Männer musterten von der Sichtkuppel aus den vor ihnen liegenden Waldrand. Nichts war zu sehen.

„Also raus!“ nickte der Hauptmann Dohle zu. Er ging zur Ausstiegluke, die zum Boden führte, und öffnete sie.

Dohle ließ sich hinunter und sprang ins Freie. Hinter ihm an der Abstiegtreppe stand Eyken und hatte jetzt eine MPi in der Hand. Zu den beiden Fliegern gewandt, sagte er: „Sicher ist sicher!“

Die Angeredeten nickten. Eyken begab sich mit der Waffe in der Armbeuge zur Lukenöffnung, um notfalls Feuerschutz geben zu können, wenn sich etwas Feindliches zeigen sollte. Die Flieger beobachteten von der Kuppel aus weiter. Dohle ging langsam auf der Sandbank entlang und näherte sich dem Ufergestrüpp. Er suchte eine passende Stelle, um in den verfilzten Wald eindringen zu können. Er war kaum dreißig Schritte weitergekommen, als er plötzlich stehenblieb und zusammenzuckte. Eyken, halb im Freien stehend, hörte einen schwachen Schrei. Sofort hatte der Major die Waffe feuerbereit. Aber er sah keinen Menschen, und der Wald war still. Plötzlich schwankte Dohle. Schärfer hinsehend, bemerkte er kleine weiße Ballen, die an Dohle hafteten. Gleichzeitig kamen weitere kleine weiße Dinger aus dem Wald heraus, die wie Schmetterlinge bei einem Zielflug aussahen.

Dohle versuchte noch eine warnende Handbewegung zu machen. Sie glückte nur halb, dann brach er zusammen. Hände und Beine zuckten noch, dann lag er regungslos da.

Erst jetzt sah man Bewegung im Gebüsch. Eyken achtete nicht auf die Warnrufe, die aus dem Inneren der Flugscheibe kamen. Er trat vollends ins Freie und schickte aus der MPi einen langen Feuerstoß in den vor ihm liegenden Waldrand. Er hörte einen leisen Schrei. Er schoß abermals.

Mit einem Male waren beide Flieger am Lukenausgang. Auch sie hatten MPis in ihren Händen und schossen ebenfalls. Unter dem Feuerschutz ihrer Garben rannte der Major bis zu Dohle. Geradezu blitzartig griff er unter dessen Arme und zog ihn, so schnell er konnte, zurück zum Fluggerät. Dazwischen knatterten die zwei Schnellfeuerwaffen der Flieger und hielten

die unsichtbaren Feinde nieder. Unangefochten erreichte Eyken den Eingang.

Spohr schoß nochmals, während Brendt jetzt dem Major half, Dohle in das Innere der Flugscheibe zu bringen. Hinter ihnen knallte Spohr die Lukentür zu. Dohle wurde in der Kuppel langsam auf den Boden gelegt. Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Während Spohr durch die Sichtscheiben beobachtete, sahen Eyken und Brendt auf die weißen Flaumkugeln, die Dohle bespickt hatten. Der Major zog vorsichtig einen kleinen Flaumballen aus dem Körper.

„Kleine Blasrohrpfeile“, sagte er und zeigte das herausgezogene Stück Brendt. Die Spitze war trotz des Blutüberzuges noch als grünlichschwarz zu erkennen.

„Ein schnell wirkendes Gift! „bestätigte Brendt düster.

„Das dachte ich gleich“, kam es von Spohr her, der mitgehört hatte, aber unentwegt nach außen starrte. „Da hat sich der arme Dohle gründlich geirrt und teuer bezahlt. Was tun wir weiter?“

„Was tun?“ wiederholte Eyken mit Bitterkeit im Ton. Vorsichtig legte er den kleinen tückischen Pfeil beiseite. Er sah beide Kameraden an, Spohr hatte ihm sein Gesicht halb zugewandt. „Wir haben nur zwei Möglichkeiten! Entweder abenteuernd in der Luft herum und suchen auf gut Glück nach unseren im Urwald verschütteten Kameraden, oder wir kehren nach einem nicht erfüllten Auftrag zurück zu Mimes Schmiede.“

„Das ist eine schwere Entscheidung“, meinte Spohr. „Bei unserer Truppe ist Kameradschaft stets das oberste Gebot. Demnach müßten wir alles tun, unsere Kameraden zu finden. Was das bedeutet, zeigt sich am Beispiel Dohles, der aus dieser Hölle herauskam, aber nicht mehr zurückfinden konnte. Zweifelsohne hat er sich in seinen Annahmen verschätzt. Wie sollen dann wir eine Chance haben, unsere Leute zu finden?“

„Die Chance ist eins zu Tausend! „meinte Brendt. „Selbst der oft vielgerühmte Zufall wird uns nicht helfen.“

„Es geht um unsere Kameraden, Brendt! „Eykens Gesicht zeigte Zwiespalt.

„Ich weiß“, gab Brendt zu. „Es gäbe nur einen Kompromiß in der Art, daß wir zwei Stunden etwa in diesem Raumbereich herumkurven und uns der Laune des Glückes ausliefern. Wenn wir keine Spuren finden, dann zurück in die Anden. Schließlich müssen wir auch an unseren Treibstoff

denken. Das ist meine sachliche Meinung, die vor den Gefühlen zu stehen hat.“

„Soldatisch richtig“, mußte der Major zugeben.

Spohr nickte nur. Dann sah er zu Dohle hinunter. „Was machen wir mit ihm?“

„Mitnehmen“, entschied Eyken kurz. „Wenn wir ihn hier begraben, werden wir mit Sicherheit angegriffen. Und außerdem verdient er ein ordentliches Soldatengrab, das wir ihm nur bei unserem Andenstützpunkt geben können.“

„Es sei denn“, warf Spohr zögernd ein, „wir finden seine Truppe im Wald, dann gehört er dort in die Erde.“

„Das ist klar“, sagte Eyken leise.

Brendt kam heran und brachte eine Decke. „Für unseren Dohle!“

Der Major bückte sich und zog langsam Pfeil um Pfeil aus dem Körper des Toten. Dann drückte er die noch offen starrenden Augen zu. Brendt hatte mittlerweile die Decke ausgebreitet und half dem Major, Dohle daraufzulegen und dann über ihn zuzuschlagen. Still standen sie vor ihm, der noch vor kurzem ein prächtiger Soldat gewesen war und zu seinem Treueid gestanden hatte.

„Wir fliegen“, sagte Spohr heiser.

Eyken nickte nur. Er nahm die kleinen Mordpfeile auf und legte sie mit äußerster Vorsicht in eine Schachtel, die ihm Brendt reichte. Dann ging der Oberleutnant langsam zu den Instrumenten, bei denen Spohr schon bereitstand. Die Rotorblätter der Flugscheibe heulten auf. Die V-7 hob sich vom Strand hoch. Jetzt steuerte Spohr. Er zog die Scheibe langsam hoch, während der Düsenrückstoß die Zweige der nahen Bäume peitschte.

Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Er flog gedrosselt waldwärts und sah wenige Sekunden später bereits die Lichtung, die sie schon beim Anflug wahrgenommen hatten.

Auch Eyken und Brendt sahen auf die Szenerie, die sich ihnen auf der gerodeten Bodenfläche bot. Hier liefen Indios wie aufgescheuchte Tiere scheinbar ziellos umher. Einige blieben stehen und hoben die Arme in die Höhe.

Spohr ging jetzt fast senkrecht nieder und brauste im Tiefflug über die wenigen Großhütten hinweg. Er zog einige Runden. Die Eingeborenen hatten sich zu Boden geworfen, erschreckt vom Dröhnen der

Flugscheibentriebwerke. Dann ließ er die V-7 jäh hochsteigen und blieb in mäßiger Höhe unbewegt stehen.

„Der Kreisel ist ein kleines Wunderding!“ rief Eyken aus. „Der kann etwas...“

„Nicht alles“, antwortete Spohr grimmig. „Er sollte jetzt eine Bombe werfen können!“

„Das gäbe dann ein Wikingerfeuer für unseren Dohle! „schrie Brendt dazu. Die V-7 nahm jetzt wieder Suchkurs auf. Wieder äugten die Männer in die grüne Tiefe, die sich zur Andenseite hin zu leichten Erhebungen hob.

Immer wieder Wasserläufe, vereinzelt Lichtungen mit Kleinsiedlungen der wilden Indios, aber nirgends Anzeichen größerer Niederlassungen, wie sie Dohle beschrieben hatte.

Nach zwei Stunden Flug, wobei die Flugscheibe auch in das westliche Hügelland vorstieß, zeigten sich noch immer keine Spuren der gesuchten Stelle. Wohl zeigten sich auch wenige größere Siedlungen, die sich im Niedergehen als Nieten erwiesen.

„Halali Jagd aus!“ sagte Spohr bekümmert.

„Und Order nicht erfüllt“, setzte Brendt hinzu. Seine Miene zeigte ebenfalls Niedergeschlagenheit. „Verdammter Mist! ...“

„Es gibt nur eine einzige Möglichkeit, ein zweites Mal neu anzufliegen und das große Quellgebiet aller ostwärts fließenden Ströme systematisch abzusuchen. Dann müssen wir meiner Ansicht nach unsere Leute finden. Mit unserem jetzigen Treibstoffvorrat schaffen wir das nie. Also muß uns der Oberst nochmals Gelegenheit geben, diese Aufgabe zu lösen. Zweifelsohne war die Vorausberechnung aufgrund von Dohles Angaben irreführend. Das haben wir ja bereits festgestellt. Dieser Teil der Madre de Dios Provinz, eine der wildesten und noch nicht begangenen Gebiete, umfaßt ein Suchquadrat von etwa gut zwanzigtausend Quadratkilometern.“ Spohr seufzte tief.

„Vom Madre de Dios Gebiet weiß man, daß es gefährlich ist. Nicht umsonst haben bis jetzt die Abenteurer aller Länder sowie die Peruaner selbst dieses Territorium gemieden.“ Eyken wiegte den Kopf. „Um so erstaunlicher ist die Leistung unseres SS-Kommandos, die riesigen Amazonaswaldstrecken durchzumarschieren und sich in einer solchen wilden Gegend einzuigeln, wo sich schon im Umkreis alle Welt gute Nacht sagt. Schade, daß ich bei einem zweiten Anflug nicht mehr dabei sein kann, da schon ein anderer Auftrag auf mich wartet.“

„Du kannst beruhigt sein“, warf Brendt zu Eyken gewandt ein, „wir schaffen es auch allein, mit unseren Kameraden Verbindung zu kriegen. Wir lassen die Kumpels nicht im Stich!“

„Klar“, bekräftigte Spohr Brendts Worte. „Jetzt aber kehrt Richtung Anden! „Die V-7 beschrieb einen weitausholenden Bogen und nahm nordwestlichen Kurs. Später schwenkten sie nordwärts die Anden entlang ab. Die Männer waren schweigsam. Sie führten einen toten Kameraden mit...

* * *

Nach der Landung der V-7 herrschte wieder Aufregung in Mimes Schmiede. Die Mitteilung von Dohles Tod hatte die Stützpunktleute erschüttert. Der Kommandeur hatte ein Begräbnis mit militärischen Ehren angeordnet, soweit dies unter den gegebenen Umständen möglich war.

Gleich nach ihrer Rückkehr erstatteten die Männer dem Kommandeur Meldung.

Spohr schilderte als Flieger die schwierige Lage, riesige und unvermessene Gebiete abzusuchen. Trotzdem erbat er eine neue Flugerlaubnis, wobei er von Eyken und Brendt unterstützt wurde.

„Grundsätzlich ja!“ antwortete der Oberst. „Es ist selbstverständlich, daß wir alles für unsere Leute in den Selvas tun müssen! Wir müssen nur den Zeitplan verschieben. Spohr und Brendt, ihr müßt vorerst zurück zum Punkt 211 und Papiere abgeben. Es ist ohnedies auch eine Anforderung für eine V-7 nach hierher dabei. Wenn ihr Glück habt, dann seid ihr bald wieder bei uns. Ihr könnt eurem Kommandeur mitteilen, daß ihr bereits für diese Suchaufgabe die ersten Erfahrungen gesammelt habt. Ihr hättet damit einen Pluspunkt für eine Abkommandierung.“

„Wann soll es abgehen“ fragte Spohr.

„Ich denke übermorgen!“

„Jawoll!“ Spohr nahm kurz Haltung an.

Jetzt wandte sich der Kommandeur Eyken zu: „Das Sonderkommando Eyken geht in drei Tagen los! Ist die Wahl der Begleitung schon fix?“

„Jawohl, Oberst! Ich bin mit den beiden Kaleus eingetrudelt und möchte auch mit meinen beiden Marinekumpels wieder abhauen. Zudem sind sie sprachlich für mich eine große Hilfe, und unsere Papiere sind ebenfalls aufeinander abgestimmt.“

„Das ist alles richtig“, gab der Oberst zu. „Ich habe nichts gegen die Wahl, es tut mir nur leid, daß ich euch alle drei wieder auf einmal verlieren muß. Von den letzten Zugängen bleibt mir nur der Marinemaat aus den Selvas. Den hebe ich mir in einer Samtschatulle auf, bis die V-7 vom Punkt 211 wieder zurückkommt, damit ich den beiden Fliegern einen erfahrenen Waldläufer mitgeben kann. Ich nehme ja an, daß Spohr und Brendt wiederkommen.“

„Das denke ich auch“, meinte Eyken. „Meine beiden Kameraden von unserer Truppe ‚Vogel am Arm‘ werden im Hinblick auf diese Urwaldgeschichte schon auf ihre Unentbehrlichkeit für ein zweites Suchunternehmen hinweisen und ihre Versetzung erreichen können.“ „Hoffentlich.“ Der Oberst ging einige Schritte auf und ab. „Doch wieder zurück zu dem Asienunternehmen: Habt ihr schon über Einzelheiten für die Reise nachgedacht?“

„Haben wir“, antwortete Eyken prompt. „Gerade da sind mir meine Marinekameraden mit Erfahrungen wertvoll.“

„Ausgezeichnet.“ Der Kommandeur trat auf Eyken zu und legte ihm die rechte Hand auf die Schulter. „Ihr habt schon einen merkwürdigen Verein, ihr Vogel am Arm Leute. Ihr habt ein eigenes deutsches Außenamt geführt und jetzt noch überall Fäden in alle Welt. Hier hat General Haushofer mit einer geradezu seherischen Begabung ausgestattet, neue Wege der Politik eingeleitet. Hoffen wir, daß die Fäden in Asien noch fest sind und eurem Unternehmen Erfolg bringen.“ Sein Gesicht war sehr ernst. „Von wo aus wollen Sie starten?“

„Offizieller Startpunkt ist La Paz, da wir dort zuletzt vor den Augen der Öffentlichkeit abgestiegen sind.“

„Sehr gut gedacht. Und wie wollen Sie von hier nach La Paz kommen?“

„Darüber wollte ich ohnedies von mir aus schon mit dem Vorschlag kommen, daß uns Spohr ausfliegt und bei seinem Rückflug im näheren Umkreis der bolivianischen Hauptstadt absetzt. Denn, wenn wir auf langwierigen Wegen plötzlich aus der Andenwildnis heraus irgendwo auftauchen, fallen wir todsicher auf. Hierher verschwinden war leichter, herauskommen ist schwieriger.“

„Das trifft sich mit meinen Überlegungen. Ich habe auch schon an diese Möglichkeit gedacht. Sie hilft viel Zeit sparen. Ich werde Spohr Bescheid geben, daß auch er erst in drei Tagen abfliegt.“

Eyken suchte seine beiden Kameraden auf, die bereits auf ihn gewartet hatten. Mit wenigen Worten berichtete er von seinem Gespräch mit dem Kommandeur.

„In drei Tagen hauen wir also ab“, sagte der Hamburger. „Da wird unser Maat aber weinen, wenn er seine Marine Ammen verliert.“

„Du kannst ja dableiben und weiter Mutter spielen!“ Eyken zwang sich zu einem todernsten Gesicht

„Fängst du schon wieder an?“ sagte Krall erbost.

„Friede!“ rief Hellfeldt energisch. „Fangen wir zu planen an!“

Vier Tage später saßen die drei Männer in La Paz. Der Abschied von Mimes Schmiede war ihnen etwas schmerzlich. Die gute Kameradschaft und das gemeinsam Verbindende war geradezu heimatlich. Nicht nur der Oberst, sondern auch die übrigen Männer des Andenstützpunktes waren beim Abschied bewegt.

Dann kam noch die Landung in der mond hellen Nacht im Raum von Calamarca, von wo aus die Männer mit der Bahn bis La Paz fahren konnten. Nur einige Indios hatten eine seltsame Flugscheibe niedergehen und wenig später mit einer feurigen Aura umgeben wieder aufsteigen und südwärts entschwinden gesehen. Der Abschied von den Kameraden war schwer gewesen.

In La Paz hatten sie wieder das frühere Quartier bekommen. Am ersten Abend saß dann wieder der Kontaktmann bei ihnen, ohne besondere Überraschung zu zeigen! Er war die ausgefallensten Dinge schon gewohnt. Er fragte gar nicht erst und nahm die Anwesenheit der drei Männer einfach zur Kenntnis. Alles hatte einen Grund, und dieses Wissen genügte ihm. Seine einzige Frage hatte nur gelautet: „Was kann ich tun?“

„Wenig“, hatte Eyken geantwortet. „Das Wichtigste ist jetzt eine höhere Dollarsumme und eine Verbindung von La Paz zu einem Pazifikhafen oder noch besser, eine Flugverbindung nach Hongkong.“

Der Kontaktmann aus La Paz hatte die Haut und Natur eines Urwaldalligators. Er zeigte keinerlei Überraschung und nickte nur. „Wollen sehen, was ich da machen kann. Bin morgen abends wieder da!“

Als er wiederkam, war alles bestens geordnet. Es gab zwar keinen direkten Flug nach Hongkong, doch hatte der Mann aus La Paz über eine andere Fluglinie mit Anschluß alles geordnet. Auch für einen ansehnlichen Dollarbetrag hatte er gesorgt. „Jetzt ist noch etwas money im Sack“, hatte er leichthin gesagt, „aber irgendwann, und zwar bald, ist der Segen aus.“

Nachschub kommt kaum mehr.“ Aus Sicherheitsgründen mieden die Männer den Stadtkern der bolivianischen Hauptstadt. Die meiste Zeit verbrachten sie in ihren Räumen.

Wenige Tage später stieg ein Silbervogel auf und entführte die Männer einem neuen Ziel entgegen.

XII. DER COLONEL VON HONGKONG

„Das erzeugt alle Bilder:
Die Figuren des Seins
Und die Zeichen der Zeit,
Das Wirken der Götter
Und die Verborgenheit der Geister,
Das Geheimnis, wie das Trübe
Und das Licht einander besiegen;
Leuchtend klar steht es da,
Das Höchste: die Idee.“

Yin Fu Ging

Der Himmel war leicht bewölkt. Wie kleine Flauschbällchen segelten einzelne Wolkengebilde entlang der chinesischen Küste und warfen, von oben her erkennbar, Schattenflecken über Wasser und Land. Eine Caravelle überflog sie und steuerte im langsamen Niedergehen die britische Kronkolonie Hongkong an. Sie zog über das Gewirr der kleinen Inseln hinweg, die dem Lande vorgelagert waren, Felsen und Grün zeigend. Auch Schiffe durchfurchten die Wasserwege, lange Kielwasserfahnen hinter sich lassend.

Drei Männer saßen im Vorderteil des Flugzeuges, das langsam an Höhe verlor. Die Inseln wuchsen den aus den Luken schauenden Passagieren entgegen und offenbarten eine stellenweise halb wilde Szenerie, kleine Buchten einrahmend, in denen hin und wieder Schiffe wie in Verstecken ankerten.

Auf der rechten Seite des Einfluges hatten die aus Lateinamerika kommenden Männer einen guten Ausblick, der flügel frei war. Krall, der in seiner Marinedienstzeit vor dem Kriege schon eine Asienreise hinter sich gebracht hatte, erklärte seinen Kameraden kurz den geschichtlichen Teil. Er sprach englisch, wie es für die Dauer der Reise abgemacht worden war.

„Diese Inselwelt war früher das Zentrum der chinesischen Piraten“, sagte er mit einer ausholenden Handbewegung. „Früher hieß Hongkong Lantschan, westlich davon kommt dann noch die größere Insel Lantau, die ebenfalls zu den Hauptschlupfwinkeln der Seeräuber zählte. Die jetzigen Fischer dort sind alle unmittelbare Nachfahren der berühmten Sippen, die ein Schrecken der Seefahrt waren...“

Krall wurde von einer Durchsage unterbrochen: „Fasten the belt! „Die Aufforderung zum Anschnallen wurde in Leuchtschrift an der Trennwand

wiederholt. Kurz darauf war die Maschine bereits zwischen Hügelbergen über einem Wasserarm, dann kam Vorland auf und dann Häuser auf einem schmalen Küstenstreifen

„Der Vorort Cha Kwo Ling!“ rief Krall.

Jetzt setzte das Flugzeug weich auf der Landebahn auf und rollte den schmalen Betonarm des Kai Tak Flughafens entlang. Seitlich an den Luken zeigten sich jetzt Häuser neuzeitlicher Bauart, die bereits zu Kowloon, dem Festlandteil von Hongkong, gehörten. Dann folgte noch eine leichte Drehung, und das Flugzeug stand still.

Die drei Männer ließen eiligtuende Reisende ruhig vorbei, ehe sie dann ebenfalls die Maschine verließen. In der Abfertigungshalle vor den Sperren wiesen sie ihre Pässe vor. Junge Engländerinnen in dunkler Polizeiuniform sahen die Ausweispapiere flüchtig an, achteten jedoch auf die Eintragungen der Pockenimpfdaten auf den Sonderpapieren, die als Gesundheitspässe der Weltgesundheitsorganisation erst vor kurzem eingeführt worden waren. Dank der vorzüglichen Organisation in La Paz war alles in bester Ordnung.

Als nächstes begaben sich die Männer zur Geldwechselstelle in der großen Vorhalle des Airports, in der sich in einer langen Reihe die Kojen zahlreicher ausländischer Fluggesellschaften befanden. Eyken wechselte Dollar gegen Hongkongdollar ein. Mit Erstaunen beobachtete er, wie der Bankclerk den Betrag geradezu blitzartig auf einem Zählbrett umrechnete, auf dem er braune, maronengroße Kugeln hin und herschob. Dann schrieb er den Betrag auf einen kleinen Quittungsschein und klebte eine Steuermarke der Kronkolonie darauf, die den Wert der Umtauschtaxe auswies.

„Wohin jetzt?“ fragte Hellfeldt und sah Krall an.

„Gehen wir mal ins Freie“, meinte der Hamburger. Das Gepäck hatten sie bereits bei der Ausgabe abgeholt, und nun stand die Frage für die nächste Bleibe im Vordergrund.

Vor dem Flughafengebäude führten die Straßen nach Kowloon hinein. Krall wies nach links: „In der westlichen Richtung liegen die Bezirke Hung Hom, Tsimshatsui und Kingspark. Dort liegen zahlreiche Hotels nebeneinander. Es sind lauter gute Häuser. Aber ich erinnere mich, daß mir ein alter, erfahrener Kapitän geraten hat, im Repulse Bay Hotel zu logieren, das an der Seeseite der Insel liegt. Wir müssen also mit der Fähre nach Hongkong hinüber und dann mit einem Bus an die andere Inselseite fahren.“

„Ist das vorteilhaft für uns?“ fragte Eyken.

„Durchaus“, nickte Krall. „Soviel ich weiß, liegt das Hotel abseits und wird von alten Kolonialbeamten bevorzugt, die hier bei ihren Hongkongabstechern Ruhe finden und keine extravaganten Leute um sich haben wollen. Dann hat man seeseits einen schönen Ausblick auf die Repulse Bay.“

„Also weiter als die anderen Häuser“, meinte Eyken.

„Weiter, aber sicherer“, bestätigte Krall. „Was heißt sicher?“ spottete Hellfeldt. „Hinter den Bergen vor uns marschieren jetzt Mao Tse tung, und wenn er schlecht gewickelt ist, dann braucht er nur als roter Drache mit der Tatze herüberkratzen und die Briten wegwischen.“

„Das wird er aber zurzeit nicht tun“, meinte Eyken. „Für Mao ist dieser internationale Platz ein wichtiges Zentrum für mancherlei Geschäfte und seine Nachrichtentätigkeit. Für den Augenblick können sich die Briten hier noch etwas sonnen.“

„Schluß mit dem Quatschen“, meinte nun Krall energisch. „Wir sehen jetzt zu, daß wir zur Fähre kommen und unser Gepäck in das Hotel kriegen. Dann kommt Kajütentagung!“

Die Männer nahmen ein Taxi und fuhren die kurze Strecke zur Fähre. In einer knappen halben Stunde hatten sie zur Insel übergesetzt und nach einer kurzen Erkundigung einen Bus besteigen können, der sie zur Repulse Bay brachte.

So gelangten die Männer ohne Schwierigkeiten zum gesuchten Hotel, das sich als ein ordentliches Haus erwies und zweifelsohne mehr Ruhe verhielt als die zahlreichen Absteigquartiere in den bewegten Vierteln von Kowloon oder am Hafen der Insel. Sie waren nun ihr Gepäck los und wieder beweglicher geworden.

Eyken schlug vor, in die Stadt essen zu gehen und am Abend die Weiterreise festzulegen. Die beiden Kaleus stimmten zu. Nachdem sie die Wäsche gewechselt und ein schnelles Bad hinter sich gebracht hatten, begaben sie sich erfrischt ins Freie.

Vor ihren Blicken brandete in sanften Wellen das Meer gegen den zum Teil flachen Strand, an dem Felsblöcke, wie von Titanen geworfen, kleine Buchten schufen. Hier zeigte sich das Antlitz Chinas unbeschwert und einladend.

„Wir wollen hier nicht anwachsen“, sagte Krall trocken. „Ab zum Bus und zurück in die Town!“

Eine Stunde später saßen sie nach einigem Herumschlendern in einem der vielen Restaurants. Eyken und Hellfeldt überließen dem Hamburger als Sachverständigen die Speisewahl.

Außer einigen Seeleuten waren die Gäste durchwegs Chinesen. Die sprichwörtlich gute chinesische Küche bot auch dem europäischen Gaumen genug zur Auswahl und enttäuschte die drei Männer nicht.

„Dieses Mal haben wir es schwerer“, meinte Hellfeldt. „Bisher hatten wir immer einen Verbindungsmann, der uns weiterhalf. Hier sind wir einzig und allein auf unser Glück angewiesen. In Hongkong treiben sich Leute aus aller Welt herum, zweifelsohne auch solche, die uns weiterhelfen könnten oder sogar Mittelpersonen für unsere Aufgabe wären.“

„Sicherlich“, pflichtete Eyken bei. „Wir haben jetzt ein Problem. Man hat uns als Jagdhunde losgelassen, aber unsere Nasen haben noch keine Spur gefunden, wie es weitergeht. Durch China können wir nicht, das Land ist von Wirren erschüttert, und Mao steht vor der Machtübernahme. Aber dennoch habe ich das sichere Gefühl, daß nun das Schicksal die Fäden in die Hand nimmt, wie es bisher der Fall war!“

„Hm, das Schicksal?“ murmelte Hellfeldt hintergründig.

„Wer in einer Aufgabe steht, steht auch im Schicksal“, versetzte Eyken nachdrücklich. „In der Bewährung wird man von höheren Kräften getrieben. Versagt man, wird man zu einer kleinen Kreatur. Paul de Lagarde sprach einmal davon, daß hinter den einzelnen Ziffern einer Summe die Masse von Nullen steht. Das beweist den Unsinn von der Kraft der Masse in den demokratischen Systemen und zugleich die Notwendigkeit gestaltender Kräfte, die im Schicksal stehen und mit diesem verwoben sind.“

Das Gespräch wurde unterbrochen, als sie ein vorüberkommender Kellner beim Essen mit einer Frage störte: „Ni si wan se mö? Ser jeo?“

Die drei Männer sahen den Fragesteller verdutzt an. Krall versuchte es mit Pidgin Englisch: „No Chinese you savvy, I savvy?“

Ein in der Nähe sitzender Chinese, der allein an einem Tisch saß, hatte mitgehört und ergänzte Kralls Frage, dem Kellner die Antwort abnehmend. „Er fragt, ob die Spezialität Schlangenwein gewünscht wird! „Als er die entsetzten Gesichter der weißen Gäste sah, winkte er dem Kellner ab: „Pu jao nein!“

Eyken dankte höflich, und die beiden Kaleus nickten dazu freundlich.

Der Chinese lächelte und rief von seinem Tisch herüber: „Schlangenwein ist eine chinesische Delikatesse. Aber natürlich auch teuer.“ Nach einigen Minuten erhob er sich und kam am Tisch der drei Weißen vorbei. Mit einer eleganten und gleitenden Bewegung fischte er aus seiner Rocktasche eine Karte heraus, die er mit einer tiefen Verbeugung auf den Tisch legte. Sich nochmals verbeugend, verabschiedete er sich und verließ gemessenen Schrittes das Lokal.

Krall nahm die Karte in die Hand. Sie war chinesisch und englisch bedruckt.

„Chinese Handicraft“ stand darauf, darunter der Name und eine Anschrift im Stadtteil Wanchai. Er schob die Karte achtlos beiseite, aber Eyken griff danach.

„Langsam, Freund“, sagte er. „Damit haben wir vielleicht einen ersten Faden, um mit Chinesen auf einfache Art in ein Gespräch zu kommen und einiges zu erfahren.“ Nachdenklich besah er sie nochmals, ehe er sie in seine Tasche steckte. Dann winkte er dem Kellner, um zu bezahlen.

Der Gerufene nickte und sandte einen zweiten Mann, der die Rechnung, diskret und verkehrt auf einem Teller liegend, überreichte. Dankend nahm er einen aufgerundeten Betrag auf dem Teller in Empfang, verbeugte sich und murmelte im Davongehen: „Thankie shia, shia!...“

Als die drei Männer wieder auf die Straße traten, herrschte reger Verkehr. „Was nun?“ fragte Hellfeldt. „Sollen wir gleich jetzt den Handicraft Chinamann aufsuchen?“

„Davon würde ich abraten“, meinte Eyken bedächtig. „Ich würde eher vorschlagen, diesen Besuch erst auf morgen zu verschieben, um nicht mit der Tür ins Haus zu fallen. Bummeln wir lieber in der Stadt herum!“

Sie kamen an einer Häuserecke vorbei, an der ein armselig gekleideter Chinese um ein Almosen bettelte: „Kumtscha!“

Ein vor ihnen gehender baumlanger Weißer, elegant gekleidet, rief grob: „Fettih, fettih pack dicht!“

Eyken blieb stehen und gab dem Bettler eine kleine Münze. Zu seinen Gefährten sagte er: „Hier sehen wir die arrogante Art jener Weißen, die ihr verlorenes Prestige durch Überheblichkeit auszugleichen versuchen. Dabei weiß jedermann, daß diese Stadt von einer Flüchtlingsinvasion heimgesucht wird. Jetzt kommen alle aus dem Inland, um sich vor Maos roter Flut zu retten. Das wird in den nächsten Jahren noch ärger werden, wenn Mao seine Herrschaft gefestigt hat. Drüben auf dem Festland, in Kowloon und im

Hinterland, liegen die Elendsviertel, von denen wir einen kleinen Abklatsch, rechts vom Airport, landeinwärts gesehen haben.“

„Und wo Elend ist, ist auch das Laster zu Hause“, meinte Hellfeldt. „Dort wird Opium reißenden Absatz finden.“

„Nicht nur das“, setzte Krall fort, „hier werden die Armen mehr denn je ihre Kinder, vor allem die Mädchen, um einige Schalen Reis zu verkaufen versuchen. Und hier kann man auch für lumpige zehn amerikanische Dollar einen Mörder dinge, um einen unbequemen Nebenbuhler aus dem Weg räumen zu lassen. Mit einem Messer ist hier eine solche Sache schnell erledigt. Man schießt selten. Zudem hat die Hongkong Police scharfe Augen auf Schußwaffen. Hier ist man besonders streng.“

„Also eine gemütliche Insel“, gab Hellfeldt zurück. „Da wäre mir von allem noch der Badestrand in der Repulse Bay am liebsten!“

„Sofort dafür!“ unterstützte Krall diesen Vorschlag. Er sah Eyken an, der ebenfalls zustimmend nickte.

„Also wieder zurück durch das Glückliche Tal zur Bay!“

Einige Zeit später lagen die drei Männer am Strand und genossen die wärmenden Sonnenstrahlen. Sie hatten zuvor noch aus dem Hotel Badehosen geholt und räkelt sich wohligh im Sand des mäßig bevölkerten Strandes.

Hochbeinige chinesische und eurasische Schönheiten kamen vorbei und zogen die Blicke der Männer auf sich. Andere Frauen und Mädchen lagen in aufreizender Pose auf der hellen Sandfläche oder tummelten sich im seichten Wasser. Als eine gutaussehende, junge Chinesin mit dem aparten Cheong Sam bekleidet, einem Nationalkleid, das seitlich bis zu den Knien geschlitzt war, vorbeitrippelte, brummte Krall, Mißmut zeigend: „Das ist wohl überaus reizend, was es hier zu sehen gibt, aber wir müssen uns ja partout mit anderen Dingen herumschlagen, als die Freuden des Lebens genießen zu können!“

„Wir können ja zur Ablenkung über chinesische Weisheiten plaudern“, uzte ihn Eyken.

„Warum nicht“ fragte der Hamburger zurück. „Die alten chinesischen Weisen haben auch Sprüche über die Frauen verfaßt. So sagten die gelben Weißbärte boshaf, wenn sie durch betörende Cheong Sam Kleider aufgeschreckt wurden, daß die Frauen mit ihrer Kleidung ein Kompromiß zeigen mit dem eingestandenem Wunsch, sich anzuziehen und dem geheimen, sich auszuziehen!“

Eyken mußte laut lachen. „Es ist immer das gleiche: Wenn Wasserratten an Land gehen, dann sind sie immer zuerst nach Weibern aus. Und dort beginnt dann auch ihre Philosophie.“

„Komisch“, konterte Krall, „daß die Landratten dafür Fischblut in ihren Adern haben.“

Eyken sah scheinbar ungerührt auf zwei vorüberschreitende Eurasierinnen, die einen flüchtigen Blick auf die drei Männer warfen. Ihre Augen glitzerten wie schwarze Perlen. Da sagte er plötzlich: „Die ganze Welt kann mich...“

Er sah die Kameraden an, und in seinen Augen blitzte jetzt der Schalk. „Ihr quasselt euch die Sehnsüchte von der Seele, während ich stumm leide! „Hellfeldt stieß einen Schrei aus. „Hipp, hipp, hurra, unser Boß ist also doch gesund!“

„Das will ich mir auch ausgebeten haben. Nur können wir uns jetzt keine Scherze leisten. Es ist zu gefährlich hier. In diesem Paradies für gewiefte Geschäftsleute, Diebe und Agenten müssen wir sehen, daß wir heil um alle Ecken herumkommen. Wenn wir einige Worte Pidgin Englisch lernen, haben wir Ablenkung genug!“

„Ha“, machte Krall. „Lernen wir gleich Chinesisch. Das ist nicht schwer.“ Eyken ruckte hoch. „Du hast wohl einen Sonnenstich, Kumpel! Schon das System der chinesischen Sprache ist anders als das unserer europäischen Sprachen, von der Schrift gar nicht zu reden.“

„Pah“, grinste Krall. „Das ist doch einfach. Dieb heißt auf chinesisch Lang fing. Daraus entsteht das Wort für Polizist als Lang fing fang, der dann die Ha lun ken fängt. So ist das!“

Eyken verdrehte die Augen. „Ha, da war der selige Karl May ein Waisenknabe gegen dich. Der hat in seinem Chinabuch ‚Der blaurote Methusalem‘ einen alten Seebären chinesisch plaudern lassen, indem er den Wörtern einfach chinesisch klingende Suffixe anhängte. Haha, solche Sprachkünstler. Mich laust der Affe!“ „Kannst du es besser?“ stichelte der Hamburger.

„Etwas schon“, gab Eyken, wieder ernst werdend, zu. „In der Sonderschule über Asien, vor allem über, Tibet und die Mongolei, wurde China ebenfalls gestreift. Und so viel weiß ich darüber, daß es für Europäer eine vertrackte Angelegenheit ist, die Sprache des Reiches der Mitte zu lernen, die zudem noch keine richtige Hochsprache ist. Sie zerfällt in sehr unterschiedliche Dialekte, im Norden das Mandarinchinesisch, die Dialekte

von Kiangsi und in die Zentralküstengruppe und die Süddialekte, wie Kantonesisch und andere. Man ist bemüht, eine einheitliche Nationalsprache zu schaffen, deren Grundlage der Peking Dialekt sein soll. Dagegen sind noch die Bemühungen umstritten, aus der einfachen Umgangssprache, dem Pei Hua, eine alphabetische Schrift zu entwickeln. Die Eigenart dieser Sprache ist das Einsilbensystem, das zudem in seiner Ausdrucksfähigkeit sparsam ist. Dennoch ist die Literatur sehr entwickelt und eine alte Gesetzgebung vorhanden.“

„Von der chinesischen Philosophie ist in den Westen auch manches herübergekommen“, fiel Hellfeldt ein. „Leider hatte ich nie genug Zeit, in diesem Wissen herumzustöbern. Hast du dich damit befaßt?“

„Nur mit den grundsätzlichen Denkrichtungen“, bekannte Eyken. „Auch ich hätte mich gerne näher mit der Literatur des großen Volkes befaßt, doch standen andere Dinge notwendigerweise im Vordergrund. So kam ich eben über ein Allgemeinwissen nicht hinaus.“

Jetzt meldete sich Krall wieder zu Wort: „Allgemeinwissen ist nicht viel, aber besser als nichts. Was mich anbelangt, so merke ich jetzt hier, daß ich eigentlich über die Wasserrattenphilosophie nicht hinausgekommen bin. Und was die Religion anbetrifft, so merke ich wenig vom Buddhismus. Wird der Glaube an Gott oder Buddha bereits von der kommunistischen Woge hinweggeschwemmt?“ Eyken wiegte den Kopf. „Ich glaube kaum, daß die neue Mao-Welle den Glauben so schnell vernichten kann. Aber man muß dazu auch wissen, daß man die Religion nicht nach europäischen Maßstäben beurteilen kann. Ein eigentlicher Himmelsherr ist in unserem Sinn nicht vorhanden. Dazu ist die Philosophie zu stark im Vordergrund des Denkens. Deshalb heißen auch die beiden Hauptrichtungen Konfuzianismus und Taoismus. Die religiösen Vorbilder sind nur Heilige und Weise. Und damit wird auch die chinesische Mythologie zu einer Verherrlichung der Heroen. Die Großen der alten Überlieferungen hatten menschliche Züge und waren keine entrückten Gottheiten. Deshalb zeigen sich im chinesischen Denken keine geistigen Wesen, und nur im uralten Volksglauben sind noch Spuren eines unsystematischen Animismus vorhanden. Im einfachen Volke verblieb der Glaube an Totengeister, Gespenster und Kobolde, deren man sich nach Überwindung des Schreckens erwehren kann. Keinesfalls aber gibt es transzendente Gottheiten wie bei uns im Westen. Ethik und Weisheit haben keine Verbindung zum Himmel. Die ältesten Mythen sahen den Himmel nur als

ein Höhlengewölbe, in dem Bäume als Pfeiler nach oben ragten. Also eine Anschauung sehr verwandt mit unserer über Weltenesche und nordische Weltkugel, wenn auch mit wesentlich anderen Deutungen. Eine systematische Kosmogonie wurde von den Chinesen nie entwickelt. Nur ihre Astronomen schufen Grundlagen für alte Überlieferungen, und in der Folge entwickelte sich aus der Himmelsdarstellung auch eine eigene Astrologie mit eigenen Zeichen und Auslegungen, die schon Jahrhunderte vor dem europäischen Zeitenumbruch praktiziert wurde. Die Erde wurde der alten Hun Tien Schule zufolge als eiförmiger Körper, fast kugelig beschrieben, überdeckt von der Himmelsschale. Die mythischen Endpunkte sind der Norden, dem die gelben Quellen entspringen und wo sich auch die Welt der Toten befindet, während der Himmel als weiterer Endpunkt der Aufenthaltsort des oberen Herrschers Shang ti ist, in dem dieser Hof hält. Ihm wird nur Gottähnlichkeit zugeschrieben. Erst mit dem nachfolgend einbrechenden Buddhismus dringt ein Gottheitsempfinden weiter vor. In den buddhistischen Tempeln lächelt Fo, wie ihn die Chinesen nennen, aber der Taoismus und der Konfuzianismus hielten ihre Stellung. Das Tao ist immer noch für das chinesische Denken und Wesen bestimmend. Das Tao, der Weg, bedeutet auch Wirkenskraft, Tugend und Autorität und wird für den chinesischen Kommunismus kaum gänzlich überwindbar sein. Das geradezu mathematische Denken der Chinesen sieht im Tao eine wechselnde und zyklische Ganzheit, und alle Gegensätze stellt man sich nach dem Bild von Licht und Schatten vor. Ferner ist das Tao allem immanent, ein Rhythmus des Raum-Zeit-Gefüges. Hat man das Tao, dann kann man auch Zeit und Raum ordnen. Man erkennt und kann herrschen. Wenn man dann noch dazu in das Spiel der Orakelkunst eingeweiht wurde, deren Anwendung zu den Vorrechten der Kaiser, Fürsten und Edlen gehörte, dann hat man alle Trümpfe des Könnens zur Hand. Das Orakelwesen hat immer eine große Rolle gespielt und hat wissenschaftliche Grundlagen. Das uns überlieferte Orakelbuch, das Yijing, gibt hinreichend Einblick. Gegenstände der Orakelkunst sind die Wandlungsbeobachtungen durch Veränderungen und das Austauschen irgendwelcher Yin oder Yang darstellender Schriftzeichen. Auch Kalendersprüche werden als Signale verstanden. Diese kleinen Hinweise zeigen, wie das Tao, das Yin und das Yang, mit dem alten Orakelwissen verbunden sind. Und letztlich hat auch die Esoterik eine alte Tradition. Man befaßte sich unter anderem auch mit der Magie der alten Yin Yang Schule sowie der Mo Di Praktik. Dann griff

die gefährliche Schwarzmagie auf die drei Zweige der Hung Gün Schule zurück und bildete einen weiteren Zweig der Geheimwissenschaften. Uns Weißen ist wenig darüber bekannt. Aber die grundsätzliche Einstellung zur Magie ist bei alten Völkern nicht wesentlich unterschiedlich. Wenn die Primitiven die Erscheinungen der Welt aus der einfachen Lebenserfahrung her kennen, so ist ihr Erlebnis nur gefühlsmäßig und instinktiv verwertet, keinesfalls spekulativ oder rational. Erst in der Weiterentwicklung heben sich die Kräfte der magischen Empfindungen heraus, und nach dem archaischen Jagdzauberbeginn spaltet sich die Magie in einen weißen und einen schwarzen Weg. Zweifelsohne haben auch die Chinesen mit der Urmagie angefangen und dann eine Wegvariante entwickelt, die im Grunde genommen überall gleichbleibenden Vorbildern folgte. Für China war Tibet die Brücke zu einer Systemgleichheit.“

„Ich finde das sehr interessant“, meinte Hellfeldt. „Das Gebiet der Magie ist für uns Europäer, insbesondere Asien betreffend, meist ein Buch mit sieben Siegeln.“

„Dafür gibt es andere, profanere Beziehungen zwischen uns Deutschen und China“, bemerkte Eyken. „Gehen wir doch nur in die jüngere Vergangenheit zurück und erinnern wir uns, daß schon Sun Yat sen auf eine enge Zusammenarbeit mit Deutschland gedrängt hatte. Man war damals bereit, für eine deutsche Hilfe aus dem industriellen und dem geistigen Sektor eine Hilfestellung zur Abschüttelung des Versailler Vertrages anzubieten. Eine Lage, wie sie vielleicht unter anderen Umständen wieder einmal eintreten könnte. Es kommt allerdings dann sehr darauf an, wer in Deutschland und wer in China regiert. Die Weimarer Republik hat es jedenfalls nicht verstanden, auf den damaligen chinesischen Wink zu reagieren. Das war die Schwäche eines jeden demokratischen Systems, das zu echten politischen Lösungen unfähig ist. Im Jahre 1928 trafen wohl deutsche Offiziere als militärische Berater in China ein, aber das war alles. Im Jahre 1934 folgte dann General v. Seeckt als Chefberater nach. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits sechzig Deutsche tätig. Bedauerlicherweise hatten aber auch die chinesischen Kommunisten deutsche Berater, einer von ihnen war Otto Wagner, dann auch unter dem Namen Otto Braun bekannt. Er war als Hochverräter im Berliner Zuchthaus von Moabit in Haft und wurde gewaltsam befreit. Er floh nach Moskau, kam dann zur roten Bauern Armee Chinas, wo er allerdings ein Gegenspieler Maos wurde, der damals seine Karriere begann. Auch Heinz Neumann und Richard Sorge hatten ihre

Finger im chinesischen Kommunismus. Neumann wurde in den dreißiger Jahren in Rußland liquidiert. Dann wäre da noch der Fall Zaisser, der im Osten als Agent für den Kommunismus tätig war und später im spanischen Bürgerkrieg als General Gomez bekannt wurde.“

„Das alte Lied“, bemerkte Krall. „Wenn irgendwo in der Welt Deutsche aufbauen, arbeiten anderswo wieder Deutsche als Verräter gegen ihr Land.“

Die Männer schwiegen. Die gute Laune war verflogen, und der Ernst überschattete wieder ihr Denken. Nach einer Weile des Nachsinnens begaben sie sich wieder in das Hotel zurück. Als sie durch die Hotelhalle gingen, saß in einer Ecke ein alter Mann mit grauen Haaren und einem militärisch gestutzten Oberlippenbart. Er hatte gerade ein Whiskyglas in der Hand. Er hob den Drink mit einer etwas verlegenen Bewegung und prostete den Vorübergehenden mit einem höflichen Nicken zu.

Die drei Männer dankten betont freundlich, worauf der fremde Gast ein Pferdegebiß zeigte und zum Sitzen einlud. „A few minutes time for a drink, Gentlemen?“

„Warum nicht“, gab Eyken zur Antwort. Die beiden Kaleus sahen ihren Kameraden überrascht an. „Sie sind schon länger hier als wir?“

Der Fremde nickte. „Bereits eine Woche. War früher auch schon mehrmals da. Sie auch?“

„No, Sir“, sagte Eyken. „Wir sind erstmals auf der Durchreise hier. Übrigens unsere Namen...“

„Kenne ich schon“, wehrte der alte Mann ab. „Steht im Hotelbuch. Ich bin Kenneth. Colonel im Ruhestand.“ Er winkte einem Boy beim Eingang: „He Boy, Whisky for the Gentlemen chop, chop schnell! savvy?“

„Sehr erfreut, Colonel“, sagte Eyken und gab dem Mann die Hand. Die beiden Kaleus folgten seinem Beispiel, dann nahmen die Männer Platz. „Sind Sie allein hier?“

„Yes. Deshalb freue ich mich, wenn ich für kurze Zeit Gesellschaft finden kann. Vor allem deshalb, weil man sich in Hongkong nicht mit jedermann anfreunden kann. Hier sind Himmel, Erde und Hölle beisammen.“

„Wie wollen Sie wissen, ob gerade wir einen Tugendpaß haben?“ fragte Krall amüsiert. „Wir könnten ja auch aus der Hölle gekommen sein...“

„Möglich“, versetzte der Colonel. „Aber Sie sehen nicht danach aus. Glauben Sie einem alten Kolonialoffizier, Gentlemen, mit der Zeit bekommt man ein gutes Auge für Menschen.“

„Danke für die Blumen“, wehrte Eyken das indirekte Kompliment ab. „Aber es gibt keine Garantie fürs Auge!“

„Pah“, sagte Kenneth. „Ich komme auch so zurecht. Hier im Repulse Bay Hotel steigen immer alte Kolonialbeamte aus dem Empire ab, wenn sie in Hongkong Pause machen. Deshalb ist es so ruhig hier. Von meinen vielen Bekannten ist zur Zeit keiner da. Deshalb sitze ich hier allein herum. Hoffentlich nehme ich Ihnen mit meiner Einladung keine Zeit weg?“

„Keineswegs“, beruhigte ihn Eyken. „Wir haben Zeit genug.“ Der Boy kam mit einem Tablett und dem Whisky.

Kenneth forderte zum Zugreifen auf. „Auf gute Geschäfte in Hongkong, Gentlemen! „Wie beiläufig fügte er noch hinzu:

„Trotz der nahen Artverwandtschaft sehen Sie mehr wie deutsche Kaufleute aus. Dänen und Holländer sind doch oft zurückhaltender, oder?“ Die drei Männer sahen betroffen drein.

„Schon möglich“, sagte Eyken und versuchte Unbefangenheit zu zeigen. Der alte Mann sah die drei Männer vor sich scharf an, dann lächelte er fein.

„Vielleicht haben Sie deutsche Elternteile oder Familienlinien, nicht wahr? Das ist jedoch kein Grund zu einem Ärger. Eher im Gegenteil!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Eyken offen.

Der Colonel bekam ein Sphinxgesicht. „Die Schlange muß sich häuten...“

Die drei Männer sahen sich an und dann wieder den Colonel. Eyken riskierte es:

„Sie haben ein gutes Gefühl, Mr. Kenneth, wir stammen tatsächlich von Deutschen ab!“

Der Colonel lachte. „Das genügt durchaus. Und wenn Sie deshalb Ärger erwarten, dann helfe ich Ihnen jederzeit! Ich tue gerne meinen Teil, um wenigstens zu helfen, nachdem mein Landsmann Churchill das falsche Schwein schlachtete, unser Empire verspielte und die Kommunisten zu groß werden ließ. Ich hoffe nur, Sie haben Ihre Abstammung nie vergessen und sich nicht gegen Ihr Land gestellt, wie es manche andere taten.“ Er hob das Glas zum Zutrink.

Krall stellte als erster das Glas wieder nieder. „Das hört sich sehr nett an, Mr. Kenneth, aber wie geht das Spiel weiter? Wenn eine Partei hier falsch spielt, hängt der Himmel schief!“

Der Colonel beugte sich vor und ergriff Kralls Arm. „Völlig richtig, was Sie da sagen. Wenn Sie wirklich Germans sind, dann empfiehlt es sich, den

Mund zu halten! Die Deutschen im Reich hat man auf die Schnauze gelegt, und im Ausland jagt man sie. Aber ich habe nicht verlangt, daß Sie aus sich herausgehen sollen. Meine Fragen waren vorsichtig genug, oder nicht?

Nein, nein“, sagte er, als der Hamburger eine heftige Bewegung machte, „ich bin kein Jäger! Wenn my merry old England nicht dem politischen Selbstmord entgegentreiben würde, hätte es Sinn, überall Augen und Ohren für mein Land offenzuhalten. So aber treibt mein Volk dem Untergang zu, weil es seine Herkunft vergaß und sich dem Thron Davids unterwarf.“

„He, was höre ich?“ entfuhr es Eyken. Entgeistert sah er den Colonel an.

„Kennen Sie nicht die Geschichte vom verlorenen Stamm Israels und Davids Thron? Die alte Legende, daß die Briten einer Bestimmung Israels folgen?“ Der alte Colonel hatte jetzt ein anderes Gesicht. Es zeigte die harten Linien, wie sie in langen Tropenaufenthalten entstehen.

„Wir haben einiges davon gehört“, erwiderte Eyken sehr vorsichtig.

„Aber verdammt noch mal, wissen wir zuviel, sind wir verdächtig, wissen wir nichts, dann...“

„Stop! „rief Kenneth. „Hören wir auf mit dem Tanz auf dem Eis. Ich will endlich einmal mein Wissen loswerden, ehe ich mich für meine letzten Tage nach Australien verziehe oder nach Neuseeland. Dort wissen die Leute von nichts und stehen dauernd im Schatten. Die Germans haben in vielen Dingen völlig recht gehabt und gewußt, warum sie gegen eine ganze Welt allein gestanden sind. Wenn sie nur nicht eine Politik mit schrecklichen Fehlern gemacht hätten. Das paßte so gar nicht zu ihren Erkenntnissen. Die Sache mit dem Thron Davids muß man ja in den Führungsstellen des Reiches gewußt haben? Oder nicht“

„Ich nehme das schon an“, sagte Eyken. „Aber wahrscheinlich zu wenig. Aber wie immer die Dinge liegen, wir wären sehr interessiert, die Geschichte von Ihnen zu erfahren, wenn es Ihnen nicht an Zeit mangelt.“

„Zeit habe ich genug“, erwiderte der Colonel. Er nahm wieder einen Schluck Whisky. „Sehen Sie, so ist das manches Mal im Leben. Da treffen sich fremde Leute in einem Winkel der Welt, und plötzlich sind sie wie alte Bekannte. Das sind Erfahrungen eines alten Mannes, der viel von der Welt gesehen hat. Man kennt sich wie Leute aus einem Dorf, und man weiß, wo man Vertrauen haben kann und wo nicht. Und das ist der Grund, weshalb ich Ihnen diese damned old Legende erzählen will, savvy?“

Jetzt machte sich auch Hellfeldt bemerkbar: „Wir hören Ihnen gerne zu, Colonel! Ich habe da auch Andeutungen gehört, aber bestimmt nicht alles

erfahren.“

Der Colonel zeigte ein befriedigtes Gesicht. „Wenn Sie sich überhaupt schon mit solchen Sachen befaßt haben, dann geht meine Uhr richtig. Ich sehe bald eine Zeit kommen, wo die ganze weiße Rasse für große Sünden bezahlen wird, und man wird nach den Germans rufen, wenn überall die Hölle los ist. Seien Sie nicht so. erstaunt, auch unter meinen Landsleuten gibt es noch solche, die denken, ich stehe mit meiner Ansicht nicht völlig allein.“

„Wir sind überrascht“, sagte Eyken gefaßt. „Für uns sind Sie der erste Mensch, der seit dem Kriegsende als Angehöriger einer alliierten Macht eine solche Meinung offen vertritt.“

„Da haben Sie aber mit wenig Auslandsbriten gesprochen“, sagte Kenneth trocken. „Unsere Inselbriten sind zum größten Teil blind und einem Massendenken unterworfen. Sie merken nicht, daß dieser letzte Weltkrieg nicht unser Krieg war, sondern von fremden Kräften gesteuert wurde. Und damit sind wir wieder bei meinem Thema vom Throne Davids. Diese Geschichte ist sehr bewegt. Sie beginnt bereits mit dem ersten Buch der Könige des Alten Testaments, in dem Jahve den Stuhl des Königreiches Israel für ewig bestätigte, wie er es David versprochen hatte. Im 89. Psalm sprach er weiter, daß er mit seinen Auserwählten einen Bund gemacht habe und daß er Israel ewig seinen Samen geben wolle und einen Stuhl, solange der Himmel währt. Und dann ist da noch die Rede von einem Gelobten Land, einer Insel im Westen mit dem Namen Brithain. Nach dem Fall von Jerusalem wurde der alten Rede zufolge der Thron Davids nach dieser Insel verbracht.“ „Brith ain, Britain“, wiederholte Eyken überrascht den Namen.

Der alte Brite nickte nur, dann fuhr er fort: „Da ist aber noch eine ältere Geschichte da, die dazugehört. Sie beginnt mit der ersten ägyptischen Dynastie, die arischer Herkunft war. Nach der alten Überlieferung saßen diese Pharaonen auf einem Thron Gottes, der ihnen bis zur Ankunft eines Erlösers zustand. Da die Israeliten immer von ihrem Lande der Verheißung sprachen und ebenfalls auf einen Messias warteten, entschied Ramses II., daß die Ägypter als Träger der messianischen Idee anzusehen seien und übertrug die Rolle des Messias auf Osiris. Das arische, vorchristliche Kreuzzeichen, das sich bereits auf den hethitisch sumerischen Sonnenscheiben auf der Brust des Phönixvogels fand, erschien dann auch auf ägyptischen Darstellungen und verband sich ideenmäßig mit der Erlöseridee. Die meisten der frühgeschichtlichen Könige waren Arier, und

demnach hielten sie auch ihre göttlichen Throne für die Erdfahrt des Sonnensohnes bereit. So entstand zur Zeit Salomos und Davids auch bei den Israeliten plötzlich die Legende, daß Davids Thron ein göttlicher sei, in diesem Falle also Jahve gehörig, der Israels Könige damit belehnte. Und die arischen Überlieferungen nachahmend, sollte dieser Thron wie bei den arischen Königen ewiglich bis zur Wiederkunft des Messias sein.“

„Also Einverleibung einer arischen Tradition in die israelitische Überlieferung“, wiederholte Hellfeldt kurz.

„So ist es“, sagte Kenneth. „Nun kommt noch etwas dazu: Als Zedekiah in die Gefangenschaft Nebukadnezars geriet, wurden seine Söhne von den Babyloniern erschlagen, doch das königliche Diadem und das Zepter der Israeliten wurden von seinen Töchtern rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Später brachte Jeremiah in Begleitung von Baruch, dem Schreiber, die Insignien nach Tahpanhes in Ägypten. Und noch etwas später berichtete Hesekiel, daß der Samen Israels aus dem Lande Ägypten und dem Libanon über ein großes Wasser gebracht worden wäre, wo es fruchtbare Felder und Weiden gab. Diese Hinweise zu der Wanderungsfahrt der Israeliten beziehen sich auf Irland, wohin auch das Diadem Davids gelangte. Als Landungsgebiet wird Ulster genannt. Dann teilte Jeremiah in einer alten Schrift mit, daß er die israelitische Königstochter nach Ägypten gebracht habe, wo sie dann plötzlich verschwand. Später heißt es, daß die königliche Linie nach Ulster verbracht worden sei. Und in ältesten irischen Chroniken steht vermerkt, daß im Jahre 580 vor der Zeitenwende ein fremder Patriarch erschien, der von einer orientalischen Prinzessin begleitet war. Dieser Patriarch hieß Simon Barech. Er brachte Davids Harfe nach Irland mit, die später zum irischen Wappenzeichen wurde. Weiters brachte er einen Wunderstein mit magischen Kräften, den Stein des Schicksals, der in die Legenden Irlands als Lia Phail einging. Jeremiah hingegen brachte die übrigen Prinzessinnen vom Samen Zedekiahs nach Spanien, wo eine von ihnen den Prinzen von Saragossa ehelichte. Mit den übrigen Mädchen folgte Jeremiah dem Barech nach Ulster, wo er dann die Prinzessin Tamar Tephi mit dem Heremon, dem Herrn von Irland, Eochaidh, verheiratete. Daraufhin lehrte er die Iren den wahren Glauben Jahves. So wurde er in der nachfolgenden Legendenschreibung eine Hauptfigur der frühgeschichtlichen Grünen Insel. Als Patriarch des Landes überragte er den Heremon und wurde so der eigentliche St. Patrick, der später in der römisch-christlichen Zeit immer wiederkehrte. Und Simon Barech war

identisch mit dem Schreiber Baruch, der mit Jeremiah nach Ägypten kam. Zweieinhalb Jahrtausende hindurch wurde dann Tamar Tephi, die israelitische Prinzessin, in den alten Liedern und Balladen besungen. Jeremiah wurde in den altirischen Erzählungen zum Ollam Fodhla. Ollam bedeutet im alten Hebräischen das geheime Wissen. Jeremiah, nunmehr Ollam Fodhla, forderte vom Heremon, daß der alte Schlangenkult und die Bel Anbetung, die Verehrung Lucibels, des Lichtbringers, eingestellt werde und eine, völlige Unterwerfung unter die Gesetze des Mose erfolge. Dann gründete er in der königlichen Residenz Cathair Crofin eine Schule der Weisheit, Mur Ollamain. Dann zieht die Legende einen weiteren Faden von der Prinzessin Tamar, auch Tara, abgeleitet von Torah, genannt, was wiederum das Gesetz bedeutet, bis zum Königshaus von Brith ain, also Britannien, mit dem Stamm der Namen Judah Zarah und Judah Pharez, von dem sich zahlreiche Nebenlinien ableiten. Als Tamar starb, wurde sie in einem großen Grabhügel beim großen Mergesh beigesetzt. Dieser große Hügel gilt bis zum heutigen Tag als Nationalheiligtum. Jeremiah wurde nach seinem Tod auf der Insel Devenish in Lower Lough Erne, im Distrikt Fermanagh begraben, in der Nähe der Ruinen der Devenish Abbey. Und im historischen Four Courts in Dublin hängt noch ein Medaillonporträt von Jeremiah zusammen mit einer Abbildung von Moses.“

Der Sprecher sah seine Zuhörer an. „Ermüde ich Sie, oder soll ich noch fortfahren?“

„Wir bitten Sie, erzählen Sie weiter, was immer Sie noch zu sagen haben!“ sagte Eyken, dessen Züge Spannung verrieten. Auch die beiden Kaleus nickten eifrig.

„Well“, fuhr Kenneth fort: „Da ist dann noch über die Landung des milesischen Prinzen Gallam in Irland zu berichten, dessen Name aus dem Hebräisch Phönizischen Gadil, über das Mittelwort Gadelos, abstammt und als ‚Der Glückliche‘ übersetzt wird. Er übernahm das David Diadem als Erbe. Die Söhne des Gadelos bildeten dann den Clan der Roten Ritter. Manche Sippen in Irland und Schottland führen noch heute in ihren Wappen auf Helmbüschen rote Federn und rote Handzeichen auf Schildern als Beweis der Abstammung von den Gadelos Söhnen. Diese Nachkommen nannten sich auch Craunnogs, die Gekrönten mit Davids Diadem. Übersetzungsmäßig heißt das gälische craun eigentlich Baum, besser die Baumkrone, womit jedoch die Abstammung von Davids Stamm erklärt werden soll. Dieser rote Faden der Geschichte über die keltischen

Craunnogs spannte sich in der Folge bis nach Britannien hinein. Diese Verbundenheit zeigt sich in verschiedenen Dingen des englischen Alltags bis in die Jetztzeit. So beispielsweise in der britischen Marinetradition, wo alle Taue einen roten Faden miteingezogen haben.“

„Das wußte ich nicht“, murmelte Krall.

Kenneth sprach weiter: „Nun nochmals zurück zu der Verbindung Tamars mit Eochaidh, der die lange Linie der irischen Ardaghs oder Overlords entsprang, die tausend Jahre hindurch stets auf dem heiligen Stein von Israel gekrönt wurden und dazu das Zepter Judas erhielten, das ihre Herrschaft über Irland bestätigte. Der letzte der Ardaghs war Murtough, der eine Tochter namens Earca hinterließ, die sich mit dem König Muirdhach von Abilene, jetzt Dublin, vermählte. Hier geschah es abermals, daß eine weibliche Linie die Tradition Jeremiahs weitergab und die Stämme des westlichen und des nördlichen Irland, ebenso die Scoten in Schottland, in das Gesetz des Mose miteinbezog. Der Sohn Earcas, Fergus MacEarca, fuhr dann mit einer Streitmacht nach Caledonien gegen die untereinander zerstrittenen Picten und gründete das Königreich von Argyle. Dieser Landesname entstand aus dem hebräischen ‚Ard‘, dem Wort für Führer, sowie aus ‚Giloh‘, übersetzt als Übernahme. Fergus MacEarca hatte den heiligen Stein mitgebracht und ließ sich auf diesem krönen. In der weiteren Geschlechterfolge von Argyle heiratete dann der fünfzehnte König, MacAlpin, die Erbin des Pictenthrones von Schottland und wurde damit König des ganzen Landes. Er besaß nun als Schottenkönig den heiligen Stein und das Zepter Judas. So beziehen sich nun die Schotten ebenso wie die Briten auf den rechtmäßigen Besitz des Thrones Davids, des heiligen Steines und des Zepters. Mit dem Großwerden Englands unter König James I. herrschten dann die Regenten über England, Schottland und Wales mit den jüdischen Insignien der Legende und vereinigten die Volksgruppen der Kelten, Sachsen und Angeln zu einer Nation.“

Der Sprecher machte wieder eine kurze Pause, nahm einen Schluck Whisky Soda, dann setzte er nach einem Räuspern fort: „Vor einiger Zeit schrieb der Reverend J. H. Allen ein mittlerweile sehr selten gewordenes Buch über das Zepter von Juda und Josephs Geburtsrecht, in dem er sich um den Nachweis bemühte, daß der Stammbaum der britischen Herrscher bis auf Adam zurückreichte. Er zählt dabei die einzelnen Stufen der genealogischen Fortentwicklung auf, denen zufolge sich von Adam bis zu Obed, dem Vater von Jesse, dreißig Generationen ergaben. Nach Jesse, mit

dem die königliche Linie der Stämme Israels begann, folgten achtzehn Generationen von Königen in Palästina. In der fünfzigsten Jubiläumzahl herrschte Tea Tephi, ihr folgten dreiundfünfzig Könige von Irland, beginnend mit Eochaidh bis Earca, gefolgt von den dreizehn Königen von Argyleshire. Die Fortsetzung bildeten fünfundzwanzig Herrscher von Schottland, beginnend mit Kenneth II. bis Mary und dann weitere zehn Könige von England mit James I. bis zu Edward VII., der als Großmeister der englischen Freimaurerei die Weltpolitik der Logen sehr maßgeblich stärkte. Ihm folgten noch die Könige Georg V. und VI., nachher Queen Elizabeth II. Sie alle wurden auf dem Königstuhl in der Westminster Abtei auf dem heiligen Königstein gekrönt. Dieser Stein liegt seit dem Jahre 1298 auf dem in gotischem Stil herausgehauenen Krönungsstuhl. Er besteht aus rötlichem Sandstein, den es in dieser Art nirgends in England gibt, und ist sechsundsechzig Zentimeter lang, etwa vierzig breit und zweiundzwanzig hoch. Schottische Nationalisten haben wiederholt versucht, diesen heiligen Stein aus der Abtei zu entführen, um nach einer Loslösung von England einen schottischen König nach überkommenem Brauch darauf krönen zu können.

Solche Unabhängigkeitsbestrebungen bestehen unter den Schotten und Wallisern schon lange. Sie alle wissen um den legendären Hintergrund der Linie Davids und der Insignien Judas und deren Einfluß auf ihr Volksbewußtsein.“ Wieder machte der alte Brite eine Pause. Seine Augen sahen durch ein offenes Fenster auf das weite Meer hinaus. Etwas zusammengesunken saß er jetzt da und schien müde.

„Sie wissen viel! „sagte Eyken leise. „Es ist für uns sehr aufschlußreich, diese Einzelheiten zu erfahren. Diese bestätigen, daß Britannien, das Brith ain, für Davids Samen zum Schwerte griff, um den nordischen Aufbruch in diesem Jahrhundert zu verhindern. Und es wundert uns zudem sehr, daß Sie uns diese Dinge so offenherzig erzählen, denn Niederländer und Dänen haben von ihrer Führung her oft ihr Artbewußtsein verleugnet und kaum germanische Familienpolitik betrieben.“

Der Brite sah die drei Männer lange an. Diesmal drehte er sein Whiskyglas nur mit den Fingern, ohne zu trinken. Seine Antwort kam leise: „Sie sind nach Ihren Eintragungen im Hotelbuch dänischer und schweizerischer Nationalität. Aber Sie können einen typisch deutschen Einschlag nicht verleugnen. Glauben Sie mir, ich habe eine große Menschenkenntnis und Erfahrung in nationalen Eigenheiten. Sie können

einen soldatischen Typ nicht verleugnen, ich kann es auch nicht. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß Sie in Davids Kreuzzugsarmee gekämpft haben. Bleibt also nur die andere Seite. Und deshalb spreche ich so offen mit Ihnen. Ich selbst hadere mit meinem Volk, das unter einem fremden Zepter sein Blut verrät. Denn nicht die Iren, Schotten und Briten kamen aus Palästina, sondern nur, wie man sich immer auf die Legende beruft, die Herrscher. Aber nicht genug damit, daß man jetzt den Schild des Nordens zerschlug, will man die mythischen Kraftpole der Deutschen vernichten. Sie werden ja wissen, daß die Royal Airforce die Insel Helgoland, das alte Heiligland der Ingväonen, als Bombenübungsplatz benützt und die Bevölkerung evakuiert hat. Bis jetzt widerstand die Insel den vielen Anflügen und Bombenabwürfen. Aber wenn hier kein Einhalt geboten wird, bleibt nur ein Trümmerhaufen übrig.“ Der Colonel sah das Erschrecken in den Gesichtern seiner Zuhörer, die ihre innere Bewegung nicht ganz verbergen konnten.

„Wir verleugnen nicht Anteilnahme“, versetzte Eyken ruhig.

„Was heißt Anteilnahme“ fragte der alte Brite. „Es ist die Stimme des Blutes, das Sie nicht verleugnen können!“ Er lehnte sich in den Stuhl zurück. „Auch in mir rebelliert das Blut der alten Sachsen oder Angeln gegen das, was unseren Völkern angetan wurde. Ich bin auch kein Freimaurer und sehe die Dinge klar. Deshalb weiß ich auch um den teuflischen Hintergrund der Zerbombung Helgolands, dem symbolisch besondere Bedeutung zukommt.“

„Dann wissen Sie auch“, warf Hellfeldt ein, „daß diese Insel die Brücke Bifröst ist, die Regenbogenbrücke zwischen Asgard und Mitgard. Sie verbindet die Menschen mit den Göttern und dem Mittler Heimdall. Diese Heiligland Insel ist der noch aus dem Meere herausragende Rest des alten Ingväonenlandes, das als Doggerbankgebiet vor langer Zeit in der Nordsee versank und Britannien zur Insel machte. Heiligland ist neben den Externsteinen im Teutoburgerwald das größte noch verbliebene Heiligtum der atlantischen Arier. Sie ist der Vorfelsen zum mythischen Berg im Norden, der letzten Zuflucht der Sonnensöhne.“

„Und die wissenden Deutschen nennen diesen Hochberg den Mitternachtsberg!“ setzte Eyken hinzu.

Der Brite sah ihn überrascht an. „Diesen Namen habe ich noch nicht gehört, aber er sagt mir viel. Sicherlich wissen die Germans noch mehr als ich und einige meiner Landsleute. Was aber Helgoland anbetrifft, so soll mit

der Bombardierung Davids Rache dieses arische Zentrum treffen und zerstören. Bisher ist das der Airforce nicht gelungen. Die Kabbalisten meinen, wer den mythischen Punkt zerstört, trifft das Leben der Seele!“

„Es ist der Kampf des Sinai gegen den Mitternachtsberg, der hier im Vorfeld ausgetragen wird“, sagte Eyken heiser. „Dieses symbolische Handeln hat tiefen Sinn!“

„So ist es“, versetzte Kenneth ernst. „Der germanische Widersacher wurde auf Davids Geheiß niedergeworfen. Nun bringt man noch das Heiligland als Opfer dar. Und Kain schlägt Abel...“

„Das reicht!“, meinte Krall gepreßt. Seine Kinnladen mahlten.

„Noch nicht“, widersprach der Colonel. „Das Neueste habe ich als besonders aufschlußreich zu meinen vorangegangenen Schilderungen noch aufbewahrt. Sie wissen doch, daß vor kurzem der kommende Thronfolger, Prinz Charles, geboren wurde. And hell and heaven er wurde bei seiner Taufe nach jüdischem Ritual beschnitten! Trotz seinem anglikanischen Glaubensbekenntnis mußte dem Ritual des Thrones Davids entsprochen werden. Eine weitere Bestätigung der geistigen Semitisierung der Windsor wie auch der vorangegangenen Geschlechter.“ Kenneth lehnte sich zurück und schloß kurz die Augen. „Inwieweit diese mythische Tradition mit der historischen Wirklichkeit übereinstimmt, ist gar nicht so entscheidend wie die Tatsache, daß die geistige Überlagerung nicht nur der Regenten, sondern auch des irisch keltischen Raumes über Schottland bis nach Britannien unter dem Daviddiadem und dem Zepter Judas die große geschichtliche Voraussetzung schuf, derzufolge die Volksteile beider Inseln zur Überzeugung gebracht werden konnten, der verlorene Stamm Israels zu sein. So wurde unter der britischen Führungsmacht in den beiden Weltkriegen England zum Flugzeugmutterschiff unter der Davidsternflagge gegen den germanischen Norden.“

„Yes, damned“, polterte Krall.

„Yes, damned!“, wiederholte der Colonel. „Aber nicht wir Briten, sondern der Thron Davids, die Logen und die Rothschildleute haben den Deutschen den Krieg erklärt. Wir, das Volk Englands, müssen die Zeche bezahlen. Ein alter Chinese in dieser Stadt hat mir geweissagt, daß England nicht nur seine Weltmacht verlieren, sondern darüber hinaus auch verarmen wird. Eines Tages werden wir untergehen...“

Die Zuhörer nickten stumm. Erst nach einer Weile sagte Eyken: „Ich fürchte, so ist es. Wie Sie richtig erkannt haben, hat eine fremde

Imprägation die Briten entseelt. Churchill war ein Werkzeug in dieser Geschichtsperiode, die den Untergang einleitete. Und Churchill war Freimaurer.“

„Yes“, nickte der Colonel trübsinnig. „Eines Tages werden die Letzten der Insel wissen, welche Kräfte uns in den Abgrund getrieben haben. Aber dann ist es zu spät.“ Er griff nach dem Whiskyglas und trank es jetzt leer. Er zwinkerte etwas mit seinen Augen, die einen feuchten Schimmer zeigten. Mit einer Geste der Resignation stand er auf. „I am tired, Gentlemen ich bin müde!...“ Er gab den drei Männern die Hand und setzte hinzu: „Bis morgen good night!“

Als der alte Kolonialoffizier fort war, saßen die drei Gefährten nachdenklich auf ihren Plätzen. Wieder war es Eyken, der die Stille unterbrach: „Das war eine gefährliche Unterhaltung mit einem Fremden, aber überaus aufschlußreich.“ Beide Kaleus schwiegen.

„Ein Tag, der uns eine große Überraschung bescherte“, fuhr Eyken leise fort.

„Ich bin sicher, dieser Brite war echt. Aber wenn es in Hongkong täglich solche nicht ungefährliche Begegnungen gibt, dann müssen wir die hiesigen chinesischen Schutzgeister anrufen. Diese Stadt ist heiß!“

„Sehr heiß“, sagte Krall lakonisch. „Aber die Geister sind bereits mit uns...“ Am nächsten Vormittag begaben sich die drei Männer in den Stadtteil Wanchai. Mit Hilfe eines Stadtplanes hatten sie bald die Adresse des Chinesen vom Vortag ausfindig gemacht.

Die nur aus einem Fenster bestehende Auslage war angefüllt mit allerlei Kunstkram, wie ihn nicht nur Touristen, sondern auch Kenner suchen. An der offenen Ladentür stand ein junger Chinese, der die Betrachter der Auslage freundlich grüßte: „Ni hao!“ Erwartungsvoll lächelte er.

Als Eyken Anstalten machte einzutreten, trat der Verkäufer sofort zur Seite und verbeugte sich. Mit einer einladenden Geste sagte er: „Gin lei!“

Eyken zeigte ihm die Visitenkarte. Der Chinese sah sie flüchtig an und nickte sofort. „She, she yes yes, Mistel Lao Cheng, jau!“ Zu dem Wort „jau“ wies er in den Laden hinein.

Die Männer traten ein. Das Geschäft war geräumig, und im Hintergrund leuchtete matt eine große chinesische Ampel. An den Seitenwänden standen hohe Regale, die mit allerlei Waren gefüllt waren. Sachte schob sich der junge Chinese an den Besuchern vorbei und trippelte rückwärts, wo er lautlos hinter einer Tür verschwand.

Er kam aber gleich wieder in Begleitung des Ladeninhabers zurück. Es war der Mann, der ihnen am Vortag im Restaurant die Karte überreicht hatte.

„Ni hao!“ grüßte auch Lao Cheng und verbeugte sich. Er erkannte seine Besucher und hieß sie auf englisch herzlich willkommen. Dann fragte er nach ihren Wünschen, wobei er eine weit ausholende Handbewegung zu seinen Waren machte. Den jungen Verkäufer scheuchte er weg.

„Wir sind zum erstenmal in Hongkong“, begann Eyken vorsichtig das Gespräch.

„Deshalb wollen wir uns zuerst einmal umsehen...“

„Hsie, hsie bitte!“ erwiderte Lao Cheng geduldig. „Suchen Sie etwas Bestimmtes?“

„Eigentlich nicht“, meinte Eyken und rieb sich das Kinn. „Jedenfalls können wir keine großen Gegenstände erwerben, da wir unterwegs sind und im Gepäck wenig Platz haben.“

„Oh, I see“, antwortete der Chinese verständnisvoll. „Wie wäre es mit kleinen Buddhas? Oder Jadeschmuck für Frauen!“

„Haha“, bellte Krall dazwischen, „haha, Frauen!...“

Der Chinese mißverstand diese Bemerkung des Hamburgers. „Oh, you like very nice women? Schöne Frauen?“ Er grinste verschmitzt. „Da kann ich Ihnen auch helfen.“

Eyken winkte ab. „Ein Mißverständnis, Mr. Cheng. Mein Begleiter meinte nur, daß wir keine Frauen daheim haben, denen wir Souvenirs bringen können.“

„Maski macht nichts!“ meinte Lao Cheng ungerührt. „Aber glückbringende Amulette habe ich da. Allerlei Glückszeichen und Drachenschmuck. Schöne Sachen!“

Eyken sah den Händler fest an und fragte unvermittelt: „Da Sie gerade von Drachen gesprochen haben, lieber Freund, wissen Sie jemanden in Hongkong, der über den Bund ‚Der Grüne Drache‘ Bescheid weiß?“

Lao Chengs Gesicht wurde zu einer kalten Maske. Starr und unbewegt stand er da und schwieg.

Eyken tat, als bemerke er diese Wandlung nicht. Er sah in die Regale hinein und sagte dann gleichmütig: „Die Frage von vorhin war nicht so wichtig. Aber zeigen Sie uns Glücksamulette! Wir können Glück immer brauchen.“

„Hsie, hsie“, sagte Lao Cheng wieder eilfertig. Er brachte einige Laden angeschleppt, in denen sich zahlreiche Stücke, zum Teil sogar von beachtlicher Schönheit, befanden.

„Da fällt die Wahl schwer“, bekannte Eyken offen. „Sehr schöne Sachen!“

„Kommen Sie mit mir in mein Bürozimmer“, lud der Chinese ein. „Wir können Tee oder Samtschu trinken und dabei in aller Ruhe eine Auswahl treffen.“

„Sehr gerne“, dankte Eyken.

Lao Cheng ging voraus, und die drei Gefährten folgten ihm. An der Tür ließ er die Gäste zuerst eintreten. Überrascht blieben die Männer nach wenigen Schritten stehen. Was sie hier sahen, verschlug ihnen den Atem. Der mittelgroße Raum war mit wertvollen Möbeln und Kunstgegenständen angefüllt. Räucherstäbchenduft hing in der Luft und legte sich auf die Atmungsorgane.

Der Hausherr stellte jetzt die Laden auf den Tisch, dann fragte er: „Tee oder Samtschu gefällig?“

„Bitte Tee“, gab Eyken zurück. Er wollte einen klaren Kopf behalten und den ungewohnten Samtschu vermeiden.

Der Chinese rief in den Laden hinaus und befahl dem Verkäufer, Tee zu bringen. Dann bot er Plätze an

„Darf ich mit Ratschlägen behilflich sein?“ Der Chinese legte einige besonders schöne Amulette vor. „Schöne Sachen, bringen viel, viel Glück!“

„Das glaube ich gerne“, lachte Eyken, „aber das viele Glück kostet auch viel Geld!“

Lao Cheng lachte ebenfalls und legte nach einigem Suchen drei besonders schöne Amulette aus Jade vor. „Diese würde ich sehr empfehlen, wenn sie Ihnen gefallen?“

Die drei Männer ließen die hübschen Stücke von Hand zu Hand gehen. „Was kosten sie?“ fragte Hellfeldt.

Der Chinese nannte einen Preis, der annehmbar erschien. Dennoch machte Eyken ein Zeichen des Bedauerns.

„Ich kann Ihnen auch billigere Sachen anbieten. Aber wenn Ihnen die gewählten Stücke gefallen, dann lasse ich etwas von der Kaufsumme nach. Ich liebe Kunden, die Verständnis für gute Sachen haben!“

„Wenn Sie ein Drittel nachlassen, kaufen wir!“ sagte Eyken, wie es überall im Osten üblich war.

Lao Cheng lächelte fein. „Ich habe Ihnen schon zuerst einen fairen Preis gemacht, weil Sie hier fremd sind und eine andere Art haben als die vielen Touristen hier. Es ist hier überall üblich zu handeln. Wenn aber meine Kunden zugleich Gäste sind, dann nenne ich reelle Preise.“

Jetzt kam der junge Mann mit vier Teeschalen auf einem Tablett daher, in der Mitte eine Kanne.

„Shao Sing Vorsicht! „mahnte der Hausherr, als der Angestellte an den Tisch stieß. Er ließ jetzt das Geschäft beiseite und plauderte über den Alltag der Stadt. Zwischendurch schenkte er den Tee ein und füllte später noch nach.

Ganz unvermittelt fragte er: „Warum haben Sie nach dem Grünen Drachen gefragt?“

Verdutzt sahen ihn seine Gäste an. Eyken übernahm es, den begonnen Faden in der Hand zu behalten. „Wir wissen, daß der Grüne Drache Verbindungen nach Europa hatte. Und wir wären sehr interessiert, mit einem Angehörigen dieses Bundes in ein Gespräch zu kommen!“

Lao Cheng wiegte den Kopf. „Das ist eine sehr gefährliche Sache! Soviel ich weiß, gingen diese Verbindungen nach Deutschland. Und seit dem Ende des großen Krieges zeigen sich die Siegermächte sehr interessiert, auf Spuren dieser Verbindung zu kommen. Aus welchem Grunde wollen Sie eine solche Verbindung? Für wen arbeiten Sie?“

Eyken überlegte kurz. Lao Cheng wußte also von dem Bestehen dieses mächtigen Bundes. Nach einigem Zögern sagte er: „Wir sind keine Angehörigen eines Geheimdienstes. Wir haben aber alte Freunde in Deutschland, die eine solche Verbindung hatten und die seit der Besetzung und Zensur dieses Landes unterbrochen wurden oder gar abgerissen sind. Und da wir gerade in Hongkong sind, wollen wir die Gelegenheit nützen, unseren Freunden einen Gefallen zu tun.“ Der Chinese hatte Eykens Überlegung nicht übersehen. Ebenso bedachtsam erwiderte er: „Ich glaube nicht, daß jemals ein Angehöriger eines Geheimdienstes zugibt, für einen solchen zu arbeiten. Ihr Hinweis, keinem Dienst anzugehören, erscheint mir daher nutzlos und überflüssig. Aber was ich weiß, ist ohnehin nicht viel. Ich kann Ihnen nur sagen, daß der Lü Lon, der Grüne Drache, überaus mächtig ist. Das Oberhaupt des chinesischen Zweiges des Lü Lon ist ein gewisser Wang. Er hat vor einiger Zeit gegen Chiang Kai shek rebelliert, als dieser an die USA einen Stützpunkt abtrat. Mehr weiß ich nicht.“

„Also keine Möglichkeit, eine Verbindung zu bekommen.“ Eyken zeigte seine Enttäuschung offen. „Es ist also alles auch hier zu geheim.“ „Ni chung na li lei?“ Cheng verbesserte sich sogleich und wiederholte auf englisch: „Woher kommen Sie? Ich weiß, es ist sehr unhöflich von mir zu fragen, und deshalb brauchen Sie auch nicht zu antworten. Sie sind jedenfalls keine Engländer oder Amerikaner?“

„Wir sind zwei Schweizer und ein Däne.“

„Shia, shia“, dankte Lao Cheng und deutete wieder eine Verbeugung an. „Ich verstehe jetzt, daß Sie Freunde in Deutschland haben. Ich kann bei meinen Freunden herumfragen, ob jemand einen Faden zum Lü Lon hat. Aber es ist sehr gefährlich. Wir haben hier in Hongkong auch den Hon Lon, den Roten Drachen. Die Hon Lon Leute spielen mit Mao Tse tung und sind Todfeinde des Lü Lon. Dafür haben die Lü Lon Leute eine Schutzverbindung zum Grünen Drachen in Japan, der über dem Schwarzen Drachen steht. Deshalb muß man in diesem Spiel der Kräfte sehr vorsichtig sein. Sehr vorsichtig!“ wiederholte er.

Eyken nickte verständnisvoll. „Und wissen Sie auch etwas über den Weisen vom Fünften Haus, der hier in Hongkong lebt?“

Jetzt war Lao Cheng sichtlich erschrocken. Mißtrauisch sah er den Frager an.

„Sie wissen mehr, als hier gut ist!“

„Meine deutschen Freunde sprachen einmal von ihm“, erklärte Eyken.

„Das müssen bedeutende Leute sein“, meinte der Chinese. „Ich habe von dem Weisen gehört, kenne ihn aber nicht.“ Wieder war sein Gesicht etwas abweisend. „Wo liegen denn Ihre Interessen?“

„Nur auf freundschaftlichem Gebiet“, antwortete Eyken ruhig. „Wir haben mit Interesse die wenig bekannten Ziele des Grünen Drachen verfolgt, ohne jemals selbst eine Verbindung zu haben. Dann interessiert uns der Hung Bund, der den Geist des Nordpols, Si Nen Ti, beschwört, der im Bereich des Großen Bären wohnt. Der Große Bär am Nordhimmel ist auch unser Himmelstier. Und so wissen wir auch vom Tien Tze Shan, dem Paradiesberg, und über das Tao, das vom Berg Tai Shan gelehrt wurde, sowie vom Yü Huang, dem Himmelsherrn, der über dem Weltenberg, dem Kwen Lun, dem geheimen Hochsitz der Guten, wacht!“

Der Chinese bekam große Augen. „Ihr wandelt auf Pfaden, die nur wenigen Wissenden bekannt sind. Daher werdet ihr zu einem gegebenen Zeitpunkt auch die Brücke finden, die ihr jetzt noch sucht. Aber achtet auf

Gefahren! Wir Chinesen sagen: Kien pangjau hai ho lok ke see. Es ist angenehm, Freunde zu sehen! Aber wenn Freunde Gefahr bringen, wird die Sonne heiß!“

„Wir sind untröstlich“, beteuerte Eyken, die östlichen Sitten nachahmend. „Wir sahen in unseren Fragen keine Gefahr für Ihr Haus!“

„Nih kan uk hai ni kee“, murmelte Cheng und wiederholte auf englisch: „Dieses Haus ist deines! Aber wer über die großen Drachen und über die Tongs spricht, ist immer in Gefahr und bringt Gefahr in die Häuser. Man gerät nur zu leicht in die heimlichen Auseinandersetzungen der feindlichen politischen Kräfte. So arbeitet ja auch der Hon Lon mit dem neuen Geheimdienst von Mao zusammen, mit dem Te Wu. Beide sind die Todfeinde des Lü Lon. Und die Tongs müssen neben ihren eigenen Interessen auch zwischen den großen Machtbünden wählen.“

„Ich verstehe“, erwiderte Eyken. „Natürlich können wir Einzelheiten aus dem Hintergrund von Hongkong nicht wissen. Und ebenso ist es uns jetzt klar, wie leicht man auf ein falsches Schiff steigen kann.“

„Wenn ihr nicht nach dem Lü Lon gefragt hättet, wäre ich stumm geblieben. Ich bin Kaufmann und kümmere mich wenig um die Politik der Bünde. Aber ich gebe zu, daß der rote Stern Maos gefährlich ist. Deshalb liebe ich ihn nicht. Aber ich darf es nicht wagen, die Wege des Hon Lon und des Te Wu zu stören.“ Er kroch etwas in sich zusammen.

Plötzlich fragte er: „Sind eure Freunde in Deutschland vielleicht Tu leh Leute?“

Jetzt waren die drei Männer überrascht. Eyken behielt den Faden: „Wenn Sie die Thule Gesellschaft nennen, was ist damit?“

„Sie müssen doch darüber selbst Bescheid wissen, denn nur die Tu leh Leute stehen am anderen Ende der Brücke zu dem Wissen, das Sie vorhin angedeutet haben. Seit Deutschland diesen Zweiten Weltkrieg verlor, ist diese Bruderschaft vor aller Welt in Verruf geraten. Es hat sich auch herumgesprochen, daß sie Freunde des Lü Lon waren. Jetzt wird ihnen alles Üble und die Schuld am Kriege angelastet.“

„Die Verlierer zahlen immer“, warf Hellfeldt ein.

Lao Cheng nickte. „Wir sitzen hier alle um eine heiße Suppe herum. Sehen Sie, was ich weiß und gesagt habe, stammt aus vielen kleinen Mitteilungen, die über die vielen Bünde laufen. Als Geschäftsmann muß ich auch einem Tong angehören, dessen Namen ich aber nicht nennen darf. Und über die Tongs erfährt man manche Dinge, die nicht in den Zeitungen

stehen. Man wird gewarnt, wenn die großen Bünde etwas planen. Dann ist diese Stadt eine Nahtstelle vieler Geheimdienste, die in Hongkong eifrig am Werk sind. Hier begegnen sich auch die kommunistischen und nichtkommunistischen Kräfte mit ihrer Propaganda und mit ihren Bestrebungen. Maos Wind bläst heftig vom Lande her und bringt Unruhe über die Stadt. Und dann kommen unentwegt viele Flüchtlinge, die Schutz vor Mao suchen. Und immer sind Agenten dabei. Deshalb warne ich Sie, weil die Stadt ein heißes Pflaster hat!“

„Sie mahnen uns zur Vorsicht und sind selbst sehr offen zu uns“, sagte Eyken.

„Sie können nicht wissen, ob wir nicht ebenfalls Agenten der Kommunisten sind oder von einem Nachrichtendienst kommen und Ihr Vertrauen gewinnen wollen.“ Jetzt lächelte Cheng wieder. „Diese Stadt hat tausend Augen! Einige davon sind immer am Kai Tak Airport und sehen die Menschen, die kommen und gehen. Man achtet auf Bekannte und ebenso auf Unbekannte. Und Leute mit einem Fragezeichen hinter ihrem Namen müssen immer auf der Hut sein. Es war ein Zufall, daß Sie hierher kamen und nicht an eine falsche Adresse gerieten. Fragen Sie mich nicht weiter, warum ich offen mit Ihnen war. Auch Ihre Hinweise haben mich überzeugt. Sagen Sie aber nichts mehr über Ihre Freunde und über die Tu leh Leute. Manches Mal soll ein Vogel nicht singen, sondern den Kopf unter eine Schwinge stecken.“

„Wir danken, Lao Cheng! Sprechen wir also nicht weiter. Bitte lassen Sie die Amulette einwickeln, wir wollen jetzt bezahlen. Und besten Dank für die Gastfreundschaft!“

„Hsie, hsie!“ Cheng klatschte in die Hände, und sofort war sein Gehilfe da. Der Kaufmann schalt mit dem jungen Mann, der sichtlich gelauscht hatte. „Nimm die Amulette und packe sie ordentlich ein. Fettih, chop, chop!“

Die Männer standen auf. Cheng ging mit ihnen in den Laden zurück. Eyken legte einige Noten auf den Ladentisch.

Der Kaufmann nahm dankend das Geld und verstaute es sofort in seiner Kasse. Dann folgte er seinen Besuchern bis zur Ladentür, sich immer wieder verneigend. „Die Amulette werden Sie beschützen! Wenn Sie Wünsche haben, kommen Sie ruhig wieder. Sie haben mein Haus glücklich gemacht! Ching leao Auf Wiedersehen!“

* * *

Als die drei Männer in das Hotel zurückkamen, war es Abend geworden. Sie hatten in der Stadt zu Mittag gegessen, dann den Tiger Balm Garten besucht und von der Anhöhe aus einen bezaubernden Rundblick genossen.

Die Sitzecke, in der am Vortag der alte Colonel saß, war leer. Die Männer bedauerten dies sehr. Gerne hätten sie noch eine Stunde mit diesem klugen, alten Mann gesprochen. Sie badeten noch und gingen früh schlafen.

Der nächste Morgen war trübe. Von der Seeseite her kam eine kühle Brise, das Meer hatte einen hellen Bleiglanz.

Die beiden Marineoffiziere zeigten wenig Lust, bei dem unsicheren Wetter in die Stadt zu gehen. So entschloß sich Eyken, allein loszuziehen. Er hatte schlecht geschlafen und war von einer Unrast beherrscht.

Die Daheimgebliebenen verbrachten den Vormittag mit dem Lesen der „Hongkong Daily Mail“ und anderer Zeitungen, die im Hotel auflagen. Später klarte das Wetter auf und lockte zum Baden.

Am Abend warteten sie auf ihren Kameraden. Es wurde spät, aber Eyken kam nicht. Nun befiel Unruhe die Wartenden. Sie machten sich jetzt heftige Vorwürfe, Eyken allein gehen zu lassen. Eyken kam auch nachts nicht. Kein Anruf an das Hotel, keine andere Nachricht, nichts. Hatte Hongkong wieder ein Opfer gefordert? Die Männer wußten es nicht. Nur der helle Mond am samtenen Himmel spiegelte auf seinem silbrigen Leib die Geheimnisse der großen Stadt wider. Die Nacht blieb schweigsam...

DRITTES BUCH

XIII. DIE KLAUEN DES HON LON

„Beobachte, was früher war,
dann weißt du, was kommen wird!“

Chinesisches Sprichwort

Als Eyken allein das Hotel verlassen hatte, fuhr er nach Wanchai, ohne jedoch Lao Cheng zu besuchen. Nach kurzer Überlegung begab er sich zur Star Fähre und fuhr nach Kowloon hinüber. Für einen Augenblick vermeinte er an Bord das Gesicht des Angestellten von Cheng zu sehen. Als er schärfer hinblickte, war es verschwunden. Es ärgerte ihn, sich von einer Unruhe leiten zu lassen, anstatt die Schönheit des Panoramas auszukosten.

Nach dem Betreten des Festlandufers begab er sich, langsam dahinschleudernd, durch die Canton Road in den Stadtteil Mong kok, um den Taifun Hafen in Augenschein zu nehmen. Unterwegs erfreute er sich an dem bunten Treiben des chinesischen Alltags.

Als er etwas Appetit verspürte, betrat er ein kleines Restaurant. Ihm folgten drei Chinesen, die sich in seiner Nähe niederließen und ihn verstohlen musterten. Unmutig bestellte er Ente mit Reis und gedünstetes Gemüse.

Nach dem Essen zahlte er sofort und verließ das Lokal. Aber bereits nach wenigen Schritten merkte er, daß auch die drei Chinesen aus dem Speisehaus herausgekommen waren und ihm nachfolgten. So bog er in die nächste Querstraße ein und blieb hinter der Ecke stehen.

Tatsächlich kamen die drei Gelben fast unmittelbar nach ihm herangeschlendert, stutzten, als sie ihn sahen, und gingen dann in der alten Richtung weiter. Eyken konnte sich keinen Reim darauf machen. Er schritt langsam an den Auslagen der Läden vorbei und versuchte durch die Glasscheiben zu erkennen, ob die ihn beunruhigenden drei Männer zurückkämen. Aber er sah nichts Verdächtiges mehr.

Er kaufte sich den „Hongkong Standard“, blieb stehen und blätterte darin, fand aber keine aufregenden Meldungen. Dann fragte er einen Polizisten nach den Anlegestellen der Dschunken und Sampans, um das Treiben am Wasser beobachten zu können. Er brauchte noch eine Weile, ehe er hinkam.

Seine Erwartungen enttäuschten ihn nicht. Das Schnattern der Einheimischen erfüllte die Luft, und immer wieder wurde er von bettelnden Leuten um Kumtscha gebeten. Mit Mißbehagen sah er die immer wieder

zutage tretende Armut des einfachen Volkes und fragte sich insgeheim, wie lange es hier noch dauern würde, bis Maos Parolen diese Massen aus ihrer Lethargie reißen würden. Er suchte sich eine ruhigere Stelle am Ufer und lehnte sich an einen Stapel leerer Kisten. Von hier aus hatte er einen guten Rundblick, und er besah sich die Sampanrudel, die zugleich Wohnboote der Armen waren.

Ein Boot schob sich am Ufer entlang und blieb unmittelbar vor ihm liegen. Zwei Männer mit den großen schüsselartigen Strohhüten saßen darin, einer von ihnen rief etwas zu ihm herauf.

Eyken winkte unwillig ab und rief zurück: „I don‘t understand Chinese!“ Dennoch winkte der Mann heftig. Jetzt tauchten zu seinen Seiten zwei Schatten auf. Ehe er noch reagieren konnte, erhielt er einen heftigen Stoß, der ihn nach vorne stolpern und in das Boot hinunterfallen ließ. Obwohl er auf weiche Ballen fiel, spürte er plötzlich einen harten Schlag auf dem Kopf. Er sah bunte Sterne flimmern, dann folgte Dunkelheit, und er verlor das Bewußtsein...

* * *

Als Eyken wieder zu sich kam, lag er in einem Halbdunkel. Sein Kopf brummte und schmerzte. Stöhnend versuchte er sich aufzurichten, doch es ging nicht. Verwundert stellte er fest, daß er gefesselt war. Er hatte einen Knebel im Mund, der nach Schmutz und Öl schmeckte. Seine Glieder taten ihm weh vom Sturz. Er verspürte Aufschlagstellen am Körper, und seine Nase verriet ihm, daß er auf einem Lumpenberg lag.

Ein leichtes Wiegen des Bodens und ein Knarren von außen waren zudem deutliche Anzeichen, daß er sich im Innern eines Schiffes befand. Er ließ seine Augen wandern. Einzelheiten der Umgebung konnte er nicht erkennen, doch schräg vor ihm war eine Lichtquelle. Beim näheren Hinsehen erkannte er, daß der helle Schimmer von einem Spalt herrührte, der von einem nicht ganz geschlossenen Lukendeckel stammte. Von dort führte eine Holzleiter in den Raum.

Jetzt hörte er auch das Rauschen des Wassers. Das Fahrzeug schaukelte gleichmäßig und zeigte Fahrt an.

Es verging eine lange Zeit, so schien es Eyken, ehe ein Mann die Luke öffnete und herunterkam. Er trug den in Hongkong üblichen Strohhut, hatte Schifferkleidung an und blieb vor Eyken stehen. In einem ziemlich guten Englisch fragte er: „Schon wach, he?“

Eyken konnte nicht antworten und nur den Kopf bewegen.

„Ach ja“, brummte der Chinese, „mit einem Knebel kann man nicht reden. Es dauert nicht lange, Mister. Wir legen bald an, und dann wird der Boß für mehr Gemütlichkeit sorgen.“ Der Mann meckerte leise, dann machte er kehrt und stieg wieder die Treppe hoch.

Irgendwo raschelte es. Eyken war kein Seemann, aber er wußte sofort, daß hier Ratten waren. Nach all dem, was er bisher abseits der großen Straßen in Hongkong gesehen hatte, wunderte ihn dies nicht. Er nahm es mit Gleichmut hin.

Hin und wieder kam Lärm vom Deck herunter. Dann hörte man wieder das Tuten von Schiffen, die dem Hafen zufuhren. Nach einer Weile legte das Schiff an.

Wenn Eyken nun erwartet hatte, daß er geholt würde, sah er sich enttäuscht. Stunde um Stunde verrann, dann wurde es langsam finster. Durst begann ihn zu quälen.

Seiner Schätzung nach mußte es Mitternacht sein, als er geholt wurde. Zwei Männer schleppten ihn aus dem Raum, ohne seine Fesseln zu lösen. An Deck steckten sie ihn kurzerhand verkrümmt in einen großen Korb, den sie dann von der im Wasser ankernden Dschunke in ein Boot hinunterließen und an Land brachten. Eyken vermochte nichts zu sehen, da der Korb einen Deckel hatte. Mit dem ekelhaften Knebel im Mund konnte er nicht einmal fluchen.

Als das Boot hielt, hörte er keifende Stimmen, doch konnte er die chinesischen Worte nicht verstehen. Er verspürte nur, daß der Korb hochgehoben und auf einer Ladefläche verstaut wurde. Die Fläche gehörte zu einem Fahrzeugboden, nach dem Anfahren als Zweiradkarren verspürbar, der auch entsprechend dahintrumpelte, da das Pflaster oder der Boden überaus holperig war.

Dann kam wieder Dunkelheit durch das Korbgeflecht. Der Karren hielt, der Korb wurde heruntergehoben, geöffnet und Eyken herausgeholt. Einige Männer standen um ihn herum, und einer von ihnen nahm ihm die Fesseln ab und entfernte den Knebel.

Er befand sich in einem Gang, der nur schwach beleuchtet war. Nun forderte ihn ein anderer auf, ihm zu folgen. Auch dieser sprach ziemlich gut Englisch.

Zuerst taumelte Eyken etwas. Seine Gliedmaßen waren von der Fesselung gefühllos geworden. Er biß die Zähne zusammen und folgte dem

vorangehenden Führer in drei Stockwerke des Hauses.

Hinter ihm stiegen noch einige Männer nach, um ein Entkommen zu verhindern.

Sie brachten ihn in einen kleinen Raum, in dem ein altes Feldbett stand und ein Stuhl. Sonst war nichts darinnen.

„Schlafen! „Der Anführer deutete auf die Liegestatt. „Morgen früh kommt dann der Boß! Wenn Sie es bequem haben wollen, dann machen Sie keinen Lärm. Vor Ihrer Tür befinden sich Wachen, damit Sie nicht vor unserer Einladung davonlaufen.“

„Einladung?“ fragte Eyken gedehnt. „Sie sind wohl witzig, was?“

Der Gelbe antwortete nicht. Er machte nur eine nichtssagende Handbewegung und verließ den Raum, gefolgt von seinen Leuten.

Die schwach brennende Lichtquelle an der Decke blieb. Sie wurde vom Gang her durch einen Schalter bedient, und als Eyken die Tür zu öffnen versuchte, fand er sie versperrt. Er mußte das Zusperrn überhört haben. Dafür bellte eine Stimme von draußen herein Zuerst fluchte er, dann machte er gute Miene zum bösen Spiel. „Gute Nacht“, sagte er zu sich im Selbstgespräch. Dann ging er zu dem nicht gerade einladend aussehenden Bett. Als Soldat war er nicht zimperlich. Er warf sich darauf, ohne sich mit der fleckigen Decke zuzudecken. Es gelang ihm sogar, einzuschlafen...

* * *

Eyken wurde wach, als sich die Tür öffnete und ein Mann mit dem Frühstück hereinkam. Sofort saß er hellwach am Bett. Er sah auf seine Uhr, aber sie war stehengeblieben. Frischluft kam von einem breiten Spalt unter der Tür. Er bekam auf einem Tablett Tee serviert, dazu Weißbrot mit gesalzener Butter und etwas Jam.

Man muß die Dinge nehmen, wie sie kommen, dachte er. So aß er und harpte weiterer Dinge. Eine Stunde später wurde er geholt.

Er wurde in einen gut eingerichteten Raum geführt, in dem an einem breiten Tisch ein bebrillter Chinese saß. Hinter ihm stand ein Mann, der einem Ringer glich.

„Nehmen Sie Platz“, wurde Eyken in einem guten Englisch aufgefordert.

„Wissen Sie, warum Sie hier sind?“ Eyken verneinte kurz.

Der Chinese rückte seine Brillengläser zurecht und zeigte ein schmales Lächeln.

„Sie wollen doch zum Lü Lon?“

„Wer sagt das?“ gab Eyken als Gegenfrage zurück.

„Manche Worte folgen den ziehenden Wolken nach“, meinte der Chinamann sphinxhaft.

Eyken zeigte ein Pokergesicht. „Die Phantasiegebilde der Wolken sind eine Faszination am weiten Himmel. Sie ziehen stumm und taub dahin...“

„Sie verstehen die Sprache des Ostens“, lachte jetzt der Chinese. „Also bleiben wir am Boden: wir wissen, daß Sie den Grünen Drachen suchen!“

„Das ist nicht ganz richtig“, wehrte Eyken ab. „Nicht ich suche den Lü Lon, sondern Freunde von mir baten mich um Nachfrage. Ich habe nicht gefragt, warum.“

„Und das soll ich so einfach glauben?“ Die Augen des Sprechers zogen sich zu schmalen Schlitzern zusammen

„Sind Sie von der Polizei?“ fragte Eyken ironisch.

Der Gelbe winkte ab. „Wir haben Sie nicht ohne Grund hierhergebracht, und wer hier im Osten nach großen Tongs fragt, muß immer damit rechnen, daß er in Schwierigkeiten gerät. Haben Sie das nicht gewußt?“

„Ich bin zum ersten Mal im Osten“, bekannte Eyken ruhig. „Ich mische mich keinesfalls in die Rivalenkämpfe der Tongs ein und bin ausschließlich nur an einer Information interessiert!“ „Warum?“ fragte der Chinese nochmals.

„Ich kann nichts anderes sagen als zuvor“, versetzte Eyken. Jetzt zeigte der Gelbe Wut. Seine Augen stachen wie Vipernzähne. „Unterschätzen Sie Ihre Lage nicht! Sie sind in der Gewalt einer sehr mächtigen Gesellschaft und im Augenblick ein Nichts! Hören Sie: ein Nichts!! Seine auf dem Tisch liegende Rechte ballte sich zur Faust. „In Hongkong verschwinden Menschen, und niemand bemerkt etwas. Tag für Tag! Tiefe Wasser bleiben schweigsam...“

„Auf eine solche Tonart spreche ich nicht an“, sagte Eyken, offen seinen Ärger zeigend.

„Die andere ist uns auch lieber“, lächelte der Chinese aalglatt. „Lassen wir also im Augenblick den Lü Lon. Warum interessieren Sie sich nicht für den Roten Drachen?“

„Was soll ich mit diesen Leuten anfangen?“ fragte Eyken etwas verblüfft.

„Geschäfte! „kam es kurz wie ein Peitschenschlag zurück.

„Geschäfte?“ Eyken beugte sich vor.

Der Chinese sah sein Gegenüber forschend an. „Sie kommen aus Europa und sind Geschäftsmann. Sie fragen nach einem Lü Lon, mit dem es kaum

Geschäfte zu machen gibt. Wollen Sie nicht die Fronten wechseln, wenn es sehr gewinnbringend ist?“

„Das ist ein sehr merkwürdiges Angebot. Und dabei weiß ich noch nicht einmal, welcher Art die Geschäfte sind!“

„Das werde ich Ihnen noch sagen.“ Der Chinese funkelte Eyken durch seine Brillen an. „Mit dem Grünen Drachen können Sie nur durch Politik in Verbindung kommen. Mit dem Hon Lon aber können Sie groß in Geschäfte einsteigen und haben dabei selbst nichts mit Politik zu tun. Der Rote Drache weiß, daß Sie und Ihre Freunde Kaufleute sind. Also ist es tatsächlich wahrscheinlich, daß Sie keine politischen Interessen haben. Und das ist Ihr Glück!“ Der Sprecher lachte glucksend.

Eyken sah den Gelben an. „Wenn Sie ein Geschäftsangebot machen, warum dann diese sehr merkwürdige Form der Einladung? Ich habe jetzt noch eine Beule am Kopf, die schmerzt. Wäre das nicht einfacher gegangen?“

„Sie werden reichlich entschädigt werden“, versetzte der Chinese und lehnte sich selbstzufrieden zurück. „Wollen Sie mit uns arbeiten?“

Eyken gab sich nachdenklich. „Wenn es sich wirklich lohnt, kann man darüber reden. Welche Ware haben Sie?“

„Warten Sie noch mit dieser Frage. Beginnen wir vorerst anders! Sie kommen aus Europa, das vom Krieg hart angeschlagen ist. Und Sie haben sogar Freunde in Deutschland, wie Sie zu dem Händler Lao Cheng sagten. Dieses Land ist jetzt geteilt und besetzt. Man muß nun Mao Tse tungs Prinzipien studieren, um Rettung zu finden. Der dekadente Westen wird nicht auf Mao hören und deshalb untergehen. Nur Deutschland hat eine Chance!“

„Ähnlich drückt es auch der Kreml aus“, widersprach Eyken. „Warum soll gerade Mao recht haben?“

„Pah, Stalin ist ein russischer Imperialist“, wehrte der Chinese ab. „Der Kreml hat Lenin verraten. Nur Mao bringt die reine Lehre in die Welt! Wer Mao studiert, wird erkennen, daß man völlig umdenken und alle gültigen Werte vernichten muß, um die Zukunft zu erobern.“

„Sie sprachen von einer Chance Deutschlands. Aber was sollen die Deutschen mit Mao anfangen? Dieses Volk hat fünf Jahre lang erbittert gegen den Kommunismus gekämpft und dann unter dem roten Bären viel Unbill erfahren!“ Der Chinese winkte ab. „Moskau ist nicht Maos Weg. Wenn Mao den Ratschlägen des Kreml gefolgt wäre, hätte er den Langen

Marsch nie durchgehalten, und die chinesische Revolution des Roten Banners hätte sich selbst umgebracht. Maos Weisheit spricht von einer permanenten Revolution, die nie zum Stillstand kommt, sondern sich immer wieder erneuert und dennoch auf der Generallinie bleibt. Eine solche Revolution überlebt daher jede Niederlage in Kriegen, und das sollten die Deutschen beherzigen. Wenn sie also auf Mao hören...“

„Sie werden nicht auf Mao hören“, schnitt Eyken die Worte des Sprechers ab.

„Die Deutschen werden vorerst ihr eigenes Wesen wiederfinden und dann ein eigenes revolutionäres Reich schaffen müssen, das ihrer Eigenart gerecht wird. Der neue deutsche Weg ist nicht der Weg Maos. Das rote China propagiert den einheitlich blaugekleideten Ameisenmenschen in einem Massenstaat, der zu einer Nummer in einem seelenlosen Gemeinwesen werden soll. Ein neues Deutschland aber braucht Eliten, um eine gehobene Gemeinschaft formen zu können, die ihrem Erbe entspricht.“

Der Chinese zeigte unverhohlenen Ärger. „Warten wir ab, was die Deutschen sagen werden, wenn Mao ganz Asien bezwungen hat. Der Westen ist kein Freund der Deutschen. Er war sich in der geplanten Vernichtung Deutschlands einig.“

„Sie haben vorher gesagt, daß ein Kaufmann kein Politiker sei, und das haben Sie mir sogar zugute gehalten. Bleiben wir also bei den Geschäften.“ Eykens Ton wurde kühl und sachlich.

„Sehr gut“, nickte der Chinese beifällig. „Dennoch muß ich aber noch eine Erklärung vorausschicken: Ehe die roten Banner der Volksarmee die Grenzen der chinesischen Volksrepublik verlassen und Maos Lehre zu den Völkern bringen, muß eine revolutionäre Strategie die dekadenten Völker lähmen und zersetzen, damit sie die Reife für Maos Weg erlangen. Deshalb werden wir die ganze Welt mit Drogen beliefern, um vor allem die Jugend aus der Sklaverei des Kapitalismus in die Sklaverei des süchtigen Rausches hinüberzuführen. Wir geben ihr schöne Träume und befreien sie damit auch vom Zwang der kapitalistischen Armeen. Sie blutet nicht mehr, sondern träumt!“

Eyken bemühte sich, sein Entsetzen zu unterdrücken. Er überwand eine Schrecksekunde, dann sagte er: „Also kurz gesagt: Rauschgift! Opium, Heroin und Haschisch für die Jugend, um ihr das Schlachtfeld zu ersparen. Dafür Verfall in eine Illusion!“

„Sagen wir es blumiger“, meinte der Chinese. „Ein langsamer Tod in einem Traumland voll schöner Farben, in dem das Bewußtsein ausgelöscht wird und die Empfindungen, wie von einem sanften Streicheln begleitet, absterben.“

„Man kann das auch anders sehen.“ Eykens Miene wurde verschlossen. „Die Qualen der Süchtigkeit zwischen den Traumzuständen!“

Jetzt lachte der Chinese. „Man muß eben dafür sorgen, daß immer genug Stoff da ist! Sie sind, wie Sie es selbst betonen, Kaufmann. Machen wir uns nichts vor: Die Geschäfte des Westens sind doch schon seit Jahrzehnten nicht mehr zimperlich. Was ist Moral? Im Westen gehen Eigennutz und Ruffsucht davor. Und bei uns im Osten ist Moral ein Zeichen der Dekadenz, weil sie alte Ordnungen verkörpert. Mao ersetzt sie durch Disziplin. Wir müssen das Weltbild verändern, und deshalb ist es notwendig, daß wir die schlechte und dekadente Klasse in den kapitalistischen Ländern vernichten. Wenn man dann erkennt, daß wir unsere Fähigkeit zum Revolutionskrieg unter Beweis stellen konnten, wird jeder Widerstand erlahmen. Als Maos Langer Marsch vor einem Jahr zu Ende geführt werden konnte, bewies er der Welt seine unabdingbare Härte zur Kraft seiner Worte. Alle konterrevolutionären Kriege müssen erfolglos bleiben. Wir haben die reaktionären Kräfte der antikommunistischen Armeen in unserem Land bezwungen, und ihre Reste flüchteten nach Taiwan, das wir auch bald befreien werden.

Eyken zog die Brauen hoch. „Das wohl mit Hilfe der Waffen und des Materials, das Roosevelt geliefert hat.“

Der Gelbe lachte. „Kennen Sie den Ausspruch Lenins? Der Westen liefert uns den Strick, an dem wir ihn aufhängen werden!“

„Schon gehört“, versetzte Eyken trocken. „Doch nochmals zum Geschäft. Lassen Sie mir ein oder zwei Tage Zeit, Ihr Angebot zu überdenken.“

„Selbstverständlich“, versetzte sein Gegenüber zustimmend. „Wir müssen dann auch noch über Sicherheiten reden. Sie sind unser Gast, doch ersuchen wir Sie, unser Haus nicht zu verlassen! Wir werden Sie morgen fragen, ob Sie schon Ihre Entscheidung getroffen haben oder noch einen weiteren Tag überlegen wollen.“

„Womit ich auf höfliche Art zum Gefangenen erklärt bin“, stellte Eyken ironisch fest. Der Gelbe hob seine Hände mit gespreizten Fingern: „Das haben Sie so ausgedrückt, nicht ich! Betrachten Sie sich als unter dem

Schutz des Roten Drachen befindlich!“ Sein Gesicht war jetzt starr wie eine Maske. Seine Schlangenaugen funkelten Eyken an, dann erhob er sich.

„Eine Frage noch“, hielt ihn Eyken zurück. „Sie erwähnten vorher den Namen Lao Cheng. Wie kamen Sie darauf?“

Die schmalen Lippen des Gefragten wurden lang, ehe er antwortete: „Der Rote Drachen hat tausend Augen und Ohren! Woher sollten wir sonst wissen, daß Sie nach dem Lü Lon fragten? Mein guter Rat: Fragen Sie nie mehr nach dem Grünen Drachen, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist!“

* * *

Nach einer unruhigen und schlaflosen Nacht hegten Krall und Hellfeldt ernsthafte Besorgnisse. Das Ausbleiben Eykens war kaum einem Unfall zuzuschreiben. Beide Männer fühlten mit Sicherheit, daß sich etwas ereignet hatte, das ihren Plänen und Aufgaben entgegenstand. Sie waren ja Soldaten in einem voll Gefahren lauerndem Dunkel

Als sie in der Aufnahme des Hotels nach dem Zimmer des Colonels fragten, erhielten sie die Auskunft, daß dieser früh am Morgen weggegangen sei. Damit fiel ein guter Rat eines erfahrenen Asienkenners im Augenblick aus.

Eine Nachschau in Eykens Zimmer ergab beruhigenderweise das Vorhandensein ihres Betriebskapitals und der wenigen Papiere. Somit hatte ihr Gefährte nur eine kleine Summe bei sich.

Nach kurzem Kriegsrat beim Frühstück beschlossen sie, Lao Cheng aufzusuchen und sofort nach Wanchai zu fahren.

Kurz nach neun Uhr vormittags, der in Hongkong üblichen Ladenöffnungszeit, standen sie vor dem Geschäft des Händlers. Wie am Vortag stand der wieselartige junge Verkäufer vor dem Eingang und grinste.

„Mistel Cheng not in shop! „Sein Mund wurde noch breiter.

Die zwei Offiziere sahen sich ratlos an. Doch gleich darauf kam eine scheltende Stimme aus dem Ladeninneren. Ein Schwall chinesischer Worte ließ den Verkäufer den Kopf einziehen, und Lao Cheng kam hervor. Sofort bat er seine Besucher herein und bot ihnen im Hinterzimmer Platz an.

„Was gibt meinem Hause die Ehre? „fragte Cheng unter Verneigungen.

Die beiden Männer sahen ihn ernst an. „Unser Freund ist seit gestern verschwunden!“

Der Chinese machte große Augen.

„Was sollen wir tun?“ fragte Hellfeldt. „Sollen wir die Polizei bemühen?“ Der Gefragte sah eine Weile starr vor sich hin. Dann lispelte er halblaut: „Haben Sie noch mit anderen Leuten über das Thema von gestern gesprochen?“

Beide Männer verneinten. Cheng zog jetzt die Augen zu engen Schlitzen zusammen und dachte angestrengt nach.

Plötzlich klatschte er mit den Händen und rief laut: „Wang! fettih, lai leh komm schnell her!“

Er hatte kaum geendet, als Wang bereits im Zimmer stand. Jetzt zeigte Cheng ein böses Lächeln. „Du hast wieder gelauscht, Wang!

Du hast auch gestern große Ohren gemacht, obwohl ich dich schon mehrmals verwarnt habe!“

Der Gescholtene stand blaß seinem Herrn gegenüber. Er stammelte verlegene Worte und wand sich.

Jetzt wurden Chengs Augen kalt wie die Lichter einer Schlange: „Du sagst immer, daß du nur schwer Englisch verstehst. Und dennoch horchst du immer, wenn ich Besuch bekomme. Ich habe jetzt schon genug Ärger mit dir gehabt. Und dann bist du auch gestern wieder mit dummen Ausreden am Nachmittag weggelaufen! „Er packte Wang bei der Brust, sein Chinesisch verlor die dieser Sprache eigentümliche Klangmodulation und wurde zu einem böartigen Zischen: „Wer bezahlt dich für das Horchen?“

Wang duckte sich und wollte von dem Griff loskommen. Er zeigte deutlich Angst.

„Nih kau du Hund! Sprich!“ Cheng schüttelte ihn.

Wang zitterte, aber er schwieg. Seine Augen wanderten herum wie die eines Wiesels

Sein Brotherr zog ihn bis zu einem Schreibtisch. Dann entnahm er seiner Lade einen scharfen Dolch, den er Wang an die Kehle setzte. Dieser wurde noch fahler und quietschte wie ein Ferkel. Schrill sprudelte er Worte hervor.

Die Kapitänleutnante sprangen von ihren Sitzen auf. Sie hatten die auf chinesisches geführten Worte nicht verstanden, doch der Sinn war ihnen nicht verborgen geblieben.

Der chinesische Kaufmann winkte ab. „Keine Ursache zu einer Aufregung, Gentlemen. Es tut mir leid, daß diese Sache für Sie dramatisch aussieht, aber ich tue das Ihretwegen!“

Wang wand sich noch immer unter dem harten Griff. Da gab ihm Cheng einen Stoß, und der Bursche taumelte zurück. Eisig sagte er: „Nih huh hoh

du kannst gehen! Verschwinde und lasse dich nie wieder in dieser Straße blicken!“ Der Bursche antwortete nicht mehr. Mit einem Satz war er aus dem Zimmer, und dann rannte er aus dem Laden.

„Ich bitte um Entschuldigung“, sagte Cheng, wieder seine Liebenswürdigkeit zeigend. Blumenreiche Worte folgten. Dann wiederholte er seine Frage: „Haben Sie nach Ihrem Besuch bei mir wirklich mit keinem Menschen mehr über den Lü Lon gesprochen?“ „Bestimmt nicht!“ sagte Hellfeldt mit Nachdruck.

„Wenn Sie einen Rat beherzigen wollen, dann unternehmen Sie im Augenblick noch nichts. Überlassen Sie diese Sache mir. Ich will versuchen, mit Hilfe von Verbindungen etwas zu erfahren. Manches Mal erfährt man viel von Dingen, die sich im Untergrund dieser Stadt abspielen. Lassen Sie noch die Polizei aus dem Spiel.“

„Das wäre uns nicht unlieb“, versetzte Hellfeldt. „Wir wüßten nicht, welchen Grund einer Gefährdung unseres Freundes wir angeben sollten.“

„Es tut uns leid, daß wir Sie so bemühen müssen“, fügte Krall höflich hinzu.

„Maski macht nichts.“ Cheng blieb ungemein höflich. „Wenn ich etwas erfahre, rufe ich Sie in Ihrem Hotel an. Wenn ich nichts von mir hören lasse, dann kommen Sie ruhig morgen um die gleiche Zeit wieder zu mir.“

Die Männer dankten und erhoben sich. „Also bis morgen!“

„Bis morgen oder früher“, sagte Cheng. „Ching leao!“

* * *

Wieder eine bange Nacht. Das große Nachtgestirn malte den dahinziehenden Wolken silberne Ränder. Auf dem leicht bewegten Wasser der Repulse Bay glitzerten Tausende Fünkchen wie das Schuppenkleid eines Riesenfisches, und das monotone Rauschen der Brandung war das einzige Nocturno zu dieser samtigen Nacht.

Die Offiziere blieben lange auf und suchten ihre Unruhe zu meistern. Zu ihrem Bedauern hatten sie den Colonel nicht getroffen, den sie jetzt herbeigewünscht hätten. Immer mehr kamen sie zu der Gewißheit, daß ihr Gefährte in irgendeiner bösen Klemme steckte. Ihre große Hoffnung war jetzt Lao Cheng und letzten Endes vielleicht der an hiesigen Erfahrungen reiche Colonel.

Am Morgen fühlten sie sich übernächtigt und zerschlagen. Nachdem kein Anruf von Cheng gekommen war, fanden sie sich zu der vereinbarten Zeit

wieder bei dem Chinesen ein. Diesmal empfing sie beim Ladeneingang an Stelle von Wang eine bildhübsche Chinesin. Cheng, der gerade herauskam, stellte sie nach der üblichen Begrüßung als seine Tochter Ying Ning vor. Dann bat er seine Gäste wieder rückwärts in sein Zimmer.

„Sie haben eine hübsche Tochter“, sagte Krall höflich als Einleitung.

Mit einem fletschend wirkenden Lachen zeigte Cheng seine Zähne. „Mit hübschen Töchtern hat man immer Sorgen. Ein Sprichwort unseres Landes sagt: Ein junges Mädchen muß wie ein Tiger im Haus gehalten werden!“

Jetzt lachten auch die Besucher, ihre Ungeduld verbergend. Krall meinte: „Ein hübsches Mädchen in einem Laden wirkt anziehender auf Kunden als Burschen wie Wang.“

„Das ist schon richtig“, gab Cheng zu. „Wir haben da noch ein Sprichwort, das sich hier passend auf ein Geschäft anwenden läßt: Auch ein großer Elefant verwickelt sich in ein Frauenhaar!“

Hellfeldt bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl. „Mister Cheng, ich habe leider nicht so eine dicke Haut wie das große Rüsseltier. Wissen Sie schon etwas über unseren Freund?“

Der Chinese faltete seine Hände über dem Bauch und sah zur Zimmerdecke empor. Fast singend sagte er: „Hongkong hat zwei Gesichter: ein offenes und ein heimliches. Diese Stadt ist ein Ding, das ihr eine Sphinx nennt. Der heimliche Teil ist nicht so ruhig, wie das offene Antlitz vorgaukelt. Hier kreuzen sich die Strömungen der Weltpolitik im Hintergrund. Die Tongs und Triads stehen alle im Sog der rivalisierenden Kräfte, ungeachtet der kriminellen Gangs. Oft weiß man nicht, wer der Nachbar ist. Sie haben gestern das Beispiel Wang erlebt. Trotz aller Vorsicht habe ich eine Schlange genährt.“

Er sah, daß seine Besucher bei der langen Einleitung zu seiner Antwort unruhig wurden, aber unbeirrt fuhr er fort: „Ich habe gestern abend mit meinen Freunden gesprochen und Erkundigungen anlaufen lassen. Bisher wissen wir, daß ein weißer Mann bei einem Sampan Pulk von Männern in ein Boot gestoßen wurde, das dann mit ihm und den anderen Männern zu einer nahen Dschunke fuhr.“ Die Offiziere sahen den Chinesen überrascht an. Krall fragte: „Wie hat man das so schnell erfahren können?“

Lao Cheng zögerte kurz, dann sagte er: „Unter den Fischern und Hausbootbewohnern sind immer Leute, die für ein kleines Trinkgeld nur allzugern den Tongs als Zuträger dienen. Auch die Nachrichtendienste haben überall ihre Fäden zu den einfachen und armen Leuten. Die Stadt hat

so viele offene Augen, daß sie sehr viel sieht, aber wenig erzählt. Es sind nur die Fäden, die manches flüstern...“

Er sah wieder zur Decke, um anzudeuten, daß er nicht weitersprechen wolle.

„Und wie geht es weiter?“ fragte Krall.

„Wir müssen noch etwas warten. Bald werden wir wissen, wohin die Dschunke fuhr, und dann können wir überlegen, was zu tun ist.“

„Wir sind Ihnen sehr zu Dank verpflichtet“, versetzte der Hamburger. „Wir wissen nicht, wie wir uns für Ihre Hilfe erkenntlich zeigen können.“

Der Chinese wehrte wieder ab. „Ihr Freund war ein unfreiwilliger Köder für einen Fisch, der schon lange gejagt wird. Wir bekämpfen die Umtriebe der Mao Leute, die Hongkong zu unterwandern versuchen. Meine Freunde und ich stehen auf der Seite der Taiwanchinesen. Ich kann das ruhig sagen, weil ich weiß, daß Sie keine Kommunisten sind. Ihre deutschen Freunde haben ja lange tapfer gegen die Kommunisten gekämpft.“

Hellfeldt zeigte Überraschung. „Es wundert mich sehr, solche Worte zu hören. Die westliche Welt spricht von der Bewahrung und Verteidigung der Freiheit, und dabei hat sie bisher überall den Kommunismus gefördert und unterstützt, während sie sich in der Niederwerfung des antikommunistischen Deutschland einig war. Dafür wird der Westen noch schwer bezahlen müssen!“

Jetzt zeigte sich Cheng erstaunt. „Das hat der Deutsche Hit leh auch gesagt. Wir Chinesen in Hongkong können nicht beurteilen, was Hit leh gut oder schlecht gemacht hat. Aber in seiner Einstellung zum Kommunismus und Weitsicht hat er recht gehabt.“

Die beiden Europäer nickten. Der Wiener stellte die Frage: „Wer ist Mao wirklich? Wir hörten von seinem Langen Marsch und sehen das Erstarren des chinesischen Kommunismus.“

„Ah“, antwortete der Händler, „Mao ist ein Mensch wie jeder andere in unserem großen Reich. Denn ein Mann in einer Rakete ist auch nicht schneller als ein Fußgänger. Nur der Motor und die Geschwindigkeit sind es, die ihm einen Vorsprung geben. Und Maos Motor ist der Kommunismus, den die Russen lieferten. Und die Amerikaner gaben ihm ebenso wie die Kreml Leute Waffen. Übrigens gab es in China acht Leute, die alle Mao Tse tung hießen. Einer war ein Taschendieb, ein anderer war Besitzer eines Bordells, zwei weitere waren Bettler, und die restlichen vier waren kleine Kaufleute und Händler. Und einer dieser vier letzten war ein

kleiner Parteivorsitzender der Kommunisten in einem kleinen Bezirk außerhalb des Tshien men Tores von Peiping, das ihr Peking nennt. Dieser wurde liquidiert, weil er nicht gehorchte. Ein anderer von diesen vier wollte in Szetshuan buddhistischer Mönch werden, nachdem er Gewissensbisse wegen seiner Grausamkeiten als Kommunist bekam. Der Herr und Meister des Langen Marsches jedoch ist der Sohn eines armen Bauern, der frühzeitig begierig war, den Honig Lenins zu schlucken. Und jetzt schluckt er China dazu!“

„Und die Intellektuellen laufen ihm nach? „Hellfeldt sah sein Gegenüber an.

„Wo liegt hier das Phänomen?“

Cheng lachte leise. „Der überwiegende Teil der Intellektuellen glaubt nicht an den Kommunismus. Aber weil sie glauben, klug zu sein, stemmen sie sich nicht gegen die Welle der Gewalt, welcher sie nicht gewachsen sind. Wenn unsere Chinesen aus Taiwan auf das Festland zurückkehren, werden diese Intellektuellen sofort eine Kehrtwendung machen und sich an die Seite der Taiwanesen stellen.“

„Und die Masse?“ fragte Krall dazwischen.

„Die Masse läuft jetzt dem Strom nach. Aber es ist hier wie überall auf der Welt: die Masse läuft nicht dem Kommunismus nach, weil sie arm ist, sondern weil sie kein kritisches Beurteilungsvermögen hat. Nur deshalb wird sie so leicht von Demagogen verführt. Das ist aber auch in rückständigen demokratischen Ländern so.“

Das Gespräch wurde jetzt unterbrochen. Ying Ning kam hereingetrippelt. Sie brachte Tee. Mit grazilen Bewegungen füllte sie die dünnen Teeschalen, dann huschte sie wieder in den Laden zurück

„Das Warten fällt uns schwer“, bekannte Krall, das Gespräch wieder aufnehmend. „Dürfen wir gehen und wiederkommen?“

„Ich werde noch heute bei Einbruch der Dunkelheit warten“, nickte Cheng.

„Wenn Sie dann kommen, werde ich mehr wissen!“

* * *

Ihre Ungeduld nicht mehr meisternd, schlenderten die zwei Offiziere bereits am frühen Nachmittag durch Wanchai, immer in der Nähe von Chengs Laden. Vom Wanchai Ferry Pier hatte man einen schönen Ausblick nach

Kowloon hinüber, und der rege Verkehr der Schiffe, Dschunken und Boote auf der Wasserstraße lenkte etwas ab.

„Schiffe sind schwimmende Faszination“, sagte Krall zu Hellfeldt, auf den lebhaften Verkehrweisend. „Schon in meiner Jugend verbrachte ich die meiste Freizeit im Hamburger Hafengebiet.“

„Als Wiener sollte ich eigentlich bei der Gebirgsmarine sein“, setzte Hellfeldt hinzu. „Mich zog es als Junge zuerst zur Donau und dann an das Meer.“

Noch spät am Nachmittag traten sie dann in Chengs Laden ein. Der Händler war nicht da, und Ying Ning bat um etwas Geduld.

Es verging eine Stunde, dann kam Cheng. Als er die Besucher bereits im Zimmer wartend vorfand, feixte er. „Wir haben ein großes Glück!“ leitete er beruhigend ein. „Wir haben ein Sprichwort, in dem es heißt, daß man die Menschen entbehren kann, aber man braucht einen guten Freund! Ich bin Ihr Freund und werde helfen.“

„Das heißt, daß Eyken lebt?“ stieß Hellfeldt hervor.

„Er lebt“, sagte Cheng. „Meine Tongbrüder haben über verschlungene Wege herausgebracht, daß Ihr Freund auf die Nachbarinsel Lantau gebracht wurde. Wir wissen schon lange, daß an der Silver Mine Bay ein Haus steht, das dem Hon Lon gehört. Dorthin kommen auch Leute von Maos Nachrichtendienst Me Tu. Wir nehmen an, daß sich dort auch eine Schmugglerfiliale befindet. Die Behörden haben sich bisher nicht darum gekümmert. Aber der Nachrichtendienst Chiang Kai sheks hat schon lange ein scharfes Auge auf das Haus geworfen. Deshalb konnte ich auch in Erfahrung bringen, daß die Dschunke mit einem weißen Mann an Bord dort landete und Männer einen großen Korb an Land brachten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich Ihr Freund darin befand. Ein Karren brachte den Korb in das Haus des Hon Lon.“

„Dann wird Eyken dort aus noch unbekanntem Gründen gefangengehalten?“ Krall sah den Chinesen fragend an.

„So ist es“, nickte Cheng. „Meine Freunde werden etwas unternehmen, um ihn freizubekommen. Aber Sie müssen noch etwas Geduld haben.“

„Wenn wir Pistolen bekommen können, holen wir unseren Freund aus dem Haus der Roten!“ rief der Hamburger impulsiv.

„Lassen Sie die Finger von dieser Sache“, warnte der Chineser. „Sie kennen die Spielregeln von Hongkong nicht. Wenn Sie so etwas versuchen,

dann ziehen Sie bestimmt den kürzeren! Man darf den Hon Lon und den Me Tu nicht unterschätzen. Aih, Kaufleute und Pistolen...“ Cheng gluckste.

„Und wann unternehmen Sie etwas?“ drängte der Wiener.

„Morgen nachts“, antwortete der Chinese leise. „Aber schweigen Sie! Für heute ist die Zeit der Vorbereitung zu kurz. Sie können mir und meinen Freunden vertrauen. Wenn Sie vorher mit irgend jemandem darüber sprechen, ist das Spiel verloren.“ Seine Stimme war beschwörend und eindringlich. „Wenn der Rote Drache vorher Witterung bekommt, dann verschwindet Ihr Freund in den Wassern der Bay. Das geht dann huchhuchhei und chop chop!“

„Also schweigen und warten“, sagte Hellfeldt ergeben. „Bis wann?“

„Bis Ihr Freund von uns in das Hotel zurückgebracht wird!“

„Hört sich sehr einfach an“, meinte Krall. „Es bleibt uns allerdings nichts anderes übrig.“

Etwas beruhigter und doch voll Sorge verließen die Männer den Laden, nachdem sie sich noch bei Cheng bedankt hatten.

Erst spät kamen sie wieder in ihr Hotel zurück. Langsam bekamen sie auch Bedenken, wie lange sie von ihren Mitteln die nicht gerade billigen Zimmer bezahlen könnten. Noch waren diese nicht knapp, aber man wußte nicht, wie lange man haushalten konnte.

Zu ihrer Überraschung saß jetzt wieder der alte Colonel in der Halle. Er hatte eine aufgeschlagene Zeitung vor sich liegen, schien aber gedöst zu haben.

Als die beiden Ankömmlinge die Halle durchquerten, blinzelte er gerade und wurde dann sofort hellwach. Einladend winkte er.

„Jetzt wenig Lust“, meinte Krall halblaut. „Sollen wir abwinken?“

„Unmöglich“, gab Hellfeldt zurück. „Man soll einen guten Mann nicht durch Unhöflichkeit verärgern.“

Vor dem Briten stehend, wurden sie mit Selbstverständlichkeit aufgefordert, Platz zu nehmen

„Wo ist Ihr Freund?“ fragte Kenneth.

Die Männer sahen sich an, und Hellfeldt sagte langsam und kurz: „Verschwunden!“

„Ouh“ Das Gesicht des Colonels wurde zu einem langen Fragezeichen.

„What’s the matter? Seit wann und wo verschwand er? Waren Sie schon bei der Polizei?“

Krall gab sich einen Ruck. „Wir sollten schweigen, Colonel, aber wir wollen vertrauensvoll mit Ihnen sprechen. Ein chinesischer Händler versprach uns zu helfen, wenn wir ihm zwei Tage Zeit ließen. Wir mußten ihm nur zusagen, mit niemandem über die Sache zu sprechen. Der Sachverhalt war ganz einfach: unser Freund Eyken ging weg und kam nicht wieder.“

„Ich bin nicht neugierig“, sagte Kenneth, „aber ich glaube, Sie verschweigen mir noch etwas. Ohne Grund verschwindet ein Mensch nicht so ohne weiteres in Hongkong. Da muß Ihr Freund schon die Nase in Dinge gesteckt haben, die ihn nichts angehen.“ Er machte eine kurze Pause, dann fuhr er noch fort:

„Natürlich gibt es genug Raubüberfälle, und die Opfer sind dann unauffindbar. Aber Sie sehen nicht danach aus, daß Sie sich nicht wehren könnten...“ Er fuhr sich mit der Hand durch seine eisgrauen Haare. „Warum waren Sie nicht trotz des Chinesen bei der Polizei?“

„Was kann die Polizei von Hongkong tun?“ fragte Krall. „Da wird man schon von der Fragerei müde, ehe mit der Suche nach einer Nadel im Heuschaber begonnen wird.“

„So ist das nicht“, wehrte der Brite ab. „Ich habe gute Freunde bei den Behörden und kann viel für Sie tun. Was scheuen Sie?“

„Sir“, sagte Krall steif, „wir scheuen nichts! Wenn es etwas gibt, dann ist es die von uns zugegebene Beziehung nach Deutschland, und das wird vielen Engländern nicht gefallen.“

„Das mag sein“, gab Kenneth ruhig zu. „Aber ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich die Deutschen mit anderen Augen ansehe, und ich würde auch jedem German helfen, wenn es irgendwie geht.“

Das wäre dann meine Sorge, wie ich mit den Behörden zurechtkomme, und außerdem wird man Sie nicht nach Ihren Verwandtschaften fragen. Ich kenne Hongkong und die Verhältnisse hier wie meine Tasche.“

„Gut“, sagte Hellfeldt und sah den Colonel offen an. Sich vorbeugend, bekannte er die Nachfrage nach dem Grünen Drachen und das Erlebnis mit Wang bei Cheng. „Der Chinese wird uns helfen, und wir haben Vertrauen zu ihm“, schloß er.

„Ich habe gleich geahnt, daß hier etwas in diese Sache hineinspielt“, nickte Kenneth. „Die Frage nach einem Tong ist immer eine gefährliche Angelegenheit. Die Polizei kennt fast alle großen und kleinen Tongs und Triads, aber sie kann kaum etwas dagegen tun. Der Grüne Drache steht

zurzeit auf der Seite von Chiang Kai shek. Aber man muß sehr vorsichtig sein. Die politischen Interessen der Tongs verflachen langsam, und viele Geheimgesellschaften sind jetzt kriminelle Gangsterbanden. Nur der Grüne und der Rote Drache rivalisieren politisch. Die anderen Tong Banden kontrollieren jetzt in abgegrenzten Interessengebieten das Geschäftsleben und heben heimliche Schutzsteuern ein. Hin und wieder kommt es zu blitzartigen Konkurrenzkämpfen auf der Straße. Dann findet die Polizei nur einige Tote liegen, aber keine sonstigen Spuren mehr. Das gehört zum heimlichen Alltag.“

„Das ist gut zu wissen“, sagte Hellfeldt nachdenklich. „Wir werden in dieser Richtung keine Neugierde mehr zeigen.“

„Das würde ich auch empfehlen“, versetzte der Colonel ernst. „Denken Sie daran, daß alte Verbindungen von Tongs nach Deutschland sehr wahrscheinlich schon durch einen Führungswechsel in der nachfolgenden Generation an Bedeutung verloren haben. Die beiden großen Drachengesellschaften stehen in einem heftigen Untergrundkampf, und es bleibt die Frage, ob sich die Nichtrotten überhaupt noch etwas aus Deutschland oder Europa erwarten. Wie die Verhältnisse jetzt im Westen liegen?...“

„Wenn ich an Deutschland denke, dann muß ich zugeben, daß es im Augenblick wenig bieten kann“, bestätigte Krall.

„So ist es.“ Der Colonel machte eine bedauernde Geste. „Was würden Sie dazu sagen, wenn ich mich anbiete, mit Ihnen zu Cheng zu gehen? Vielleicht kann man etwas gemeinsam tun!“

„Das kann uns der Chinese als Vertrauensbruch auslegen“, meinte Hellfeldt. Krall hingegen meldete keine Bedenken an.

„Dann gleich morgen früh“, sagte Kenneth. „Einverstanden? „Die Männer begaben sich auf ihre Zimmer.

* * *

Der neue Tag brachte einen verhangenen Himmel. Die Luft war schwül und drückend, und am Strand der Repulse Bay gab es nur wenig Badelustige. Vom Meer wehte ein scharfer Geruch an Land.

Knapp vor neun Uhr vormittags langten die Deutschen mit dem Colonel vor Chengs Laden an. Das Geschäft war zu.

„Warten wir?“ fragte Krall, als sie vor der Eingangstür stehenblieben.

Vor einem Nachbargeschäft stand ein Chinese und machte ein Zeichen des Bedauerns. „Gentlemen, shop is closed! Gesperrt!“

„Es ist noch nicht neun Uhr“, meinte Krall, auf die Uhr sehend. „Mr. Cheng wird bald kommen, denke ich.“

„Cheng wird nicht mehr kommen“, sagte der Chinese. „Mistel Cheng ist tot!“

„Das ist doch nicht möglich“, entfuhr es Krall. „Wir haben gestern abends noch mit ihm gesprochen!“

„Wo ist seine Tochter?“ fragte Hellfeldt.

„Miß Ying Ning wird spät kommen. Ni yau shémma was wollen Sie? Vater tot, Miß hat viele Wege!“

„Gestern war Lao Cheng noch gesund“, sagte Hellfeldt. „Woran ist er gestorben?“

„Miß Ying Ning sagt, ein Messer...“ Der Chinese sah den Frager vielsagend an. „well“, sagte Kenneth. „Da ist im Augenblick nichts zu machen. Gehen wir!“ Er zog die zwei Offiziere am Arm weiter und sagte außer Hörweite von Chengs Nachbar: „Sie sehen jetzt selbst, daß diese Sache heiß ist. Chengs Tod bedeutet, daß seine Einmischung in den Fall Ihres Freundes nicht verborgen blieb. Vielleicht hat der von Ihnen genannte Bursche Wang geplaudert. Cheng wurde unbequem, und in Hongkong sagt man: Kalte Lippen reden nicht...“

Die Deutschen machten betroffene Mienen.

„Sie haben schlafende Hunde geweckt! „Der Tonfall des Colonel war sehr ernst. „Wer weiß, ob nicht schon viele Augen hinter uns sind. Ich rate, fahren Sie mit einem Taxi in Ihr Hotel, und bleiben Sie unter allen Umständen dort! Was immer sei, warten Sie, bis ich komme!“

„Einen Augenblick noch“, hielt Hellfeldt den Oberst zurück. „Sollte man nicht nach Wang forschen?“

Der Colonel machte eine wegwerfende Bewegung. „Wang? Das ist ein Sandkorn aus einer Wüste voll Wangs! Aber die Tochter Chengs können wir später befragen. Sie wird wissen, welcher Wang bei ihrem Vater angestellt war.“

Auf der Rückfahrt mit dem Taxi sagte Krall auf deutsch zu Hellfeldt: „Dieser alte Kolonialbrite ist ein seltenes Exemplar seiner Heimat. Ich wette, daß er gute Verbindungen zum Geheimdienst hat. Das scheint klar wie Quellwasser.“

„Sicherlich ist das so“, bestätigte der Wiener Kralls Meinung. „Und ich nehme auch an, daß der Secret Service Fäden zur Unterwelt hat. Nachdem Cheng ausgefallen ist, bleibt uns ohnedies nur der Colonel. Hoffen wir, daß...“

„Wir sind dauernd in der Hoffnung und haben schon eine ganze Kinderschar hinter uns“, murmelte der Hamburger dazwischen. „Wir streunen herum wie die Straßenköter, von einem Tag in den anderen hineinlebend. Dabei haben wir Weisungen und Ziele, die uns in einem Nebel belassen, der so dick ist, daß man darin kaum noch Leuchtbojen sieht. Verdammt noch mal!“

* * *

Kaum im Hotel angelangt, kam für die zwei Deutschen ein Anruf. Krall eilte zum Telefon und nahm den Hörer. Am Apparat war eine fremde Stimme: „Ich habe Ihre Namen von Miß Ying Ning. Ich bin ein Freund von Lao Cheng!“

„Was wünschen Sie?“ fragte der Hamburger.

„Es handelt sich um Ihren verschwundenen Freund! Cheng hat Ihnen Hilfe versprochen, und wir haben ein Interesse daran, Ihnen zu helfen. Wenn Sie wollen, daß wir ihn wieder freibekommen, dann kommen Sie nachmittags nach Kowloon herüber.“ Der Sprecher nannte die Adresse einer Teestube, die in der Nähe des Flughafens lag. Eindringlich mahnte auch er zu schweigen. „Kommen Sie zu zweit?“ fragte er noch.

„Zu dritt!“ gab Krall zur Antwort. „Verlässliche Freunde!“

Eine zögernde Pause entstand. Dann kam es langsam zurück: „Einverstanden. Ching leao!“ Die Stimme war weg, und der Apparat klickte.

Der Hamburger zog Hellfeldt in eine ruhige Ecke. Kurz wiederholte er die fremde Einladung und die Zusage, daß sie zu dritt zu dem Treff kämen.

„Hoffentlich kommt der Colonel bis Mittag zurück.“ Der Wiener ließ Zweifel durchklingen.

„Wir können nichts anderes tun als warten. Immer nach dem alten Landserspruch: „Die halbe Zeit seines Lebens verbringt der Soldat mit Warten.“ Krall zeigte Mißmut.

„Gehen wir auf die Terrasse“, brummte er und zog den Kameraden mit sich fort.

Knapp vor dem Weggehen erschien der Colonel. Zuerst berichtete Krall von dem Anruf und der gemachten Zusage zu dem Treff.

Kenneth dachte kurz nach, dann nickte er. „Gut. Ich gehe mit. Es war richtig, daß Sie mich mitgezählt haben. Wie ich sehe, müssen wir bald losziehen.“

„Haben Sie etwas erfahren?“ fragte Hellfeldt.

„Noch nicht“, versetzte der Colonel. „Ich habe meine Fühler ausgestreckt und muß abwarten.“ Er sah wieder auf die Uhr. „Wenn Sie wollen, können wir schon jetzt losfahren!“

Mit einem Taxi kamen die drei Männer etwas vorzeitig zur angegebenen Adresse. Die genannte Teestube entpuppte sich als ein mittelmäßiges und unauffälliges Lokal. Kenneth bestellte grünen Tee und sah sich dabei etwas um. Nur wenige chinesische Gäste waren anwesend und kümmerten sich nicht um die Fremden.

Zwanzig Minuten vergingen. Der Teestubenbesitzer hatte mittlerweile heißes Wasser zum Nachfüllen der Teekanne bereitgestellt, da der grüne Tee ein mehrmaliges Aufgießen verträgt, als zwei Chinesen das Lokal betraten. Sie trugen einfache europäische Kleidung wie die meisten Stadtchinesen und musterten kurz die Anwesenden. Ihre Blicke schweiften über die drei Weißen hinweg. Sie nickten dann dem Teewirt zu und begaben sich, durch einen Holzperlenvorhang tretend, in das Hausinnere.

Wenig später verschwand der Wirt mit einer Teekanne auf dem gleichen Weg nach hinten. Als er zurückkam, brachte er seinen drei weißen Gästen wieder heißes Wasser. Er beugte sich dabei nieder und flüsterte: „Nehmen Sie noch einen Schluck Tee, und gehen Sie nachher durch den Vorhang!“

Die Angeredeten folgten seinen Worten und standen dann auf. Sofort wies der Wirt auf den Holzperlenvorhang: „For Gentlemen! Rückwärts!“

Er schob beflissen den Vorhang zur Seite, dann trat er als erster in den dunklen Gang, der rückwärts nur von einem schwachen Licht erhellt wurde. Er wies auf eine schmale Tür, die seitlich im Halbdunkel lag.

Die drei Männer gingen allein weiter, und Krall öffnete die bezeichnete Tür. Vor ihnen lag ein kleiner Raum, der lukenartige Fenster in einen Hinterhof aufwies und ziemlich dunkel war. Das Zimmer wurde von einem Lampion erhellt, der schummeriges Licht ausstrahlte. Hinter einem mit Teeschalen gedeckten Tisch saßen die zwei Chinesen, die kurz vorher das Lokal durchquert hatten. In ihren Gesichtern spiegelte sich das Muster des Lampions.

„Ching dswo! „bat einer der beiden und wies auf leere Stühle.
„Wir sprechen nicht chinesisch“, sagte Krall.
„Wir können englisch sprechen“, erwiderte der zweite Mann verbindlich.
„Mit wem habe ich telefonisch gesprochen?“ fragte er dann.
„Mit mir“, bekannte Krall ohne Zögern. „Ich meldete drei Männer an.
„Liang hao te es ist gut“, sagte der Mann zu dem zweiten Chinesen. Dann sah er etwas unwillig auf, als der Wirt eintrat und frischen Tee brachte.
„Cheng ist tot! „stellte der Chinese lakonisch fest.
„Wir wissen es bereits. Und wir sind bestürzt.“ Krall sah den Sprecher an.
„Steht das mit uns in Zusammenhang?“
„Wir nehmen das an“, versetzte der Chinese vorsichtig. „Jedenfalls war Cheng zuwenig mißtrauisch seinem Angestellten Wang gegenüber.“
„Kann man gegen Wang etwas unternehmen?“ Kralls Frage glitt an dem Gelben ab
„Wang lebt nicht mehr!“
„Ah!“
„Er verunglückte vor wenigen Stunden.“ Beide Chinesen nahmen ihre Teetassen und tranken langsam. „Es ist nicht der Rede wert...“
Ein kurzes Schweigen trat ein. Einer der beiden Chinesen sprach wieder:
„Wir wissen, wo Ihr Freund ist!“
„Wir auch!“ Krall zeigte sich ebenso ruhig. „Cheng hat uns das gestern abend noch gesagt. Unser Freund ist in Lantau. Und er sagte noch, daß seine Freunde ihn von dort herausholen würden.“
Die Chinesen machten ein Zeichen der Bestätigung. „Wir tun das schon Chengs wegen, der ein Opfer des Hon Lon wurde. Sein Tod bedeutet Krieg zwischen den Tongs.“
„Können wir helfen?“ fiel Hellfeldt ein.
Beide Chinesen wehrten sofort ab. Einer sagte: „Wir müssen das auf unsere Weise machen. Sie würden uns nur gefährden.“
Jetzt sprach zum erstenmal auch der Colonel. „Ich könnte eine Zusammenarbeit mit der Polizei vermitteln!“
„Bu jau nein, nein! „Die Abwehr kam heftig.
„Cheng sagte uns, es geschähe heute nacht!“ Kralls Frage ließ die Chinesen zusammenzucken.
„Cheng sprach zuviel“, antwortete einer der Gelben. „Aber es wird so sein...“ „Wie können wir uns für Ihre Hilfe erkenntlich zeigen?“ fragte

Hellfeldt.

Die Gesichter der Chinesen zeigten keine Regung. „Sie sind uns nichts schuldig. Denn ein Sprichwort sagt: Verwandle große Schwierigkeiten in kleine und kleine in gar keine!“

„Bekommen wir Nachricht von Ihnen?“ fragte jetzt der Colonel.

„Sie bekommen Nachricht. Spätestens morgen mittag melden wir uns. Wir rufen dann im Hotel an. Sehen Sie zu, daß immer jemand da ist. Und bleiben Sie am Abend daheim, denn das ist die Zeit der Schlangen!“

„Wir werden das beherzigen!“ Krall und seine Gefährten standen auf. Sie gaben den Chinesen die Hand.

Diese verneigten sich. „Gehen Sie jetzt ohne uns weg. Ching leao!“

* * *

Zur gleichen Zeit am Nachmittag saß Eyken wieder den beiden Chinesen gegenüber, mit denen er schon am Vortag gesprochen hatte. Er hatte mittlerweile gutes Essen erhalten, und seine Bewachung war scharf, aber höflich.

„Haben Sie Ihre Entscheidung getroffen?“ fragte der bebrillte Chinese.

„Im Grunde genommen, ja!“ gab Eyken langsam zur Antwort. „Es waren da viele Dinge, die gut überlegt werden mußten.“

Sein Gegenüber nickte verständnisvoll. „Wir schätzen Gründlichkeit bei allen Dingen. Wir handeln ebenso. Deshalb werden wir auch über die Sicherheiten bei dem Geschäft sprechen. Soll ich nun unserem Ling hsiu, unserem Chef, Mitteilung von Ihrer Zusage machen?“

Eyken zwang sich zu einer kühlen Ruhe. „Ich habe einen besseren Vorschlag, als jetzt schon mein Interesse an dem Geschäft weiterzugeben. Geben Sie mir noch einen Tag für Überlegungen, dann können Sie Ihrem Chef zugleich Vorschläge unterbreiten, über die ich noch nachdenken muß. Da sind Organisationsfragen in meinen Bereichen zu klären, Aufbaufragen für Verbindungen und anderes mehr. Ihr Chef wird das sicherlich zu schätzen wissen.“

Der Chinese zeigte ein leichtes Mißtrauen, doch Eykens gelassene Ruhe schien ihn zu überzeugen. Befriedigt klatschte er mit den Händen. „Man wird Ihre Dienste sehr zu schätzen wissen! Was wir tun müssen, das ist die Vorarbeit zu einem Ausspruch von unserem großen Parteivorsitzenden Mao, in dem er sagt: Die zentrale Aufgabe und höchste Form der Revolution ist es, bewaffnet die Macht zu erobern, das heißt, durch Krieg

die Probleme zu lösen. Dieses revolutionäre Prinzip des Marxismus-Leninismus ist allgemein richtig; das gilt für China und auch für alle anderen Staaten.“

„Das bedeutet, daß nur der Krieg alle Probleme löst?“ meinte Eyken, Interesse zeigend. „Wie verträgt sich das mit der Propaganda für den Völkerfrieden?“

„Pah! Jeder Kommunist muß die Wahrheit begreifen: Aus dem Gewehr entsteht die politische Macht, sagt Mao. Er sagt noch weiter: Wir sind für die Abschaffung des Krieges, wir wollen den Krieg nicht; aber man kann den Krieg nur durch den Krieg abschaffen; wer das Gewehr nicht will, der muß zum Gewehr greifen.“

Eyken hütete sich, dem Chinesen zu widersprechen. Es war zwecklos, mit einem kommunistischen Kadermann Streit zu beginnen.

„Mao sagt noch etwas“, fuhr der Gelbe fort in der Annahme, daß seine Worte bei dem schweigenden Eyken auf fruchtbaren Boden gefallen seien, „er sagt, daß die Arbeiterklasse und die werktätigen Massen nur mit der Macht des Gewehres die bewaffnete Bourgeoisie und die Grundbesitzer besiegen; in diesem Sinne können wir sagen, daß die ganze Welt nur mit der Macht der Gewehre umgestaltet werden kann.“

„Das bedeutet, daß mit vielen Opfern ein hoher Preis bezahlt werden muß“, konnte Eyken sich nicht enthalten einzuwenden.

Wieder zitierte der Sprecher seinen Parteivorsitzenden: „Mao sagt: Der Tod ist jedem beschieden, aber nicht jeder Tod hat die gleiche Bedeutung. Der Tod für die Interessen des Volkes ist gewichtiger als das Tai shan Gebirge, der Tod eines faschistischen Söldners, der Tod für die Interessen der Unterdrücker und Ausbeuter des Volkes hat weniger Gewicht als Schwanenflaum.“ In den Augen des Chinesen tanzten jetzt Lichter. „Aus diesem Grunde versuchen wir die Jugend des Westens zu zerstören und retten damit viele Leben der revolutionären Soldaten der Befreiungsarmeen Maos.“

Eyken sah den Gefolgsmann Maos an: „Gilt diese Rauschgiftoffensive auch für Deutschland?“

„Gewiß“, gab der Chineser zu. „Sehen Sie, die Deutschen haben keinen Mao, der ihnen das Verbrechen des Defätismus klargemacht hätte. So sind sie im westlichen Teil unterwürfige Sklaven der Imperialisten geworden, und der östliche Teil ist im Begriff, die innere Befreiung vom Faschismus

zu vollenden. Wenn beide Teile auf dem richtigen Weg Maos sind, dann werden wir den Deutschen helfen.“

„Ich hörte es auch anders“, sagte Eyken. „Es hieß, die chinesische Volksrepublik wolle für Deutschlands Wiedervereinigung eintreten und diesem Land beistehen.“

Der Chinese zeigte sich etwas verlegen. Zögernd gab er zu: „Mag sein, daß auch diese Absicht laut wurde. Aber wenn wir den Deutschen helfen, dann bringen wir ihnen auch Maos Worte!“

„Das wird nicht so einfach sein“, versetzte Eyken, zum Widerspruch gereizt.

„Die Deutschen sind ein Volk, das lange Jahre gegen den Kommunismus gekämpft hat. Wenn es auch jetzt sein Gesicht verloren hat, so schlummert in ihm immer noch ein Kraftquell, der unversiegbar ist.“ „Welcher Kraftquell?“ Der Chinese machte die Augen klein. „Sie meinen doch nicht die Reaktion? Den Faschismus?“

„Die Deutschen waren nie Faschisten“, beruhigte ihn Eyken. „Man unterlegt ihnen hier nur eine politische Propagandaphrase. Die Deutschen haben für ein innerstes Empfinden ein Wort, das sich in keine Sprache übersetzen läßt, das Wort ‚völkisch‘. Jeder Übersetzungsversuch scheiterte. Auf englisch läßt es sich ebensowenig ausdrücken wie auf französisch oder in anderen Sprachen. Man kann es nur umschreiben mit einem Hinweis auf arteigenes Ganzheitsempfinden.“

Der auf Maophrasen gedrillte Chinese blickte etwas hilflos. Er dachte nach, dann sagte er: „Vielleicht ist das ähnlich Maos Sätzen: Unser Kurs gründet sich auf eigene Stärke. Das bedeutet Wiedergeburt aus eigener Kraft. Wenn wir uns auf die selbst organisierten Kräfte stützen können, werden wir alle äußeren und inneren Reaktionäre schlagen!“

„Dieser Satz ist richtig“, gab Eyken zu. „Aber er ist nicht neu, sondern in seiner Bedeutung uralt. Er galt schon lange, ehe Marx und Lenin geboren wurden. Es ist nur ein Zitat um den Kraftquell eines Volkes, von dem ich schon zuvor sprach.“

„Wir müssen uns später noch lange unterhalten“, meinte der Sprecher eifrig.

„Wenn Sie mit uns auf Maos Weg gehen, dann wird das nur zu Ihrem Nutzen sein. Jedes Denken ist regulierbar, sagt unsere Doktrin. Ich werde unserem Ling hsiu von dem Gespräch berichten und auf Ihre politische Bildung hinweisen.“ Seine Kühle wich etwas. „Ich werde mich freuen,

morgen Ihre Vorstellungen für unsere Geschäfte zu hören. Vielleicht lädt Sie dann mein Chef zu einem Essen ein. Bis dahin haben Sie Nachsicht mit meinem armseligen Haus...“

* * *

Die dritte Nacht verbrachte Eyken wieder beinahe schlaflos. Er überlegte alle Möglichkeiten für eine weitere Hinhaltenaktik. Ausbrechen konnte er nicht. Er hatte sich so gründlich wie möglich umgesehen. An eine Waffe kam er auch nicht heran. In seinem Denken sah er nur geringe Wahrscheinlichkeit, von einer durch seine Kameraden mobilisierten Polizei befreit zu werden. Er mußte alles auf die eine Karte einer glückhaften Gelegenheit setzen.

Er hatte ein kleines, gut abgesichertes Dachzimmer, in dem eine dementsprechende Schwüle herrschte. Das Bett war leidlich gut, doch ein kleines, schrägliegendes Fenster war vergittert und zudem von außen mit Brettern abgedeckt. Ventilation war keine vorhanden. Luft kam nur von einem breiten Spalt in der Tür, der fast handbreit hoch war.

Unangenehm war, daß er keine Wäsche wechseln konnte. Wenig Schlaf aus Unrast und vieles Grübeln verursachte Kopfschmerzen. So dämmerte er dem kommenden Tag entgegen, durch ein ausgebrochenes Astloch der Fensterverschalung das Fahlerwerden der Sterne beobachtend.

Mit dem Weichen der Nachtschwärze begann er einzuschlummern. Die Müdigkeit hatte ihn übermannt.

Er lag traumlos ruhend, als er plötzlich durch ein Poltern geweckt wurde. Hellwach setzte er sich sofort auf.

Aus dem Gang kam ein kurzes Rumoren. Irgendein Ding fiel rumpelnd um, ein schwerer Fall folgte. Dann kam ein Lichtschein bis zum Spalt an seiner Tür, begleitet von leisen Schritten. Dann pochte es an einer Nebentür, anschließend an seiner

„Was ist los?“ rief er auf englisch.

„Mister Eyken?“

„Yes! here is Eyken!“ Konnte das Polizei sein, fragte er sich.

Es knirschte und quietschte. Der vor seiner Tür angebrachte Riegel wurde zurückgeschoben, und vor der sich auftuenden Öffnung standen zwei dunkle Gestalten, die ihm winkten. „Quick, quick schnell!“

Ein Mann mit einer großen Handlampe zerrte Eyken mit sich über die Treppen nach unten, ihm über die Stufen leuchtend. Der zweite Mann blieb

hart hinter ihnen. Im unteren Stockwerk stießen sie auf weitere Männer, von denen einer rasche Worte hervorsprudelte. Sie schlossen sich weitereilend Eyken und seinen zwei Begleitern an.

Sie kamen an einigen Gestalten vorbei, die verkrümmt am Boden lagen. Aus einer Ecke im Dunklen kam noch ein leises Stöhnen. Eyken wurde weiter fortgerissen und konnte sich nicht weiter umsehen. Es ging nochmals eine Treppe tiefer mit dem gleichen Spiel; zwei am Boden liegende Männer und eine Gruppe Wartender. Sie rannten alle gemeinsam auf den hellen Fleck des weit offenen Haustores zu. An der Seite lag ein dunkles Bündel, von niemandem mehr beachtet.

Jetzt sah Eyken, wie nahe sein Gefängnis am Meer stand. Einige Häuser der nächsten Umgebung waren dunkel.

Etwa ein Dutzend Männer liefen mit ihm zum Ufer, wo zwei Boote lagen. Sofort nach dem Besteigen legten sie ab, und die Insassen ruderten eilig zu einer nahe liegenden Dschunke. Eyken wurde als erster an Deck gehoben, die übrigen Männer folgten. Die Boote wurden mit einem Seil ins Schlepptau genommen. Vom Land her kam jetzt ein schriller Schrei. Zur gleichen Zeit nahm die Dschunke Fahrt auf und hielt auf die im Osten funkelnden Lichter der Insel Hongkong zu. Ein Hilfsmotor tuckerte und beschleunigte die Fahrt des Schiffes.

Im Hintergrund in Fahrtrichtung standen die schwarzen Silhouetten der Berge hinter Kowloon des Neuen Territoriums gegen den Himmel. Hinter den dunkler. Graten schob sich langsam ein pastellfarbenes Violettrosa hoch und drängte den Nachthimmel zurück. Einige fahle Lichtspeere zuckten, den baldigen Morgen ankündigend.

„Mr. Eyken?“ Ein Chinese stand neben ihm und machte eine Verbeugung.

„Yes!“ antwortete Eyken, sich ebenfalls verneigend. „Wer sind Sie? Was geht hier vor?“

„Wir sind Freunde von Lao Cheng“, kam es zurück. „Wir haben Sie aus den Klauen des Hon Lon befreit. Wir bringen Sie zu Ihren Freunden zurück.“

„Also muß ich Ihnen und Mister Cheng danken, daß ich wieder frei bin?“

„Sie sind mir nicht verpflichtet“, wehrte der Chinese höflich ab. „Was Lao Cheng anbetrifft, Cheng ist tot!“

„Nein das ist doch nicht möglich“, entfuhr es Eyken.

„Es ist so. Deshalb haben wir jetzt gleich unsere Rechnung mit dem Roten Drachen gemacht. Wir haben ihn heute nacht empfindlich getroffen.

„Wurde Cheng umgebracht?“ Eykens Stimme klang heiser.

Der Chinese bejahte. „Er hatte einen Spion in seinem Laden. Ihr Fall war nur die Auslösung eines schon lange geplanten Anschlags gegen Cheng. Seine emsige Tätigkeit als Antikommunist war den Mao Agenten ein Dorn im Auge. Als er Wang hinauswarf, schlug man zu. Ming yün Schicksal! „Der Chinese bekam einen traurigen Blick und wandte sich ab.

Die Segel der Dschunke knarrten. Wie riesige Fledermausflügel standen sie vom Fahrzeug ab, das einen langen Gischtreifen hinter sich ließ. Die lichtfunkelnden Perlenreihen Hongkongs kamen rasch näher, und nur die Einzelhäuser am Hang des Viktoria Peak blieben dunkel, während in der entgegengesetzten Richtung die Lantau Insel im aufkommenden Morgendunst verblaßte.

„Wollen Sie in einer Kabine noch etwas schlafen?“ fragte der Chinese von vorhin, der wieder zu Eyken getreten war. „Wir fahren einen Umweg und laufen von Osten kommend zu den Anlegestellen ein. In wenigen Stunden wird Hongkong und Kowloon einem aufgeschreckten Wespennest gleichen. Wenn wir einlaufen, wird es Vormittag sein, und wir entladen Fische, die wir an Bord haben.“ Der Chinese lachte verschmitzt.

„Die Fische habe ich gerochen“, schmunzelte Eyken. Er zeigte seit Tagen wieder das erste Lächeln und freute sich, daß der Dschunkenherr an seinen Worten Spaß fand. „Dennoch bleibe ich lieber an Deck.“

„Bleiben Sie ruhig hier. Nur vor dem Einlaufen gehen Sie unter Deck, daß man Sie von der Küste her nicht sieht. Wir bringen Sie nachher unauffällig vom Schiff herunter.“

„Ich bin bei Ihnen in guten Händen“, dankte Eyken. „Wenn es so weit ist, verschwinde ich von Deck.“

Nach einigen Minuten kam die Frage: „Wollte der Hon Lon etwas von Ihnen? Eyken sah den Frager offen an: „Natürlich! Ich sollte in einen Rauschgifthandel einsteigen.“

„Damit scheffelt Mao Devisen. Die rote Volksrepublik ist arm.“ Nach einer Pause fügte der Chinese hinzu: „Sie sind jetzt frei und schulden uns nichts. Aber wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, dann bleiben Sie keinen Tag länger in Hongkong als unbedingt nötig. Am besten, Sie reisen noch heute oder morgen ab. Der Hon Lon ist mächtig!“

„Ich werde Ihren Rat befolgen“, versprach Eyken. „Kann ich irgend etwas für Sie tun?“

Der Chinese sah ihn lange an, dann sagte er langsam: „Sie wollten etwas vom Grünen Drachen. Wenn es darum geht, daß Sie eine politische Zusammenarbeit gegen den pestartig sich ausbreitenden Kommunismus suchen, dann helfen Sie Taiwan, wenn Sie die Möglichkeit dazu haben!“

„Ich kann heute noch nicht sagen, was ich imstande sein werde. Aber ich habe nie etwas anderes vorgehabt, als zu einem solchen Angebot zu kommen.“

„Hsieh, hsieh danke!“ Der Gelbe verneigte sich. „Wenn Sie an Land sind, gebe ich Ihnen einen Begleiter mit. Wenn Sie sich mit Ihren Freunden beraten haben, dann wird er für Sie die gewünschten Passagen besorgen, und wir werden Ihre Abreise absichern.“

„Wie kann ich später mit Ihnen in Verbindung bleiben?“

Der Chinese wick etwas aus. „Wenn Sie etwas für Taiwan tun können oder Verbindung wünschen, dann genügt es, wenn Sie eine akkreditierte Stelle des Landes aufsuchen.“

Die Dschunke machte gute Fahrt. Im Hellerwerden des Himmels lief sie nach der Vorbeifahrt an der Lamma Insel südlich von Hongkong mit Ostkurs weiter. Wie Eyken feststellte, hatten sie keine Verfolger.

Etwas später, blieb das Schiff weit vor der Clearwater Bay vor einer der kleinen und winzigen Inseln liegen.

Um die Mitte des Vormittags, als der rote Feuerball der Sonne bereits Land und Meer in ein heißes Licht tauchte, nahm die Dschunke wieder Fahrt auf und fuhr nördlich an der kleinen Tung Lung Insel vorbei in die nach Hongkong führende Wasserstraße ein.

Beim Anlegen im Hafengebiet waren nur wenige Männer an Deck. Eine halbe Stunde nachher, als sich sichtlich niemand mehr um das Fahrzeug kümmerte, verließ Eyken in Begleitung eines Chinesen das Schiff. Sie bestiegen ein herbeigerufenes Taxi und fuhren sofort in die Repulse Bay.

„Ich bleibe bei Ihnen“, sagte der Begleiter zu Eyken nach dem Aussteigen vor dem Hotel. „Ich warte in dem tea room des Hotels, bis Sie mir Ihre Passagewünsche mitteilen. Und wenn Sie sonst noch Wünsche haben“, Eyken dankte höflich. „Ich werde um eine schnelle Entscheidung bemüht sein. Also bis nachher in der Teestube!“

* * *

„Eyken!“

In der Hotelhalle standen seine Kameraden.

„Schöner Tag heute, was? „Trotz seiner zerknitterten Kleidung und einem Stoppelbart zeigte der Gerufene seinen unverwüstlichen Humor.

Verdutzt sahen sich die Kapitänleutnante an. „O Mensch“, flüsterte Krall ehrfürchtig zu Hellfeldt, „da fällt einer vom Himmel und hat keine Nerven mit...“

„Dafür Schnauze“, sagte der Wiener mit einem Kopfschütteln.

„Was...“

Eyken unterbrach sofort Kralls Fragesatz. Er legte einen Finger an die Lippen.

„Gehen wir nach oben, da sind keine Lauscher! „Mit seiner alten Selbstsicherheit ging er voran zu den Zimmern, gefolgt von seinen verdatterten Kameraden.

Erst in seinem Zimmer ließen die Männer ihrer Wiedersehensfreude freien Lauf. Ausführlich berichtete Eyken seine Erlebnisse und zeigte auf seine Beule am Kopf, die noch nicht ganz zurückgegangen war und schmerzte. Nach dem alten Satz, daß jedes Ding zwei Seiten habe, sei der Preis für die unangenehme Begegnung mit dem Roten Drachen nicht zu hoch, da man dafür eine Empfehlung für Taiwan gewonnen habe.

Eyken schloß mit dem Hinweis, daß ein Chinese in der Teestube des Hotels auf Orders warte, Passagen zu besorgen.

„Nicht so schnell“, bremste Hellfeldt. Er schilderte nun ihr Bemühen seit Eykens Verschwinden, erwähnte die Hilfsbereitschaft Chengs und des Colonels, den Besuch in Kowloon und schlug vor, erst nach dem Auftauchen des Briten Maßnahmen zu treffen

„Einverstanden“, versetzte Eyken. „Wann kommt der Colonel?“ Hellfeldt sah auf die Uhr. „Ich nehme an, spätestens in einer Stunde!“

„Gut“, pflichtete Eyken bei. „Warten wir auf ihn auf der Hotelterrasse. Die Männer erhoben sich und begaben sich nach unten.

Fast genau eine Stunde später, Hellfeldts Schätzung entsprechend, wiederholte sich die Begrüßungsszene. Eyken war noch vorher in dem tea room gewesen und hatte den Chinesen gebeten zu warten.

„Sind Sie schon lange hier?“ leitete Kenneth seine Fragen ein.

„Erst gekommen“, lachte Eyken. Er wiederholte nochmals seine Erlebnisse. Der Colonel hatte ruhig zugehört. Mit beinahe aufreizender Gelassenheit sagte er: „Weil, das ist Hongkong. Hier können Touristen

einen Monat Aufenthalt nehmen und merken nichts von dem, was hinter einer trügerischen Ruhe brodelt. Nur hin und wieder geraten Menschen in den Sog des unterirdischen Machtkampfes oder sie werden Opfer der starken Kriminalität. Auch ich rate, bald abzureisen. Hält Sie noch etwas in dieser Stadt?“

Eyken verneinte.

„Ich habe mittlerweile über Cheng Erkundigungen angestellt“, sprach er weiter.

„Bei der Polizei liegt nichts gegen ihn vor. Sein Tod wurde nach Befragung seiner Tochter Ying Ning als Raubmord registriert. Cheng wurde erstochen. Ich habe es bei dem Polizeiprotokoll belassen. Als mutmaßlicher Täter gilt Wang, der auf der Fahndungsliste steht. Von Ihrem Verschwinden habe ich nichts gesagt“, wandte sich der Sprecher an Eyken.

„Das ist mir sehr recht“, bedankte sich Eyken. „Jetzt müssen wir nur unsere Abreise vorbereiten, dann ist das Kapitel Hongkong vorbei.“

„Wohin wollen Sie jetzt gehen?“ fragte Kenneth.

„Wie schon vorgehabt: nach Südkorea!“

„In Südkorea werden Sie es schwer haben. Da wollen die Amerikaner allein ihre Geschäfte machen!“

„Wir können es immerhin versuchen“, blieb Eyken stur dabei.

„Gehen Sie doch zuerst nach Taiwan“, schlug der Colonel vor. „Von dort haben Sie ebensogut eine Verbindung nach Korea, und Sie können dort noch Informationen einziehen.“ Er zwinkerte mit den Augen. „Ich hätte selbst Lust mitzukommen! Würden Sie mich mitnehmen?“

„Warum nicht?“ entgegnete Eyken. Beide Seeoffiziere stimmten zu. „Schiff oder Flugzeug?“ fragte er.

„Lassen Sie Ihren Chinesen fragen, ob bald ein Schiff nach Taiwan geht. Das ist einfacher und billiger.“

Eyken stand auf. „Wir sind gewohnt, alles sofort anzugehen. Ich sage dem Chinamann Bescheid und komme gleich wieder.“

„Ja, ja, die deutsche Verwandtschaft“, meinte Kenneth leicht belustigt. „Wir warten.“

Als er zurückkehrte, blieb er vor dem Tisch der drei Sitzenden stehen. „Unser guter Geist ist sogleich losgeflitzt und bringt auf schnellstem Wege Nachricht. Ich habe für vier Personen Anfrage gestellt.“

„All right! „Der Colonel zeigte Zufriedenheit. „Ich wollte schon lange nach Taiwan. Aber allein ist es langweilig, und ich habe dort keine

Bekanntem.“ Nach zwei Stunden war der Chinese wieder da. Er nahm nach einer Aufforderung zum Sitzen Platz und sagte: „Bereits morgen früh geht ein taiwanesischer Frachter nach Taipei ab. Es sind zwei Kabinen mit Doppelbett frei. Soll ich buchen lassen?“

„Greifen Sie zu“, mahnte der Colonel. „Sie haben einen Schutzengel erster Klasse!“ Zu dem Chinesen sagte er: „Warten Sie hier, wir holen nur Geld für die Passage. Was kostet diese?“

Der Chinese nannte den Preis, der billig schien.

„Das ist uns sehr recht“, dankte Eyken.

XIV. WISSEN AM WEG

Der Meister sprach:
„Wer über dem Durchschnitt steht,
dem kann man die höchsten Dinge sagen.
Wer unter dem Durchschnitt steht,
dem kann man nicht die höchsten Dinge sagen.“

Lun Yü

Die vier Männer fuhren auf einem guten Schiff. Kapitän und Mannschaft waren Taiwanesen. Am Heck flatterte die rote Flagge der Republik China mit der blauen Gösch und der weißen Sonne darin.

Das Wetter war beständig schön. Die Reisenden lagen in bequemen Liegestühlen an Deck, höflich respektiert von der Besatzung. Als die Männer an Bord gekommen waren, hatte ihnen der Kapitän die Mitteilung gemacht, daß maßgebende Freunde in Hongkong eine Empfehlung mitgegeben hätten, um den Erhalt eines Visums zu erleichtern, das bei der Landung gegeben würde.

Es war nur natürlich, daß die Männer in den ersten Stunden ihrer Reise noch über die Ereignisse in Hongkong sprachen. Der Colonel wußte überdies manches Interessante zu erzählen.

Später verhehlte Kenneth nicht seine Besorgnis über das zurzeit unaufhaltsame Fortschreiten des Kommunismus nach der Niederwerfung Deutschlands. Lenins Aufruf zur roten Weltrevolution stieß auf wenig Widerstand.

Kenneth berichtete dann von der Weitsicht des amerikanischen Generals George Patton, der als Oberbefehlshaber der in Deutschland stehenden amerikanischen Besatzungstruppen bereits unmittelbar nach Beendigung des Krieges eine Ausweitung des roten Imperialismus voraussah. Noch im Sommer des Jahres 1945 wollte er das Einverständnis der amerikanischen Regierung erhalten, gegen die Rote Armee vorgehen zu können. Er hatte dabei versucht nachzuweisen, daß sich zu der kritischen Zeit nach Einstellung der Kampfhandlungen in Europa die Sowjets infolge von Nachschubschwierigkeiten nur eine Woche halten könnten, ehe sie unter dem amerikanischen Druck zusammenbrächen. Er hatte sogar eine Zeit hindurch Verbände des Heeres und der Waffen-SS intakt in Dorfunterkünften und in Lagern belassen. Als er noch dazu die Erklärung abgab, er habe keine Zeit, um Nazi zu jagen, da er vorrangig um die

Sicherheit des Westens und Erhaltung der freien Welt bedacht sein müsse, stimmte die Presse in Amerika ein Wutgeheul an. Patton hatte ferner vor der wachsenden Stärke der Sowjets gewarnt und einen Tag in Aussicht gestellt, an dem der Kreml eine große Überlegenheit gegenüber dem Westen erlangt haben werde. Das würde dann die große Stunde des überall skrupellos vorgehenden Kommunismus werden. Als Patton nach dem Scheitern seiner Bemühungen und wegen der Angriffe gegen seine Person verbittert darauf hinwies, wie haßblind die Hintermänner der Massenmedien seien, und als er diesen unamerikanische Ziele vorwarf, wurde er vollends niedergeschrien. Die Hintermänner der Massenmedien und der Politik veranlaßten durch lautstarken Protest und durch ihren maßgebenden Einfluß die Enthebung des Generals von seinem Posten in Deutschland. Aber damit war es noch nicht genug. Patton war durch seine Einstellung gefährlich geworden. Am 23. Dezember 1945 fuhr ein schwerer Militärlastwagen mit voller Wucht gegen das Fahrzeug des Generals, wobei dieser mittels eines gestellten Verkehrsunfalles ermordet wurde.

„Wir haben einiges darüber gehört“, bestätigte Eyken den Bericht des Colonels.

Kenneth seufzte. „Seither müssen wir erkennen, daß überall in der Welt das blutige Rot der Jakobiner und Lenins zur Grundfarbe neuer Staatsflaggen wird und der rote Fünfstern dazu. Im Westen radikalisiert sich der Liberalismus mit zunehmender Linksschwenkung. Wenn schon früher Disraeli erklärte, daß die Liberalen aus einem Königreich ersten Ranges eine Republik zweiten Ranges machen werden, so trifft das auf die Jetztzeit noch ärger zu. Diese Liberalen werden überall zum Steigbügelhalter der roten Systeme.“

„So ist es!“ bekräftigte Eyken nachdrücklich. „Und unter dem von Ihnen genannten Fünfstern, dem weißen und dem roten, haben sich die Kräfte des Weltregierungsgedankens versammelt.“

„Wieso des weißen?“ Kenneth zeigte jetzt Erstaunen.

„Der rote Fünfstern ist in seiner Bedeutung profan und klar“, gab Eyken zur Antwort. „Der weiße hingegen ist in seiner inneren Bedeutung wenig bekannt. Wenn man davon ausgeht, daß seit der beherrschenden Macht der Federal Reserve Bank und der Wallstreet in den Vereinigten Staaten von Amerika die Politik von diesen Kräften gesteuert wird, dann versteht man auch, daß der Fünfstern des Moses neben dem Sechsstern Davids eine beherrschende symbolische Rolle spielt. Die gegen Deutschland rollenden

amerikanischen Panzer trugen den weißen Fünfstern und die sowjetischen T 34 den roten. Der rote Stern ist ein altes Rachesymbol Judas und wurde von David als Zeichen Jahves erneuert. Das war der Kampf des biblischen Moses gegen die Runen von Thule!“

Kenneth bekam einen roten Kopf. Er pfiff leise durch die Zähne. „So habe ich das bisher noch nicht gesehen“, bekannte er.

Eyken fuhr fort: „Vergegenwärtigen Sie sich doch das amerikanische Verteidigungsministerium! Dieses Arsenal der Demokratien ist in Fünfeckform gebaut, zeigt also die fünf Ecken oder Spitzen der weißfarbenen Waffenzeichen. Es ist zudem fünf Stockwerke hoch, fünffach gestaffelt und wird von der Zahl ‚Fünf‘ raummäßig durchdrungen. Der deutsche Architekt Sproemberg stellte fest, daß dieser Bau einhundertfünfundvierzigtausend Menschen beherberge, das ergibt in der kabbalistischen Querszahl die Ziffer zehn. Das ist die Zahl der Gebote vom Sinai. Die Fünfszahl des Sternes steht für die fünf Gesetzrollen des Moses. Weiß galt für den Westen und Rot für den Osten. Der Stern drückt aus, daß man unter Zuhilfenahme von Zahlen und geometrischen Figuren den Fünfstern im Kreis als steten Teiler im Goldenen Schnitt betrachten kann, demnach also wird auch unter Entsprechung der symbolischen Deutung den angeblich befreiten Völkern eine Teilung angesagt. Das trifft für territoriale Teilungen als auch für solche der Besitzverhältnisse zu. Es ist das Vorspiel für eine Sklavenwelt von morgen unter einer einzigen Regierung. Die innere Rivalität der beiden Fünfsterne zeigt sich allerdings an einer geographischen Stelle. An der Einfahrt der Beringstraße stehen zu beiden Seiten die Vulkane Moses und Elias. Sie blockieren die Durchfahrt vom oder nach dem Norden, wo sich der Mitternachtsberg, der Weltenberg und die Blaue Insel befinden. An der schmalen Meeresenge liegen sich also die beiden Fünfsterne in Rot und in Weiß gegenüber. Die Entfernung beträgt nur fünfundsiebzig Kilometer. In den Bäuchen der Berge und im Schoß der Erde lagern die Arsenale des Todes in dem Rüstungswettlauf der beiden Rivalen. Aber wenn man schon bei den Symbolen ist: Was ist schon der feurige Husten der Vulkane Moses und Elias, wenn die Majestät des funkelnden Nordlichts das arktische Ur überstrahlt!“

Der Colonel hatte sich beim Zuhören steif aufgerichtet. Mit großen Augen sah er Eyken an. Sehr nachdenklich überdachte er das Gesagte. Nach einer Weile sagte er: „Jetzt verstehe ich mehr als zuvor. Vom Pentagramm zum Pentagon, zur Mosesburg. Dann die symbolische Geographie. Jetzt

verstehe ich auch die Bedeutung der geteilten Länder. Es begann mit Tirol, dann kam die große Teilung Deutschlands, die Teilung Berlins, dann Koreas, und die herbeigeführte Trennung Chinas in ideologische Teile, und weitere werden kommen. Dann wurde neben der Mosesburg, diesem Arsenal der Demokratie, die in ihren Maßen wie ein Tempel Salomos behandelt wurde, ein großer Obelisk errichtet. Er besteht aus weißem Marmor und ragt zu Ehren Jahves hundert Meter hoch in den Himmel. Und zudem weiß man, daß über dem amerikanischen Adler auf den Amtsschreiben eine kleine Rosette ist, die aus dreizehn Kugeln gebildet wird; zwölf liegen auf den davidsternförmigen Verbindungslinien, und die dreizehnte liegt in der Mitte. Es ist sichtlich das Wappen Jahves.“

„Das ist richtig, Colonel“, sagte Eyken. „Ich bin nur überrascht, daß ein Brite diese Dinge kennt.“

„Wir sind nur wenige“, gab Kenneth sofort zu. „Aber welches Zeichen stellen Sie den Sternsymbolen gegenüber“ Eyken zögerte, dann verwarf er seine Bedenken und antwortete: „Es ist ein Zeichen, das man kaum kennt: die Schwarze Sonne!“

„Noch nie davon gehört“, bekannte Kenneth.

„Ein Kreis Wissender der Schutzstaffeln führt die Schwarze Sonne als ein geheimes Zeichen für Thule. Sie ist zugleich die sol nigra der Alchimie und eigentlich nicht schwarz, sondern ein tiefer Purpur. Schon die griechischen Mysterien kannten eine geheime Sonne neben der Goldenen Scheibe von Atlantis. Es war dies der Stern Antares im Skorpionzeichen. In der Edda hieß er And war oder Andwari. Er war im Ur-Arischen der Hüter des Denkens, der Arimasp, die Widdersphinx, die zusammen mit dem Hüter der Kraft, der Löwensphinx Waraeg, vor dem Tor der sich vollendenden arischen Rasse wartet. Der Wissende Fabricius sagt, vereinigt zu einer aus Selbstverantwortlichkeit dienenden Ichkraft Garuda, wird ihr Wesen als das Gold des Nordens, als Nordlicht auf die Erde kommen, wenn der Wassermann da ist. Im Stierzeitalter der Atlanter galt Antares als Sitz aller Gegenkräfte gegen die Götter, die nach Weisung der Moira regierten. Antares ist das sich dem Sinn des Ares Entziehende. Ares bedeutet soviel wie Helfer und Entscheider. Mit dem Beginn des Wassermannzeitalters sind Arimasp und Greif Waraeg im Begriff, sich im Denken und Wollen zu einigen. Sie rufen arische Menschen auf, die den Willen und die Fähigkeit zur Mitverantwortung in einem plangerechten Willen besitzen, das dem Reich des Ungenannten entspricht. Während die Lichtsonne der Erde

Helligkeit und Wärme spendet und Trägerin des Lebens ist, steht Ultrarot und Ultraviolett als unsichtbares Licht daneben. Dieses unsichtbare Licht verkörpert das kosmische Hell.

Es ist der Lichtquell der Weisheit und Strahl des einen Großen, dessen Wille alles lenkt, die Quelle dessen, was wir nicht sehen, aber als unsere innere Stimme hören. Der tiefdunkle Purpur, die eigentliche Farbe der Schwarzen Sonne ist deshalb nicht lichtlos, sondern das die Welt durchdringende Helle, das den Wissenden leuchtet. Nach einer uralten germanischen Überlieferung ist das Gott allmächtig, unsichtbar. Hier wird die unsichtbare Allmacht klar ausgedrückt. Das vom menschlichen Auge erfassbare Licht ist materiell. Es ist jedoch gleichzeitig der Schatten des unsichtbaren geistigen Lichtes und Feuers, von dem ein kleiner Funke noch in der Wolfszeit um Thule glüht und einer neuen Entfaltung harret. Die Tagessonne war nach den Vorstellungen der Alten ein Symbol von der unsichtbaren Gegensonne, dem Purpur von Geist und Wissen. Hier gilt kein Dunkel des Bösen. Die Schwarze Sonne ist das Zeichen der unsichtbaren Gottheit, die über dem materiellen Goldschein des Tageslichtes steht, nachdem die Goldene Sonne der Atlanter von den Dienern des Mammons und der Freimaurerei usurpiert wurde. Die tiefdunkle Purpurscheibe steht für die Vollstreckung eines göttlichen Willens und Gesetzes gegen die anmaßende Macht des Goldes und seiner Herren und Hörigen. Da die Farbe Weiß die Summe aller übrigen Farben materiellen Ursprungs ist, kommt man zwangsläufig zur Nichtfarbe, zur Antimaterie und damit zum Göttlichen. Der Kreis ist bereits seit der Megalithzeit mit der Hochreligion von einem Höchsten Wesen das Symbol für die unfassbare, ungeoffenbarte Gottheit, wie dies schon die Steinritzungen von Bohuslän und anderen zeigen. Gefüllt mit dem dunklen Purpur des geheimen Wissens wurde er zur schwarzen Ronde, die noch kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf Kampfflugzeugen der Schutzstaffeln gesehen wurde. Und der tiefste Sinn der Schwarzen Sonne: sie leuchtet im wahrsten Sinn des Wortes einem Reich, in dem diese Sonne nie untergehen kann!“

„Jetzt höre ich zum erstenmal etwas von dem großen geheimen Wissen der Deutschen! „Die Stimme des Colonels klang heiser. „Mein Volk hat es verabsäumt, sich um das Erbe seiner Herkunft zu kümmern. Wir wissen nichts von einer Schwarzen Sonne und dienen den Sternen von Moses und David. Wir leben blind im Schein des Goldes und werden aus einer Nacht nicht mehr wiederkommen. Aber ich glaube und fühle, daß die Schwarze

Sonne hoch über dem Mitternachtsberg immer dem Reich der Deutschen leuchten wird.“ Seine bisher gezeigte Kühle war bei seinen Worten einer tiefen Erschütterung gewichen.

„Die Unwissenden werden von einer Apokalypse überrannt werden“, sprach er fast tonlos.

Eyken bedauerte den alten Mann. Dennoch fuhr er mit einer Antwort auf dessen letzte Worte fort: „Die Apokalypse hat die Zahl sechshundertsechundsechzig! Und in der biblischen Offenbarung heißt es: Niemand soll kaufen oder verkaufen können, der nicht das Malzeichen, den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens trägt. Hier ist Weisheit erforderlich. Wer Verstand hat, der berechne die Zahl des Tieres, denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundertundsechundsechzig. So im dreizehnten Kapitel der Offenbarung, Vers siebzehn und achtzehn. Im zweiten Buch der biblischen Chronik, Kapitel 9, Vers neun und dreizehn, steht weiter: Das Gewicht des Goldes, das für Salomo innerhalb eines Jahres einging, betrug sechshundertundsechundsechzig Goldtalente. Damit versinnbildlicht diese Zahl den Eingeweihten die absolute Macht des Geldes und im Anhang daran des Kreditsystems. Das salomonische Siegel, das zum Stern Davids wurde, hat sechs Ecken, sechs Dreiecke und sechs Winkel, das sind drei Sechser in einer Reihe, ergibt die Zahl des Tieres der Offenbarung. Das ist die Apokalypse, die Geißel der Menschheit. Die vier apokalyptischen Reiter sind nichts anderes als die von der Leine gelassenen Monstren des Tieres mit der Menschen Zahl. So wie die canes domini, die Hunde des Herrn des Dominikanerordens, die an der Leine des Papstes liegen, bringen die Monstren des Unheils die vier Schreckensarten über die Erde, wie diese von Albrecht Dürers Meisterhand dargestellt wurden. Sie sollen zur höheren Ehre Jahves und des Mammonkalbes auf dem Schlachtfeld der Anarchie und Vernichtung das Reich des Sinai errichten.“

Die Männer hatten stumm zugehört. Eyken fuhr fort: „Da sich auch der Papst als Nachfolger Salomos in der Königs- und Priesterwürde fühlt, ist es kein Zufall, daß die zwei Inschriften auf der Tiara jeweils die Zahl sechshundertundsechundsechzig verbergen. Die erste Inschrift lautet: latinus rex sacerdos, der lateinische Priesterkönig. In den drei Worten liegen zugleich die römischen Zahlen L und I und V und X und C und D, die Quersumme ergibt sechshundertundsechundsechzig. Die zweite Inschrift heißt vicarius filli dei, Stellvertreter des Gottessohnes, darinnen liegen die

römischen Zahlen V und I und C und I und V und 1 und L und 1 und 1 und D und I, welche die gleiche Quersumme ergeben.“

Eyken sah die drei Männer der Reihe nach an. „Wie schon zuvor zitiert, heißt es in der Offenbarung, daß niemand kaufen oder verkaufen könne, der nicht das Malzeichen trägt. Das bedeutet nichts anderes als die gesamtweltliche Herrschaft des Geldwesens durch die Auserwählten mit der Zahl des Tieres für die Truhen im Tempel Salomos. Stellvertretend für den Haupttempel stehen in allen Freimaurertempeln der Erde die beiden Säulen Jakin und Boas. Und im geplanten Mittelpunkt der Welt, an den Schnittlinien dreier Kontinente, wird in Jerusalem der neue Tempel Salomos noch größer als zuvor errichtet werden. Neben den Priestern der Bundeslade und des Goldenen Kalbes hat sich noch der Papst als Nachfolger Salomos in Rom erklärt, und die Leitzahlen der Tiara sind seine Bestätigung. Sie greifen nach der Macht mit Hilfe des Goldenen Kalbes, und die der Apokalypse Entronnenen werden ihre Sklaven sein. Die Weisen der Wallstreet und die im Fischezeitalter großgewordenen Silberfische Roms mit der Zahl des Tieres ziehen mit der biblischen Offenbarung und der Chronik gleich. Sie sammeln alles Gold und Silber in ihren Tempeln für die Macht Jahvehs, wie dies schon König David tat. Vor dem jetzt anbrechenden Wassermannzeitalter färbt sich das nun abtretende Tierkreiszeichen in dem blutigen Rot der Banner entfesselter Pöbelmassen, und auch die Fische Roms nehmen die Rötung der Zeit an. Nach dem Plan der Eingeweihten um den Sinai soll auch das unreine Weiß des westlichen Fünfsternes röten, um in der Vermählung mit dem roten Stern die Einheit des Materialismus in Ost und West zu finden.“

„Das stimmt alles“, gab Kenneth bedächtig zu. „Wir haben das deutlich sichtbar auch in England. In London sitzt der Herr des Geldes, namens Rothschild, neben den Hebeln zur Wirtschaft und zur Politik, und in der Kathedrale von Canterbury predigt ein Erzbischof mit roter Zunge!“

„Das ist im Westen überall so“, erklärte Eyken weiter. „Allgemein verständlich ausgedrückt, beginnt es damit, daß schon vor dem Zweiten Weltkrieg Politiker verschiedener Länder die feste Überzeugung vertraten, daß eine Gruppe internationaler Bankiers für die Absetzung von Königen sowie für die Ein- und Absetzung von Präsidenten verantwortlich ist. Diese Gruppe trifft auch hinter den Kulissen alle Hauptentscheidungen auf dem wirtschaftlichen Gebiet!“

„Das geht aber schon auf lange Zeit zurück“, meinte Kenneth sarkastisch.

„Natürlich. Der amerikanische Präsident James Garfield tat schon im Jahre 1881 den Ausspruch: Wer die Währung eines Volkes kontrolliert, der kontrolliert das Volk. Und nachdem der obskure Federal Reserve Act noch vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges die Federal Reserve Bank dazu ermächtigte, den Dollar der Vereinigten Staaten als Privatgeld herauszugeben, sagte der amerikanische Vizepräsident John Garner im Jahre 1933 folgerichtig: Sie sehen, meine Herren, wem die Vereinigten Staaten gehören! Was heute also in den Vereinigten Staaten von Amerika durchgeführt wird, soll über die Weltbank zu einer Kontrolle über alle Länder der Erde führen, zu einer Weltkontrolle. Der amerikanische Kongreßabgeordnete Charles Lindbergh aus Minnesota erklärte offen, daß es eine wissenschaftlich erzeugte finanzielle Panik gibt und daß eine Republik ruiniert sei, wenn sich der Reichtum in den Händen weniger Auserwählter oder deren Einrichtungen befindet. Kurz nachher wurde Lindbergh nach einem Theaterbesuch ermordet. Anders, aber im gleichen Sinne drückte sich Meyer Amschel Rothschild aus: ‚Wenn wir die Währung eines Volkes herausgeben und kontrollieren können, kümmert es uns nicht, wer dessen Gesetze macht.‘ Und genau das ist bereits in den Vereinigten Staaten der Fall. Und es wird so weit kommen, daß die biblische Offenbarung des Johannes wörtlich in Erfüllung geht:... ward gegeben Macht über alle Völker und Sprachen und Nationen... Und es macht, daß sie allesamt, die Kleinen und Großen, die Reichen und Armen, die Freien und Knechte, sich ein Malzeichen geben an ihre rechte Hand oder an ihre Stirn, daß niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Malzeichen... oder die Zahl!“

Das Gesicht des Colonels war steinern. Nach einiger Zeit sagte er nach dem Schweigen der Männer: „Das würde mir in England niemand erklärt haben. Dieses Wissen kommt nur von den Deutschen. Und jetzt komme ich plötzlich darauf, was es zu bedeuten hat, daß sich nach der in einem kleinen Kreis gemachten Aussage eines Beamten der amerikanischen Northwest Nationalbank deren Laboratorium mit der Entwicklung einer unsichtbaren, ungiftigen Tinte für die Tätowierung der menschlichen Haut beschäftigt sei.“

„So weit ist es bereits?“ murmelte Eyken, das erste Wort betonend.

„Sie haben mich darauf gebracht, nachdem ich vorher wenig mit der Sache der Northwest Nationalbank anzufangen wußte“, bekannte der Colonel. „Da steht aber noch eine neue Macht im Hintergrund, die ein

Instrument Rockefellers und der Wallstreet ist. Sie nennt sich Council an Foreign Relations, kurz CFR. Dieser CFR, Rat für Auswärtige Beziehungen, entstand im Jahre 1921 nach der Fusionierung des früheren Amerikanischen Instituts für Internationale Angelegenheiten mit einer älteren Diskussionsvereinigung in New York City. Diese Organisation des CFR wird privat finanziert. Dreimal dürfen Sie raten von wem, wobei die Rockefellerfamilie am Hebel sitzt. Offiziell ist dieser Rat eine Vereinigung privater Bürger, nach ihren Statuten überparteilich und nicht auf Gewinn gerichtet. Zurzeit dürfte der Rat etwa eintausendfünfhundert Mitglieder zählen. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Art Hochloge mit ausgesuchten und einflußreichen Leuten, welche in einem zunehmenden Maß die amerikanische Politik kontrolliert. Der Rat zeigt starke Linkstendenzen, zumindest unterstützt er, wie die Amerikaner sagen, unamerikanische Umtriebe linksgerichteter Gruppierungen. Für die nächste Zukunft sage ich eine starke Einflußnahme des Rates in der Weltpolitik voraus. Sein Bestreben geht dahin, maßgebliche Mitglieder auf alle wichtigen Stellen der amerikanischen Regierung zu bringen, und man wird in zehn bis zwanzig Jahren, von heute ab gerechnet, große Überraschungen dank seinem Machteinfluß erleben.“

Jetzt zeigten die Deutschen Verblüffung. Selbst Eyken mußte zugeben: „Darüber wußte ich, vom bloßen Bestehen des Rates abgesehen, nichts.“

„Dann war unsere Unterhaltung nach zwei Seiten fruchtbar“, sagte Kenneth ernst. „Ich frage Sie nicht, woher Sie das große Wissen um diese Dinge haben. Uns verbindet Erkennen. Wir können zurzeit wenig tun, denn die falschen Propheten schreien der Welt die Ohren voll. Man schafft sogar vielerorts kuriose Gesetze, um die Wahrheit zu unterdrücken. Das ist vor allem in Ländern der Fall, die bereits unsichtbar kontrolliert werden. Und meine Heimatinsel ist völlig taub geworden.“ Ein bitterer Zug um seinen verkniffenen Mund unterstrich den letzten Satz.

„Wir verstehen uns gut, Colonel“, versetzte Eyken. „Ich wußte auch, daß ich offen werde sprechen können. Ungeachtet der volklichen Herkunft und der vergangenen Fronten werden wir jetzt zu einer Bruderschaft von Wissenden!“

„Ich bekenne mich dazu“, sagte Kenneth knapp und tauschte mit seinen Reisegefährten einen tiefen Blick des Einverständnisses.

* * *

Ilha formosa Formosa, die Herrliche, riefen die Portugiesen aus, als sie bei ihren Entdeckungsfahrten im sechzehnten Jahrhundert erstmals die Insel Taiwan sichteten und an Land gingen.

Etwa vierhundert Kilometer lang, liegt dieses smaragdgrüne Juwel wie ein Wachhund vor dem chinesischen Festland in der Weite des Pazifischen Ozeans. Große fruchtbare Ebenen im Westen der Insel bringen eine Fülle von landwirtschaftlichen Erzeugnissen hervor, im Osten verlaufen die mächtigen und hohen Chungyang Shan Gebirgszüge und die Hsueshan Shan Bergketten in Nordsüdrichtung. In den subtropischen Bergwäldern hausen noch Ureinwohner.

Um die Wende dieses Jahrhunderts setzte aus dem Festland eine verstärkte Einwanderung ein. Am meisten wurde der Reisanbau vorangetrieben, und die Landwirtschaft dehnte sich bis in die Bambuswälder der Vorgebirgslandschaft aus.

Die politische Vorgeschichte der Insel ist mit der Geschichte des Festlandes eng verbunden.

Als Sun Yatsen im Jahre 1912 nach seinem Studium in Europa nach China heimkehrte und westliche Ideen mitbrachte, ahnte niemand, welche Bedeutung Taiwan in späteren Jahren gewinnen werde. Sun Yatsen war Freimaurer geworden, predigte die Demokratie und stürzte dann die letzte Kaiserin des großen Reiches. Nach der Errichtung der Republik breiteten sich in der Folge in den großen Städten die Freimaurerlogen aus und verdrängten den Einfluß der bis dahin mächtigen Tongs. Nach dem Tode Sun Yatsens wurde General Chiang Kai shek sein Nachfolger. Auch dieser war Freimaurer. In dem nachher entstandenen großen Bürgerkrieg war es Mao Tse tung, der nach seinem legendären Langen Marsch, die Macht an sich riß und die kommunistische Herrschaft errichtete. Chiang Kai shek mußte weichen und flüchtete mit seinen Resttruppen nach Taiwan, das urplötzlich aus seinem Dornröschenschlaf gerissen wurde. Die in der Nordwestecke der Insel liegende Stadt Taipei wurde die Hauptstadt der neuen Republik China. Das Rückgrat dieses demokratischen Modells war die Sozialdemokratische Partei, welche die Regierung der Inselrepublik als die rechtmäßige des ganzen Reiches bezeichnete.

Nach Roosevelts Tod mußten die Amerikaner langsam erkennen, daß sie das Spiel mit Mao nicht mehr halten konnten. Washington schwenkte auf einen Taiwan Kurs ein, nachdem sich die Insel zunehmend zu einem strategischen Stützpunkt von Bedeutung entwickelte. Freimaurerische

Querverbindungen förderten diese neuen Beziehungen wesentlich. Daraufhin ging die national ausgerichtete Geheimgesellschaft des Grünen Drachens, die in Taiwan ein Hauptquartier aufgebaut hatte, in den Untergrund.

So war das wechselvolle Bild, als die aus Hongkong kommenden Männer mit dem taiwanesischen Frachter in der nordöstlichen Hafenstadt Kee lung einliefen.

Die Einreiseformalitäten waren dank den mitgegangenen Empfehlungen rasch erledigt. Eine Bahn brachte die Männer in kurzer Zeit in die rund sechzig Kilometer entfernte Hauptstadt.

Angenehme und keinesfalls teure Hotelzimmer ließen Eyken aufatmen. Taipei zeigte sich als eine modern aufstrebende Stadt, die dennoch das Gesicht Asiens behielt. Breite Straßen ließen eine weitsichtige Planung erkennen. Die Angehörigen der Polizei und des Militärs zeigten eine außerordentlich gute Haltung. Die Bevölkerung war zuvorkommend und freundlich und das Gesamtbild der Stadt überall sauber.

Bereits am ersten Abend ihrer Ankunft besuchten die Männer eine Aufführung der berühmten Peking Oper, die sich der Absetzbewegung der Chiang Kai shek Chinesen angeschlossen hatte. Auch sonst bot die Stadt alles, was Fremden einen Aufenthalt liebenswert machen konnte.

Kenneth versprach sich zwei angenehme Wochen. Eykens Pflichtgefühl ließ jedoch eine Pause in den Vorhaben nicht zu. Deshalb fuhr er bereits am nächsten Vormittag trotz nochmals geäußerten Bedenken des Colonels mit einem Taxi zur südkoreanischen Vertretung, um sich nach den Einreisemöglichkeiten zu erkundigen. Als er zurückkam, zeigte er Zufriedenheit.

„Spielen wir gleich wieder Zugschwalben“ fragte Krall.

„Ich hoffe es“, antwortete Eyken vorsichtig. „ich traf einen sehr freundlichen Koreaner an, der ausgezeichnet englisch sprach. Dennoch merkte ich eine gewisse Zurückhaltung und diplomatische Wendigkeit. Er stellte eine Anzahl Fragen, die keinesfalls nur auf Neugierde beruhten. Ich ließ die Pässe zurück und wurde für morgen bestellt.“

„Erkundigen Sie sich nach Abnahmemöglichkeiten für Ginseng“, riet Kenneth.

„Das Land ist um eine Ausweitung der Ginsengproduktion bemüht. Das wird ein Hauptausfuhrartikel des Landes werden, weil diese Wurzel und ihr Extrakt überall gesucht werden!“

„Ich kenne Ginseng dem Namen nach“, erwiderte Eyken. „Alte Koreaner suchen in den Wäldern diese wildwachsende Wurzel in Menschengestalt und graben sie bei Vollmond um Mitternacht aus, um einen glückbringenden Talisman zu gewinnen. Seit alten Zeiten gilt die Ginsengwurzel in der asiatischen Pharmazie als Wundermittel und wurde dementsprechend teuer gehandelt. Erst seit kurzem geht man in Korea daran, Kulturen der Ginsengstaude anzulegen, um der großen Nachfrage gerecht zu werden. Dies sagte mir auch der koreanische Diplomat so nebenbei im Gespräch. Eigenartigerweise wächst diese Staude nur auf der koreanischen Halbinsel und in deren unmittelbaren Nachbarschaft in der sibirischen Taiga. Die Wurzeln der Stauden sind die echten Alraunen.“

„Das weiß ich“, bestätigte Kenneth. „Dank dem Ausbau der Ginsengpflanzungen werden nun nicht nur die traditionellen Abnehmer dieser Wurzel beliefert werden, sondern darüber hinaus auch bisher unerschlossene Märkte. Nicht nur auf dem chinesischen Festland, sondern auch in den Thai Ländern sowie hier in Taiwan werden Sie überall die Ginsengwurzel feilgeboten bekommen. Für den Bedarf des Mao Reiches wird allerdings nur Nordkorea ungenügend liefern können. Dem Kommunismus sind aber Gewehre wichtiger als Ginseng.“ Am Abend tranken die Männer in einer ruhigen Trinkstube landeseigenes Bier, das kühl auf den Tisch kam und gut schmeckte. Anschließend mußten die drei deutschen Offiziere dem Colonel mit dem von ihm bestellten und unvermeidlichen Whisky mit Soda Bescheid tun.

Wieder war es Eyken, der an diesem Abend das Gespräch mit einem auch Kenneth berührendem Thema begann: „Sie sprachen bei unserer ersten Begegnung, Colonel, von der Jeremiasüberlieferung und der Herkunftslegende zum Thron Davids in London. Daneben stehen nun auch die gälischen Annalen, welche ein anderes Bild zeichnen. Kennen Sie diese?“

„Sehr gut“, gab Kenneth zurück. „Aber diese Annalen werden in Britannien nicht oder nur wenig beachtet. Wo immer es geht, verdrängt man sie mit der Jeremiaslegende.“ Er wandte sich an Krall und Hellfeldt.

„Kennen Sie Pbenfalls die Annalen?“

Die Gefragten verneinten.

„Ich weiß von ihrem Vorhandensein, aber Einzelheiten sind mir nicht bekannt“, gestand Eyken.

„Man sollte das Wichtigste davon wissen“, meinte Kenneth. „Wenn schon im britischen Raum, Irland miteingeschlossen, die Jeremiasgeschichte so nachdrücklich weitergetragen wird, so sind die als umstritten angesehenen gälischen Annalen ebenso nicht zu übersehen. Man muß Legende neben Legende stellen. Da die Annalen Volksüberlieferungen beinhalten, stehen sie jedenfalls höher als die Geschichten aus dem Morgenland. Dabei darf auch nicht übersehen werden, daß sich die Jeremiaslegende nur über die Brücke der Annalen im nordischen Raum einnisten konnte. Man fußt in vielen Dingen auf alten Überlieferungen und verleugnet sie gleichzeitig.“ Kenneth machte eine vielsagende Bewegung.

„Das ist nichts Neues“, warf Hellfeldt dazwischen. „In solchen Dingen wird die Welt schon immer an der Nase herumgeführt.“

„Wie immer die Dinge um die Annalen liegen“, fuhr Kenneth fort, „wir entnehmen ihnen jedenfalls die Landnahme Irlands durch die Foghmorier, die aus dem Baskenland gekommen sein sollen, sowie der Tuatha Teutonen und der Danaan Norddänen, gefolgt von den Cathac Gälern aus Südiberien, die den Beinamen Messerträger führten. Sie alle waren Meerfahrer und dürften wohl ihrer Herkunft nach ebenfalls Zweige der Atlanter sein. Die Messerträger siedelten nur im Bereich der heutigen Provinz Ulster. In den Annalen heißt es weiter, daß vor etwa eintausendfünfhundert Jahren vor der Zeitenwende aus dem ägyptischen Raum gekommene Nemedier unter Führung von Neamaids die Cathac Gälern unterwarfen. Aber auch diese wurden dann von den Foghmoriern, den Seefalken, vertrieben, wobei Art, der Sohn Neamaids, in einer großen Schlacht fiel. Sein Tod wird noch heute in Irland im bekannten Partholan Lied besungen. Abermals später wurde auf der Grünen Insel von den Fir Bolgh, den belgischen Leuten, ein mächtiges Reich errichtet, das sich über Teile von England, Friesland, den Oberrhein und die Bretagne ausdehnte. Nach einiger Zeit kamen dann die Thuata de Danaan unter dem König Nuntha und brachen die Macht der Fir Bolgh.“

„Das sind die Kämpfe unserer Vorfahren“, sagte Eyken. „Die Thuata de Danaan waren groß von Wuchs, blond und blauäugig. Sie werden ihrer Herkunft nach als die Söhne von Giganten angesehen. Damit kommt man zu dem Kapitelmythischen Riesen, die auch von der archäologischen Anthropologie nicht mehr angezweifelt werden. Sie brachten im Dämmermorgen unserer Geschichte die ersten Kulturen. Doch sprechen Sie weiter, Colonel!“

Kenneth setzte fort: „Mit den Thuata Leuten kamen auch die Cumberland Cimbern, die ebenfalls Seefahrer waren. Sie werden den Danaan Leuten zugezählt. Nach der Herrschaft von einigen Generationen wurde der Thuata König Mac Graine, das heißt bezeichnenderweise Kind der Sonne, von den aus Iberien kommenden Gälen besiegt und zur Westküste Irlands abgedrängt. Da vollzogen auch die Cathac Leute den Sprung nach Schottland zu den dort schon seßhaften Cathanachs und Caledoniern, zu den Mac Donald Clanleuten. Nach den ältesten Überlieferungen der Gälen, die dem Skythenvolk entstammen sollen, folgten dann die Annalen von Eri, beginnend mit dem letzten Jahrtausend vor der Zeitenwende. Diesen zufolge landete dann Marcad, der Sohn von Ith mit seinen Gälen und Danaan Leuten in Irland, welche die mittlerweile hochgekommenen Cloden der Mac Leod Sippen schlugen und das Land zwischen Gälen und Danaan Leuten teilten. Dann berichten die Bücher von Eri die weiterhin sehr wechselvolle Geschichte Irlands, Britanniens und Schottlands, zum Teil auch unter Miteinbeziehung von Teilen Nordwesteuropas. Es geht aber jetzt nicht darum, die ganze Annalen aufzuzählen und zu erläutern. Dazu fehlt es an Zeit. Die vorgebrachten Auszüge sollen nur aufzeigen, wie reichhaltig diese alten Überlieferungen sind, und daß sich die exakte Geschichtsforschung bisher wenig um diese Spuren gekümmert hat. Man nimmt sich nicht die Mühe, die alten Angaben zu prüfen und dann bestätigte Spuren in das vorhandene Geschichtsbild mit einzubeziehen. Wir Laien können dazu wenig sagen, und die Wissenschaft will nicht.“ Kenneth zuckte bedauernd mit den Schultern.

Eyken sann. Dann hob er den Kopf und sagte: „Ebenso ist es mit der Ura Linda Chronik, die älteste germanische Überlieferungen bewahrte. Trotz allen böartigen Anzweiflungen weiß ich aus einer persönlichen Beziehung heraus, daß diese echt ist. Der deutsche Professor Herman Wirth hat diese aus dem Familienbesitz stammende alte Chronik der Niederländer, Over de Linde, uns zugänglich gemacht und wurde daraufhin infam angegriffen. Zum anderen möchte ich sagen: Wenn man die gälischen Annalen neben die Jeremiaslegende stellt, worauf Sie ebenfalls hingewiesen haben, dann fällt es wohl nicht schwer, die Verbindung zu finden, wonach die Infiltration mit der Sendung des Jeremias und dem Reiche Davids über die Brücke der Seevölkerbewegung geleitet wurde. Die Legende des Jeremias spricht deutlich von einer iberischen Zwischenstation und einem nachfolgenden Sprung nach Irland. Das ist die Nahtstelle beider Legenden,

deren Wert wohl zu prüfen, aber auf jeden Fall unterschiedlich ist. Es wird bei teilweiser Anerkennung von Einzelheiten wohl so gewesen sein: Während die Nordleute kämpften und mit ihrem Blute Reiche errichteten, folgten ihnen im Schatten der Befriedung die Flüsterer fremder Lehren mit den Geboten des Sinai!“

„Das ist auch meine Ansicht“, pflichtete Kenneth bei. „In der Sprachform der Bibel und in Abwandlung ihrer Verse könnte man diese Einsickerung in unseren Raum auch so sagen: Und der Sendbote Davids stand auf von der Erde und wusch sich und salbte sich, tat andere Kleider an und ging in das Haus des Königs. Und als er wieder heraus kam, hatte er dessen Krone auf dem Haupt. Er nahm auch die Schätze des Volkes an sich und beließ ihm einen Zehnten. Er lobte die Armut und versprach dem Volke dafür das Himmelreich. Gehet hin in Demut, sprach er, damit euch nach dem Jammertal die ewige Seligkeit werde.“ Der Colonel seufzte. „Der Thron Davids hat uns Briten das Jammertal beschert, aber eine ewige Seligkeit gibt es nicht...“

* * *

„Wir reisen ab!“ rief Eyken, als er am nächsten Tag mit den Pässen von der südkoreanischen Vertretung zurückkehrte. Er war sich vorher nicht sicher gewesen, ob in der Zeit der überall bestehenden Spannungen eine Einreise ohne weiteres genehmigt würde, und zeigte deshalb fröhlich seine Genugtuung.

„Ich wünsche Ihnen viel Glück“, sagte der Colonel mit einem leichten Nachklang des Bedauerns. „Ich habe mich in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft sehr wohl gefühlt und bedauere es sehr, daß sich unsere Wege wieder trennen. Sie werden in ein unruhiges Land kommen. Kommunistische Partisanen verüben laufend Überfälle, und nur in den größeren Städten herrscht zurzeit noch Sicherheit. Die Sowjets bauen die Kommunistische Partei Nordkoreas sowie die nordkoreanische Volksarmee aus und liefern schwere Waffen. Ferner bilden sie die Agenten aus, welche von Nordkorea aus in den Süden geschleust werden und die kommunistischen Banden unterstützen. Seien Sie vorsichtig!“

„Wir gehen dennoch dorthin“, versetzte Eyken stur. „Wir ändern unsere Pläne nur unter Zwang.“

„I am sorry!“ Kenneth zeigte offen Enttäuschung. „Haben Sie sich schon um die Weiterreise kümmern können?“

„Das tue ich morgen“, antwortete Eyken. „Wir ziehen natürlich eine billigere Schiffsreise dem Fliegen vor. Morgen frage ich mich bei den Schiffsagenturen durch.“

„Ich kenne mich hier in Fernost mit allen diesen Dingen gut aus“, brummte Kenneth. „Damned, wenn Sie mich auch allein hier sitzenlassen wollen, ich helfe Ihnen trotzdem, wenn Sie es wünschen.“

„Wir werden dankbar sein“, sagte Eyken froh.

„Ouh nonsense.“ Kenneth winkte ab. Den Abend verbrachten die Männer unbeschwert von den sie sonst bewegenden Problemen mit harmlosen Vergnügungen in der Stadt. Das Lichtermeer der Straßen und Läden sowie die glitzernden Leuchtreklamen in der faszinierenden Buntheit und Seltsamkeit der dekorativen Schriftzeichen machten den Stadtbummel zu einem kleinen Erlebnis. Die langen Alleen mit hohen Königspalmen zu beiden Seiten der Fahrbahnen in der Chung shan und Jenai Road, viel Grün in der Chung hua Road, verliehen Taipei vornehme Schönheit und einen exotischen Reiz. Am nächsten Morgen zog Eyken mit dem Colonel los. Es hatte zuerst leicht geregnet, doch nun klarte es auf. Mit der die Wolken verdrängenden Sonne kam ihnen auch das Glück zu Hilfe.

Vor dem Hauptpostamt an der Ecke der Chung hsiao Road trafen beide Männer einen britischen Frachterkapitän, den Kenneth schon lange kannte. Sofort nahm der Colonel die Gelegenheit wahr, Eyken vorzustellen und ohne Umschweife um Hilfe für Passagemöglichkeiten zu bitten.

Der Kapitän stieß ein Gebrüll aus wie ein Seelöwe. „That’s my way Ihr braucht nicht lang herumzulaufen, denn ich fahre morgen schon von hier weg nach dem südkoreanischen Hafen Pusan und dann weiter nach Japan.“

„Und können drei Männer mitkommen?“ beeilte sich Eyken zu fragen.

„Mit der Empfehlung von Colonel Kenneth habe ich immer Platz auf meinem Kasten. Wenn Sie morgen früh schon abreisen wollen, dann kostet das am Abend ein großes Bier als Vorauszahlung!“

„Einverstanden“, legte sich Eyken sofort fest. „Und der Fahrpreis?“

„Kleiner Fisch“, sagte der Kapitän. „Habe nur einfache Kabinen frei und keine Musikkapelle an Bord. Wenn Sie damit zufrieden sind?“

„Vollkommen“, beruhigte ihn Eyken. Auf dem Rückweg zum Hotel zu den wartenden Gefährten war Eyken nachdenkend in Zwiespalt geraten.

Ausgerechnet auf einem britischen Schiff zu fahren, rief Hemmungen in ihm wach.

Der Colonel sah ihn von der Seite her an. Als hätte er die Gedanken seines Begleiters erraten, sagte er unvermittelt: „Mit meiner Empfehlung sind Sie bei Capt'n Books aufgehoben wie in Abrahams Schoß. Der fragt auch nicht nach einer deutschen Verwandtschaft.“ Ein leises Lachen folgte dem letzten Satz.

„Das ist gut“, sagte Eyken schmunzelnd. „Aber was soll ich mit Abraham? Den können Sie für einen Penny haben, kein Bedarf dafür!“ „Ich?“ Der Colonel lachte jetzt schallend. „Sie kennen mich jetzt schon oder?“ „Er legte Eyken die Hand auf die Schulter. „Auch kein Bedarf, lieber Freund. War nur eine Redensart...“

Hellfeldt und Krall standen bereits wartend vor dem Hotel. Sie waren überrascht, als sie vernahmen, daß es bereits am nächsten Morgen weitergehen sollte. Nach den unruhigen Tagen in Hongkong fühlten sie sich in Taipei wohl und geborgen. Damit war es im Handumdrehen schon wieder vorbei.

Es war keineswegs verwunderlich, daß es am Abend reichlich spät wurde, als sie noch für wenige Stunden in das Hotel kamen. Zusammen mit dem bärbeißigen und dennoch umgänglichen Books verbrachten sie feuchtfröhliche Stunden, wie sie den drei Deutschen schon lange nicht mehr beschieden waren. Sie zechten, einem alten Seemannsbrauch folgend, von Gaststätte zu Gaststätte, ohne jedoch des Guten zuviel zu tun.

Als Kapitän Books früh am Morgen mit einem Taxi vor dem Hotel hielt, hatten seine Passagiere bereits gefrühstückt und das Gepäck bereit. Der Abschied von Kenneth war kurz.

„Wenn Sie wieder um einige Ecken in diese Gegend kommen sollten, dann denken Sie an mich. Über das Repulse Bay Hotel werde ich immer erreichbar sein, da man mir jederzeit Post nachsendet. Ich biete mich immer für Rat und Hilfe an!“ Er grüßte militärisch, als hätte er eine Offiziersmütze auf dem Kopf.

„Black sun! Schwarze Sonne!“ murmelte er vielsagend.

„Come on!“ mahnte der Kapitän. Das Taxi brachte die Männer zum Hauptbahnhof, und wenig später fuhr ein Zug nach Kee-lung ab.

* * *

Die Strecke von Kee-lung nach Pusan war um vierhundert Kilometer länger als die Überfahrt von Hongkong nach Taiwan. Eyken und seine fachkundigen Kameraden waren angenehm überrascht, auf einem

neuzeitlichen Frachtschiff Überfahrt gefunden zu haben. In den asiatischen Häfen hatten sie bisher schon manche Seelenverkäufer gesehen, die gerade noch mit letzter Puste dahinfuhren.

Kapitän Books zeigte sich sehr zuvorkommend und spielte bei jeder Gelegenheit auf die Empfehlung des Colonels an. Eyken und seine Kameraden übergangen dies.

Die Verpflegung war ausgezeichnet, und Books leistete seinen Fahrgästen stets Gesellschaft. Seine Erlebnisse in Fernost und zahlreiche Anekdoten waren überaus unterhaltsam.

Am Nachmittag des ersten Reisetages kam ein Mann der Unterdeck Crew an Deck und ging höflich grüßend an den in den Liegestühlen dösenden Passagieren vorbei. Die Männer dankten.

Wenig später erschien Books und wollte vorbeieilen, doch Krall hielt ihn auf. „Sie haben eine nette Crew, Capt'n!“

„Wie kommen Sie darauf?“ „Der Kapitän blieb erstaunt stehen.

„Ihre Leute grüßen wie Gentlemen“, sagte der Hamburger. Er zeigte auf den vorn am Bug stehenden Mann, der gedankenverloren in die weite See sah, in der sich die Bläue des Himmels spiegelte.

„Ach der ? das ist ein Belgier. Fährt schon seit einem Jahr als Heizer auf meinem Kasten. Ein kräftiger Kerl, der das Klima aushält. Die übrigen Heizer sind meist Indochinesen und Malaien.“ Nach einem Achselzucken fügte er noch hinzu: „Dürfte wohl früher einmal bessere Tage gesehen haben. Aber was soll mich das kümmern? Ist ein sonderbarer Kauz manches Mal...“ Er winkte ab und ging weiter.

„Komisch“, murmelte Krall. „Ein Mann mit einem intelligenten Gesicht, einer merkbaren Spur von Erziehung, und Heizer...“

„Was soll das?“ fragte Eyken. „Willst du Flötenspieler bei der Heilsarmee werden?“

Krall blieb stur. „An dem Mann ist etwas. Der kann mehr als nur heizen...“

„Was dem Capt'n schnurz und piepe ist“, warf Hellfeldt dazwischen.

„Eben“, setzte der Hamburger fort. „Irgendein Schicksal hat den Mann hierher verschlagen, und er scheint nicht mehr hochkommen zu können!“

„Die Zahl der Gestrandeten ist in Übersee Legion“, dozierte Eyken eine billige Weisheit.

„Und darunter ist viel politisches Strandgut“, meinte Krall beharrlich.

Jetzt wurden Eyken und Hellfeldt hellhörig. Der Wiener richtete sich von seiner Liege auf. „Ha! Bereits in Mimes Schmiede hieß es allgemein, daß Europas beste Söhne überall vertrieben wurden. Das kann ebenso zutreffen.“

„Seht zu, daß ihr etwas herausbekommt!“ versetzte Eyken mit einer Kopfwendung bugwärts, wo noch immer der Heizer stand und zu träumen schien.

Es verging eine Weile, ehe der Mann wieder zurückkam und sich mittschiffs begeben wollte. Krall rief ihn an.

Der Heizer blieb stehen und sah den Anrufer in lässiger Haltung an. Er war ein schlanker und doch kräftiger Mann. Er hatte schöne, aber etwas verhärtete Gesichtszüge, graublaue Augen, die Gutmütigkeit verrieten, und blonde Haare, die vom Fahrtwind zersaust waren. Das Hemd, das er jetzt in der Freiwache trug, war zerschlissen, aber sauber.

„Capt'n Books sagte vorhin, daß Sie Belgier seien“, leitete der Hamburger das Gespräch ein.

„Warum fragen Sie?“ kam es in versteckter Abwehr zurück.

„Weil es uns wundert, daß Sie Heizer sind.“

„Warum denn nicht?“ Der Mann zog die Augenbrauen hoch. „Ist eine Arbeit wie jede andere!“ Er machte Anstalten zu gehen, verhielt aber nochmals. „Wenn es Ihre Neugier befriedigt, ich bin Flame! Belgien ist das Paßland.“

Krall stellte sich und seine Kameraden vor. „Keiner von uns stammt aus Ihrem Paßland, aber wir wissen, daß die Flamen zu den besten germanischen Nachkommen zählen und daß sie noch viele volksbewußte Kräfte haben.“ Er war sehr bemüht, das alles möglichst gut auf englisch zu sagen.

Der Flame machte große Augen. Unwillkürlich deutete er eine knappe Verbeugung an und sagte: „Ich heiße Claes!“ Gleich danach wurde sein Gesicht wieder verschlossen. „Wollen Sie noch etwas wissen?“

„Wir sind nicht von Neugier befallen“, fuhr Krall fort. „Warum wundern Sie sich, wenn Fahrgäste auf etwas Unterhaltung aus sind? Wir mögen die Flamen! Außerdem sind wir keine Snobs, sondern einfache Frachtschiffgäste.“

„Ich kann wenig an Unterhaltung bieten“, meinte der Flame beinahe unwillig.

„Der Capt'n sagte uns, daß Sie schon seit längerer Zeit mit ihm fahren. Also werden Sie mehr Fernosterfahrungen haben als wir. Allein das ist schon Grund genug für uns, mit Menschen zu sprechen, um gute Ratschläge zu erhalten. Wir werden in diesen Gebieten noch eine Weile zu tun haben. Warum sollten wir da nicht auch mit Heizern sprechen können?“

Jetzt lehnte sich der Flame an die Reling und zeigte mehr Zugänglichkeit. „Wohin gehen Sie?“

„Nach Korea“, erwiderte der Hamburger.

„Ich kenne nur Pusan. Sonst weiß ich selbst wenig über das Land. Die Gebiete westlich von Taiwan oder Japan kenne ich schon besser. Ich treibe mich schon seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Asien herum.“

„Haben Sie Schwierigkeiten daheim?“

Der Flame zeigte zuerst offenes Mißtrauen. Dann aber sagte er hart: „Ob es Ihnen gefällt oder nicht, ich habe im Krieg auf deutscher Seite gegen den Bolschewismus gekämpft! Und meine Familie ist tot. Kommunistische Partisanen haben meine Angehörigen heimtückisch umgebracht, während ich an der Front stand. Und heute spielen sich diese Mörder als Herren in Belgien auf! „Zorn und Trotz standen in den Mienen des Flamen.“

Krall sah Eyken an. Dieser sagte: „Das ist heute fast überall in Europa so. Nicht nur in Ihrer Heimat. Im ganzen deutschsprachigen Raum, in Frankreich, im Baltikum, in Holland und sonstwo werden die antikommunistischen Kräfte gejagt, seit die Propaganda des Kreml den ganzen Westen mit seinen Antifa Schlagworten überrollte. Diese Propaganda konnte nicht naiv und billig genug sein, um nicht überall Gehör und Eingang zu finden.“

„Eine solche Rede ist mir bisher in Asien kaum untergekommen“, sagte der Flame erstaunt. „Dann werden Sie auch wissen oder zumindest davon gehört haben, wie die Wirkung der Hetzpropaganda nach dem Kriegsende war. Bei uns in Flandern hat die Résistance vielerorts Mordanschläge auf die Familienangehörigen der Ostfrontfreiwilligen verübt und gnadenlos auch Kinder umgebracht. Der in der Heimat verbliebene flämische Sicherheitsdienst konnte nur zum Teil die Mörder fangen. Diese wurden verständlicherweise nach einem kurzen Verfahren vor den Gräbern der Ermordeten exekutiert. Dafür wurden nach dem Kriegsende alle Angehörigen des flämischen Selbstschutzes von einer Rachejustiz betroffen, grauenhaft gefoltert und dann liquidiert. Die antikommunistischen Ostfrontfreiwilligen wurden entrechtet, beraubt und

der Kollaboration mit dem Feind beschuldigt. Also ebenfalls zu langen Kerkerstrafen verurteilt oder in vielen Fällen hingerichtet! „Der Flame ließ ein bitteres Lachen hören. „Mit wem hätten wir germanischen Flamen sonst zusammenarbeiten sollen als mit den deutschen Verwandten?“

„Alles bekannt“, gab Eyken zu. „Ein großer Teil der westlichen Welt hat aber noch Stroh in den Ohren und tut, als ob diese Dinge nie passiert wären. In Frankreich war es doch genauso!“

Der Flame lehnte noch immer an der Reling, hatte sich jedoch etwas aufgerichtet. Eine Zustimmung hatte er nicht erwartet.

„Bei welcher Einheit haben Sie an der Ostfront gekämpft?“ fragte Eyken.

„Bei einer flämischen SS-Einheit“, gab der Flame zur Antwort. „Wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Leutnant befördert!“

„Donnerwetter! „entfuhr es Eyken. Unwillkürlich hatte er deutsch gesprochen.

„Ich kann auch deutsch“, besserte er seinen Fehler sofort aus.

„Ich natürlich auch“, beeilte sich der Flame zu sagen. „Sie haben wohl deutsche Freunde?“

„Sehr viele! „bekannte Eyken und sah den Flamen an.

„Was machen Sie hier in Fernost?“ fragte dieser. Seine Haltung war lockerer geworden, doch konnte er eine Spur Unsicherheit nicht ganz verbergen.

„Wir sind Kaufleute“, sagte Krall sein Sprüchlein herunter, um mit im Gespräch zu bleiben. „Allerdings auch mit Interesse für Kultur und Archäologie!“

„Ah!“ Der Flame wußte nichts darauf zu sagen.

„Sie sagten vorhin, daß Sie Pusan kennen. Würden Sie uns nach der Ankunft einige Stunden helfend zur Verfügung stehen? Wir können kein Wort Koreanisch.“

„Wenn ich von Bord kann, warum nicht? Im übrigen seien Sie beruhigt: seit die Amerikaner in Südkorea sind, kommen Sie mit Englisch ziemlich gut durch.“

„Können wir für Sie etwas tun?“ Kralls Stimme klang warm.

„Ich wüßte nicht, was Sie könnten. Sie sind Kaufleute, und ich bin ein Schiffsheizer. Dazwischen ist ein großes Loch...“

„Tatata...“ machte der Hamburger. „Das ist Blech, was Sie reden! Wir achten die Uniform, die Sie getragen haben. Wenn wir imstande wären, etwas für Sie zu tun, dann tun wir es auch!“

„Lassen Sie das Books nicht wissen“, sagte der Flame leise. „Books war im Krieg britischer Marineoffizier und kann die Deutschen nicht leiden. Ihre Sympathien für diese würden Sie dann zu verspüren bekommen!“

„Besten Dank für diese Warnung“, gab Eyken ebenfalls leise zurück.

Der Flame schob sich von der Reling weg. „Ich gehe jetzt. Ich bedanke mich für Ihr freundliches Anbot. Im Augenblick weiß ich nichts damit anzufangen. Und wegen Pusan sprechen wir noch.“ Er machte Anstalten zu gehen.

Eyken stand rasch auf und gab ihm die Hand. Krall und Hellfeldt folgten seinem Beispiel.

Der Heizer zeigte leichte Verwirrung. Dennoch erwiderte er den gegebenen Händedruck kräftig. Den drei Männern schien es, als hätten die Augen des Flamen einen helleren Glanz bekommen. Nach einem anhaltend guten Wetter erreichte der Frachter Books‘ das koreanische Küstengewässer. Mit der zunehmenden Zahl der auf Fang befindlichen Fischerboote wuchs auch die Küstenlandschaft hinter der Kimme in das Gesichtsfeld.

Die drei Fahrgäste waren in jeder Hinsicht zufrieden. Mit dem Kapitän waren sie gut ausgekommen, und mit dem flämischen Heizer hatten sie noch mehrmals sprechen können.

Nun standen sie an der Reling und starrten durch die flimmernde Luft der allgemach näher kommenden Hafenstadt entgegen, deren Anlagen die Bedeutung Pusans erkennen ließen.

„Bis Korea haben wir es nun geschafft“, sagte Eyken zu seinen Kameraden.

„Wir benötigen aber immer noch Glück, um auch mit den Mongolen Fühlung zu bekommen. Es wird nicht leicht sein.“

„Das will ich meinen“, sagte Krall bedachtsam. „Wir betreten ein Land, das bereits im Schatten von zwei roten Riesen liegt. Wenn ich an Hongkong zurückdenke...“

„Nicht unken!“ mahnte Hellfeldt. „In Hongkong war Fortuna auf Urlaub.“

„Aber nichts war umsonst“, beschwichtigte Eyken Kralls auf düster zielende Gedanken. „Neben einer Beule habe ich mir auch chinesische Freundschaften eingekauft.“ Plötzlich kam der Flame vorbei. Er trug seine Heizerkluft, und sein Gesicht zeigte eine Maske von Kohlenstaub und Schweiß. Zu Krall gewendet stieß er hervor: „Ich werde an Land kommen.“

Warten Sie in der Nähe des Schiffes, bis ich frei bin. Und sagen Sie Books nichts davon!“ Er kniff ein Auge zu und eilte weiter.

„Was wollte unser Mann?“ fragte Eyken, der den Flamen nicht verstanden hatte.

Krall sah sich vorerst um, dann antwortete er leise: „Claes kommt an Land. Aber wir sollen nichts dem Capt'n sagen! „„Gut!“ Eyken nickte zufrieden. „Die Flamen waren zu allen Zeiten prächtige Menschen, und mit Claes kann man sicherlich gut Pferde stehlen, wie es das alte Sprichwort sagt. Im übrigen ist es mir völlig schnuppe, ob er mit oder ohne Segen von Books Landurlaub macht.“

Langsam wuchs links vor dem Schiff ein Felsenturm mit einem Leuchtturm darauf aus dem Wasser, und rechts schälte sich eine vorspringende Halbinsel in das Gesichtsfeld der Einfahrenden. Bugwärts stießen Piers in das Hafenwasser vor, teilweise verdeckt durch einige an der Reede liegenden Schiffe. So zeigte sich Pusan als ein schöner und betriebsamer Hafen, eingebettet wie ein Juwel in ein ihn umgebendes Halbrund von Bergen.

Als Books Kasten am Leuchtturmfelsen vorbeiglitt, wurde die Fahrt etwas langsamer. Das Schiff passierte einen ankernden Tanker und hielt auf die Piers zu, an weiteren Frachtern vorbeifahrend, die ebenfalls an der Reede lagen. Jetzt sah man auch das dichte Häusermeer, das sich ganz dicht an den Hafenkai herangeschoben hatte. Es war ein Gemisch von Hochbauten und älteren Häusern, die sich jeden Fußbreit Boden streitig machten.

„Die Einfahrt in einen Hafen ist für jeden Seemann von besonderem Reiz“, erklärte Krall zu Eyken gewandt. „Jetzt sehen wir vor uns ein Boot der Hafenbehörde, das uns zur angewiesenen Anlegestelle vorausfährt.“

„Sehe ich“, meinte Eyken kurz. „Ich habe bestimmt nicht in der falschen Meinung gelebt, daß das Boot für uns Fische fängt.“

Krall verzog das Gesicht. „Man soll einer Landratte nichts verklaren, weil sie ohnehin alles besser weiß.“ Der Hamburger hustete gekünstelt.

Hellfeldt mengte sich ein: „Es ist Zeit, daß wir unser Gepäck holen! Oder wollt ihr mit Books bis Tokio Händchen halten?“

„Ein guter Vorschlag zur rechten Zeit“, lenkte Eyken ab. „Hurry up in die Kabinen!“

Zur gleichen Zeit wurde Books' Schiff noch langsamer, und die Mannschaft an Deck stand bereits bei den Trossen zum Festmachen an dem

Pier. Das Landemanöver nahm seinen Anfang.

Noch vor dem Anlegen waren die drei Männer mit ihrem Handgepäck wieder an Deck. Sie sahen, wie ein Jeep mit Koreanern vorfuhr und wartend verhielt. Als der Kasten still lag und das Stampfen der Maschinen aufgehört hatte, wurde nach dem Vertäuen der Landesteg ausgefahren. Jetzt sprangen auch die Koreaner aus dem Wagen und kamen auf die Laufplanke zu.

Books empfing sie und sprach mit ihnen. Zwei Koreaner kamen zu den Deutschen, und einer fragte in gutem Englisch: „Der Kapitän sagte uns, daß Sie an Land gehen. Haben Sie Ihre Pässe bei sich?“

„Hier!“ sagte Eyken und holte seinen Paß hervor. Seine Gefährten taten das gleiche. Die Papiere wurden eingehend geprüft, Fragen aber kamen keine. Mit der Zuerkennung der Visa dürfte sich ein weiteres Befragen erübrigt haben.

„All right and welcome in Korea!“ sagte der streng aussehende Prüfer. Er gab den Männern dankend die Pässe zurück.

Die Männer wollten sich jetzt Books zuwenden, doch dieser kam ihnen bereits auf halbem Weg entgegen. „Ich hoffe, Sie waren auf meinem Kahn zufrieden?“ sagte er, ein Pferdegebiß zeigend. „Die Freunde von Colonel Kenneth sind auch meine Freunde.“ Er gab seinen Passagieren die Hand und wünschte ihnen eine gute Weiterreise. Mit einem schnellen „Bye, bye“ enteilte er.

„Ob wir wirklich seine Freunde wären, lasse ich dahingestellt“, murmelte Hellfeldt. „Also Gepäck hoch, und an Land!“

XV. DER SINGENDE WIND

Dong hae mul gwa Baeg du san i
Ma reu go dal to rog
Ha neu nim i bo u ha sa
u ri na ra man se
Mu gung hwa sam cheon li
hwa ryeo gang san hwa ryeogangsan
dae han sa ram Dae Kane u ro
gi ri bo jeon ha se.

„Bis das Wasser des Ostsees,
der Baek-du Berg
erschöpft und zermalmt würden,
schütze Gott unser Land,
lebe das schöne Vaterland
Ganzes Land voll mit Sharon Rosen bedeckt,
schönes Land, wunderschönes Land!
Koreaner! Schützen wir alle
dieses schöne Land!“

Südkoreanische Hymne

Wie in allen Hafenstädten der Erde zeigte sich auch in Pusan eine lärmende Betriebsamkeit. Von der zum Teil hügeligen Stadt aus gesehen, waren die beiden Hafenseiten, die durch die Yeongdo Insel geteilt wurden, voll ankernder und fahrender Schiffe. Im linken Hafenteil lag auch ein amerikanischer Zerstörer und zeigte seinen mit Tarnfarben bemalten Rumpf und das flatternde Sternenbanner. Das Tuten von Dampfern, das Kreischen und Quietschen der Schiffswinden sowie der Krane, ein kaum abreißendes Hupen der im Hafengebiet sich durchkämpfenden Lastwagen und dazu noch von Zeit zu Zeit ein stoßweises Heulen und Pfeifen vom Bahnhof her vereinigten sich zu einer atonalen Hafensymphonie. Das Schieben und Drängen dahineilender Menschen verstärkte die Unruhe des Hafetriebes.

Mitten in diesem Trubel standen die drei Deutschen am Kai des Hafenteiles, der sich nach dem Songdo Beach zum Hafenkern anschloß. Von hier aus konnten sie aus dem Gewühl der Menschen heraus Books Schiff beobachten und das Kommen von Claes erwarten.

„Nannte Claes keinen Treffpunkt?“ fragte Hellfeldt, als das Warten andauerte. Krall verneinte. „Als er bei mir vorbeikam, hatte er es eilig.“

„Dann warten wir eben und bilden für eine Weile mit dem Gepäck eine Denkmalgruppe“, maulte Hellfeldt.

„Redet nicht so viel herum“, schnitt Eyken das beginnende Geplänkel ab. „Guckt euch lieber die Augen aus, damit uns der Flame nicht enteilt. Sechs Augen sehen mehr als zwei!“

Die Männer starrten, aber Claes kam noch nicht. Eyken wandte sich jetzt an Krall: „Du bleibst hier und wartest! Hellfeldt und ich gehen einstweilen in die nächstliegende Wechselstube und tauschen einige Dollars in die Landeswährung um. Treffpunkt weiterhin hier, falls Claes inzwischen kommen sollte. Ist das klar?“

„Klar“, gab der Hamburger zurück. Spitz fügte er noch hinzu: „So einen Job gibt man nicht einmal an Kadetten ab!“

„Sehr richtig“, versetzte Eyken mit einem todernten Gesicht, machte aber dann, daß er mit Hellfeldt davonkam.

Hinter ihm aber schmunzelte der Hamburger und äugte dann weiter zu Books Schiff hin. Der Gangway zum Kai war noch immer ausgefahren. Zeitweise nahmen ihm vorbeihastende Menschen oder Lastwagen mit hoher Fracht die Sicht, und er mußte dann den Platz wechseln.

Nach einer Weile sah er Books Gestalt an Deck kommen, dann ging der Kapitän nach kurzem Umsehen über den Gangway an Land. Das war ein Anzeichen dafür, daß der Flame bald nachkommen würde.

Vorerst aber kamen Eyken und Hellfeldt wieder. Zu dritt beobachteten sie weiter. Erst nach einer halben Stunde kam ein Mann über den Gangway gelaufen, der einen Seesack mit sich schleppte. Es war Claes.

Krall bat seine Gefährten, auf sein Gepäck zu achten, dann eilte er dem Flamen entgegen.

Hellfeldt sah Eyken an. „Es hat keinen Zweck, hier herumzustehen. Ich halte es für besser, ihm gleich zu folgen!“

Anstatt einer Antwort nahm Eyken sofort sein und Kralls Gepäck auf und ging mit langen Schritten zusammen mit Hellfeldt dem vorausgeeilten Gefährten nach. Im gleichen Augenblick, als Krall den Flamen erreicht hatte, standen bereits seine Kameraden neben ihm.

Claes hatte ohne Zuruf ebenfalls die ihn Erwartenden bemerkt und sich durch das Menschengewühl zu den drei Deutschen durchgekämpft. Er nahm einem ihn begleitenden indonesischen Seemann einen Seesack ab und begrüßte die Männer. Er lachte etwas verschmitzt und deutete mit einem Daumen zum Schiff hin.

„Nun ist mich der Capt'n los! Ich mußte noch meine Siebensachen zusammenpacken und im Seesack verstauen. Glücklicherweise hatte Book die Kabine nicht abgesperrt, so daß ich noch an meine Papiere herankam. Er ist mir zudem noch eine Monatssteuer schuldig, doch Geld habe ich keines angerührt. Aber was tut's, ich bin frei, und wenn Sie mich benötigen, stehe ich zur Verfügung, so lange Sie wollen. Nachher, wenn Bock wieder ausgelaufen ist, werde ich schon wieder etwas finden.

„Kein festes Ziel? „Eykens Frage kam knapp.

„Nein, Mister!“

„Hm. Wir werden sehen...“ Eyken sah nachdenklich vor sich hin. „Zuerst müssen wir zusehen, wo wir unterkommen, und nachher wollen wir versuchen, gewisse Verbindungen zu knüpfen.“

„Suchen Sie ein erstklassiges Nobelhotel?“ Der Flame sah Eyken an. „Da kann ich nicht mithalten.“

Sofort hob der Gefragte die Hände. „Auf keinen Fall eine auffällige Luxusbleibe! So einfach wie nur möglich, jedoch sauber!“

„Was Sauberkeit anbelangt, muß man den Koreanern ein gutes Zeugnis ausstellen. Die Menschen hier sind ein altes Kulturvolk und überaus reinlich. Da können Sie unbesorgt sein. Ich schlage Ihnen ein einfaches, aber gutes Haus im östlichen Vorstadtteil Haeundae vor. Obwohl dort das Badestrandviertel ist, kommen wir billiger weg, und zudem haben wir etwas Abstand und mehr Sicherheit vor einem herumstreifenden Book. Der wird nämlich ganz schön wild sein, wenn er merkt, daß ich ausgerückt bin.“

„Morgen wollen wir ohnedies gleich weiter“, meinte Eyken. „Ich denke, wir fahren gleich in die Hauptstadt Seoul. Dort vermutet Sie Book auf keinen Fall, falls er einige Tage vor Anker liegenbleibt!“

„Dort sicher nicht!“ Der Flame gluckste wie eine Henne. „Wenn ich mir Books Gesicht vorstelle, wenn er umsonst die Seemannsherbergen abklappern läßt, dann bleibt kein Auge trocken, haha!“

„Das kann ich mir auch gut vorstellen“, lachte Krall dazwischen. Da wird er ganz schön das Fracksausen kriegen!“

Mit einem Taxi fuhren die Männer nach Haeundae. Unterwegs fragte der Flame:

„Auf wie lange bin ich als Butler engagiert?“ Er klopfte leicht an die Brusttasche. „Ich habe einen Paß, dem allerdings ein Koreavisum fehlt, aber als Seemann einen Landepaß bei mir.“ Er machte eine Pause und fuhr dann etwas leiser fort: „Allerdings muß ich noch ein Geständnis nachholen: ich

habe aus Vorsicht keinen richtigen Namen genannt. In Wirklichkeit heie ich Vanhoven. Nichts für ungut, aber bei meinen Nachkriegserfahrungen...“

„Kein Grund zu einer Entschuldigung, sagte Eyken ernst. „Sie haben richtig und klug gehandelt. Aber Offenheit gegen Offenheit: Ich bin deutscher Offizier von der gleichen Truppe Vogel am Arm, und meine Kameraden sind Seeoffiziere. Savvy, Mann?“

Vanhoven riß den Mund auf, und seine Augen wurden rund und groß. Nach den ersten Sekunden der Überraschung wandte er sich fast flüsternd an Eyken: „Sie sind also auch von meiner Truppe? ,

„Jawohl“, bekannte sich Eyken nochmals. „Wir sind also Kameraden! Und du kannst so lange mit uns kommen, so lange es dir Spaß macht. Wir können zwar keine Heuer bezahlen, aber wenn wir sparsam leben, reichen unsere Mittel einstweilen auch für vier Mann.“

Vanhoven stieß einen Pfiff aus. „Das ist seit langem wieder ein schöner Tag! Bei welcher Einheit warst du, Kumpel?“

„Z. b. V.! Zur besonderen Verwendung!“

„Hm, ich verstehe. Hier gilt am besten der Satz: Wenig fragen wenig wissen.“ Dann sah er die anderen Gefährten an. „Und ihr?“

„U-Boot Waffe“, antwortete Krall freiweg. „Und jetzt stimmt auch die Rechnung: zwei Seebären und zwei Landratten. Falls du bei uns bleibst...“

„Komische Frage“, lachte Vanhoven. „Mit euch zusammen steige ich dem Teufel dreimal auf den Schwanz, wenn es sein muß.“ Ernst werdend sagte er nach einer kleinen Weile: „Was kann ich tun, wenn ich bei euch bleibe? „Eyken rieb etwas verlegen sein Kinn. „Hm auf den ersten Anhieb ist das etwas schwer zu beantworten. Aber du kannst dich als aufgelesener Versprengter unter mein Kommando stellen. Ich bin im Majorsrang. Nach kurzer Zeit wirst du schon merken, wie der Hase läuft.“

„Also auch z. b. V.“, nickte Vanhoven. „Bin ebenfalls alter Fronthase und habe lange Ohren.“

„Dann ist alles klar“, sagte Eyken fröhlich. „Was steht in deinem Paß als Berufsbezeichnung?“

„Journalist.“ Der Flame zuckte die Achseln. „Abgesehen davon, daß ich meine Heimat bei Nacht und Nebel verließ, hätte ich nicht nur Verfolgung, sondern nachher auch Berufsverbot gehabt. Eine Schiffsheuer war der einzige Fluchtweg. Dabei blieb es bis heute.“

„Journalist? Das ist gar nicht so schlecht. Das paßt auch zu uns“, klärte ihn Eyken auf. Damit kommst du überall leicht durch, wenn du dich an

gewisse Formen hältst. Und damit du im Bilde bist, wir sind Kaufleute. Krall ist Däne, und wir zwei anderen sind Schweizer. Kapiert?“

„Kapiert!“

Nun kamen sie zur Strandmitte in Haeundae. Sie stiegen aus dem Mietwagen, und Eyken entlohnte den Fahrer. Dann steuerten die Männer unter Vanhovens Führung ein kleines Hotel in der Nähe an, in dem sie für eine Nacht zwei Zimmer nahmen. Nach einer kurzen Erfrischung setzten sie sich in einen leerstehenden Teerraum und ließen sich Ginsengtee bringen.

„Was sucht ihr in Seoul?“ fragte Vanhoven jetzt weiter.

„Hm“, machte Eyken. „Wir haben Mitteilungen, denen zufolge in der südkoreanischen Hauptstadt Exilmongolen leben. Und es liegt uns sehr daran, mit ihnen in Verbindung zu kommen. Ich nehme an, daß mongolische Lamas und Volksführer in den buddhistischen Kreisen zu finden sein werden.“ Vanhoven wiegte den Kopf. „Dessen bin ich nicht so sicher. Meines Wissens gibt es in Seoul keine buddhistischen Tempel. Der südkoreanische Norden ist zumeist katholisch missioniert worden und hat seine religiöse Eigenart verloren. Der Hauptteil der Buddhisten lebt hier im Süden. Und um eine Verbindung zu Exilmongolen zu bekommen, muß man mit den Chungs reden, die in den Klöstern und Tempeln wohnen.“

„Wer sind die Chungs?“ fragte Krall.

„Die Koreaner nennen die buddhistischen Priester oder Lamas in ihrer Sprache Chungs. Zu diesen haben sich einige Rotmützenlamas begeben, denen eine Flucht aus der Mongolei gelungen ist.“

„Das würde unsere Pläne ändern“, meinte Eyken nachdenklich. „Wohin sollen wir uns also begeben?“

„Wartet einen Augenblick“, sagte der Flame. „Ich will bei der Hotelaufnahme fragen, wo die nächsten Tempel liegen. Diese werden uns dann schon bis zum richtigen Ort weiterreichen.“ Er erhob sich und verließ den Raum.

Nach wenigen Minuten war er wieder da. „Wenn wir nach Jinju fahren, finden wir etwas nördlich von diesem Ort den Sudosá Tempel. Die dortigen Chungs werden uns helfen können.“

„Dann fahren wir morgen schon nach Jinju“, entschied Eyken. „Wie kommen wir dorthin?“

„Eine Bahnlinie, die westwärts nach Suncheon fährt, führt über Jinju. Ich werde noch fragen, wann ein Zug fährt.“

„Sehr gut“, lobte Eyken. „So werden die Dinge gleich richtig angefaßt.“ Auf eine durch das Fenster sichtbare südkoreanische Flagge zeigend, die vor einem gegenüberliegenden Hause hing, fragte er noch: „Zu meinem Erstaunen sehe ich auf den Landesfahnen in Rot und Blau das Yin und Yang Zeichen. Aber die Eckzeichnungen kenne ich nicht. Weißt du darüber Bescheid, Vanhoven?“

„Gewiß“, erwiderte der Flame. „Diese Flagge heißt in der Landessprache Tae Geug Gi. Das blaurote Taozeichen im weißen Tuch zeigt Rot für Yang und Blau für Um. Nach koreanischer Auffassung ein altes Symbol des Alls, das seine Herkunft aus China nicht verleugnet. Hier in Asien ist die Zweiheit ebenfalls eine Kennzeichnung aller Dinge. In den vier Ecken der Fahne befinden sich als Symbole für Gleichgewicht und Gegensatz jeweils drei schrägliegende schwarze Balken, die unterschiedliche Unterbrechungen aufweisen. Die ungebrochenen Linien in einer Ecke bedeuten das Himmelszeichen und die gegenüberliegenden drei gebrochenen Linien die Erde. Die anderen beiden Eckmuster mit unterschiedlich unterbrochenen Linien symbolisieren Feuer und Wasser. Wie man sieht, eine sehr naturnahe und durchdachte Flaggensymbolik.“

„Eine sehr volksnahe Fahne mit einer echten Beziehung zur Natur“, sagte Eyken versonnen. „Hier ist ein Land, das man lieben muß!“

„In Nordkorea ist es anders“, erklärte Vanhoven weiter. „Die Nordkoreaner zeigen bereits die rote Flagge mit rotem Stern im weißen Kreis, die waagrechten Ränder von schmalen weiß blauen Streifen begrenzt. Sie ist eine Manifestation fremder Signale, die das Volksnahe zerstören und dem Lande die Seele rauben.“

„Der Kommunismus kennt die Begriffe von Herz und Seele nicht mehr“, warf Hellfeldt ein. „Es ist also hier im Norden des Landes wie überall, wo der rote Stern eine Entgeistigung anführt und durch eine Entseelung jeden Keim eines Widerstandsversuches im voraus abzutöten versucht.“

„Und der Westen sieht zu, wie das rote Untier Volk um Volk verschlingt und sich immer mehr und mehr aufbläht“, meinte Vanhoven verbittert. „Die angelsächsischen Mächte besorgen zudem die Geschäfte des Davidsternes und dulden wohlwollend die Khasarenpolitik des roten Sternes.“

„Kennst du die Legende des Thrones Davids aus England?“ fragte der Wiener.

„Oho!“ schrie Vanhoven. „Und ob ich diese kenne! Ihr kennt sie also auch?“

„Natürlich“, beeilte sich Eyken zu antworten. Ausführlich erzählte er dem Flamen den Wissensaustausch mit dem Colonel von Hongkong und die gefundene Übereinstimmung. „Wieviel davon weißt du, Kamerad Vanhoven?“

„Alles und noch etwas dazu“, kam es zurück.

„He!“ Eyken riß die Augen auf. Auch die anderen zeigten Staunen.

Um den Mund des Flamen spielte ein belustigtes Lächeln. Er schlug ein Bein über das andere und begann auszuführen: „Von Flandern aus ist es nur ein kurzer Sprung zur britischen Insel hinüber. Als nächste Nachbarn kennen wir die Inselleute nur allzu gut. Deshalb kann ich auch bestätigen, daß die Engländer in ihrer überwiegenden Mehrheit tatsächlich in dem Wahn leben, Israeliten zu sein. Es ist mir bekannt, daß im Oktober 1898 ein Schreiber im ‚Pester Lloyd‘ auf die Frage, ob die Engländer Juden seien, die Antwort gab: selbstverständlich sind sie Juden. In dieser Veröffentlichung steht weiter die Behauptung, daß schon vor dem Bekenntnis zum jüdischen Volk lange Zeit auf der Insel die Sehnsucht bestanden habe, als Juden gelten zu dürfen. Im letzten Jahrhundert nahm diese Überzeugung auf der britischen Insel überhand. Im Jahre 1795 erschien in London ein Buch des britischen Seeleutnants Richard Brothers unter dem Titel ‚The History of our saxon origin, connecting us with the lost ten tribes‘, also die Geschichte unserer der britischen sächsischen Herkunft, die uns mit den zehn verlorenen Stämmen verbindet. Dann folgte ein Buch der Lady Caithness ‚Les vrais israélites‘ im Jahre 1889, gefolgt von weiteren ähnlichen Druckwerken, darunter das von Martin Chagny, ‚La Sémitique Albion‘, erschienen 1898. Ein Verein mit dem Namen ‚British Israelite Association‘ betrieb emsig die wissenschaftliche Untermauerung dieser Thesen, und in mehreren Zeitschriften, wie etwa ‚The Banner of Israel‘, wurden immer neue Beweisführungsversuche unternommen. Bei Robert Banks in Londons Fleetstreet kam dann von Edward Hines ‚Siebenundvierzig Identifikationen der britischen Nation mit dem verlorenen Hause Israels‘ und dann von Poole ‚Fünfzig Gründe, warum die Angelsachsen Israeliten sind‘. Dazu kam dann noch eine Berufung auf die Bibel, wo es unter anderem in Jesaja 41, Absatz 1 heißt: ‚... die Inseln werden auf sein Gesetz warten‘ und ebendort: ‚... laßt sie dem Herrn die Ehre geben und seinen Ruhm auf den Inseln verkünden.‘ Und weiter noch: ‚Höre das Wort des Herrn, o Volk, und verkünde es auf den fernen Inseln‘, ruft Jeremia aus, der dann noch erklärend hinzufügt: ‚Gehe hin und

predige gegen Mitternacht und sprich: kehre wieder, du abtrünniges Israel.‘ Im Kapitel 23, Vers 8 bei Jeremia steht ferner: ‚So wahr der Herr lebt, der den Samen des Hauses Israel herausgeführt und gebracht hat aus dem Lande der Mitternacht!..‘ Vanhoven hatte ein gerötetes Gesicht bekommen. „Genügt das?“

„Jetzt wissen wir es ganz genau, daß du zu uns gehörest“, sagte Eyken mit einem tiefen Ernst in der Stimme. „Du kennst bereits durch die Wortwahl die Begriffe um Mitternacht und den Sinai. Du weißt, was wir wissen und was hinsichtlich Englands auch der Colonel von Hongkong ausdrückte. Die britische Insel ist ein Flugzeugmutterschiff Davids im Nordmeer.“

„Ihr könnt euch auf mich verlassen“, erwiderte der Flame und sah seine Kameraden offen an. „Das große Wissen bindet!“ Er trank aus seiner Schale den letzten Teerest aus und fuhr dann fort: „Seht, da gibt es bei den Irländern noch das Lied, in dem es heißt: Ich bin Paddy, der Kanaanit! Ein weiterer Beweis dafür, wie weit die geistige Umerziehung Früchte trägt. Dann gibt es die Beispiele der Fremdeinflüsse auf viele Ortsnamen, wie sie durch die hebräische Worteinfügung ‚Beth‘ ersichtlich sind. ‚Beth‘ heißt Haus und kommt in den Namen Bethnal, Lambeth und in zahlreichen anderen Ortsnamen vor. Und die Ahnenreihe von Davids Thron entstand bereits im Jahre 513 nach der Zeitenwende, als die Weisen von Irland die Legende formten, derzufolge die jüdische Prinzessin Tea Tephi mit Brug, das ist Baruch, nach Irland kam. Sie wurde zu einer Tochter Zedekias, des letzten Königs von Israel, erklärt. In Irland wurde sie dann die Gemahlin des Königs Eochaidh Heremon. So übernahmen die irischen Könige zuerst das Erbe Davids, von ihnen erhielten es die schottischen Könige, und letztlich erhielten die britischen Herrscher das Traditionsrecht, auf das sich vor allem auch die Königin Viktoria berief.“

„Alle diese letzten Hinweise hat der Colonel Kenneth ebenfalls gewußt und angeführt“, bestätigte Eyken. „Aus dem Ganzen heraus sieht man deutlich, warum die britische Politik stets gegen Germanien gerichtet war. Es war nie ein Kampf zwischen Rivalen, wie es immer den Anschein hatte, sondern über das Flugzeugmutterschiff ‚Albion‘ griffen die Levitenheere das Herzvolk des Mitternachtskreises an. Da gibt es noch einen Hinweis aus dem Jahre 1906 zum besseren Verständnis des zuvor Gesagten, als der vormalige Minister des Auswärtigen Amtes in Paris, Emile Flourens, in seinem denkwürdigen Buche ‚La France conquise‘. Das eroberte Frankreich schrieb: ‚... zu London ist der Wohnsitz der Könige von Israel.‘“ Eyken

schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Auch hier ist einer der Irrtümer Hitlers, der zuwenig oder nichts von diesen Traditionslegenden wußte und deshalb der tragischen Annahme huldigte, die Briten wären germanische Brüder. Er wußte nicht, daß diese schon längst nicht mehr die Sprache des Blutes verstanden, sondern eine geistvergiftete Volksgruppe geworden waren. Die große Chance der Schlacht von Dünkirchen wurde keinem germanischen Verwandten gegeben, sondern Hitler stoppte den Panzervernichtungsschlag gegen ein Levitenheer!“

„Das ahnten damals schon viele von uns“, bekannte Vanhoven traurig. „Aber dennoch können unsere Opfer nicht umsonst gewesen sein. Die Geschichte hat ihre eigenen Gesetze, und was sie überleben läßt, muß einen tiefen Sinn haben.“

„Sicherlich“, pflichtete Eyken bei. Deshalb müssen wir in einer Kameradschaft gemeinsam die Zeit durchstehen, die uns beschieden ist. Eine Kameradschaft, wie sie im Feuersturm der Fronten geboren wurde und Menschen für immer verbindet. Der junge Revolutionär Kurt Eggers, der in der Panzerschlacht von Charkow fiel, nannte die Kameradschaft eine Zusammenfassung von Soldaten, die sich zum gefährlichen Leben und zur gefährlichen Tat bekennen. Nicht die Uniform ist das Bindemittel, sondern das Herz. Die Uniform ist das Symbol und Gewissen, aber das Herz führt die Tapferen in die Freiheit der Einsamen in einer Umwelt von Verrat und Feigheit. Mit der Kameradschaft werden die Einsamen zu echten Kriegern und zu Gestaltern eines gemeinsamen Schicksals, das von ihnen Höchstes fordert. Unsere Herzen werden immer unruhig bleiben. Die Kraft des Gemeinsamen hilft uns auf allen Wegen zur Erfüllung der Pflicht, in der wir gebunden stehen. Das alles ist das große Geheimnis der inneren Unbezwingbarkeit der nordischen Krieger, des deutschen Soldatentums!“

„Das ist die gleiche Sprache, die wir Flamen verstehen“, sagte Vanhoven ergriffen. „Wir haben alle das gleiche Blut und spüren das gleiche Brennen im Herzen als Söhne Germaniens!“

* * *

Am nächsten Tag fuhren die Männer zum Bahnhof von Pusan und lösten Karten nach Jinju. Klugerweise hatten sie in ihrem Hotel die Abfahrtszeit des Zuges erfragen lassen, so daß sie nach kurzer Wartezeit bereits abfuhren. Die stark gekrümmte Bahnlinie und die Zwischenaufenthalte dehnten die Fahrzeit der etwa hundert Kilometer langen Strecke. In Jinju

mußten sie in einen Autobus nach Euiryeong umsteigen, das bereits einen typisch ländlichen Charakter zeigte. Niedrige Häuser mit den geschwungenen ostasiatischen Dachenden, kleine Läden und keine Weiße mehr. Die in den Straßen spielenden Kinder sahen mit ihren großen Kulleraugen neugierig die Fremden an und rannten neben ihnen her

Zum Glück war gerade ein Mietauto im Ort, das nach Jinju zurückfahren wollte.

Der Fahrer verstand sogar etwas Englisch und war sofort bereit, die Fremden zum Sudosá Tempel zu fahren, der am Fuße eines Berges lag.

Es war schon um die Nachmittagmitte, und die Männer hatten noch nichts gegessen. Dennoch waren sie sich einig, ohne Verzug den Tempelbesuch zu wagen. Krall blieb beim Wagen zurück, um die Rückfahrt nach Euiryeong zu sichern. Im letzten Augenblick erbot sich Hellfeldt, ebenfalls mit Krall zu warten.

So betrat Eyken mit Vanhoven allein den Tempelbezirk. Beide Männer lenkten ihre Schritte zum Hauptgebäude, das ruhig dalag. Vorerst war überhaupt kein Mensch zu sehen. Die Gebäude trugen schön geschwungene Dächer, die auf bunt bemalten Firsten auflag. Braunrote Pfeilersäulen stützten die Dächer und Decken und zeigten an den oberen Enden ebenfalls schöne Malmuster. Teile der Seitenwände bestanden aus farbigen Holzgittern.

Als die beiden Männer die steinernen Stufen zum Hauptgebäude hinaufstiegen, hörten sie ein abgehacktes Trommelgeräusch. Vor dem offenen Eingang stehend, sahen sie dann einen einzelnen Chung auf dem Boden vor einer Buddhastatue sitzen, der eine kleine Handtrommel schlug. Aus dem großen Raum drang der Geruch des Räucherns. Kerzen flackerten im durchziehenden Luftzug und zauberten blitzende Reflexe auf dem vergoldeten Leib des Buddhas. Die inneren Seitenwände waren mit Stoffbildern geschmückt, deren Motive stark an den tibetischen Lamaismus anklangen.

Eyken zog den Flamen etwas zur Seite. In diesem Augenblick kam ein weiterer Chung im grauen Mönchsgewand mit dem braunen Oberwurf um die Ecke des Hauses und sah erstaunt zu den Besuchern auf. Vor dem Treppenaufgang blieb er mit fragendem Blick stehen.

Ehe Eyken zu einer Frage ansetzen konnte, legte der Chung mahrend einen Finger an den Mund und winkte herunterzukommen.

Die Männer folgten seinem Wink und stiegen wieder die Stufen abwärts. Leise fragte Eyken den Chung, ob er englisch spreche.

Der Mönch verneinte und machte ein Zeichen des Wartens. Dann schlurfte er davon und kehrte nach wenigen Minuten wieder. Mit ihm kam ein junger Novize, der die Besucher neugierig musterte.

„Kannst du Englisch?“ fragte ihn Eyken. Der Novize nickte, sagte aber nichts.

„Habt ihr mongolische Lamas hier?“ Eyken sah ihn gespannt an.

Der Novize wandte sich, koreanisch sprechend, an den neben ihm stehenden Chung. Dieser sagte einige Worte, worauf sich der Novize wieder an Eyken wandte: „Mein Lehrer fragt, weshalb ihr einen solchen Lama sucht?“ Sein Englisch war gut.

„Sage deinem Lehrer, wir müssen mit einem Mongolen sprechen. Wir glauben, daß wir einen solchen am ehesten in einem Tempel finden, nachdem es in der Mongolei keine Klöster mehr gibt und die Lamas flüchten mußten.“

Der Novize übersetzte auf koreanisch. Der Chung sah die Besucher lange prüfend an, dann sprach er wieder mit dem Jungen.

„Mein Lehrer sagt, wir haben einen Rotmützen Lama hier. Aber wir müssen ihn zuerst fragen, ob er mit Fremden sprechen will.“

„Dann geh und frage ihn!“ Eyken zog eine Geldnote aus der Tasche und gab sie dem Chung in die Hand, worauf dieser dem Jungen nach dessen Übersetzung zustimmend zunickte. Der Novize eilte davon.

Mittlerweile setzte sich der Chung wartend auf die Steintreppe. Aus dem Gebäude kam immer noch in einem pausierenden Rhythmus ein hohles Plock, von einer Handtrommel herrührend. Der Junge verschwand in einem Nebengebäude, das von einer Mauer umgeben war und die Wohnräume der Chungs barg.

Etwa zehn Minuten vergingen, dann tauchte der Novize wieder auf, gefolgt von einem hageren Mann, der ebenfalls die landesübliche braune Kutte über dem grauen Anzug trug. Beide Mönche näherten sich mit gemessenen Schritten den Besuchern und blieben dann vor ihnen stehen. Der Junge fragte wieder:

„Mein Lehrer Tochon Temur ist bereit, eure Wünsche zu hören. Was soll ich ihm sagen?“

Eyken verneigte sich zuerst grüßend, dann sagte er, den Lama ansehend: „Ich komme aus Europa und suche Verbindung mit Mongolen zu

bekommen, welche die Geheimnisse der Gobi kennen!“

Als der Junge übersetzt hatte, machte der Lama ein zorniges Gesicht. Er richtete heftige Worte an den danebenstehenden Chung, doch dieser wehrte mit wenigen Sätzen ab. Dann sprach er wieder mit dem Jungen.

„Mein Lehrer sagt, daß der Lama nicht sprechen will. Er glaubt, ihr seid Spione oder böse Leute.“

„Wir sind keines von beiden, sage das dem Lama! Wir sind Feinde der Kommunisten und haben schon gegen diese gekämpft. Unsere Aufgabe ist es, einen maßgeblichen Mann aus der Mongolei zu finden, dem die Flucht aus seiner Heimat gelang.“

Wieder wurden Worte gewechselt. Dann sagte der Junge:

„Wenn das so ist, warum fragt ihr dann nach den Geheimnissen der Gobi?“

„Das ist ganz einfach“, meinte Eyken beruhigend. „Wir möchten eine Botschaft von Chakravarti, dem Herrn der Welt, hören! Wer sonst kann uns eine solche vermitteln, als nur ein Wissender!“

Jetzt wurden die Augen des Lamas groß, als er diese Worte übersetzt bekam. Über den Novizen antwortete er: „Wenn der Herr der Welt eine Botschaft hat, dann weiß er, an wen er sie richtet.“

Eyken blieb geduldig und sanft. Er langte einen Geldschein aus seiner Briefftasche und überreichte ihn dem Lama mit dem Hinweis: „Wir sind keine reichen Leute, aber ich möchte eine kleine Spende für die geflüchteten und sicherlich notleidenden Lamas geben, die zurzeit in Korea eine zweite Heimat gefunden haben.“

Nach den auf koreanisch wiedergegebenen Worten wurde der Lama freundlich und machte ein Zeichen des Dankes. Nach einer kurzen Überlegung ließ er sagen: „Ich werde dir ein Papier geben. Geht damit nach Taegu, das ist nicht weit von hier. Dort findet ihr einen Mann von unserem Adel, der viel weiß. Ich werde mit unserem Vorsteher sprechen, vielleicht gibt er euch den Dolmetscher mit, wenn ihr ihm noch eine Gabe für unseren Tempel überreicht! „Er machte ein Zeichen des Wartens und ging davon.

Eyken und Vanhoven sahen sich mittlerweile etwas um. Der Chung und der Novize verharrten wie Statuen, und aus dem Tempelinneren kam unentwegt in wechselnden Pausenabständen das monotone Plock des Anbetungsrituals. Der Tempelhof war leer und kein Chung war zu sehen.

Es verging eine geraume Zeit des Schweigens und Harrens, bis der mongolische Lama wiederkam. Er wechselte einige Worte mit dem Chung

und dem Novizen, dann sagte der Junge unter einer demütigen Verneigung: „Ich habe den Auftrag, die Besucher unseres Tempels nach Taegu zu begleiten.“

Eyken dankte und überreichte dem Lama nochmals eine Geldspende für den Vorsteher. Dieser und der koreanische Chung verneigten sich, dann wandten sie sich zum Gehen und ließen die Besucher stehen. Auch der Junge ging mit und versprach, in wenigen Minuten zurück zu sein.

Als er wiederkam, hatte er einen Bettelsack umhängen. Zögernd blieb er stehen, bis ihn Eyken aufforderte, ihm zu folgen.

Nun ging die Fahrt zurück nach Jinju. Der Fahrer des Mietwagens wagte nichts zu sagen, als sich der junge Novize aus dem Tempel noch in den vorderen Wagensitz zwängte. Die Weiterfahrt nach Taegu mußte von Jinju aus mit der Bahn erfolgen.

Wieder in Jinju angekommen, fiel es den Rückkehrenden auf, daß die Straßeneinfahrten von mit Gewehren bewaffneten Polizisten kontrolliert wurden. Auch in der Stadt zeigte sich überall bewaffnete Polizei. Auf Eykens Frage erklärte der Novize, daß zurzeit im Lande überall Sicherungsmaßnahmen getroffen würden, um die größeren Orte vor plötzlichen Überfällen kommunistischer Partisanen zu schützen.

Die Nacht verbrachten die Männer in Jinju. Am nächsten Morgen bekamen sie einen Zug nach Taegu. Auch am Bahnhof zeigte sich eine gut bewaffnete Polizei, die strenge Kontrollen vornahm.

Sie fuhren dann einen großen Teil der Strecke vom Vortag zurück bis Samrangjin und von dort ab dann nördlich bis Taegu. Die Stadt lag in einem weiten Talkessel und hatte genügend Ausdehnungsmöglichkeit. Sie war der drittgrößte Ort des Landes. Auch hier war der Bahnhof gut gesichert, und man sah auch amerikanische Militärpolizisten.

Das Mitkommen des Novizen erwies sich in jeder Hinsicht als vorteilhaft. Nicht nur, daß es keine Verständigungsschwierigkeit gab, die Tracht des buddhistischen Priesterschülers erleichterte vieles. Sie fuhren vom Bahnhof nach seinen Angaben durch die halbe Stadt, die fast durchwegs aus niedrigen Häusern bestand, und hielten dann am Fuße eines niedrigen Hügels.

Sie gingen durch eine schmale Gasse, die beiderseits von Mauern eingeschlossene Häuser zeigte und nur durch mit Schwungdächern überdachte Tore unterbrochen wurde. Zweimal mußte der Novize fragen, bis er vor einem unscheinbaren Haus verhielt.

„Ich werde fragen, ob der Freund von Lama Tochon Temur daheim ist und sich bereit zeigt, euch zu empfangen. Entschuldigt mich, hohe Herren!“ Ohne Zustimmung abzuwarten, betrat er das Haus und ließ die vier Männer zurück, die im Nu von einer Kinderschar umringt und neugierig gemustert wurden. Zwei alte Frauen in der Nähe schnatterten etwas aufgeregt, sonst waren keine Erwachsenen zu sehen.

Der Junge kam gleich wieder aus dem Hause und blieb bei dem kleinen Tor in der Mauer stehen. „Der GUSDÄ ist hier, und ihr könnt hereinkommen!“

„Was heißt GUSDÄ?“ fragte Eyken noch im Stehen.

„Das ist ein militärischer Rang der Mongolen und heißt soviel wie ‚Herr eines Banners‘. Kommt nun!“

Die Männer traten durch das Tor in den winzigen Vorhof des ebenerdigen Hauses und dann durch eine kleine Tür in das Haus.

innere. Kleine Fenster beließen den betretenen Raum in einem Halbdunkel, an das sich die Augen erst gewöhnen mußten.

„Iri onora kommt herein! „kam es aus dem Dunkel einer Ecke. Der Mann hatte koreanisch gesprochen. Nach und nach nahm der Sprecher sichtbare Formen an. Er saß auf einem Hocker vor einem niedrigen Tisch und sah aus engen Schlitzaugen seine Besucher an. Er hatte einen kahlen Kopf, und das knittrige Gesicht hatte die Farbe von altem Pergament. Breite Backenknochen strafften die asketischen Züge, ohne daß die Knitterfalten verschwanden. Die Augen strahlten Härte aus, und ein dünnlippiger Mund vervollständigte das Bild von Energie und Willenskraft. Seine Haltung war unbeweglich und würdevoll.

Eyken und seine Gefährten grüßten mit einer kleinen Verbeugung.

Der Mongole nickte nur kurz, dann wies er auf verstreut herumstehende Hocker und etliche Kissen in Tischnähe. Er fragte: „Gohyang i o di innigga?“

Der Junge übersetzte: „Er will wissen, woher ihr kommt?“

„Sage ihm, daß wir aus Europa kommen. Wir haben im Krieg gegen die Bolschewiken gekämpft!“

Das Gesicht des Mongolen blieb unbewegt. Plötzlich sagte er: „Ich spreche Englisch!“

Sofort antwortete Eyken in der gleichen Sprache und nannte seinen und seiner Gefährten Namen.

Der GUSDÄ dankte. „Ich heiÙe Menen Tudun. Der Chela von Lama Tochon Temur hat euch empfohlen, sonst hätte ich euch nicht empfangen. Was führt euch zu mir?“

„Bevor ich auf den Zweck meines Besuches eingehe, möchte ich sagen, daÙ ich Verständnis für Vorsicht und Zurückhaltung habe“, erwiderte Eyken. „Aber ich sage auch offen, daÙ die Empfehlung des Lama Tochon Temur ein Zufall war.“

„Diese Worte machen mein Herz offen“, gab der Bannerherr zurück. „Wir Mongolen haben ein altes Sprichwort: Eine fremde Seele ist undurchdringlich wie ein düsterer Wald! Deshalb prüfe ich immer lange, ehe ich spreche. Wenn jemand nichts zu verbergen hat und die Wahrheit spricht, dann sieht man auch auf den Grund der Seele. Sprecht also!“

„Wir hornten kurz, daÙ du hier im Exil lebst und kein Anhänger der roten Lehre bist. Das ist auch der Grund, warum wir Vertrauen zu dir haben. Und es ist leichter für uns, mit dir zu sprechen, da du Englisch kannst.“

„Ich spreche auÙer meiner Muttersprache auch Koreanisch, Englisch, etwas Russisch und Chinesisch“, meinte Menen Tudun fast heiter, als er die Überraschung in den Mienen der Gäste sah. „Und ich bin ein GUSDÄ der mongolischen Armee. Ich muÙte mit vielen Offizieren fliehen, als die Russen in meiner Heimat ein kommunistisches Marionettenregime errichteten. Als GUSDÄ bin ich Befehlshaber eines Banners, das etwa einem Regiment entspricht.“

Jetzt steuerte Eyken direkt auf sein Ziel los. „Ich suche einen verlässlichen Mann, der uns in die Gobi bringen könnte. Ich bin allerdings nicht sicher, ob so etwas bei den strengen Grenzsicherungen möglich ist.“

„Was wollt ihr in der Gobi?“ Die Stimme Menen Tunduns klang jetzt etwas heiser. Eyken blieb ruhig. „Wir suchen Männer, die keine Freunde der roten Regierung sind und die um die Geheimnisse um Shambala wissen.“

Menen Tudun stieÙ einen spitzen Schrei aus und streckte den rechten Arm vor, wobei er die Finger der Hand krümmte und mit dem Zeigefinger und Kleinfinger abwehrend gegen die Gäste stach. Sein Gesicht wurde wieder verschlossen, fast feindselig.

„Du zeigst das Abwehrzeichen gegen böse Dämonen, Menen Tudun! Aber du irrst! Wir sind Freunde deiner Freiheitsbestrebungen und wissen, daÙ die lamaistische Sendungslegende wieder zum Erwachen kommen wird auf Geheiß und mit Unterstützung des Königs von Shambala. Wir wissen,

daß wir nicht zum großen König kommen können, aber wir wollen mit einem Gelong sprechen, einem Lama, der ihm dient!“

Der Mongole zögerte mit einer Antwort. Dann aber sagte er: „Ich bin kein Gelong, sondern ein GUSDÄ. Ich rate euch ab, den Versuch zu unternehmen, in die Gobi zu kommen. Ihr kommt nicht durch! Zudem ist es auch völlig unnötig, sich Gefahren auszusetzen, die letzten Endes mit einer unweigerlichen Gefangennahme enden. Niemand kommt aus Ulan Bator zurück! Wenn ihr jedoch über Dinge reden wollt, die den Herrn der Welt betreffen, dann könnt ihr das auch hier in Korea tun.“

„Und wo finden wir einen solchen Mann?“

Der GUSDÄ hob den Kopf. „Ihr könnt mit mir sprechen!“

Die Besucher zeigten neuerlich Überraschung. Vor allem war es die Selbstverständlichkeit sowie das Selbstbewußtsein, das der GUSDÄ ausstrahlte. Ein verstecktes Lächeln umspielte die schmalen Lippen des Mongolen. „Ich kenne auch den Text der lamaistischen Weltsendung, in der es unter anderem heißt: Die Schriften melden von einer Zeit, die kommen wird, um die Prüfungen, denen wir jetzt alle unterzogen werden, zu beenden. Wenn diese Zeit erfüllt ist, dann erscheint der König von Shambala aus dem Palast unter der Gobi und wird die Guten und Standhaften von den Leiden dieser Welt erlösen. Wer aber dem König aus der Tiefe Widerstand leistet, wird unter schrecklichen Qualen vernichtet werden. Das ist dann der letzte große Kampf auf dieser Erde, und dieser wird Feuer über drei Welten tragen. Am Ende aber wird die Lehre Tsong Khapas über alle Menschen herrschen, und es wird dann die Zeit der Segnungen und des Friedens da sein!“

„So etwas hörte ich bereits“, murmelte Eyken. „Und deshalb suche ich Anschluß an die Gemeinschaft der wissenden Guten, die dem großen König dienen, um prüfen zu können, wie man eine Kette bilden kann. Siehe, GUSDÄ, in Deutschland, das gegen den Bolschewismus gekämpft hat, gibt es eine Überlieferung, in der es heißt, daß ein großer Kaiser im Inneren eines Berges harret, bis die Zeit seiner Wiedererweckung gekommen ist. Dann wird er mit seinen Getreuen die letzte große Schlacht schlagen. Das wird zu einer Zeit sein, da die Scharen der Apokalypse auf dem Weg zur Eroberung der Welt hereinbrechen werden in das Vorfeld von Mitternacht. Diese Scharen sind die Dämonen des Kollektivs, der Sturm der in Hysterie geratenen sozialistischen Massen, die verblendet Unheil in die Welt bis zur Selbstvernichtung tragen.“ Eyken sah den Herrn des Banners an. „Das sind

zwei Verheißungen, die gleiche Wurzeln haben! Wäre es da nicht sinnvoll, eine Brücke zu suchen?“

Menen Tuduns Augen glitzerten, aber er schwieg noch. Er überdachte das Gehörte lange und ernst. Eine Ähnlichkeit der Legenden war unleugbar.

Seine Gäste warteten. Besonders Eyken wollte nicht drängen, entschloß sich aber nach einigen Minuten, den Gesprächsfaden nicht entgleiten zu lassen. „Wir wissen“, fuhr er wieder fort, daß es eine heimliche Lehre gibt, die dem Vernehmen nach bereits vor zehntausend Jahren in Tibet entstanden sein soll. Man sagt, daß sie nicht verstandesmäßig gelehrt wurde, sondern sich erst in den Zentren eines Astralleibes der Novizen in klösterlicher Abgeschlossenheit erschloß. Hierbei erfolgte dann die Einführung in die geheime Kosmische Chronik und in deren Offenbarungen. Es heißt dann weiter, daß sich dabei das dritte Auge öffnete, um das im Äther Geschriebene zu verstehen, das die ganze Menschheitsentwicklung und das Wesen der Welt aufzeigt. Nach der Geheimlehre der tibetischen Eingeweihten kam der Mensch nicht von niedrigeren Tiergattungen, sondern aus einem Entstehungsprozeß einer elementaren, organisch physischen Entwicklung her. Diese tibetische Überlieferungen zeigen auch auf eine atlantische Mythe hin, welche sieben Unterrassen aufzählt, zu denen auch die Arier, Akkader, Tolteken, Turanier und Mongolen gezählt werden. Ist dir das bekannt, Menen Tudun?“

Der Mongole sah den Sprecher starr an und nickte langsam.

„Es heißt dann weiter“, fuhr Eyken fort, „daß drei Rassen magische Fähigkeiten gehabt hätten. Das wären die Tolteken, die Rmoahaler und die Tlavatler gewesen. Dann hob sich in einem inneren atlantischen Entwicklungsprozeß die arische Rassengruppe als Führungsgruppe empor. Der Denkprozeß wurde intensiver, aber diese Umstellung wurde mit dem Verlust des sensitivsten Teiles, des dritten Auges, und mit einer Abnahme des Inhalts des Ätherkörpers bezahlt. Zu diesem Zeitpunkt wurde bereits das Hakenkreuz oder Sonnenrad zum Symbol der Einweihung. Der Kern des wissenden Ariertums, zu dem die arischen Völkergruppen durch Manu aus Atlantis herausgeführt wurden, entstand damals auf dem Dach der Welt, von wo aus ihre Wanderungen angetreten wurden. Dabei schlummerten in ihren Seelen die geheimen Sehnsüchte nach ihrer Urheimat im hohen Norden, dem Hyperboräerland mit dem Berg Meru im Bereich der Mitternacht. Deshalb spricht auch jetzt noch der Brahmane Lokomanya Tilak von der arktischen Urheimat, wie dies in den Veden verzeichnet ist.“

Verstehst du jetzt, Menen Tudun, warum ich die uralten Überlieferungen erzählte? Ich zeige dir eine mythische Brücke, an deren beiden Enden wir uns gegenüberstehen!“

„Du kennst die geheime Lehre“, erwiderte der GUSDÄ und schenkte dem Gast ein karges Lächeln. „Diese ist nur wenigen Wissenden bekannt. Wir können über alle Dinge reden, die dir am Herzen liegen. Aber glaube mir, ich kenne vielleicht noch viel mehr von der alten Lehre, als du vermeinst. Aber mit den Leuten aus der Tiefe, dem Reich Chakravartis, habe ich keine Verbindung.“

„Leute aus der Tiefe?“ entfuhr es Krall. Das Gesicht des Hamburgers zeigte Verblüffung.

„Du scheinst nicht so viel zu wissen wie dein Freund“, sagte der Mongole sanft zu Krall. „Doch wisse, in Ostturkestan und in der Gobi raunen die Nomaden, daß von Zeit zu Zeit aus dem Erdinneren sonderbare Menschen hervorkämen, die eine helle Hautfarbe und einen großen Wuchs aufweisen. Man könne sich mit ihnen nur durch Gesten verständigen, und manchmal kommt es umständlich zu kleinen Tauschgeschäften um Dinge des Alltags.

Hin und wieder zahlen sie auch mit seltsamen alten Münzen. Darüber haben ja auch eure Forscher, die aus dem Westen gekommen sind, berichtet. Darunter der deutsche Professor Roerich und die bekannte Asienkennerin David Neel. Diese sahen auch die alten Münzen, doch die Nomaden weigern sich standhaft, diese aus der Hand zu geben, weil ihnen dies ein tief eingewurzelter Aberglaube verbietet. Aber sie sind ein sichtbarer Beweis“, betonte Menen Tudun ernsthaft, „und sie kommen aus der Wohnung der Götter, den tiefen Gängen im wilden Gebiet von Tshin hai und aus der Gobi. Die hellen Menschen aus der Tiefe deuteten auch durch Zeichen an, daß sie Söhne der Sonne seien. Du siehst, es ist so, wie es auch dein Freund sagt; der Berg Meru, euer Mitternachtsberg, euer Asgard, unser Agartha und Shambala, stehen an den Enden der Brücke, über welche die Sonnensöhne schreiten.“

„Das ist die arische Überlieferung, die uralte Mythen in sich trägt“, bestätigte Eyken die Worte des mongolischen GUSDÄ. „Diese Legenden liegen neben der Wissenschaft und werden deshalb von bastardisierten Zweiflern, denen das Blut nicht mehr raunt, mit Ironie übergangen. Man bemüht sich gar nicht erst um Glaubwürdigkeitsbelege, weil dies die Geschichtsklitterungen im europäischen Raum stören würde und damit

auch die Politik ins Gleiten käme. Im Westen ist dieses Wissen nur noch bei den Wissenden um Thule!“

„Es ist ähnlich wie bei uns Mongolen“, sagte der GUSDÄ langsam. „Seit Jahrtausenden singt der Wind der Gobi seine Geheimnisse in die Ohren unserer wandernden Stämme. Tag und Nacht bläst er seine Verheißungen vom Herrn der Welt aus dem unterirdischen Shambala durch die Jurten unserer Krieger, und manchmal reitet das Singen mit den Sandstürmen über die Grenzen der Wüste weit in die Länder unserer Nachbarn. Die neuen Herren vom Roten Stern in Ulan Bator haben aber nur noch den Sand in den Ohren und glauben an fremde Märchen aus der großen Stadt mit den Zwiebeltürmen. Und so ist es bei uns ebenso wie bei euch im Westen: die Wissenden sind schweigsam geworden, und die Geheimnisse unserer Überlieferungen werden vor der Welt verborgen gehalten, bis das Zeichen zum Aufbruch kommt. Bis dahin müssen wir warten. Denkt nicht mehr daran, in die Gobi zu gehen. Ich selbst bin ein Mund der Gobi. Wenn der Wind eine Botschaft singt, werdet ihr eine solche von mir erfahren, wenn sie für euch bestimmt ist. Und hütet euch vor den Männern mit dem roten Stern!“

„Du warnst vor den Kommunisten in Ulan Bator, in der Stadt der Roten Reiter“, meinte Eyken.

„Ja“, sagte Menen Tudun. „In Ulan Bator sitzen jetzt neben den Verrätern an unserem Volke die Urussi. Der Bogdo Hutuchtu, der Lebende Buddha der Rotmützen Lamas, ist abgesetzt und entmachtet. Jetzt schweigen die Lamas über das Reich Agarathi mit dem heimlichen König der Welt, der über die weisen Panditas und Gurus herrscht. Niemand spricht mehr offen über den König, den Herrn der Welt, der seine Stunde abwartet, in der er den Fürsten, Khanen und Großen der Welt durch die Kraft seiner Gedanken Befehle übermitteln kann. Bis dahin überwacht er deren Denken und Handeln. Wenn er aber einst kommt, dann wird er auf einem weißen Elefanten reiten, angetan mit viel Schmuck und herrlichen Kleidern. In den alten Schriften heißt es, daß er schon früher, vor langer Zeit, aus dem Erdinneren gekommen sei. Einmal vor vielen Jahrhunderten in Erdeni Dzu, später einmal im Sakkia Kloster und dann in Narabantschi Kure. Ein Taschi Lama empfing telepathische Befehle vom Herrn der Welt, verstand sie und betete, um sie ausführen zu können. Man sagt ferner, daß auch schon Menschen in Agarathi und in Shambala gewesen seien, aber diese haben nachher beharrlich geschwiegen. Man erfuhr bloß, daß es unübersehbare

Höhlensysteme gäbe und daß viel Wissen auf Steinplatten aufgezeichnet sei. Einmal brachte ein Lama eine Nachricht für den Dalai Lama in Lhasa sowie für den Bogdo Hutuchtu in Ulan Bator, die auf einer Platte aufgezeichnet war. Der Text lautete: Der König der Welt wird vor allem Volk erscheinen, wenn die Zeit für ihn gekommen sein wird, um die Guten der Welt gegen die Schlechten zu führen. Doch diese Zeit ist noch nicht da.“

„Wann erwartet man diese Zeit?“ fragte Krall leise.

Der Mongole blinzelte etwas. „Niemand weiß das. Aber die roten Herren in Ulan Bator haben den Hutuchtu von seinem Thron gestoßen, damit er nicht mehr in Buddhas Namen das Kommende verkünden könne. Es gilt nur noch das Wort des Tuslakchi, des Generals Chorlogijn Tshoj Bolsan. Dieser hat alle Lamasereien schließen lassen, und es gibt nur noch ein einziges Kloster in der Hauptstadt, in dem hundert Rotmützen Lamas geduldet werden, um als Touristenattraktion zu dienen. Nur wenige Lamas entkamen der einsetzenden Verfolgung. Mit ihnen flüchteten viele Angehörige unseres Adels und Offiziere unserer kleinen Armee. Ein Teil der Geflüchteten lebt jetzt so wie ich im südlichen Korea. Aber es ist ein heißer Boden für uns.“

„Hier sind doch Amerikaner“, meinte Krall. „Und ebenso eine koreanische Polizei!“

Der GUSDÄ schüttelte den Kopf. „Das ist schon richtig“, gab er zu, „aber die roten Agenten sind sehr rege und jagen die Exilleute. Bolsan in Ulan Bator fürchtet uns Auslandsmongolen. Beide Teile sind wie Hasen und Tiger zugleich!“

„Haben die mongolischen Kommunisten den Herrn der Welt völlig vergessen?“ fragte Eyken. „Haben sie nicht insgeheim noch Furcht vor dem Kommen des großen Königs?“

„Der Tuslakchi Bolsan glaubt nur an die Lehre der Urussi. Ich sagte schon, daß er die Lamas beseitigen ließ, ebenso Angehörige des Adels. Das alte Wissen wird unterdrückt. Die Träger und Wissenden der alten Lehre halten sich überall versteckt.“ Er sah jetzt Eyken fast stechend an: „Glaubst du an die heimliche Lehre, deren Inhalt du kennst?“

„Die heimliche Lehre deines Wissens gehört nur den Menschen der Gobi“, erwiderte Eyken ruhig. „Ich glaube an die Überlieferungen meines Volkes, dessen geheimes Wissen aus dem Raum um den Mitternachtsberg kommt, den ihr den Berg Meru nennt. Aber ich sagte schon vorher, daß wir

hier einiges gemeinsam haben. Irgendwo wächst die Rata, die Wurzel unseres Wissens, in einer gemeinsamen Erde!“

„Es ist gut“, murmelte Menen Tudun. „Du bist klug und offen.“ Sein Kopf sank jetzt herunter, und das Kinn berührte die Brust. Leise sprach er mongolische Worte, die niemand verstand. Es schien, als habe er unvermittelt die Umwelt vergessen.

„Du bist müde, Herr des Banners“, sagte Eyken nach einer Weile. „Wir werden jetzt gehen. Dürfen wir wiederkommen?“

Der Mongole hob den Kopf. „Verzeiht, daß ich in ein Nachsinnen verfiel. Euer Besuch hat mich überrascht, und ich habe es auch unterlassen, Tee anzubieten. Ich werde schon alt und vergeßlich.“

Eyken wehrte ab. „Du hast keine Ursache, um Verzeihung zu bitten. Dies liegt an uns, weil wir dich gestört haben. Doch dieser Besuch schien uns sehr wichtig. Ich habe den Auftrag, Fäden zu suchen und zu knüpfen!“

„Wir haben schon einmal Männer aus dem Lande mit dem Adler, der in seinen Fängen das verkehrte Swastikazeichen trug, in einem tibetischen Kloster beschützt. Diese aber sind dann entflohen.“ „Ich habe davon gehört“, gab Eyken vorsichtig zu. „Waren es Männer aus Ulan Bator?“

Menen Tudun zögerte mit der Antwort. Er blinzelte wieder, ehe er weitersprach. „Es waren keine Kommunisten! Es war eine Gruppe freilebender Mongolen, die Waffen horten und auf den Ruf Chakravartis warten. Wir haben überall im Himalajagebiet freie Krieger. Manche Gruppen haben außerhalb der Heimat Stützpunkte gebildet. Sie sind dort dem unsichtbaren Herrscher nahe. Die Männer, die unter den Urussi kämpfen mußten, im Westen Soldaten des Adlerlandes befreiten und nach Tibet verbrachten, taten dies, weil die Gobi eine neue Geschichte erzählte. Der Wind sang, daß der Führer Hitler im Westen aus dem Blute eines großen Kriegers um Dschingis Khan stammt. Deshalb steht den Mongolen das Adlerland näher als die übrigen Länder des Westens. Diese neue Geschichte sagt auch, daß aus den Felsentälern Georgiens ein Widersacher Hitlers kommen wird, der den Namen Stalin annimmt. Dieser Stalin, der eigentlich Dugashvili heißt, ist ein Mischling aus dem Stamm der Gelbäugigen und einer japhetischen Priesterfamilie. Und er hat die Schwarzmagier hinter sich. Verstehst du jetzt diese Dinge? Die Schwarzmagier haben zurzeit gesiegt und die Macht!“

„Über die Herkunft Hitlers will ich mit dir nicht streiten, GUSDÄ. Die Herkunft Stalins ist dunkel; es könnte so sein, wie du sagst.“

„Glaube was du willst“, erwiderte Menen Tudun. „Siehe, da ist noch die Geschichte um einen Mann namens Mussolini. Ein Wissender aus der Gobi sagte, daß der römische Duce aus dem Samen kleinasiatischer Anbeter der Göttin Ascheroth stamme, die in der Glanzzeit des alten Roms aus ihrer Heimat in die römische Metropole verschlagen wurden. Der Tod des neuen Römers mit der Geliebten glich dem alten blutigen Ritual der Astarte.“

„Wir hören deine Worte, Gusdä, und sind überrascht. Du siehst in die Welt wie ein Adler, und die Ereignisse im Westen sind dir ebenso wie dessen Geschichte bekannt!“

Menen Tudun richtete sich stolz auf. „Wir sind die Nachkommen des Volkes von Dschingis Khan! Wir haben nicht nur unsere eigenen alten Bücher, sondern lernen auch die Geschichte der ganzen Welt, um für das Kommende genug Wissen zu haben. Wir sind die Erben von Dschingis Khan, dem Sproß des Grauen Wolfes und der Weißen Hirschkuh. Zurzeit sammelt unser General Dai Kum Nung unsere Horden in der Gobi und in den Fluchtländern zum Angriff gegen die roten Sterne in Ulan Bator. Dann werden unsere alten Banner über einer freien Mongolei wehen, und wir werden dann auf die Botschaft des unsichtbaren Herrschers warten!“

„Werdet ihr dann noch Freunde des Adlerlandes sein?“ fragte Eyken.

„Das liegt nicht allein in der Hand der Mongolen“, erwiderte Menen Tudun. „Das hängt von der Botschaft ab, die wir erwarten, und von der Lage der Zeit. Aber ich hoffe es.“

Eyken stand jetzt auf, und seine Gefährten folgten seinem Beispiel. „Wir werden deinen guten Rat beherzigen und nicht in die Gobi gehen. Die Brücke zu dir genügt uns. Dürfen wir wieder kommen?“

„Ihr werdet mein Haus immer offen finden“, kam es zurück.

„Dann sage ich auf Wiedersehen, Gusdä, alle guten Geister mögen dir beistehen! „Eyken und die Gefährten verneigten sich und verließen den Raum. Als letzter folgte der Novize, der koreanisch grüßte: „An nyong hi gasipsiyo!...“ Als die Männer aus der engen Gasse herauskamen, war das Mietauto weg. Der Fahrer hatte es vorgezogen, nach Erhalt des Fuhrlohnes wieder abzufahren. So schritten die Männer und hinter ihnen der Novize zu Fuß der Stadtmitte zu.

„Du wirst uns geradezu fremd“, sagte Krall unterwegs zu Eyken. „Nun entpuppst du dich als Wissender der Geheimnisse Asiens. In Hongkong konnten wir dein Wissen noch verstehen, weil viele Dinge zur gehobenen

Allgemeinbildung gehören. Aber die singenden Winde aus der Gobi...“ Der Hamburger schüttelte den Kopf.

„Du bist über Gebühr überrascht“, wehrte Eyken ab. „Wenn wir bisher nicht über diese Dinge sprachen, so liegt dies ausschließlich daran, daß keine Veranlassung bestand, die Mysterien der Gobi zu berühren. Ich wurde über diese Dinge bereits daheim eingehend unterrichtet, nachdem feststand, daß unsere nach Lhasa laufenden Fäden zunehmend das ganze innere Asien berührten.“

„Und was ist an diesen Dingen Wahres daran?“ fragte Krall.

Eyken verlangsamte seine Schritte und sagte: „Es ist überaus schwierig, einfache Antworten zu geben. Vieles ist mystisch und manches unglaublich. Ich selbst ziehe es vor, keine Meinung zu vertreten, doch komme ich nicht darum herum, mich mit allen Dingen zu befassen. Ihr habt ja das Gespräch mit dem mongolischen Bannerherrn gehört. Wenn die Hebräer mit Legenden Politik machen, warum sollte man nicht daraus lernen?“ Er machte eine kurze Pause, als sie eine Straße überquerten, dann setzte er fort: „Andererseits gibt es auch verschiedene Berichte von Leuten, die dem Geraune aus der Gobi und aus dem Dach der Welt teilweise oder ganz Glauben schenken. Wenn ich vergleichsweise an Mimes Schmiede denke, dann wissen wir, daß im Andengebiet Gerüchte herumgeistern, aber niemand außer uns selbst weiß darüber Genaueres. So schrieb doch schon im Jahre 1862 der bekannte Forschungsreisende von Tschudi in seinem Werk ‚Reisen nach Chile, Peru und so weiter‘ über unzugängliche und unerforschte Labyrinth, Katakomben und weitreichende Höhlen im Andengebiet. Er behauptete, wie er sich ausdrückte, vier Eingänge in diese höllische Untergrundbahn gefunden zu haben. Diese liegen in einem undurchdringlichen Gebiet, das er nur mit größten Mühen und Strapazen überwinden konnte. Später bestätigte der Archäologe Wilkins Tschudis Angaben. Dabei verwies er auf ein Monument, das er das Grab des Inka nannte. Der behauene Stein trug eine Tafel mit einer alten Inschrift, die nach mühsamer Entzifferung den Hinweis preisgab, daß hinter drei bestimmten Berggipfeln ein geheimes Tor in das Andeninnere führe. Dieses läge südlich von Arequipa. Das paßt genau zu der alten Legende, die im ganzen westlichen Südamerika bekannt ist, wonach bei Los Picos, den drei Gipfeln, ein geheimer Schatz verborgen sei. Nähere Angaben nennen dann die Gegend um Carahaya. Im Jahre 1932, also eine lange Zeit später, schrieb plötzlich der Reporter Edward Lanser in dem Blatt ‚The Los

Angeles Times', daß auch im kalifornischen Berg Shasta ein ähnliches Höhlensystem vorhanden sei, das sogar eine verborgene Stadt beherberge. Darin befänden sich seltsame Bewohner, die von Fall zu Fall mit der Außenwelt Verbindung aufnahmen und für Gebrauchsgegenstände mit Goldnuggets bezahlten. Lanser blieb allerdings die Antwort schuldig, auf welche Weise eine Verständigung erfolge. Aber es ist ein nicht uninteressanter Hinweis, der mit den Andenangaben und dem Geraune aus der Gobi gleichzieht.“

„Auch ich hörte einige Dinge zu diesem Thema“, warf Hellfeldt ein. „Ich hatte nur nie genügend Zeit, mich mehr damit zu beschäftigen.“

„Nun aber zur Mongolei“, fuhr Eyken fort. „Wie Menen Tudun schon zugab, wissen die Menschen im Raum der Gobi und vom Dach der Welt schon seit alters her merkwürdige Dinge zu erzählen. Zu den ältesten Erzählungen gehört das Verschwinden von Menschengruppen in unterirdischen Schutzräumen. Solche Berichte kommen aus den verschiedensten Gegenden der Erde, wobei auch erwähnt wird, daß von Atlantis stammende Sonnensöhne in entlegensten Tälern und in unterirdischen Katakomben leben sollen. Diese Legenden sind jahrtausendealt. Immer wieder heißt es dabei, daß diese geheimnisvollen Volksreste jede Außenweltverbindung streng meiden. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts schrieb Ferdinand Ossendowski in den damals Aufsehen erregenden Büchern über seine Reisen durch die Mongolei, daß er mit dem mongolischen Fürsten Chultun Beyli und einem Groß-Lama Gespräche führen konnte. Diese erzählten ihm, daß in uralten Zeiten zwei Kontinente von gewaltigen Wassermassen verschlungen worden seien und daß sich ein kleiner Teil der damaligen Bewohner in hochgelegene Höhlen rettete. Seither lebe ein verborgener Menschenstamm in einem Höhlensystem, das Agarhi genannt werde. Später, nach Ossendowskis Bericht, fand der deutsche Forschungsreisende Niklas Roerich in Sinkiang lange und tiefliegende Gänge, die weit in das Erdinnere führten, so daß er sie nicht ganz erkunden konnte. Diese Gänge verloren sich in einem endlos scheinenden System. Die Bewohner der umliegenden Gebiete behaupteten mit Bestimmtheit, daß fallweise merkwürdige Menschen auftauchen, aber sofort wieder verschwinden, wenn man mit ihnen nähere Berührung suche. Auch wiederholte sich hier die Mitteilung, daß sie bei flüchtiger Fühlungnahme für kleine Gegenstände mit alten Münzen oder Gold bezahlen. Im Jahre 1935 schrieb dann Roerich aus

Tsagan Kure im Raume von Kalgan, daß er in diesem Gebiet weitere gleichlautende Erzählungen vernommen habe. Dabei wurden auch aus der Gobi kommende Menschen erwähnt. Roerich traf später den Forscher Andrew Thomas in Schanghai, wobei letzterer dann einen Bericht Roerichs wiedergab, demzufolge bei einer Karakorum Überquerung der Karawanenführer den Deutschen darauf aufmerksam gemacht habe, daß von Zeit zu Zeit aus dem Innern der Berge große weiße Menschen auftauchen, die in der Dunkelheit Lichter tragen. In einer weiteren Reihe von Berichten überschneiden sich die Erklärungen über Shambala und Agarhi. So meint Roerich, daß Shambala auch der Wohnsitz der Unterweltleute sei, doch irrt er hier. Die mongolischen Hinweise nennen Shambala ausdrücklich eine unterirdische Stadt, während Agarhi ein weitreichendes Unterweltgebiet ist. Ein weiterer Bericht stammt von dem chinesischen Arzt Dr. Lao Tsin, der behauptet, am Anfang der dreißiger Jahre Leute aus Shambala getroffen zu haben. Seiner Beschreibung nach seien sie außerordentlich klug, vornehm und telepathisch begabt. Das gleiche wird immer wieder von wissenden Lamas erwähnt. Auch der Asienforscher Oberst Prjewalski stieß auf diese hartnäckigen Gerüchte. Als besonders interessant wäre noch zu erwähnen, daß der Vatikan, der bekanntlich viele Dinge der Welt vorenthält, auch Aufzeichnungen von Missionaren aus dem neunzehnten Jahrhundert aufbewahrt, welche Berichte enthalten, daß in früheren Krisenzeiten die Kaiser des Reiches der Mitte zu den Geistern der Berge Gesandtschaften schickten.“

Jetzt waren die Männer bei einer belebteren Straßenkreuzung angelangt. Der Novize sah Eyken fragend an.

„Wir bleiben heute in Taegu“, entschied Eyken. „Kannst du noch bis morgen bei uns bleiben, Diener Buddhas?“

Der Junge nickte. „Mein Vorsteher sagte, ich solle euch so lange behilflich sein, als ihr mich braucht!“

„Dann frage nach einer Unterkunft für uns.“ Zu seinen Gefährten sagte er:

„Wir bleiben zumindest bis morgen. Es ist nötig, das Gespräch mit dem GUSDÄ zu überdenken. Vielleicht gehen wir morgen nochmals zu ihm. Wir halten am Abend Kriegsrat.“

Mittlerweile hatte der Novize einige Koreaner angehalten und nach einem Hotel befragt. Er kam wieder zu Eyken und berichtete: „Beim

Bahnhof ist ein Hotel, in dem auch Amerikaner und Japaner übernachten. Ich kenne den Weg. Soll ich euch hinführen?“

„Frage nochmals, Gnadensohn Buddhas, wir möchten nicht in dem Trubel der Bahnhofsnähe schlafen. Suche für uns etwas am Rande der Stadt!“ Der Novize verneigte sich gehorsam und hielt wieder Leute an. Dann übersetzte er die Auskunft: „Es gibt einige kleine Hotels am Westrand der Stadt. Aber es ist weit zum Gehen.“

„Rufe einen Mietwagen!“

Wieder eine halbe Stunde später hatten sie zwei Doppelzimmer und einen Raum für den Jungen. Sie konnten im Hause auch essen.

Bei Tisch sagte Eyken plötzlich: „Beinahe hätte ich vergessen zu erwähnen, daß der von mir vorher genannte Forscher Roerich noch eine interessante Aussage machte. Er und seine Begleiter haben im Jahre 1926 im Karakorumgebiet eine fliegende Scheibe gesehen. Zu diesem Zeitpunkt hat sich in Deutschland noch niemand mit einer solchen Konstruktion befaßt. Hier stehen wir vor einem Rätsel.“

Nach dem Essen bat der Novize, kurz ausgehen zu dürfen. Allein gelassen, überlegten die Männer gemeinsam, wie es nun weitergehen solle. Die Fühlungnahme mit Mongolen war geglückt, aber sie war oberflächlich geblieben. Außer einem Gespräch unter Wissenden war nichts weiter herausgekommen. Die Mongolen hatten ihre eigenen politischen Sorgen, und ihre Wesensart und Einstellung ließ keine Anzeichen erkennen, eine Großraumpolitik zu versuchen. Der einzige Erfolg der Fühlungnahme war das gewonnene Wissen, daß Deutschlands Ruf noch Gewicht hatte. Die zurzeit verstreuten Banner der Nachkommen des Dschingis Khan und die Lamas des entmachteten Bogdo Hutuchtu haderten mit ihren Verräterbrüdern und lauschten dem singenden Wind, um zur rechten Zeit den Ruf Chakravartis, des unterirdischen Königs der Welt, zu hören.

XVI. FEUER IM OSTEN

„Dong i tu nun se biok gum e gohiang ul bonhu
oetu ibgo tugu sumion mami serouo
otun i tchon ul mego nasonun a tchim
nun duro nun ul duro ap ul bomion so
muldo malgo sando go un i gang san ue
so guang ul bi tchigo zo heng gun i ra ne“

Nachdem ich früh im Traum die Heimat sah,
bin ich ganz erfrischt, wenn ich meinen Mantel und Helm nehme.
Am Morgen, wenn das Gewehr auf der Schulter liegt,
und man immer nur gerade nach vorne blickt,
marschieren wir, um dieses ehrwürdige Vaterland,
diese schönen Berge und schönen Flüsse zu verteidigen.“

Südkoreanisches Soldatenlied

Die Männer blieben zwei Tage in Taegu. Sie spazierten durch die Stadt und besahen sich die Auslagen und das Treiben auf den Straßen. Sie aßen erstmals die köstliche Kam Frucht, die wie eine orangenfarbene Tomate aussah und erfrischte. Die Koreaner waren überall freundlich, und ihr Fleiß und Schaffen waren beispielhaft.

Ebenso wie in Jinju war auch hier viel bewaffnete Polizei zu sehen, ebenso fuhren Jeeps mit koreanischen Soldaten durch die Straßen. Die Soldaten machten einen überaus guten Eindruck. Sie trugen amerikanische Uniformen und Helme mit nationalen Abzeichen.

Von einem neuerlichen Besuch bei dem mongolischen Bannerbefehlshaber hatte Eyken Abstand genommen. Die Männer waren sich darüber einig geworden, daß das Gespräch mit Menen Tudun bereits klare Fronten gezeigt hatte und daß außer dem bereits Gesagten nichts mehr zu erwarten war. Die Mongolen waren sehr vorsichtig und zurückhaltend in ihrer Art, und auch der GUSDÄ wich nicht von der Regel ab. Allem Anschein nach wollten sie sich nicht in ihre Karten sehen lassen. Damit war die vom Andenstützpunkt Mimes Schmiede gestellte Aufgabe ohne nennenswerten Erfolg beendet, und es stand einer Rückkehr zum Stützpunkt nichts mehr im Wege.

Eyken selbst fühlte sich nicht ganz wohl in seiner Haut. Er hatte diese sicherlich sehr schwierige Aufgabe übertragen erhalten, und nun hatten sich die Dinge in einer mehr als einfachen Art durch ein kurzes Gespräch mit einem Vertreter der gesuchten Kräfte gelöst. Wenn er daran dachte, welche

Umwege und welche Mittel zu diesem Ziele führten, ohne die Zwischenfälle dazuzurechnen, kam man um die Frage nicht herum, ob der Einsatz im Verhältnis zum Ergebnis gerechtfertigt war. Andererseits mußte er sich eingestehen, daß schon viele unscheinbare Ereignisse oft weitreichende Folgen hatten.

Als er diese Gedanken den Gefährten mitteilte, neigten sie gemeinsam zum Schluß, daß die Begegnung mit dem GUSDÄ noch sehr wertvoll werden könne.

„Wohin gehen wir jetzt?“ fragte Hellfeldt gespannt.

Eyken überlegte kurz. „Ich denke, wir gehen zuerst nach Jinju und zum Kloster zurück, von dort aus nach Pusan und nehmen ein Schiff nach Japan. Von dort aus werden wir weiter sehen, wie wir nach Südamerika kommen können.“

„Und ich?“ fragte Vanhoven.

„Komische Frage“, gab Eyken zurück. „Du gehörst zu unserem Kommando, und dabei bleibt es!“

„Reicht das Geld?“

„Wenn es nicht reicht“, versetzte Eyken, „dann gehen wir alle vier Kohlen schaufeln. Aber keine Sorge, es reicht!“

„Warum sollen wir noch einmal nach Jinju, statt gleich nach Pusan zu fahren?“ meinte Hellfeldt.

„Wir bringen den Jungen zum Tempel zurück, und vielleicht ist es gut, nochmals den Lama zu sehen“, gab Eyken zur Antwort.

Am dritten Tag fuhren sie mit einem Morgenzug nach Jinju. Abermals fiel ihnen die schwer bewaffnete Polizei auf. Als sie einen Mietwagen zum Sudosa Tempel aufnehmen wollten, lehnte der Fahrer ab.

„Gefahr durch Kongbi“, erklärte der Novize.

„Was heißt Kongbi?“ fragte Eyken.

„Das sind kommunistische Banden, die das Land terrorisieren“, erwiderte der Novize erklärend. „Solche Banden gibt es in verschiedenen Gegenden des Landes. Die nächstoperierende Horde befindet sich im Sobaek Gebirge um die hohen Berge des Mont Chiri und des Mont Banya. Dort haben sie ihre Schlupfwinkel und können nur schwer aufgespürt werden.“

„Also Partisanen! Eyken sah die Gefährten an. „Kleinkriegstätigkeit mit Unterstützung des kommunistischen Nordens.“

Hellfeldt sah den Novizen an. „Ist die Fahrstrecke zum Sudosa Tempel gefährdet?“

„Bisher sind die Banden nicht so weit vorgedrungen“, meinte der junge Buddhist. „Der Weg zum Tempel gilt noch als sicher.“

„Dann fahren wir“, entschied Eyken.

Ein zweiter Wagen lehnte ebenfalls ab. Erst mit dem dritten hatten sie Glück. Der Fahrer hatte keine Bedenken zu fahren, wollte aber noch bei Tageslicht wieder in Jinju sein.

„Wir bleiben höchstens eine Stunde im Tempel“, beruhigte ihn Eyken. „Dann fahren wir gleich wieder zurück!“

„Cho un, gut“, sagte der Fahrer und öffnete die Wagentüren. Er sagte auch nichts, als sich der Novize als dritter in den Vordersitz drückte.

An der Stadtausfahrt wurde der Wagen angehalten. Zwei Polizisten sahen in den Wagen herein. Einer fragte: „Dang sin un o di rul ga sim nigga wohin fahren Sie? Der Novize nannte den Sudosa Tempel als Fahrziel.

Die Polizisten redeten auf den Buddhajünger gestikulierend ein. Dieser wandte sich wieder an Eyken und übersetzte, daß die Polizei die Ausfahrt nicht gestatten wolle.“

„Sage den Polizisten, daß wir gleich wieder zurückkommen wollen und auf eigene Gefahr reisen. Wir haben keine Angst!“

Wieder gab es einen Wortschwall, dem der Novize mit Entgegnungen standhielt. Endlich gaben die Polizisten auf und zuckten die Achseln. Sie traten beiseite und grüßten lässig. „Jo sim ha sip si yo – passen Sie bitte gut auf!“

Der Wagen fuhr aus der Stadt hinaus. Bald kam ein Bauer am Straßenrand vorbei, der einen Wasserbüffel stadtwärts trieb. Ihm folgte eine Frau mit einem Korb auf dem Kopf. Etwas später zeigten sich einige Feldarbeiter auf einem Reisfeld, dann kam nichts mehr. Das Land schien ausgestorben zu sein. Die wenigen auseinander liegenden Dörfer wirkten verlassen.

An der linken Straßenseite rückten die Berge näher heran. Einige hatten die Form alter Vulkane und standen wie grüne Kegel in der Landschaft. Dahinter dräuten die hohen Gipfel der Sobaek Berge, ganz hinten der fast zweitausend Meter hohe Mont Chiri.

Jetzt wurde der Fahrer sichtlich ängstlich und sprach mit dem Novizen koreanisch. Unruhig sah er dabei zu dem nahen Buschgürtel.

Nun äußerte auch Vanhoven Bedenken, weiterzufahren. Hellfeldt lugte mit langem Hals aus dem Wagen. Er zog die Stirn kraus und sagte: „Ich

spüre mit dem sechsten Sinn erfahrener Soldaten, daß die Luft in dieser Gegend nicht mehr rein ist!“

„Gut“, versetzte Eyken und legte dem Novizen die Hand auf die Schulter. „Sag dem Fahrer anhalten!“

Eilfertig übersetzte der Junge zum Fahrer: „Chung ji!“

Der Wagen hielt. Vanhoven, der ebenfalls vorne bei dem Buddhajünger saß, stieg jetzt aus und sah sich sichernd um. Die Ruhe war geradezu unheimlich. Nicht einmal ein Vogel strich vorbei.

„Nun?“ fragte Eyken drängend.

„Mau“, erwiderte der Flame kurz.

„Einsteigen!“ rief Eyken. „Ich bin nicht starrsinnig. Wir fahren sofort zurück. Zum Novizen setzte er hinzu: „Umkehren!“

„Tol agada!“ wiederholte der Junge zum Fahrer. Dieser stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, und ehe noch der Flame richtig Platz genommen hatte, wendete er den Wagen.

Nach wenigen Minuten kamen sie zu einer über einen Bach führenden Brücke. Diese war zuerst noch völlig frei gewesen, doch jetzt lagen Holzstämme über der Fahrbahn

„Heraus“, brüllte Vanhoven, „schnell die Hölzer weg!“

Blitzartig sprangen die Männer auf die Straße und packten zu. Auch die beiden Koreaner versuchten zu helfen. Sie hatten aber noch nicht einen einzigen Stamm beiseite schaffen können, als zu beiden Seiten der Straße und an beiden Brückenenden bewaffnete Männer auftauchten. Einige von ihnen trugen rote Armbinden.

„Kongbi!“ schrie der Fahrer und hob die Hände hoch. Der Novize begann zu zittern, blieb aber stumm.

„Verdammt, daß wir keine Waffen haben“, meinte Krall grimmig. „Diese Kongs schnappen uns jetzt wie Feldhühner..“

„Ruhig bleiben und abwarten“, sagte Eyken halblaut. „Die Burschen werden gleich mit uns reden!“

Die Kongbi Leute kamen von allen Seiten heran und bildeten einen Ring. Es waren etwa zwanzig Männer. Alle waren bewaffnet, einige von ihnen trugen russische Maschinenpistolen. Sie hatten Zivilkleidung an, die zum Teil bereits Lumpen glich. Der Anführer, der auf die Eingeschlossenen zutrat, hatte eine Kappe mit einem verbogenen roten Blechstern an der Stirnfront.

„Kohyang i ode ibnika! „bellte der Führer der Rotte und zielte mit der MPi auf Eykens Bauch.

Der Novize gab Antwort und erklärte Eyken: „Er fragt, woher wir kommen!“

„Mi guk ui?“

„Er fragt, ob ihr Amerikaner seid?“

Eyken schüttelte den Kopf. „Sage dem Häuptling, daß wir Europäer aus neutralen Ländern sind!“

Wieder übersetzte der Novize. Jetzt wandte sich der Anführer an einen nahe stehenden Kongbi Mann. Dieser verstand Englisch und bestätigte die von dem Buddhajünger gegebene Antwort.

„Gatchiga!“

„Mitkommen“, sagte der englischsprechende Kongbi Mann.

Eyken protestierte. Sofort hoben die Kongbi Leute die Waffen und zielten mit finsternen Mienen.

„Also gut“, wandte sich Eyken an die Kameraden. „Machen wir gute Miene zum bösen Spiel und laßt uns vorerst brave Bübchen spielen. Irgendwie werden wir schon wieder aus diesem Schlamassel herauskommen...“

„Können wir unser Gepäck aus dem Wagen nehmen?“ fragte Krall den englischsprechenden Partisanen.

Der Angesprochene fragte den Anführer, der zustimmend nickte. Dann gab er einigen seiner Leute einen kurzen Befehl.

Sofort stürzten sich einige Männer auf die ruhig Dastehenden und begannen sie abzutasten und nach Waffen zu durchsuchen. Als sie nichts fanden, zeigte der Führer Zufriedenheit. Dann ließ er sich die weggenommenen Pässe mit dem Herkunftsland übersetzen und diese wieder zurückgeben. Dann winkte er mehrmals mit der Hand und deutete Eile an.

Die Männer holten rasch das Gepäck aus dem Wagen. Kaum hatten sie es in Händen, als sie schon angetrieben wurden, einigen vorausgehenden Partisanen zu folgen. Auch der Novize wurde ihnen zugesellt.

Jetzt begann der Fahrer zu zetern. Er mußte in seinen Wagen zurück. Drei Partisanen sprangen hinein, und auf einen Befehl des Anführers fuhr er mit den neuen Insassen los. Eine Staubwolke aufwirbelnd, verschwand er.

Der Novize machte ein Gesicht voll Demut und Entsagung, während sich die vier Männer ernst ansahen. Dann begannen sie mit der Horde zu

marschieren. Sie blieben nicht lange auf der Straße. Nach einer Weile schlugen sie sich am linken Straßenrand in die Büsche und folgten schmalen Talwegen in das ansteigende Bergland hinein. Kein Wort fiel. Schweigsam ging es Stunde um Stunde, nur von kurzen Rastzeiten unterbrochen, einem Ziele zu, das zweifelsohne ein Schlupfwinkel der Kongbi war.

Die umliegenden Berghänge waren mit Buschwald bewachsen, die meisten schütter stehenden Bäume erreichten nur eine geringe Höhe. Der größte Teil der Gewächse glich der europäischen Flora, nur verschiedene Nadelbäume zeigten sich in mancherlei Abarten. Obwohl es hier viele Tiere aller Art geben mußte, gab es kein Anzeichen tierischen Lebens. Von Vögeln gab es nur Elstern zu sehen, die oft knapp über die Köpfe der Marschierenden hinwegstrichen.

Es gab den ganzen Tag nichts zu essen. Erst gegen Abend hielt der Trupp mit den Gefangenen vor drei verstreut liegenden kleinen Bauernhäusern, deren Bewohner geflohen waren. Hier floß ein klares Wassergerinnsel den Hang hinab, und die Männer löschten ihren Durst. Danach gab es für jeden Mann eine Handvoll Reis. Den Koreanern schien die Ration zu genügen, doch die Gefangenen verspürten nachher noch immer Hunger, schwiegen aber.

Nach dem Essen traten die vier Männer unter Aufsicht noch aus, dann wurden sie in eines der Häuser getrieben. Vor dem Eingang hockten vier Partisanen. Unter ihnen war der englischsprechende Kongbi Mann, der nach einer Weile auf den gestampften Boden deutete: „Schlafen!“

„Diese Tempelfahrt trotz Warnung der Polizei war eine Schnapsidee“, brummte Hellfeldt und lehnte sich mit seinem Gepäck als Rückenlehne an die Wand. Krall und Vanhoven taten dasselbe

„Ich bekenne den Fehler ein“, sagte Eyken zerknirscht. „Irgendwann macht jeder einmal Mist!“ Er wandte sich an den Kongbi Mann: „Kannst du uns sagen, weshalb wir als Gefangene behandelt werden?“

Der Angeredete sah von seinem Hocksitz auf. „Ihr seid Fremde und wahrscheinlich Volksfeinde. Ihr werdet in unser Hauptlager gebracht, und dort wird der Kommandant entscheiden, was mit euch geschieht.“

„Warum entscheidet nicht euer Anführer?“

„Wir bringen alle Gefangenen in die Berge“, kam es zurück. „Manches Mal machen wir keine Gefangenen, sondern erschießen die Faschisten gleich an Ort und Stelle...“

„Ihr seid nette Leute“, meinte Krall ironisch. „Aber wer sagt, daß alle, die nicht in den Bergen hausen, Faschisten sind?“

„Wer dem großen Führer Kim Il Sung nicht folgt, ist ein Faschist“, sagte der Mann stur. „Kim Il Sung ist der große Vater, der vom Volke Heißgeliebte, der große Heerführer der Volksarmee, der neue, der neue...“ stotterte er und wußte nicht weiter.

„Dann sind die Russen auch Faschisten“, bohrte Krall weiter, „denn diese folgen Stalin und nicht Kim Il Sung!“

Der Kongbi Mann sah den Hamburger mit offenem Mund an und glotzte.

„Wie heißt du?“ fragte Krall, um ihn abzulenken.

Das bereits zu einer Grimasse verzerrte Gesicht des Kongbi Mannes entspannte sich. „Young Chul“, gab er zur Antwort, setzte aber gleich unwillig hinzu:

„Warum willst du das wissen?“

„Weil du ein kluger Mann bist, der auch eine Fremdsprache beherrscht. Deshalb wirst du auch wissen, daß wir aus neutralen Ländern kommen und daß kein Grund besteht, uns festzuhalten. Wir sind nur Touristen, verstehst du?“

„Erzähle das dem Kommandanten im Lager, wenn ihr verhört werdet. Vielleicht läßt er euch nicht erschießen. Ich weiß es jedenfalls nicht.“

„Laß es sein“, mahnte Eyken halblaut den Hamburger auf deutsch. „Es hat keinen Zweck, mit einem Strohkopf zu palavern. Wenn geredet werden muß, dann nur mit dem Häuptling der Bande. Inzwischen werden wir die Ohren steifhalten, um bei Gelegenheit türmen zu können!“

* * *

Die Nacht verging. Am Morgen lag dichter Nebel in den Tälern, und die erwachenden Männer fröstelten. Zum Frühstück gab es nur heißen Tee und nichts zu essen. Dann wurde sofort aufgebrochen, und in einer langen Reihe, einer hinter dem anderen, ging der Marsch weiter. Diesmal schnatterten die Männer unterwegs. Das war ein Anzeichen, daß sie bereits in die Partisanenregion kamen und die Kongbi keine Militärstreife mehr befürchteten.

Hellfeldt war der erste der hintereinander gehenden Gefangenen. Er tat ziemlich gleichgültig und besah sich am Wege die Pflanzen, die sein Interesse in Anspruch nahmen. Hin und wieder zeigte er, sich umwendend,

den Gefährten Blumen und Blätterformen mit der Erklärung: „Wie bei mir daheim im Wienerwald!“

Nach einer Weile deutete er auf einen Baum. „Seht hier eine Eichenart. Die Blätter sind etwas kleiner und fransiger. Es ist schön hier.“ Er atmete tief die würzige Waldluft ein. „Schon die Landstraßen haben mich an die Heimat erinnert, als wir unterwegs überall ununterbrochene Cosmeenreihen in Weiß, Rot und Rosa Tönen sahen. Es ist wie in der österreichischen Wachau. Nur sind diese Blumen hier größer und kräftiger in den Farben.“

„Sieh dir nur gut das Grünzeug an“, spöttelte Krall. „Später kannst du über die Flora Koreas ein Buch schreiben...“

Hellfeldt sagte nichts mehr. Sein Sinn für Humor war erloschen.

Zu Mittag erreichte der Trupp nach einem mühsamen Marsch über holprige Wege das Lager der Kongbi. Dieses bestand aus einer Anzahl kleiner Hütten und Holzgestelle, die nur mit Gras oder vereinzelt mit Planen gedeckt waren. Alle diese Anwesen standen unter Laubkronen der nicht allzu hohen Bäume. Die Kongbi hatten also bereits Unterricht über Tarnung gegen Luftbeobachtung erhalten. In dieser großen Talsohle gab es auch Wasser und an den nahen Hängen Reisfelder. Einige Bäume im nahen Umkreis trugen in den Kronen Beobachtungsstände.

Als der Partisanentrupp mit den Gefangenen eintraf, liefen die Leute des Lagers neugierig zusammen. Unter ihnen waren auch einige Frauen zu sehen. Die Blicke, welche den Gefangenen zugeworfen wurden, waren meist feindselig und nur in wenigen Fällen gleichgültig. Die Kleidung der Leute war durchwegs stark abgenützt, ihre Gesichter mager, doch der Zustand ihrer Waffen, die sie teilweise auch im Lager trugen, war gut. Von Uniformen konnte keine Rede sein, doch trugen sie alle rote Armbinden.

Der Anführer ließ seinen zum Stehen gekommenen Trupp warten und verschwand in einer größeren Hütte, um sich beim Lagerkommandanten zu melden. Dann kam er wieder in Begleitung eines Mannes heraus, der als einziger eine einfache Uniform trug und an den Kragenenden einen roten Stern als Rangabzeichen befestigt hatte. Auf seinem Kopf saß eine alte Schirmmütze. Sein Gesicht war etwas runzelig, und in tief liegenden Augenhöhlen glühten fanatische Augen. Beide Männer gingen auf die Gefangenen zu, um die sich bereits ein dichter Kreis von Gaffern gebildet hatte. „Ihr seid Amerikaner?“ fragte der Lagerkommandant in einem leidlich guten Englisch.

„Nein“, erwiderte Eyken als Sprecher und wies auf ihre Paßländer hin. „Wir sind auf der Durchreise und benützen einige Tage, um die Schönheiten dieses Landes zu sehen. Wir verlangen sofort, freigelassen zu werden!“

Der Anführer der Überfallshorde lachte, wurde jedoch vom Lagerkommandanten zur Ruhe ermahnt. Der Zurechtgewiesene zuckte mit den Achseln. „Ihr seid keine Kommunisten und daher Faschisten.“

Der Kommandant musterte die Gefangenen, dann sagte er: „Wenn ich euch freilasse, dann erfährt die Polizei oder das Militär alles, was ihr bisher gesehen habt. Ich muß also überlegen, ob ihr noch von Nutzen sein könnt, dann bleibt ihr als Gefangene bis auf weiteres hier. Ansonsten...“ Er machte ein Zeichen des Schießens und schnalzte dabei. Erklärend fügte er noch hinzu: „Wir können keine unnützen Esser brauchen!“

„Wenn wir nicht zurückkehren können, wird man nach uns suchen“, meinte Eyken. „Die Polizei in Jinju hat uns bei der Ausfahrt aus der Stadt kontrolliert!“

Jetzt lachte der Guerillaführer. „Hierher kommt keine Polizei und kein Militär. Ihr müßt so lange bleiben, bis der große Führer Kim Il Sung das Land von Kapitalisten und Faschisten befreit hat.“

Vielleicht ist er dann gnädig und läßt euch gehen. Es sind noch andere Gefangene hier im Lager, die ebenso warten müssen. Gebt Ruhe und seid froh, daß ich euch nicht erschießen lasse! Wir haben genug Munition, aber zu wenig Reis. Versucht auch nicht zu fliehen! Es ist zwecklos. Die Wachen schießen scharf, verstanden! „Er machte ein grimmiges Gesicht und wandte sich dann zu seinem Unterführer, wobei er auf den jungen Buddhisten zeigte und einige Worte schrie

Sofort packten einige in der Nähe stehende Männer den Jungen und schleppten ihn trotz seinem Geschrei fort.

„Was geschieht mit dem Jungen?“ fragte Eyken den Guerillaführer, der gerade weggehen wollte.

„Er wird Soldat der Volksarmee“, versetzte der Gefragte kurz. „Aber jetzt weg mit euch! Ihr kommt in die Hütte zu den anderen Gefangenen. Los, vorwärts!“

Einige Partisanen drängten die vier Männer zu einer Hütte hin, die ebenfalls unter Bäumen stand und vor der zwei Weiße im Freien lagen. Als sie bemerkten, daß sie Zuzug bekamen, standen sie neugierig auf.

„Bless my soul“, rief ein schlaksiger Mann mit einem Bürstenhaarschnitt, der schon überlang war. Bartstoppeln im Gesicht ließen ihn wie einen

Tramp aussehen, ähnlich den Neuankömmlingen. Neben ihm lehnte sich ein blasser, etwas älterer Mann an die Hauswand, die aus Balken und Erdverputz bestand.

„Wer seid ihr?“ wollte der Schlaksige wissen.

„Switzerland, Danmark und Belgium“, erwiderte Eyken laut, um gut von Young Chul verstanden zu werden, der ebenfalls mitgekommen war. „Und ihr?“ „Der Lange machte eine theatralische Verbeugung. „Howard Mills von der US Army, meine Herren! Vor wenigen Tagen noch Leutnant, jetzt aber ein Staubkorn unter den Füßen des großen Kim Il Sung.“ Er schielte dabei zu Young Chul hinüber und grinste. „Sie können mich hier einfach Howie rufen. Und hier neben mir ist Miroslav Vrána. Er stammt aus Prag. Ich rufe ihn immer Miro.“

Der Genannte nickte dazu. Er war ein untersetzter Mann, der eisengraue Haare hatte und einen schmalen Mund.

Eyken nannte die Namen der Gefährten und den eigenen. „Also kam Vrána zuerst hierher?“ Er sah den Amerikaner an.

„Ich bin fast einen Monat hier“, gab der Prager selbst zur Antwort. Man hat mich aus einem Autobus herausgeholt und als Geisel mitgenommen. Die mitfahrenden Koreaner wurden umgebracht. Und damit bin ich so richtig vom Regen in die Traufe gekommen.

Ich bin von Prag weg, weil ich schon rechtzeitig die kommunistische Machtübernahme in meinem Land gerochen habe. Dafür haben mich die Guerilla geschnappt. „Er fluchte auf deutsch: Himmel Herrgott!“

„Was spricht ihr für eine Sprache?“ fiel Young Chul ein und machte ein böses Gesicht, weil der Prager deutsch gesprochen hatte.

„Drž hubu! Halte das Maul“, bekam er auf tschechisch zu hören. Wieder glotzte der Guerilla.

„Wo wurdest du erwischt?“ fragte Krall den Amerikaner.

Mills zog die Nase kraus. „Ich war in meiner Freizeit außerhalb von Pusan, und da kamen die Kongbi über mich, als ich mich mit einer kleinen Koreanerin in die Büsche schlagen wollte. Dabei wollte die Kleine gar nicht... Aber sie haben mich nicht umgebracht, weil ich ein gutes Austauschobjekt bin. Ouh, ich habe mich da in einen verdammten Mist gesetzt, ouuuuh!“ Er zeigte eine bittere Miene, die aber schnell wieder verschwand. „Dann haben wir noch einen Kranken in der Hütte. Einen Japaner!“

„Keine Koreaner?“

„Nicht als Gefangene. Die Kongbi haben junge Männer hierher verschleppt und zwingen sie, als Partisanen zu kämpfen. Dann haben sie Frauen hier zum Kochen und für kleinere Hilfsdienste. Ansonsten bringen sie die Koreaner um, weil sie als Faschisten bezeichnet werden.“

Young Chul hörte zu, sagte aber nichts. Er stellte sich taub und schlenderte einige Schritte weg. Zwei Bewaffnete hockten noch unter einem nahen Baum, um die Neuen im Auge zu behalten. Sie verstanden keine Fremdsprache. „Es sieht also nicht besonders erfreulich aus“, meinte jetzt Hellfeldt. „Von hier kommen wir nicht allzu leicht weg.“

„Vorsicht“, mahnte der Amerikaner. „Wenn die Boys hier solche Gedanken hören, haben sie gleich den Finger am Drücker ihrer Waffen. Sie riskieren es nicht, daß jemand von hier verschwinden kann.“

„Schön“, brummte der Wiener. Dann meditieren wir den ganzen lieben Tag wie brave Yogaschüler, bis die guten Kongbi hier glauben, wir dächten an nichts mehr als nur an Nirwana.“

„Well“, meinte Mills trocken. „In einer Woche werdet ihr weniger gut gelaunt sein als jetzt. Hier ist eine rauhaarige Bande!“

„Von guter Laune keine Spur“, widersprach Hellfeldt. „Aber man wird doch noch Rezepte verkaufen dürfen, he?“

„Was fehlt dem Japaner?“ fragte Eyken dazwischen.

„Der Japs hat seit zwei Tagen Fieber“, sagte Mills. „Aber keine Anzeichen einer bestimmten Krankheit. Hallo da ist er ja! In der schmalen Türöffnung stand jetzt ein kleiner Mann, dessen Hautfarbe fahlgelb aussah. Seine Augen hatten einen leichten fiebrigen Glanz. Erstaunt musterte er die Ankömmlinge. Dann verbeugte er sich und legte die Hände vorn an die Oberschenkel. „Irásshaimase! „Dann nochmals auf englisch: „Herzlich willkommen!“ Ein belustigtes Lächeln umspielte seinen dünnlippigen Mund. „Ich habe zuerst in der Sprache meiner Heimat begrüßt. Ich habe alles gehört, was bisher gesprochen wurde. Ich heiße Sato Kitagiri und war ein Rikugún táii in der japanischen Armee. Also Hauptmann. Ich hatte geschäftlich in Korea zu tun und wurde ebenfalls bei einem Überfall auf einen Autobus gefangen. Jetzt sind wir schon sieben Gefangene der Kongbi im Mont Chiri Gebiet. Das ist hier Guerillaland!“

„Trotz den widrigen Umständen dieser Begegnung freut es uns sehr, einen tapferen Offizier der japanischen Armee kennenzulernen.“ Eyken war um ein Lächeln bemüht. „Anderswo wäre mir allerdings eine solche Begegnung lieber gewesen.“

Der Japaner fletschte freundlich die Zähne. „Auch ich würde einen anderen Ort vorziehen. Vielleicht lassen uns die Kongbi bald laufen, weil sie wenig zu essen haben oder“, er bleckte breit, „sie massakrieren uns.“

„Wohl mit der Katjuschka, der russischen MPI, tack, tack, tack“, meinte Eyken mit einer begleitenden Geste.

„Wir bezahlen jetzt die Zeche“, warf Mills ein, „weil der große Narr Frankie Roosevelt dem guten alten Onkel Stalin die halbe Welt zum Fraß vorgeworfen hat. O damned fool Frankie, bleib in der Hölle, wo du hingehörst!“

„Es ist merkwürdig“, meinte Krall, „daß ein Amerikaner den Sieg über die Krauts zu bedauern scheint. Denn noch vor nicht allzu langer Zeit waren doch die Johnnies und Teddies aus Iowa, Alabama, Colorado, Missouri und Texas oder von sonstwo her alle begierig, dem guten alten Onkel Joe zu helfen und die damned huns auszulöschen. Oder nicht?“

Mills sah die Neuankömmlinge der Reihe nach an. „Habt ihr noch nie etwas von Propaganda und Gehirnwäsche gehört? Der alte Frankie hat ganz Amerika mit seiner Gehirnkrankheit berieselt, bis unsere Leute alle glaubten, daß Stalin der Santa Claus sei und die Germans kinderfressende Hunnen!“

„Und wie seid ihr denn daraufgekommen, daß eure Boys für Frankies faustdicke Lügen und für den Landhunger des guten Onkels im Kreml geblutet haben?“ fragte Krall weiter.

„By satans witch“, fluchte der Leutnant, „darauf sind noch nicht viele Leute gekommen. Wer aber noch etwas eigenes Gehirnschmalz behalten hat, kann überall in der Welt sehen, wie die Dinge weiterlaufen. Viele meiner comrades in gods own country kriechen noch herum wie Kätzchen am ersten Tage nach ihrer Geburt. Die begreifen noch nicht, warum man unseren fähigen General Patton umgelegt hat. Dabei hatte der Mann mit seiner Meinung recht!“

„Du hast ein respektables Köpfchen“, meinte der Hamburger. „Wir kennen nämlich auch die Geschichte um den General Patton. Er wußte, um was es ging!“

„Ouh“, grinste Mills. „Dann ist ja alles okay! Wir werden schnell eine gute Familie sein. Ihr werdet auch mit dem Japs und dem Prager zurechtkommen. Wie ist das bei euch, Vrána und Kitagiri, he?“

Der Japaner verneigte sich wieder höflich, der Prager nickte. Der Amerikaner machte eine weitausholende Handbewegung: „Nehmt doch

Platz, Gentlemen, überall ist Erde frei zum Sitzen!“

Plötzlich kam der Unterführer mit Young Chul. Barsch forderte er durch den Übersetzer auf, die Gepäckstücke auszuleeren.

Eyken protestierte heftig, doch auf einen Wink standen die Posten von ihren Sitzen auf und schlugen ihre Waffen an. Mit grimmigen Mienen kamen die vier Männer der Aufforderung nach. Eyken zog auch den Rock aus und warf ihn vor die Füße des Amerikaners, dann öffnete er umständlich sein Gepäckstück. Seine Gefährten taten dasselbe.

Während der Unterführer in den Sachen wühlte, legte sich Mills auf den Boden, Eykens Rock unter sich. Mit geradezu aufreizender Langeweile sah er dem Treiben zu.

In wenigen Minuten waren die Männer ihre Wäsche los. Der Hordenführer suchte für sich einige der besten Stücke aus, den Rest warf er in die Arme von Young Chul und sandte ihn damit weg. Für das Waschzeug zeigte er kein Interesse, er ließ sogar die Handtücher liegen. Dagegen behielt er einen Spiegel und zwei Taschenmesser, die er beim Abtasten der Röcke fand. Eykens Rock übersah er. Er gab die Pässe zurück, die er aus den Innentaschen gezogen hatte, ebenso die Brieftaschen, nachdem er die Geldscheine herausgenommen hatte. Dann lachte er höhnisch und ging mit seiner Beute davon.

„Intelligent ist der Bursche nicht“, grinste der Amerikaner. „Den Rock von Mr. Eyken hat er vergessen, haha!“

„Du bist ein cleverer Boy, Howie!“, dankte Eyken. „Du hast blitzartig begriffen und unsere Reisekasse gerettet! Damit haben wir immer noch Hoffnung, irgendeinmal wieder weiterkommen zu können. Was der Halunke von den Kameraden erbeutet hat, ist schmerzlich, aber zur Not erträglich. Nochmals Dank, Howie!“

„Nicht so viele Worte“, wehrte der Leutnant bescheiden ab. Er schielte dabei zu den Posten hin, die sich wieder abwandten und auf ihrem alten Platz niederhockten. „Ich würde empfehlen, die Brieftasche in der Hütte zu verstecken. Sicher ist sicher!“

„Wird sofort gemacht“, sagte Eyken. Zusammen mit Mills verschwand er in der Hütte und kam nach wenigen Minuten mit diesem wieder heraus. Zu seinen Gefährten erklärte er: „Wir haben ein halbwegs sicheres Versteck unter dem Dach gefunden. Abends legen wir unsere Pässe dazu!“

Nun begannen die ersten Tage zu vergehen. Die Hütte für die Gefangenen war klein, doch fanden alle Männer leidlich Platz. Unangenehm war der

Hunger, der sie quälte.

Zuerst redeten die Männer über die Möglichkeiten zur Flucht. Mills warnte, nichts zu überstürzen. Kitagiri schloß sich der Meinung Howies an, während Vrána schweigsam blieb. Der Japaner wies dann noch darauf hin, daß die Wachen besonders in der ersten Zeit scharf aufpassen würden. Man müsse Geduld aufbringen und jeden Verdacht auf Flucht einzuschläfern versuchen.

An einem Abend fragte Hellfeldt den Prager, weshalb er meist so wortkarg sei.

„Ich denke viel an daheim“, gab Vrána zurück. „Der Demokrat Fierlinger hat den Kommunisten zur Macht mit einer Volksdemokratie verholfen. Über kurz oder lang werden wohl alle Demokratien diesen Weg gehen. Und die Russen werden sich für eine lange Zeit festsetzen. Meine Landsleute haben sich kein Glück eingekauft.“

„Die Tschechen wollten doch zu einem Großreich mit den Russen kommen“, meinte der Wiener. „Ich erinnere mich an eine Geschichtsnotiz, derzufolge im Jahre 1912 der tschechische Abgeordnete Kramar im österreichischen Reichstag ausrief, die Tschechen sehnten den Tag herbei, an dem sie mit den slawischen Brüdern zu einem Großreich mit der Hauptstadt Petersburg vereinigt werden. So oder ähnlich sprach er. Stimmt das nicht?“

„Ich kenne diese verdammten Sehnsüchte“, gab Vrána zurück. „Wenn Kramar damals gewußt hätte, was auf uns zukommt, hätte er sich lieber die Zunge abgebissen, als solche Wünsche zu äußern. Es ist schade, daß uns die Deutschen nicht immer richtig behandelt haben, als wir ein Protektorat wurden.“ Er sah Hellfeldt unsicher an, dann aber sagte er noch: „Ich war als ganz junger Mensch Angehöriger der Legion. Und als in Rußland die Bolschewiken nach der Macht griffen, kämpfte die Legion zusammen mit den antibolschewistischen Kräften des Generals Brussilow gegen die roten Horden. Damals intervenierten die USA, und wir mußten die Offensive abbrechen. Zu dieser Zeit lebte noch der Zar und hätte gerettet werden können. Aber die Hochfinanz in der Wallstreet hatte die rote Revolution mit Millionen von Dollars finanziert und duldete keine Störung ihrer Pläne. Nach dem Kriege kam es während der Regierung von Masaryk zu einem Putsch rechtsgerichteter Kräfte, zu denen auch die Legion als patriotische Organisation zählte. Das Unternehmen unter der Führung von Gajda schlug fehl. Dann kamen die Spannungen mit den Deutschen, und Hacha mußte

einer Protektoratsbildung zustimmen. Nachher kamen die Deutschen und verhafteten die nationalen Legionäre, welche der eigentliche antikommunistische Kern waren. Man hat damals die Verhältnisse falsch beurteilt. So wurden sie ebenfalls in den Widerstand getrieben.“

„Und wie war das mit den Exzessen, die bei der Beendigung der Kämpfe im Jahre 1945 stattfanden und mit zahllosen Morden und unmenschlichen Vertreibungen endeten?“ fragte Hellfeldt hart.

Vrána verkniff den Mund. „Das waren die Kommunisten! Sie haben schließlich das ganze Volk aufgewiegelt, und nun muß das Volk die Zeche bezahlen. Wir haben die Deutschen gegen uns und werden unter einer bolschewistischen Unterdrückung leben müssen. Wir sind in der Zange.“

„Eine späte Einsicht“, meinte der Wiener. „Mit dem Traum vom Slawenreich seid ihr die Opfer einer gezielten Geschichtsfälschung geworden!“

„Wie meinst du das?“ fragte Vrána in der Tonart einer Gefangenenkameraderie.

„Weil die Tschechen keine Slawen sind, wenn man sie volkstumsmäßig betrachtet. Die Bevölkerung des böhmischen Raumes bestand aus germanischen Stämmen, den Quaden, Markomannen und anderen. An ihrer Abwehr brachen alle römischen Vorstöße zusammen. Auch die römische Christianisierung schlug fehl. So kamen mit dem Einverständnis von Rom Mönche aus Bulgarien nach Böhmen und lehrten den überwiegend germanischen Bewohnern des Landes mit einer unendlichen Geduld Zug um Zug die glagolitische Kunstsprache, wie sie von den bulgarischen Glagolitenmönchen der Ostkirche benützt wurde. Dieses im Mittelalter gelegte Sprachen Ei wurde dann im Verlaufe der Jahrhunderte zu einer sogenannten slawischen Sprache, dem Tschechischen, erhoben. Dazu kommt noch die Fehldeutung des Wortes Slawen, die aus einem Übersetzungsfehler entstand. Die Kirche im christianisierten Germanien nannte die noch als heidnisch bezeichneten Ostgermanen mit dem lateinischen Wort Sclavi. Im Laufe der Zeit entstand daraus der Name Slawen. Damit wurde ein politischer Begriff gebildet, der das Phantasieprodukt einer slawischen Völkerfamilie zu einer geschichtlichen Tatsache werden ließ. Die Tschechen und der größte Teil der Polen wurden durch eine gezielte Lüge geistig entgermanisiert und als antideutsche Puffervölker erzogen. Hier liegt die große Tragödie der zwei den Deutschen künstlich entfremdeten Völker!“

Vrána hatte große Augen bekommen und starrte den Wiener an. „Das hat uns noch niemand gesagt“, stieß er überrascht hervor.

„Das glaube ich gern“, sagte Hellfeldt ruhig. „Ich habe ja zuvor erklärt, daß es sich hier um eine künstliche Veränderung eines Volksbewußtseins handelt. Die Schuldigen dieses politischen Frevels haben alle Ursache, die Wahrheit zu unterdrücken und zu verschweigen.“

„Wenn das stimmt, dann bekommt die Politik der nahen Zukunft ein neues Gesicht“, versetzte der Prager.

„Wenn wir heil aus diesem Schlamassel herauskommen, werde ich dir beim Quellenstudium behilflich sein“, versprach Hellfeldt. „Du wirst dann bestätigt finden, daß ihr euch zu einem Brudermord habt aufhetzen lassen.“

Vrána zeigte sich sehr nachdenklich. Etwas leise sagte er dann: „Ich werde mich mit Geschichte befassen, wenn ich von hier wegkomme. Wenn es gelingt, den böhmischen Raum wieder in eine einheitliche mitteleuropäische Gemeinschaft zurückzuführen, dann löst sich auch die politische Verkrampfung, welche durch so tief einschneidende Manipulationen zustande kam. Werden die Deutschen, nach all dem, was geschah, für eine Neuorientierung zu haben sein?“

„Wo ein echter Wille vorhanden ist, wird immer ein Weg sein“, versetzte Hellfeldt. „Ein revolutionärer Schritt in Tatsachen hinein hat immer eigene Gesetze!“

Aus Tagen waren Wochen geworden. Sehr ausführliche politische Gespräche hatten sich totgelaufen, und langsam gewann die Langeweile Oberhand. Ein Versuch, Koreanisch zu lernen, scheiterte, weil Young Chul wenig Lust zeigte, Lernhilfe zu geben.

So kam das Jahr 1949 heran. Nachrichten aus der Welt gelangten nicht zu den Gefangenen. Die Kongbi hatten wohl einen Nachrichtenempfänger, doch außer dem Kommandanten Yi Hyonsang und seinen Unterführern erfuhr niemand Näheres von dem, was in der Außenwelt vorging. Einige Male hatte es Alarm gegeben, doch kam nichts dabei heraus. Er war auch kalt geworden, und das Berggebiet zeigte sich im Schneekleid.

Langsam wurden die Männer unruhig. Nur der Japaner zeigte etwas mehr Gleichmut. Hin und wieder sorgte Young Chul für eine kurze Abwechslung, wenn er zu einem kurzen Gespräch zur Auffrischung seiner Sprachkenntnisse kam. Er war auch etwas umgänglicher geworden, wenn nicht gerade einige Genossen in der Nähe waren.

Im März nahm bereits die Kälte ab, dafür aber wurde es im weiteren Umkreis des Lagers unruhiger. Einige Male gab es in weiter Ferne irgendwo Schießereien, die bald wieder aufhörten.

Young Chul wurde noch zutraulicher und berichtete sogar heimlich von kleinen Zusammenstößen zwischen den Kongbi und dem südkoreanischen Militär, das einige Male Vorstöße in das Gebiet des Mont Chiri versucht hatte, aber nicht weit gekommen war. Die Geländeschwierigkeiten kamen den Kongbi zu Hilfe. Eines Tages tauchten zwei Agenten aus dem Norden auf, die aus ihrer Operationsbasis in den umliegenden Städten geflüchtet waren. Sie waren, wie Young Chul nachher erzählte, Angehörige des nordkoreanischen Nachrichtendienstes Minzokbowisung. Bei dieser Gelegenheit erfuhren die Gefangenen, daß sich in den Provinzen Chollanamdo, Kyongsangnamdo sowie Chollapukto weitere Partisanenstützpunkte befanden. Die Minzokbowisung Leute palaverten zwei Tage mit Yi Hyon sang und setzten sich dann nach Norden ab.

Der April verging, und dann kamen die warmen Maitage. An einem Abend, als Young Chul in der Nähe war, winkte ihn Hellfeldt heran und nahm ihn beiseite. Er fragte ihn vorerst, was ihn zu den Kongbi getrieben habe.

Zuerst wußte Young Chul keine rechte Antwort zu geben. Etwas verworren erzählte er eine Geschichte, daß fremde Männer in sein Dorf gekommen seien und ihn sowie noch weitere junge Männer dazu überredet hätten, gegen böse Volksfeinde zu kämpfen, welche das Land ausplünderten und die Menschen zu Sklaven machen wollten. Die Fremden hätten lange auf die jungen Männer eingeredet, bis sich er und etliche andere entschlossen hätten, das Dorf zu verlassen und in die Berge zu gehen. Dann sah er sich vorsichtig um und meinte noch, daß er mittlerweile gar nicht so sicher sei, ob die fremden Propheten Marx und Leh nin im Recht seien.

Kim Il

Sung, der die kommunistische Lehre predige, lasse alle Menschen töten, die sich nicht zum Kommunismus bekennen wollen.

„Warum bleibst du dann bei Yi Hyong san und seiner Bande?“ fragte der Wiener weiter.

„Wohin sollte ich gehen?“ flüsterte der Koreaner ängstlich. „Wenn ich weglaufe, komme ich nicht weit. Bisher ist noch keiner aus den Bergen herausgekommen.“

„Möchtest du weg?“

Young Chul zog den Kopf ein und schwieg.

„Wenn du uns Waffen bringen könntest und aus dem Gebiet herausführen würdest, kämen wir durch. Wir können kämpfen!“

Entsetzt winkte der Koreaner ab. „Nein, nein, das geht nicht! Niemals würden wir durch den Ring der Wachen durchkommen. Ihr werdet alle sofort erschossen, und ich würde, falls ich nur verwundet werde, schrecklich gefoltert werden. Frage mich nicht mehr, wenn dir dein Leben lieb ist...“ Er schüttelte heftig den Kopf und rannte davon.

„Geduld bringt Rosen“, murmelte der Wiener halblaut vor sich hin. „Der Hase läuft noch davon, aber der Stachel sitzt schon...“

Nach und nach kam der Sommer.

An einem Abend tauchte Young Chul noch spät auf und erzählte, daß es im Lande zu schweren Kämpfen gekommen sei. Die Kongbi hätten bereits fünf Guerilla Korps im Einsatz, und bei den laufenden Gefechten seien bereits über tausend Polizisten und Soldaten getötet worden. Yi Hyong san wolle nun ebenfalls mit einem Großteil seiner Truppe aus den Bergen heraus zum Angriff übergehen. Dann zwinkerte er mit den Augen und enteilte.

Wenige Tage später zog Yi Hyong san tatsächlich mit dem Großteil seiner Horde ab. Im Lager blieb nur eine Wachabteilung zurück, die argwöhnischer als je zuvor über die Gefangenen wachte. Schon am ersten Tag nach dem Abmarsch der Kongbi kam der neue Lagerherr zusammen mit Young Chul und machte ein finsternes Gesicht. Barsch schrie er die Gefangenen an: „To mang ga da peng, peng! „Wer wegläuft, wird erschossen“, übersetzte der Dolmetsch und sah dann wie unbeteiligt in die Luft. Ohne weitere Worte zogen die beiden Koreaner wieder ab.

„Das hören wir schon bis zum Überdruß“, ärgerte sich Krall hinterher und ließ eine Fluchlitanei folgen.

Am gleichen Abend kam Young Chul wieder und wandte sich an Hellfeldt: „Der Lagerkommissar von Yi Hyong san ist ein scharfer Hund! Wir müssen noch eine Weile warten...“

„Wie meinst du das?“ Hellfeldts Frage klang gedehnt, und seine Miene zeigte Erstaunen. Der Koreaner aber legte nur einen Zeigefinger an die Lippen und lief wieder weg.

Nachher erzählte der Wiener den Gefährten von seiner Anbiederung an den Dolmetsch und dessen merkwürdiger Äußerung an diesem Abend.

„Das hört sich gut an“, meinte Kitagiri. „Wenn der Koreaner bereits unsicher für die Kongbi ist, dann haben wir schon viel gewonnen. Warten wir noch ab.“ Aber Young Chul hielt sich jetzt etwas zurück. Wieder rundeten sich Monate. Aus den Kampfzonen kamen Verwundete in das Lager zurück, und an deren Stelle zogen Gesunde als Ersatztrupps ab.

Im September berichtete der Dolmetsch, daß die Kongbi etwa hunderttausend Mann zählen sollen und daß bald Entscheidungen fallen würden. Er zeigte sich bedrückt und gab der Befürchtung Ausdruck, daß auch er bald in die Kampfzone müsse. Obwohl Yi Hyong san ihn ausdrücklich für die Gefangenen freigestellt habe, hätte der Daezang schon Andeutungen fallenlassen, daß Young Chul im Lager nicht mehr gebraucht würde. Zum Schluß meinte er noch:

„Wenn ich in die Kampfzone muß, dann seid ihr in Gefahr. Der Daezang ist ein Partisanenführer, er haßt euch und wird euch nachher wahrscheinlich umlegen. Zu Yi Hyong san wird er dann sagen, daß ihr auf der Flucht erschossen worden seid.“

Doch der Dolmetsch blieb. Vermutlich war die Furcht des Daezang vor Yi Hyong san doch noch größer als sein Haß auf die Fremden.

Die Gefangenen mußten in der Folgezeit sehr an sich halten, um ihre Reizbarkeit zu unterdrücken. Lustlos und finster kamen sie den ihnen übertragenen Lagerarbeiten nach. Zudem wurden sie andauernd von Hunger geplagt. Selbst der sonst stoische Japaner brütete oft grimmig vor sich hin.

Nach dem heißen Sommer folgte ein milder Herbst. Die Kämpfe gingen weiter, und immer mehr Verwundete füllten das Lager. Das zog sich Woche um Woche gleichmäßig dahin, und dann war auf einmal das Jahr 1950 da. Wenn jemand den Gefangenen bei diesem Jahreswechsel gesagt hätte, daß sie noch ein halbes Jahr im Lager sein würden, hätten sie alle Tobsuchtsanfälle erlitten. So aber ging die Zeit dahin in der steten Erwartung, daß die Entscheidungen in Kürze fallen würden.

Am 25. Juni aber schlug der hallende Gong des Krieges durch ganz Südkorea.

Um vier Uhr früh griffen die Soldaten der kommunistischen Volksarmee Nordkoreas überraschend die schwach besetzten Grenzlinien im Norden von Südkorea an und durchbrachen mit ihren Panzerkeilen die Front der Südkoreaner.

Im Lager herrschte jetzt helle Aufregung. Der Daezang erklärte sofort eine Anzahl kaum Geheilte als frontreif und setzte sie mit dem kleinen

Rest der Gesunden vom Fleck weg in Marsch.

Später am zu Ende gehenden Tag sahen die Gefangenen, wie unter viel Geschrei etwa zehn Männer in einer Reihe aufgestellt wurden. Unter ihnen war Young Chul. Vor der Reihe standen andere Männer und hatten ihre Waffen in Anschlag.

Kurz danach kam der Daezang aus seiner Hütte heraus, stellte sich vor die aufgestellten Leute hin und schrie in blinder Wut auf sie ein. In der Hand hielt er eine alte russische Nagan Pistole, mit der er in der Luft herumfuchtelte.

Zuerst hörten sich die Männer in der Reihe das Toben des Kommissars an, dann trat ein Mann aus der Front heraus und zeigte nach rückwärts.

Die Augen des Kommissars und der übrigen Männer folgten der angezeigten Richtung. Am Boden im Schatten eines Baumes lag ein Hirschtier. Dann redete der Sprecher aus der Reihe weiter auf den Daezang ein. Am Ende kam Gelächter auf. Auf einen Wink des Kommissars löste sich die Reihe auf, und zwei Männer trugen das erlegte Wild weg. Young Chul ließ sich erst am nächsten Tag blicken. Dann erzählte er, daß er mit einigen Männern am Vortag in den Wald gegangen sei, als sie hörten, daß alle waffenfähigen Männer binnen weniger Stunden abmarschieren sollten. So gingen sie einfach auf die Jagd und blieben tagsüber verschwunden. Darüber sei der Daezang so erbost gewesen, daß er die Männer als Deserteure erschießen lassen wollte. Zum Glück konnten sie ein Stück Wild erlegen und damit den Kommissar besänftigen, der letztlich selbst froh war, eine Kostaufbesserung zu bekommen

„Und wie steht die Kriegslage?“ fragte Eyken.

Young Chul wurde leiser, so daß die Männer enger zusammenrücken mußten, um ihn zu verstehen: „Kim Il Sung's Volksarmee hat gestern noch eine südkoreanische Division überrollt, die auf fünfzig Kilometer Breite verzweifelt Widerstand geleistet hatte. Die Kommunisten nahmen die Stadt Kaesong, und die Südkoreaner mußten sich an das Südufer des Imjin Flusses zurückziehen. Im Chunchon Gebiet griffen die Kommunisten die 6. südkoreanische Division an und nahm trotz heftigem Widerstand die Stadt Chunchon. Die Kongbi haben nun im Süden ebenfalls überall Ausfälle begonnen, operieren jetzt gegen die Nachschubwege des südkoreanischen Militärs und greifen kleinere Einheiten an.“ Er machte eine Kopfbewegung in das Lager, wo eine große Unruhe und Betriebsamkeit herrschte. Hastig sagte er: „Ich komme morgen früh mit neuen Nachrichten!“

„Jetzt heißt es scharf aufpassen“, wandte sich Eyken an die Gefährten. „Von einer Stunde zur anderen können sich für uns Möglichkeiten zum Entkommen abzeichnen!“

„Hoffentlich geht das dann gut“, klagte Vrána. „Ich komme immer vom Regen in die Traufe. Obwohl ich bei der Rechtsorganisation Vljaka war, Vljaka heißt Fahne, wurde ich mit vielen anderen Mitgliedern von den Deutschen nach dem Einmarsch verhaftet. Dabei wäre es nicht schwer gewesen, die nationalen Kräfte des Landes zur aktiven Bekämpfung des Bolschewismus zu gewinnen. Wir hatten immer die Worte unseres Historikers Patacky in den Ohren, der die Meinung vertrat, die Deutschen werden uns nicht auffressen, aber die Russen! Patacky war ein Hellseher. So lief ich nachher davon, als die kommunistische Machtergreifung in Prag begann. Dafür bin ich jetzt den Kongbi in die Hände gefallen, und wenn unsere gemeinsame Flucht schiefgeht, dann gnade uns vor den Rotarmisten des Kim Il Sung! Ich finde nirgends ein Loch, um mich verkriechen zu können und Ruhe zu haben...“ Verbittert wandte er sich ab Niemand gab Antwort. Nachdenklich blieben die Männer vor ihrer Hütte sitzen. Durch dieses schöne Land rasten jetzt die Furien des Krieges.

Die im Lager verbliebenen minder Einsatzfähigen verursachten ein Gesumme wie in einem Bienenhaus. Dann und wann hörte man den Kyongchal schelten, der andauernd am Nachrichtengerät saß und die Meldungen abhörte.

Young Chul kam erst gegen Mittag und berichtete das Neueste: „Die kommunistischen Truppen sind in Seoul eingedrungen! Starke Rudel russischer T 34 Panzer haben die südkoreanischen Kräfte durchstoßen, die über keine Panzer und keine schweren Waffen verfügen. Doch wäre soeben die Meldung gekommen, daß der amerikanische General MacArthur von seiner Regierung einen Eingreifbefehl bekommen habe. Ich unterrichte euch weiter! „Er rannte um das Haus herum und verdrückte sich

Der amerikanische Leutnant war blaß geworden. „By Jove, jetzt kann es mir an den Kragen gehen!...“

Eyken wiegte den Kopf und machte eine bedenkliche Miene. „Partisanen sind immer unberechenbar. Am schlimmsten sind die

Kommissare. Wenn der Dolmetsch kommt, soll Hellfeldt sofort mit ihm reden, ob wir ein Abhauen riskieren können.“

Am nächsten Tag blieb Young Chul aus. Das war ungewöhnlich. Am übernächsten Tag kam er dann gegen Abend herangehumpelt und hatte

einen Fuß verbunden. Auf Befragen erklärte er, daß er sich einen langen Dorn eingetreten hätte. Dabei aber zwinkerte er spitzbübisch mit den Augen.

„Selbstverstümmelung bedeutet Kriegsgericht! „Krall winkte warnend mit einem Zeigefinger. Hinterher lachte er dann, als er die jähe Angst des Koreaners bemerkte.

Jetzt mußte Hellfeldt dem Koreaner zureden, mit weiteren Nachrichten herauszurücken. Mit Mühe hatte ihn der Wiener zurückhalten können

„Der Daezang hat befohlen, daß an euch keine Nachrichten weitergegeben werden dürfen. Ich muß daher gleich wieder gehen, damit ich nicht in Verdacht komme. Wenn es aber finster wird, komme ich an die Rückwand des Hauses und werde durch das kleine Fenster das Wichtigste durchsagen. Also bis später! ...“

Er hielt Wort. Der Abend war schon ziemlich fortgeschritten, als an der Hausrückwand der Gefangenen ein Rascheln und Kratzen durch das Fenster drang. Sofort waren die Männer bei der kleinen Wandöffnung und starrten hinaus. Jetzt tauchte der Kopf des Koreaners auf, der aus einer Hockstellung hoch kam. „Wir haben jetzt in Korea einen richtigen Krieg“, flüsterte er. „Seoul ist gefallen! Die russischen Panzer haben alle Barrikaden niedergewalzt. Die Südkoreaner haben die Brücken über den Han Fluß gesprengt, welche den kleineren Südteil der Hauptstadt verbunden hatten. Vorgestern haben die siebente und die zweite südkoreanische Division bei einem überraschenden Gegenangriff die vierte Volksarmee Division geschlagen und damit kurz den Vorstoß auf die Stadt Taejon aufhalten können. Aber die letzten Meldungen, die gerade durchkamen, teilen mit, daß die Kommunisten den Han Fluß überquert haben und außer dem Kimpo Flugplatz auch die Ortschaften Pyongtaek, Chungju, Chechon, Yongwol und andere nehmen konnten. Nur bei Yongdungpo im Mapo Distrikt kamen die T34 Panzer nicht gegen den harten Widerstand am Südufer des Han an. Soweit für heute.“

„Warte noch einen Augenblick“, bat Hellfeldt, Mit hastigen Worten wies er auf ihre Befürchtungen wegen des amerikanischen Mitgefangenen hin und beschwor ihn, die Möglichkeiten einer raschen Flucht zu prüfen.

Trotz der Dunkelheit konnte man die blanke Angst im Gesicht des Koreaners sehen. Es bedurfte der ganzen Redekunst des Wiener, den Mann einigermaßen zu beruhigen. „Heute nacht nichts unternehmen“, bat Young

Chul. Ich werde horchen, wie die Lage hier in der Umgebung ist. Wir laufen sonst operierenden Kongbi Leuten in die Hände!“

„Du sagst, daß wir auf eine Horde auflaufen könnten. Soll das heißen, daß du mit uns kommst?“

„Du hast doch gesagt, ich möge mit euch kommen und euch führen! Ich hab ja nur die Wahl, dem Daezang euren Plan zu verraten oder mit euch zu laufen. Ich will aber nicht zum Daezang gehen, denn ihr seid immer gut zu mir gewesen. Und wenn ich euch gehen lasse und zurückbleibe, dann wird mich der Daezang sofort in einen Ameisenhaufen bis zum Kopf eingraben lassen, weil er mich für mitschuldig halten wird!“

„Dann ist alles klar“, sagte Hellfeldt zufrieden. „Du kommst mit uns und siehst zu, ob du einige Waffen bringen kannst! Wann kommst du wieder?“

„Ich werde versuchen, wenn möglich morgen bei Tag unter einem Vorwand für einige Minuten herkommen zu können. Wenn ihr nicht arbeitet, dann legt euch vor die Hütte und zeigt Gleichgültigkeit. Damit seid ihr am sichersten. Auf Wiedersehen! „Leise wie ein Dschungeltier huschte er fort.

Am nächsten Morgen wurden wieder Verwundete gebracht. Sie waren noch die halbe Nacht marschiert, um so bald wie möglich das Lager zu erreichen. Es waren etwa zwanzig Mann, die sich während des Marsches gegenseitig geholfen hatten. Sie hatten keinen einzigen Heilkundigen dabei. Schwerverletzte konnten sie nicht in das Berglager schaffen.

Bald danach kam der Daezang zu den Gefangenen, die gerade eine Arbeitspause hatten. Barsch fragte er, ob einer unter ihnen medizinische Kenntnisse hätte. Dabei zog er beim Anblick des Amerikaners die Augenbrauen zusammen. Young Chul, der als Dolmetscher neben ihm stand, wollte gerade Eykens verneinende Antwort übersetzen, als Wills vortrat und sich meldete.

Der Daezang machte große Augen. Dann nickte er kurz und befahl, der Leutnant möge ihm folgen.

Im Abgehen sprudelte Mills rasch hervor: „Jetzt bin ich für kurze Zeit sicherer, weil mich der Banditenantreiber braucht! Einen Verband kann fast jeder anlegen, und mehr wird kaum benötigt. Und wenn es um meinen Kopf geht, dann werde ich auf Teufel komm raus herumdoktern!“

So brachten die nächsten Stunden wieder mehr Betriebsamkeit

Young Chul kam unauffällig herangeschlendert und blieb vor dem Haus stehen, als die Gefangenen gerade ihr karges Mittagessen verzehrten.

„Krieg wird großes Feuer! Aus Japan kommen amerikanische Truppen nach Korea herüber. Ferner kommen Truppenabteilungen aus verschiedenen Ländern der Vereinten Nationen. Dann werden die Nordkoreaner auch bald Unterstützungen aus dem Ausland bekommen. Mittlerweile räumen die Südkoreaner das Südufer des Han Flusses. Sie ziehen sich jetzt auf die Suwon Linie zurück, nachdem sie auch Yongdungpo aufgeben mußten. Die Volksarmee Kim Il Sung drückt stark gegen Süden, und das große Übergewicht der russischen Panzer macht sich überall bemerkbar. Soweit die Lage.“

„Nicht sehr erfreulich“, sagte Kitagiri kurz. „Wenn wir nicht bald wegkommen, fressen uns die roten Wölfe!“

Jetzt begann Young Chul vor den Männern einige Schritte auf und ab zu gehen. Gleichzeitig sprach er hastig weiter: „Freunde von mir haben dem Daezang erklärt, daß die Verwundeten in einem Langhaus untergebracht werden sollten, da man sie einfacher betreuen könne. Dieses Langhaus wird daher gebaut. Morgen geht ihr mit einem kleinen Trupp in den Wald, um Bäume zu fällen. Ich werde auch dabeisein, weil niemand von dem Holzfällertrupp Englisch kann. Ich werde noch sehen, ob der Amerikaner auch zum Trupp kommt. Wenn es finster ist, werft euer Gepäck beim Hinterfenster hinaus. Ich werde es nachts holen und ein Stück vorausschaffen.“ Er machte ein verschmitztes Gesicht. „Oder wollt ihr vom Holzfällen wieder zurückkommen?“

„Wir werden gar nicht erst viele Bäume umhauen“, versetzte Krall. „Wenn wir einmal im Wald sind, dann empfehlen wir uns wortlos zusammen mit dir, mein Junge! Damit das gleich klar ist! Der koreanische Dolmetscher hob nur die Hand und ging. Vom Lager her hörte man den Daezang brüllen...“

XVII. BLUTENDE ERDE

Man kann sein Schicksal nicht ändern.
Keiner kann seine Tage zählen,
man muß sich abfinden.
Es wird geschehen, was die Vorsehung
bestimmt.“

Mozart

Ein diesiger Morgen war heraufgezogen, und an den Hängen des Mont Chiri hingen Nebelschwaden. Der Himmel war grau und ließ keine Schlüsse auf das kommende Tageswetter zu. Im Walde war es ruhig, und kein Vogelschrei durchdrang die drückende Stille.

Die Gefangenen waren bereits wach und angekleidet, als der Bewachungstrupp für das Arbeitskommando vor der Hütte erschien. Der Führer der Gruppe schrie in die Türöffnung hinein, hinter ihm übersetzte Young Chui: „Herauskommen!“

Der Rufer nickte zufrieden, als er die Gefangenen sofort herausstolpern sah. Er wies auf einige Beile und zwei Zugsägen und forderte sie über den Dolmetsch zum Aufheben der Geräte auf. Hinter ihm standen noch acht Männer, die mit russischen Maschinenpistolen und Gewehren bewaffnet waren. Im Hintergrund standen noch zwei Frauen, die längliche Körbe auf dem Kopf trugen, die zweifelsohne die kargen Verpflegungsrationen enthalten mußten.

Wieder sprach der Gruppenführer einige Worte zum Dolmetscher, der ebenfalls eine MPi umgehängt hatte.

„Der große Kommandant Bong Ok sagt“, Young Chui zwinkerte belustigt mit den Augen, „daß er bei einem Fluchtversuch sofort scharf schießen läßt. Und wer nicht genug arbeitet, bekommt nichts zu essen!“

„Die Erschießungsdrohungen sind schon reichlich langweilig“, bemerkte Krall und gähnte respektlos. „Diese Leier hängt uns schon beim Halse heraus! „Er hob eine der verrosteten Zugsägen hoch und betrachtete sie abschätzend.

Auf ein neuerliches Zeichen von Bong Ok ordnete sich die Gruppe zu einer Marschkolonne, deren Spitze der Gruppenführer selbst übernahm.

Als der Trupp in den Wald eindrang, begann der Himmel zu dröhnen. Dem Getöse nach zog ein großer Bomberpulk nordwärts. Die Kongbi Leute

zogen die Köpfe ein und lugten scheu in das heller werdende Grau des Himmels, ohne jedoch etwas ausmachen zu können. Als der Lärm abschwoll, zogen sie wieder langsam weiter.

„Die Vögelchen da oben bringen einen dicken Segen zu den nordkoreanischen Kommunisten“, sagte Mills und grinste. „Wenn die Bömbchen fallen, bleibt im Zielbereich kein Auge trocken! „

„Ch‘im muk!“ brüllte der Führer zurück.

„Ruhe!“ wiederholte Young Chui geduldig. Er verhielt seine Schritte bis er in der Gruppenmitte neben den Gefangenen war. Neben Hellfeldt gehend sprudelte er rasch hervor: „In den letzten Meldungen heißt es, daß aus Japan amerikanische Truppen herüberkommen. Auf dem Luftweg werden Truppenteile der achten US Armee von Itatsuke nach Pusan herübergebracht. Ferner hat die vierte Division der nordkoreanischen Volksarmee bei ihren Angriffen gegen die sich heftig wehrenden Südkoreaner mehr als zweitausend Mann verloren.“ Dann wandte er sich kurz an Mills: „Warum habt ihr Amis den Südkoreanern keine Panzer und schwere Waffen gegeben, wie es Stalin für Kim Il Sung getan hat?“ Vorwurfsvoll sah er den schlaksigen Leutnant an, der verlegen den Kopf abwandte. Als Antwort kam nur ein undeutliches Brummen zurück.

Der Marsch ging bergaufwärts. Gerade als die Gruppe zu einer kurzen Rast verhielt, donnerte eine neue Flugzeugstaffel nordwärts. Bong Ok drohte wütend mit der Faust gegen den Himmel.

Nach einem weiteren Marsch von wenigen hundert Metern ließ der Führer halten. Als er auf eine Gruppe von Bäumen wies, wußten die Gefangenen, daß das Ziel erreicht war.

Es gab da eine kleine Lichtung, und für Bong Ok schien der Ort eine leichtere Überwachung zu gewährleisten. Von hier aus konnte man dann die entlaubten Stämme trotz eines seitlichen Höhenanstieges ohne besondere Mühe bergabwärts ziehen.

Bong Ok gestattete keine Rast und forderte durch Gesten zur sofortigen Arbeit auf.

„Mich laust der Affe!“ wettete Krall halblaut. „Ich bin zu einem langen Spaziergang aufgebrochen, aber nicht zur Arbeit für diese Bande.“ Er sah den Dolmetscher neben sich stehen und fragte: „He, Freund, wann soll denn der Zauber losgehen?“

Young Chui verdrehte entsetzt die Augen. „Macht doch Bong Ok nicht aufmerksam. Fangt jetzt zu arbeiten an, und ihr werdet bald sehen, wie gut

ich für alles gesorgt habe. Los, nehmt die Geräte und fangt an!“

Krall ging mit seiner Zugsäge zum nächsten Baum und winkte den zunächststehenden Vanhoven zu sich. „Komm! Laß das Beil liegen und hilf mir sägen!“ Abschätzend ging er vorerst noch um den mittelstarken Baum herum. „Der ist zu dick“, meinte der Flame. „Nehmen wir doch den Baum halblinks hinter uns! „

Während Krall sofort zustimmend nickte, hatten Hellfeldt und der Prager ebenfalls eine Zugsäge ergriffen und an einen dünnen Baumstamm gelegt. Eyken, Mills und Kitagiri faßten die Beile, um Kerben in die Stämme zu schlagen. Unabgesprochen warteten die Gefangenen auf ein neuerliches Zeichen der Ungeduld von Bong Ok. In der Luft lag eine leichte Spannung.

Der Gruppenführer hatte sich auf einen großen Stein gesetzt. Die MPi lag auf seinen Knien, seine Augen zogen sich drohend zusammen, als er die Unschlüssigkeit der Gefangenen sah. Er merkte vorerst gar nicht, daß einer seiner Männer plötzlich hinter ihm ein Gewehr auf seinen Rücken richtete. Erst ein Ruf ließ ihn herumfahren. Er sah verblüfft in eine Gewehrmündung und hörte die Aufforderung: „Sondulat!“

„Bist du verrückt?“ Zornig sah er den Mann an.

„Sondulat!“ wiederholte dieser stur und hob den Lauf höher in Kopfhöhe.

Bong Ok hob die Hände hoch. Um sich sehend bemerkte er, daß zwei seiner Männer von den übrigen der Gruppe ebenso bedroht wurden und die Hände hochhielten. „Was soll das, Tae Won?“

„Mu gi mol ri!“ befahl Tae Won. Sein Befehl war laut und wurde auch von den anderen zwei Bedrohten gehört. Diese ließen sofort ihre Waffen fallen. Nur Bong Ok zögerte noch, ergab sich aber in das Unabänderliche, als er sah, daß Tae Won den Finger am Abzug krümmte. Langsam und vorsichtig ließ er seine Maschinenpistole zu Boden gleiten.

„Siehst du“, sagte Young Chui leise zu Eyken, „Tae Won hat, Waffe weg!“ gerufen und Bong Ok ist brav und folgsam geworden. Jetzt ist er kein großer Kommandant mehr, sondern nur eine ganz kleine, winzige rote Laus.“ Lauter rief er den bisherigen Gefangenen zu: „Werft die Werkzeuge weg und nehmt die Waffen vom Boden auf!“

Bong Ok begann wütend zu schreien. Da hob Tae Won das Gewehr und schlug ihn mit dem Gewehrkolben auf den Kopf. Besinnungslos fiel der Führer nieder. Als die anderen zwei Entwaffneten Bong Oks Schicksal sahen, flackerte blanke Angst in ihren Augen auf.

Eyken beeilte sich als erster, Bong Oks Maschinenpistole aufzuheben. Ebenso zog er dem Betäubten noch zwei Magazine aus den Taschen. Auch Hellfeldt und Krall holten sich von den noch immer mit hochgehobenen Händen dastehenden Männern deren Maschinenpistolen und Magazine.

„Ich kann ja auch gut mit der Katjuschka umgehen“, maulte Vanhoven vernehmlich. „Nur ist für mich und die anderen keine Waffe mehr da! „

Young Chui winkte aus dem Hintergrund die zwei Frauen heran. Langsam trippelten sie mit den Körben in den Händen näher und blieben vor dem Dolmetsch stehen.

„Hier!“ rief Young Chui aus und griff in die Körbe. Triumphierend zog er aus jedem Korb nacheinander jeweils zwei weitere Maschinenpistolen heraus und reichte sie an Vanhoven, Mills, den Prager und an den Japaner weiter. Anschließend entnahm er den Körben noch Magazine und verteilte sie ebenfalls. „Das muß für den Durchbruch reichen. Mehr habe ich nicht wegnehmen lassen können.“

Young Chui, Tae Won und die übrigen fünf Koreaner standen zusammen mit den zwei Frauen in einem Halbrund um ihre bisherigen Gefangenen und sahen sie an. Es hatte den Anschein, als erwarteten sie nach der kleinen Revolte ihrer Gemeinschaft nun weitere Verhaltenshinweise zu erhalten. Niemand aus ihrer Mitte hatte eine Führung übernommen und Young Chuis Rolle war bisher nur eine vermittelnde gewesen.

Eyken hatte sofort die Sachlage erfaßt und wandte sich an den Dolmetsch: „Wer von euch übernimmt die Führung, Freund?“

Unschlüssig sah Young Chui seine Gefährten an. Eyken sah, daß er dabei nicht an seine Person dachte und sagte deshalb: „Wenn du willst, dann soll Tae Won das Kommando übernehmen. Er hat mit Entschlossenheit den ersten Zug zum Aufstand getan!“

Der Dolmetsch gab den Vorschlag weiter. Die Männer stimmten zu und Tae Won nickte kurz. Eyken trat zu ihm hin und gab ihm die Hand. „Wir vertrauen dir, daß du uns gut führst und durch den Ring der Kongbi bringst!“

Tae Won dankte. Es zeigte sich, daß er auch einige Worte Englisch verstand, aber es war zu wenig, um sich verständigen zu können.

„Was soll mit den Kreaturen des Daezang geschehen?“ fuhr Eyken fort. „Sollen wir sie mitschleppen?“

Young Chui wandte sich Tae Won zu und sagte einige Worte. Dieser zeigte Unentschlossenheit. Da schrie einer der Männer und machte eine

Geste des Halsabschneidens. Die Entwaffneten erblaßten und machten entsetzte Augen. „Taihén jozu Jesu!“ bellte Kitagiri in seiner Muttersprache.

„Was sagst du?“ fragte Young Chui.

„Sehr gut, sehr gut! Die einfachste Lösung“, meinte der Japaner.

„Sei ruhig“, meinte der Dolmetsch böse. „Ihr Japaner seid fünfunddreißig Jahre Herren in Korea gewesen. Das ist jetzt vorbei und wir tun, was wir für gut befinden. Sei froh, daß du wieder nach Hause kommst!“

Kitagiri lachte. „Wißt ihr etwas Besseres?“

„Nam Soo und Sang do, bindet die Hunde Bong Oks und knebelt sie!“ befahl Tae Won.

Sofort sprangen die aufgerufenen Männer die Entwaffneten an, rissen ihnen die Jacken vom Leib, zerrissen sie in Streifen und befolgten Tae Wons Aufforderung. Sie banden den Männern die Hände hinter dem Rücken zusammen, wobei sie nicht gerade zart mit ihnen umsprangen.

Bong Ok war noch immer bewußtlos. Da trat einer der Umstehenden zu ihm, riß ihn an den Haaren hoch und stieß ihm wortlos ein Messer ins Herz.

Die mittlerweile Geknebelten ließen unartikulierte Laute vernehmen. Ihre Gesichter waren verzerrt. Die anderen Koreaner zeigten keinerlei Gefühlsregung. Die Härte ihres Lebens hatte sie abgestumpft. Es war nur die harte Schule der Kommunisten.

„Der Bruderkrieg ist der fürchterlichste aller Kriege!“ sagte Hellfeldt halblaut zu Eyken. „Ich erinnere mich an einen Ausspruch Napoleons, der einmal sagte: ‚Um eine Parole, die man Menschen gab, verfolgten sie ihre Landsleute mit größerer Erbitterung als ihre wirklichen Feinde.‘ Wir haben das in Deutschland auch erlebt.“

Young Chui, der noch in der Nähe stand, hatte die Worte des Wieners mitgehört. Jetzt, wo er nicht mehr den Druck des Partisanenlagers verspürte, war er selbstbewußter und freier geworden. Ernst fügte er hinzu: „Ich habe erkennen müssen, daß das koreanische Volk um die Erhaltung seiner Freiheit gegen die schlimmste Tyrannei, die je in der Geschichte der Menschheit erfunden wurde, kämpfen muß. Es geht hier nicht mehr um Unterschiede von Systemen, sondern um Freiheit oder Sklaverei. Die Ssoryon Saram, die Russen, haben mit dem Kommunismus das Böse nach Asien gebracht und die Völker unseres Erdteils vergiftet. Und der Westen hat ihnen noch geholfen und die Ssoryon Saram unterstützt. Stimmt das nicht?“

„Leider“, gab Eyken sofort zu. „Aber dahinter stehen Kräfte, die von den asiatischen Völkern noch nicht klar erkannt wurden. Hütet euch davor, Logen Fuß fassen zu lassen oder andere verwandte internationale Organisationen. Unter dem Tarnmantel einer kranken Demokratie zersetzen sie eure Freiheit und Unabhängigkeit. Nicht die Völker des Westens, sondern deren Zersetzer halfen den Ssoryon Saram zu überleben und stärker zu werden.“

Tae Won kam jetzt heftig gestikulierend heran. Er drängte eilig zum Aufbruch. Mit Tae Won an der Spitze und den beiden Frauen in der Mitte setzte sich der Zug hangabwärts in südwestlicher Richtung ab. Die Koreaner hatten Bong Ok einfach liegen gelassen. Vom Werkzeug wurden die Beile mitgenommen.

Die Gefangenen stürzten oft. Ihre eingeschränkte Bewegungsfreiheit behinderte sie im Abwärtslauf. Sie gerieten nach und nach in das letzte Drittel des Zuges und nach einer Weile sah man nichts mehr von ihnen. Krall rief nach Young Chui und machte ihn auf das plötzliche Fehlen der Gefangenen aufmerksam.

„He, Chang Kyu, wo sind Bong Oks Kreaturen?“ rief Young Chul den Mann am Ende des Zuges an.

„Chuk un“, kam es zurück.

„Was heißt das?“ fragte Eyken.

„Tot“ erwiderte Young Chui trocken.

Eyken und Krall verzichteten auf weitere Fragen. Es war die Härte eines Partisanenkrieges, der seine eigenen Gesetze hatte und keine Menschlichkeit mehr kannte.

Vom hochgelegenen Standort bis zur Talsohle war es ein langer und mühsamer Weg. Als der Zug den Fuß des Berges erreicht hatte, lagerten die Flüchtlinge am Ufer eines kleinen Baches. Die beiden Frauen teilten aus ihren Körben karge Essensrationen aus.

Während der kurzen Mahlzeit setzten sich Tae Won und Young Chui zu Eyken und winkten noch Kitagiri heran. „Wir müssen jetzt vorsichtig sein“, übersetzte der Dolmetsch Tae Wons Redebeginn. „Wenn wir aus den Bergniederungen herauskommen, können wir jederzeit auf einen Kongbi Trupp stoßen. Und wenn in dieser Gegend geschossen wird, kommen weitere Trupps von allen Seiten dazu!“

„Wohin stoßen wir durch?“ fragte Eyken.

„Wir müssen in südwestlicher Richtung die nach Süden führende Straße nach Kurye überqueren und den Seomjin Fluß erreichen. Wenn wir unangefochten durchkommen, ziehen wir am Ufer entlang südwärts, bis wir aus dem von den Kongbi kontrollierten Gebiet heraus sind.“

„Das ist die doppelte Entfernung als geradezu südwärts“, wandte Kitagiri ein. „Bis zum Seomjin Fluß sind es gute vierzig Kilometer, während wir bei der gleichen Strecke bereits in der Stadt Hadong und damit in Sicherheit sind. Wenn wir jetzt aber südwestlich halten, bleiben wir noch im Bergland, am Mont Banya vorbei, und haben ein schwieriges Gelände vor uns.“

„Aber mehr Sicherheit“, versetzte Tae Won. „Wenn wir ohne viel Verzug losziehen, sind wir gegen Abend unter Beibehaltung einer Marschsicherung aus dem Bergland heraus und haben nur ein teils hügeliges, teils offenes Gebiet vor uns. Im Nachtmarsch können wir dann den Fluß erreichen. Wenn wir nach Süden ziehen, stoßen wir auf stärkere Kräfte der Kongbi!“

„Also dann zum Fluß!“ entschied Eyken. Auch der Japaner stimmte sofort zu. Kitagiri, der selbst etwas Koreanisch verstand, veranlaßte Tae Won, einen Späher als Vorhut zu bestimmen sowie einen weiteren Mann als Nachhutsicherung.

Nach dem Auffüllen der Feldflaschen am Bache wurde sofort aufgebrochen. Da die Fliehenden planmäßig erst am späten Nachmittag im Lager vom Daezang zurückerwartet wurden, hatten sie noch mindestens sechs Stunden vor sich, unbemerkt aus der Kongbi Zone herauszukommen.

Es zeigte sich, daß auch der Vorhutspäher einiges von den Kongbi gelernt hatte. Er vermied die schmalen Pfade und führte den Zug gut sichernd etwas abseits von diesen.

Unterwegs wandte sich Young Chui leise an Hellfeldt: „Wir haben Glück, weil die Kongbi Gruppen jetzt alle im Einsatz sind und Kampfberührung haben. Vor dem Kriegsausbruch lauerten überall Absicherungen.“

Das schütterere Dickicht erleichterte dem Zug das Vorwärtskommen. Die Flüchtlinge zogen trotz dem bewachsenen Gelände im Eilmarschtempo dahin, und die zwei Frauen hielten tapfer mit.

Zur späten Mittagszeit waren sie aus dem eigentlichen Bergland herausgekommen. Jetzt hielten sie genau südwestlich im Schutz des Waldsaumes verbleibend auf das noch entfernte Band der Straße zwischen Kurye und Hadong zu. Weit im Süden sah man nun das Massiv des Jogye Berges.

Der Himmel war blau, und eine angenehme, milde Brise wehte. Zweimal sahen die Flüchtlinge in großer Höhe Flugzeuge vom Norden kommend dahinziehen. Hinter ihnen blieben lange Kondensstreifen zurück.

Nach etwa zehn Kilometern Marsch, nur von einer einzigen kurzen Rast unterbrochen, erreichten sie die Südspitze einer Waldzunge. Jetzt trennte sie eine Ebene von zwei Kilometern Breite vom Band der Verbindungsstraße. Hinter der Straße deuteten Baumreihen das Vorhandensein des Flusses an.

An dieser Stelle hatte der Späher den nachfolgenden Trupp erwartet. Zu beiden Seiten des Umkreises zeigten sich in einiger Entfernung einige Hütten. Es fehlte jedoch das übliche Bild spielender Kinder und herumstehender Wasserbüffel. Nur zwei alte Frauen waren etwas abseits mit einer Reisfeldarbeit beschäftigt. Tae Won, Young Chui und ein dritter Koreaner flüsterten miteinander. Dann trat der Dolmetsch an Eyken heran und sagte: „Tae Won und Puk Nyong meinen, daß wir uns hier bis zur Dämmerung in Deckung halten sollten. Das vor uns liegende Land kann von weither eingesehen werden. Bei Beginn der Dunkelheit können wir dann in einer knappen Stunde am Fluß sein.“

„Und wenn wir jetzt in militärischer Marschordnung weiterziehen, könnten wir für einen Beobachter ebensogut ein Kongbitrupp sein, der aus einem Waldlager kommt“, warf Mills ein, der Ungeduld zeigte.

Young Chui wehrte ab. „An dieser Stelle würde jetzt keine Kongbi Horde ins Freie kommen. Außerdem könnte es sein, daß ein Beobachtungsposten, der diesen Landabschnitt kontrolliert, zufällig im Besitze eines Fernglases ist. Dann merkt er, daß nicht alle Männer Koreaner sind.“

„Unsere Kleidung ist nicht besser als eure“, wandte Mills noch ein und sah den Koreaner bekümmert an. „Das Lagerleben hat uns alle gemeinsam zu Vogelscheuchen gemacht!“

„Ich möchte nichts riskieren“, beharrte Tae Won. „Bis hierher haben wir ohnehin schon mehr Glück gehabt, als zu erwarten war!“

„Also gut, dann warten wir“, sagte Mills ergeben.

Die Flüchtlinge ließen sich nieder. Die Frauen verteilten jetzt den Rest der Wegzehrung. Es zeigte sich, daß sie noch jung und hübsch waren wie die meisten Koreanerinnen im Lande. Trotz dem anstrengenden Leben der letzten Zeit waren sie sauber und gepflegt, ihre Augen leuchteten aus ihren Puppengesichtern wie dunkle Perlen, und ihr Mund glich überreifen Kirschen.

„Das sind reizende Mädchen“, meinte Krall bei der Essensverteilung zu Mills. Anerkennend wiegte er den Kopf.

Der Amerikaner knurrte: „Wegen eines solchen hübschen Püppchens bin ich verschleppt worden...“

„Wer hat wen verschleppt?“ erwiderte der Hamburger. „Man läßt besser die Finger von fremden Frauen oder Mädchen. Noch dazu, wenn laut Eingeständnis wenig Gegenliebe vorhanden war.“

Mills sah Krall etwas böse an und schwieg.

Young Chui, der unfreiwillig mitgehört hatte, blinzelte. „Wer von Liebe singt, hörte keine Feinde kommen“, versetzte er feinsinnig. „Balzende Vögel sind leicht eine Beute der Falken!“

„Ei, wie schön“, gab Mills bissig zurück.

„Nicht wahr?“ freute sich Young Chui unbefangen. „Aber mit Sprichwörtern ist es wie mit Schmetterlingen. Manche fängt man, andere fliegen davon!“

Die Zeit des Wartens verrann. Über dem Land lag völlige Stille. Nach einer Weile waren auch die zwei Feldarbeiterinnen verschwunden.

Als der rotgoldene Sonnenball zu versinken begann und Abendröte in den Himmel malte, erhob sich Tae Won von seinem Liegeplatz und schlenderte zu Eyken. „Es wird langsam Zeit zu gehen! Um diese Zeit wird der Daezang bereits wissen, daß mit dem Arbeitskommando etwas nicht in Ordnung ist. Vielleicht hat er schon früher einige Männer zum Nachsehen ausgeschickt, und der Trupp hat dann den toten Bong Ok gefunden. Vielleicht die anderen zwei Männer auch.“

„Warum lungern wir dann noch immer hier herum?“ rief Kitagiri. „Laßt uns aufbrechen!“

Die Flüchtlinge sprangen sofort auf, als Tae Won das Zeichen gab. Sie verließen das schützende Buschwerk und marschierten hinter Tae Won in einer Reihe auf die Randwege der Felder hinaus. Der Führer gab ein Eiltempo an, umging die schlammnassen Reisfelder und brachte den Trupp unangefochten bis zur Straße.

Das helle Band der Straße zeigte nach beiden Richtungen keinen Verkehr. Die Reihen der hochwachsenden Cosmeen an den Straßenrändern wiegten ihre weißen und rosafarbenen Blütenköpfe bedächtig in der sanften Abendbrise.

Im Laufschrift wurde die Straße überquert. Weiterhastend folgten sie schmalen Feldpfaden bis zum Fluß, dessen breites Bett zu dieser Zeit noch

wenig Wasser führte. Die schmalen Rinnsale glitzerten im Abendrot wie Blut.

Von Tae Won kam ein Zuruf zurück: „Zu ui Baem! – Vorsicht“, wiederholte Young Chul „Eine Schlange!“

Der Führer hatte jetzt ein Buschmesser in der Hand und hieb auf den Boden ein. Gleich danach hob er mit der Linken einen langen, zuckenden Schlangenleib hoch, dem der Kopf fehlte. Auf einen weiteren Ruf von ihm eilte Mae Lee nach vorne und ließ sich das noch bewegende Tier in den Korb werfen.

„Wozu das?“ fragte Mills entsetzt.

„Es ist eine Seidenschlange“, erklärte Young Chui. „Wenn sie beißt, ist es unangenehm, weil sie giftig ist! Wenn sie aber tot ist, wird sie bei uns gern gegessen.“

„Ich esse keinen gebratenen Wurm“, wehrte Mills ab.

Young Chui grinste. „Wir essen die Seidenschlangen roh! Wenn die Bauern auf den Feldern welche fangen und töten, verzehren sie diese oft an Ort und Stelle. Sie gibt Kraft und ist gesund! Hier in Korea wird das rohe Schlangenfleisch auch in den Krankenhäusern an Genesende als Kraftnahrung verabreicht.“ „Guten Appetit!“ rief Mills aus und rülpste dabei.

„Warum nicht?“ warf Vanhoven dazwischen. „In Amerika werden von den Indianern Klapperschlangen gegessen!“

„Ich bin kein Indianer!“ schrie Mills zornig.

Eyken gebot Ruhe. Die Flüchtlinge hatten jetzt am Ufer Halt gemacht.

„Sollen wir über den Fluß?“ wandte sich jetzt Eyken an den Führer.

„Wir sollten das tun!“ riet Tae Won. „Das Wasser ist seicht, und wir können barfuß an das andere Ufer waten.“

„Und wie weit ist es dann noch bis Hadong?“

„Von hier weg ungefähr fünfundzwanzig Kilometer!“ kam die Antwort zurück.

„Schaffen wir das noch in dieser Nacht mit den Mädchen?“ fiel Hellfeldt dazwischen.

„Warum nicht?“ kam Young Chui dem Führer mit einer Antwort zuvor.

„He! Mae Lee und Eung Hee, kommt hierher!“

Die beiden Koreanerinnen kamen eilig herbei. Ihre ausdrucksvollen Augen waren fragend auf Young Chui und Hellfeldt gerichtet.

„Hellfeldt fragt, ob ihr noch einen Nachtmarsch durchhalten könnt?“ sagte der Dolmetsch zu ihnen.

Die jungen Frauen sahen den Wiener scheu an, nickten aber dann bejahend. Mae Lee machte sogar eine wegwerfende Geste und zeigte ihre weißen Zähne. „Tapfere Mädchen!“ lobte Hellfeldt.

Diese hatten zwar seine Worte nicht verstanden, begriffen jedoch deren Sinn. Jetzt lachten beide, und Eung Hee strich mit ihrer zarten Hand über Hellfeldts Arm.

Nach dem Durchwaten des Seomjin zogen die Flüchtlinge sofort am anderen Ufer weiter. Einige in Ufernähe liegende Hütten waren scheinbar ebenfalls verlassen. Niemand zeigte sich, und kein Hund bellte.

Eine Viertelstunde zogen sie am Ufer entlang, dann bog Tae Won scharf nach Süden aus. Über schmale Wege führte er den Trupp am Fuße von Hügeln entlang.

Das Himmelrot war verschwunden, und ein langsam aufgehender Mond überzog die Landschaft mit einer silbrigen Helle, die das Vorwärtskommen erleichterte. Allgemach wich die Spannung.

Durch das Gelände zu einigen kleinen Umwegen gezwungen, erreichten die Fliehenden ein kleines Dorf und in einiger Entfernung einen Tempel.

„Das ist der Baegun Tempel“, erklärte Tae Won. „Es wäre aber ratsam, den Tempel und auch das Dorf zu umgehen, obwohl diese Gegend kein eigentliches Kongbi Gebiet mehr ist. Und wenn wir durchhalten, können wir spätestens in drei Stunden in Hadong sein.“

Vrána, der sich während des ganzen Marsches stets schweigsam verhalten hatte, drängte sich jetzt in den Vordergrund. „Ich warne davor, an eine längere Rast zu denken! Das Partisanenwesen ist in der ganzen Welt überall gleich. So lange wir nicht in einer militärischen Sicherheitszone sind, müssen wir immer gewärtig sein, gerade dann auf Guerillas zu stoßen, wenn man sie am wenigsten erwartet!“

„Das ist sehr richtig!“ bekräftigte Eyken sofort die Meinung des Pragers. „Ziehen wir weiter! Können die Mädchen noch mithalten?“

„Sie haben schon vorher gesagt, daß sie durchhalten können“, antwortete Young Chui.

Es gab jetzt keine Worte mehr. Das Endziel der Flucht und damit die Sicherheit waren nahe. Die Waffen wurden weiterhin schußbereit in den Händen gehalten, und der Zug schlängelte sich hinter Tae Won weiter, Hütten und Orte umgehend.

Bei einer Wegbiegung um einen vorspringenden Hügel stießen die Flüchtlinge völlig unerwartet auf drei bewaffnete Männer, die ihrerseits ebenso überrascht waren.

Einer von ihnen rief nach der ersten Schrecksekunde: „So yak! „ „Pihära! „schrie Young Chui und auf englisch: „Deckung! Es sind Kongbi, und sie verlangen die Parole!“

Als die drei Männer englische Worte vernahmen, rissen sie ihre Waffen hoch und feuerten. Zwei hatten Gewehre, einer von ihnen eine Maschinenpistole.

Ebenso schnell aber hatten Vanhoven und die beiden Seeoffiziere die Waffen durchgezogen. Ihre Feuerstöße fegten die drei Partisanen von den Beinen. Kitagiri sprang mit einem schrillen ‚Banzai‘ vorwärts, kam aber nicht mehr zum Abdrücken seiner Waffe. Mit einem Schuß in der Brust brach er zusammen. Mills und ein Koreaner hatten aus der Maschinenpistole des Kongbi Mannes Streifschüsse an den Armen erhalten. Der dritte Partisan hatte mit seinem ersten Schuß gefehlt, dann war er selbst getroffen worden.

Tae Won, Puk Nyong und ein weiterer Koreaner liefen mit angeschlagenen Waffen zu den am Boden liegenden Kongbi, die schreiend und stöhnend davonzukriechen versuchten, es aber nicht schafften. Tae Won riß den Kopf des Mannes hoch, der noch die MPi verkrampft in der Rechten hielt. Er hatte blutigen Schaum vor dem Mund und konnte auf die kurze Frage des Führers nicht antworten. Tae Won packte seine Haare und schüttelte den Mann. Da sackte er zusammen und blieb mit verdrehten Augen liegen.

Der Führer sah zu den anderen beiden Kongbi hin, bei denen seine zwei Gefährten standen. Sie hatten deren Waffen aufgenommen, stießen sie mit Fußstritten an den Wegrand und deuteten durch eine Geste an, daß hier nichts mehr zu retten sei.

Tae Won kam zurück und sagte: „Das war sicherlich nur ein Aufklärungstrupp. Das Land vor uns wird jetzt feindfrei sein!“

„Darauf würde ich mich nicht verlassen“, entgegnete Eyken. „Wir waren schon hier der Annahme, aus dem Kongbi Bereich entkommen zu sein. Jetzt haben wir die Bescherung! Was ist mit Kitagiri?“

„Den hat es erwischt! „rief Mills und hielt sich fluchend seinen blutigen Arm. Der Koreaner Chang Joon und die beiden Frauen knieten bereits bei

dem Japaner, zogen ihm die blutige Jacke aus und dann das Hemd vom Leibe.

Als Eyken und die übrigen Männer zu ihm traten, zeigte sein Gesicht keinerlei Regung.

Vrána bückte sich und besah sich die Wunde. Der Schuß des Kongbi saß in unmittelbarer Herznähe in der Brust und das Blut rann stoßweise aus dem Einschußloch. Kaum merklich schüttelte der Prager den Kopf.

Tae Won reichte Vrána eine Verbandrolle. „Es ist die Einzige, die wir haben. Im Lager hat es immer an Sanitätsmaterial gemangelt.“

Mit Hilfe des Koreaners verband Vrána notdürftig die Wunde. „Mehr kann man nicht tun“, sagte er leise.

Drei von den Koreanern standen neben Tae Won, und einer von ihnen zog seine Jacke aus, die er gefaltet dem Japaner unter den Kopf schob.

Eyken sah um sich. „Wo sind die anderen Männer?“ Ausgeschwärmt, um zu sichern“, antwortete Young Chui.

„Es ist gut“, murmelte Eyken und ließ sich neben Kitagiri nieder, der ihn aus schmalen Augen anstarrte. „Wir sind Soldaten“, sagte er ruhig. „Wir brauchen uns nichts vorzumachen. Kann ich etwas für dich tun?“

„Du Soldat ich Soldat! „Der Japaner versuchte ein Lächeln, wobei ein schmaler Blutfaden aus dem Munde rann. „Ich stolz Soldat für meinen Tenno!“ „Du warst ein guter Offizier deines Kaisers“, versetzte Eyken sanft. „Bis zuletzt tapfer und deiner Ehre treu!“

Kitagiris Augen glänzten. „Ehre und Treue! So sprechen die Deutschen. Bist du ein Döitsujin? ein Deutscher?“

Eyken wich mit seiner Antwort aus. „Alle guten Menschen halten Ehre und Treue hoch!“

Der Japaner tastete nach Eykens Hand. Nach einigen Minuten sprach er wieder: „Ich habe mich immer an die Worte meines Tenno gehalten. Er sagte in der schwersten Stunde meines Landes: Sei tapfer und treu wie die Föhre, die ihre Farbe nicht wechselt auch wenn der Schnee die Zweige zu Boden drückt!“

Eyken nahm Kitagiris Hand in seine beiden Hände. Beide Männer tauschten einen tiefen Blick des Verstehens.

Wieder verrann eine kurze Zeit. Aus dem Hintergrund kamen jetzt Mills und der Koreaner Sang Don heran. Mae Lee und Eung Hee hatten ihre Armwunden, die nur harmlose Streifschüsse waren, mit Stoffstreifen verbunden. Die Umgebung war still, und der vorhergegangene

Schußwechsel schien in einem toten Land verhallt zu sein. Nur in weiter Ferne hatte ein Hund gejault.

„Ihr müßt weiter!“ flüsterte Kitagiri mühsam. „Laßt mich hier liegen...“

Eyken schüttelte den Kopf. „Wir bleiben jetzt hier!“

„Nein, geht!“ forderte Kitagiri stur. „Ich bin schon unterwegs zu Amithaba!“ Still und entspannt sah er in den mit funkelnden Sternen besäten Himmel hinein.

Als sich nach einer Weile Kitagiris Kopf leicht zur Seite neigte, merkte Eyken, daß es vorbei war. Bewundernswert ruhig hatte sich der Japaner auf den Weg zu Amithaba begeben.

Eyken drückte ihm die Augen zu. Ein silberner Strahl des Mondes zauberte ein Licht der Verklärung auf das Antlitz des Toten.

„Die koreanische Erde trinkt jetzt viel Blut“, klagte Young Chui. „Der Geist des Bösen hat unser Land geteilt und läßt Bruder gegen Bruder kämpfen. Und viele andere Menschen werden auch noch sterben müssen. Der Geist des Bösen...“ Er brach ab und schwieg.

Hellfeldt legte dem Koreaner die Hand auf die Schulter. „Der Geist des Bösen ist jetzt überall! Darum müssen die Guten kämpfen, um das Böse zu besiegen. Und es gibt keine Freiheit, die nicht mit Blut geschrieben ist!“

Kitagiri wurde an Ort und Stelle begraben. Vrána und Puk Nyong hatten mit den mitgenommenen Beilen am Fuße des Hügels am Weg eine flache Grube geschaffen, den Toten hineingelegt, sein Gesicht mit einem Tuch bedeckt und dann die Erde wieder darüber gescharrt.

Auf Eykens Wunsch wurde ein junger Baum gefällt, ein Teil des Stammes zu einem Pfahl behauen, halbiert und auf die weiße Innenfläche des Holzes mit einem Schreibstift Kitagiris Name und der Todestag geschrieben. Dann wurde das Pfahlstück am Kopfende des Grabes in den Boden gerammt.

Tae Won rief die Sicherungen zurück, und der Zug formierte sich zum Weitermarsch. Die toten Kongbi blieben liegen.

Mit einem Abstand von hundert Schritten marschierte jetzt Tae Won wieder vor dem Trupp in die dunkle Nacht hinein. Alles Leben im Lande ringsum hatte sich in der schützenden Dunkelheit verkrochen, um dem Bösen zu entgehen, das auf roten Drachen über den Himmel ritt. Doch der Weg bis Hadong blieb friedlich.

Der Ort Hadong lag an einer Bahnlinie, die entlang der ganzen Südküste verlief und zwei aus Iri kommende Linien von der Westseite des Landes

nach Pusan an der Osee führte. Sie war der südliche Schnittpunkt zwischen der südwestlichen Landesprovinz Jeon Ra Na Do und der Südostprovinz Gyeong Sang Nam Do.

Hadong war von Polizeikräften gesichert. Beim Eintreffen im Ort wurden die Flüchtlinge sofort am frühen Morgen dem Polizeichef vorgeführt, nachdem sie zuvor noch ein ausgiebiges Frühstück erhalten hatten.

Der Sun Kyong, ein Polizeioffizier, war überaus höflich und fragte nach allen Einzelheiten über die Kongbi und das Lager, aus dem die Flüchtlinge gekommen waren. Er glaubte den Koreanern, daß sie zu den Kongbi gepreßt worden seien. Er hatte keine Mühe, den Männern klarzumachen, daß sie am besten zur regulären Armee übertreten sollten. Der Sun Kyong gab auch unumwunden zu, daß die kommunistischen Truppen stark gegen Süden drückten und daß jeder waffenfähige Mann zur Verteidigung des Landes benötigt würde. Er rief dann nach einem Zungsa, einem Sergeanten, der die Männer wegbrachte. Das ging alles so schnell, daß sich beide Gruppen nur kurz voneinander verabschieden konnten.

In der kurzen Zeit einer gemeinsamen Flucht hatte sich ein Geist guter Kameradschaft gebildet, der den sich Trennenden in bester Erinnerung bleiben würde. Das geduldige und bescheidene Wesen sowie die guten soldatischen Eigenschaften der Koreaner hatten auf die übrigen Männer einen tiefen Eindruck gemacht. So fiel der Abschied gefühlvoll und herzlich aus.

Den noch zurückbleibenden, jungen Frauen empfahl der Sun Kyong den Dienst beim Chok sip ja, dem Roten Kreuz. Zurzeit konnten sie nicht in ihren Heimatort zurück. Ein zweiter Zungsa brachte sie nach deren Zustimmung sofort zur nächsten Dienststelle des Hilfsdienstes, wo sie bis auf weiteres eine gesicherte Bleibe hatten. Froh kichernd trippelten Mae Lee und Eung Hee aus dem Raum. Anschließend stellte der Sun Kyong eine fernmündliche Verbindung mit einer amerikanischen Dienststelle in Pusan her. Mills erhielt den Befehl, sich unverzüglich beim Kommandostab in Pusan zu melden. Er würde von einem Jeep des Flugplatzes bei Sacheon abgeholt werden.

Jetzt konnten die übriggebliebenen fünf Männer die Polizeidienststelle verlassen, nachdem ihnen der Sun Kyong bei Bedarf jede nur mögliche weitere Hilfe zugesagt hatte.

„Sorry“, meinte Mills, „daß wir schon auseinandergehen müssen. Bis zum Eintreffen des Jeeps muß ich mir noch eine glaubhafte Story

ausdenken, wie ich in die Hände der Kongbi gefallen bin. Young Chuis Weisheit von den balzenden Vögeln und den Falken ist für die Army nicht anwendbar. Da muß ich schon eine Heldenstory erfinden!“

„Deine Sorgen möchte ich haben“, brummte Vrána. „Ihr werdet bald mit den Kommunisten eine Hölle erleben und keine Heldenstories mehr erfinden brauchen. Vielleicht ist dann die ganze Army froh, ihre nackten Hinterteile in Sicherheit bringen zu können, wenn es den Chinesen einfallen sollte, über den Yalufluß zu kommen...“

Mills lachte breit. „Was General Patton nicht mehr vollbringen konnte, wird MacArthur nachholen“, meinte er selbstbewußt.

„Dessen bin ich nicht so sicher“, versetzte der Prager ernst.

„In der Regierung und den obersten Stellen deines Landes sitzen zu viele Kommunistenfreunde. Da werden manches Mal seltsame Fäden gezogen...“ Er unterstrich den letzten Satz mit einer vielsagenden Bewegung.

„Geht diese Annahme nicht zu weit?“ fragte Mills zweifelnd.

Vrána sah den Amerikaner verkniffen an. „Ich kann darüber ein schönes Lied singen. Freunde von mir haben in Prag und im Lande eine antikommunistische Widerstandsbewegung aufgebaut und euren CIC mit überaus wertvollen Nachrichten versorgt. Das ging eine Weile zur vollsten Zufriedenheit des amerikanischen Geheimdienstes. Eines Tages kamen zwei Moses von eurem Dienst und forderten von unserem Kontaktmann eine Liste mit den Klarnamen unserer für den Dienst arbeitenden Leute, die wir erst nach langem Zögern ausfolgten. Zwei Wochen später wurden alle in der Liste genannten Männer von der kommunistischen Staatspolizei verhaftet, vor Gericht gestellt, zum Teil zum Tode verurteilt, hingerichtet und der Rest der Verratenen lebenslänglich hinter Gitter gebracht. Was sagst du dazu, Howie?“

Mills war blaß geworden. „Das ist schwer zu glauben ...“

„Schlucke den Brocken oder bleibe naiv“, versetzte Vrána mit harter Miene. „Wenn auch die Deutschen seinerzeit den Fehler begangen haben, nach ihrem Einmarsch in unser Land Freund und Feind nicht auseinanderhalten zu können, so hat jedenfalls ihre Propaganda nicht unrecht gehabt. Diese Propaganda hat uns und die anderen Völker unentwegt vor dem verderblichen Wirken der verborgenen Hand im Hintergrund der Weltpolitik und vor den Kriegstreibern als Nutznießer gewarnt. Die Deutschen haben hellsichtig vorausgesehen, welches Leid und welche Unterdrückung der Bolschewismus bringen wird. Wir haben aber

alle der verlogenen Gegenpropaganda geglaubt und müssen jetzt dafür einen bitteren Preis bezahlen. Und es wird euch Amerikanern ebenso ergehen, wenn ihr nicht rechtzeitig die neuen Amerikaner aus den euer Land beherrschenden Stellen werft. Diese sind die geheime Schutzmacht des Kommunismus!“

„Bless my soul“, gab Mills heiser zur Antwort. „Jetzt begreife ich noch besser, was General Patton meinte, ehe er umgelegt wurde.“

„Nichts für ungut, Howie!“ Der Prager gab ihm die Hand. Nach ihm verabschiedeten sich die anderen Gefährten.

Beim Verlassen des Raumes blickte ihnen Mills bedrückt nach. Ein leises Bye bye kam noch hinterher. Der Sun Kyong, der etwas Englisch verstanden hatte, blickte ausdruckslos vor sich hin...

Auf der Suche nach einer Unterkunft zeigte es sich, daß alle Quartiere in der mit Flüchtlingen überfüllten Kleinstadt überbelegt waren. Die Hoffnung, nach der harten Lagerzeit wieder in einem richtigen Bett liegen zu können, war aussichtslos.

Die Meldungen über die Kriegslage ergaben alarmierende Einzelheiten. Die Nordkoreaner waren im Begriff, bei Inchon zu landen und unternahmen gleichzeitig Landungen an der ganzen Ostküste bei Kangnung, Samchok, Uljin und sogar bei Yongdok, weit im Süden. Dadurch zeichneten sich massive Flankenstöße auf die sich verzweifelt und hart wehrenden Südkoreaner ab. Die Unterstützung durch die sich im Lande befindlichen amerikanischen Kräfte war noch nicht stark genug, um den von drei Seiten kommenden kommunistischen Druck abfangen zu helfen. Es rächte sich jetzt, daß Washington den Südkoreanern nicht die gleiche Materialunterstützung hatte angedeihen lassen, wie Moskau an Kim Il Sung. Die hervorragende, bis zur Selbstaufopferung gehende Verteidigung der angegriffenen Südkoreaner, konnte die kommunistische Materialüberlegenheit nicht wettmachen.

„Was tun wir jetzt?“ fragte Krall, als die Männer vor dem Menschengewühl am Bahnhof standen, in dem Züge mit Flüchtlingen und Verwundeten hielten. Alle Eisenbahnwagen waren überfüllt, die Dächer besetzt, und auf den Lokomotiven klammerten sich rundum Menschen.

„Wir können hier nichts mehr tun“, meinte Vanhoven. „Auch Menen Tudun wird nicht mehr in Taegu sein. Es bleibt uns nur der Versuch, rasch eine Ausreisemöglichkeit zu finden.“

„Dann müssen wir sehen, wie wir nach Pusan gelangen“, entschied Eyken. Er wandte sich an den Prager: „Wohin willst du jetzt?“

„Ich bleibe bis Pusan bei euch“, antwortete Vrána. „Dann will ich bei den amerikanischen Behörden um Asyl in den Vereinigten Staaten ansuchen oder andernfalls Kanada zu erreichen versuchen, wo ich überall Freunde habe.“

Da es sich am Bahnhof als unmöglich erwies, einen Wagenplatz zu ergattern, gingen die Männer nochmals zur Polizeidienststelle zurück und baten den Sun Kyong um Hilfe.

Dieser rief sofort den Bahnhofsvorstand an und sandte die Hilfesuchenden mit zwei Polizisten zum Bahnhof zurück, wo sie vom Bahnhofsvorsteher erwartet wurden. Sie mußten wohl einige Stunden warten, wurden aber dann in einen Rotkreuztransport hineingepfercht. Nach einer durch dauernde Aufenthalte verzögerten Fahrt langten sie am späten Abend in der Hafenstadt an, wo sie erstmals koreanischen Boden betreten hatten.

Die Stadt war ein brodelnder Hexenkessel geworden. Im Scheine der Hafenlampen und Scheinwerfer herrschte eine rege Ladetätigkeit, überall strichen Flüchtlingsgruppen durch die Straßen, Kinder schrien, und die südkoreanische sowie amerikanische Militärpolizei hatte Mühe, Armeelastwagen durchzulotsen.

Bereits beim Aussteigen am Bahnhof von Pusan wurden alle Ankommenden genau kontrolliert. Eyken und seine Gefährten wurden dem Roten Kreuz zugewiesen und in einem Notquartier untergebracht. Gleichzeitig erhielten sie Anweisung, sich am kommenden Morgen bei einer amerikanischen Dienststelle zu melden, da sie Ausländer waren.

Beim Besuch der amerikanischen Stelle am nächsten Tag zeigten sich die Amerikaner sehr höflich. Mit Interesse nahmen sie die Schilderung der Gefangenschaft im Mont Chiri Gebiet auf, wobei sie noch nach einigen Einzelheiten fragten. Nachher wurden die fünf Männer nach ihren Wegbringungs-wünschen befragt.

Eyken hatte es wieder übernommen, für die Gemeinschaft zu sprechen. Mit Ausnahme von Vrána erbat er für sich und seine Kameraden eine Reisemöglichkeit nach Bangkok, um schärferen Kontrollen in Japan zu entgehen.

Der Vernehmende, ein amerikanischer Captain, empfahl Eyken und seinen Gefährten, am nächsten Tag wieder nachzufragen. Mittlerweile wolle

er sich nach den gewünschten Möglichkeiten erkundigen. Vrána wurde zurückbehalten, da er um Asyl in den Vereinigten Staaten bat.

„Sehr höfliche Leute, diese Amerikaner“, stellte Krall nach dem Verlassen der Dienststelle fest. „Mit den Soldaten kann man in den meisten Fällen auskommen.“

„Jedenfalls anders als bei uns in Deutschland“, wandte Hellfeldt ein. „Da sind die Pattons in der Minderzahl.“

„Das ist begreiflich“, meinte noch Vanhoven. „Da führen nur uniformierte Emigranten das große Wort und sorgen dafür, daß mißliebige Offiziere abberufen werden.“ Sich an Eyken wendend, fragte er: „Wenn wir wirklich das Glück haben, nach Bangkok zu kommen und damit unmittelbaren Kontrollen entgehen zu können, wie soll es dann weitergehen?“

„Darüber grüble ich schon seit einer Weile“, bekannte Eyken. „Es bleibt nur eines, was ich bisher um jeden Preis vermeiden wollte: nämlich an unseren Mann nach La Paz zu schreiben. Schließlich beginnt sich auch in der Geldfrage eine Ebbe abzuzeichnen. Irgendwann geht langsam der Segen zu Ende. Einen unzensurierten Brief können wir allerdings erst von Bangkok aus schreiben.“ Den Rest des Tages verbrachten die Männer am Strand von Haeundae, der sich östlich an den Hafen von Pusan anschloß. Es gab hier eine herrliche lange Sandbank, die eine ideale Bademöglichkeit bot. Am späten Nachmittag gingen sie in ein nahegelegenes Teehaus, wo sie mit Mühe neben einem alten koreanischen Ehepaar noch Platz fanden.

Die Tischgefährten entpuppten sich als gebildete Leute, die beide Englisch sprachen. In einem aufkommenden Gespräch klagte der Koreaner, der sich Kim Nam yong nannte, über das Schicksal seines Volkes, dessen Freiheit zum Spielball der Großmächte geworden war. Beide waren tief gerührt, als Eyken und seine Gefährten ihr Mitgefühl kundtaten. Nach der Geschichte seines Landes befragt, erzählte der Koreaner:

„Nach einer uralten Mythe kam etwa zweieinhalb Jahrtausende vor der westlichen Zeitrechnung die Göttin Tangu vom Himmel und übernahm die Führung der zu dieser Zeit in Korea lebenden Stämme. Der rassistischen Herkunft nach waren die Urkoreaner Arier. Nach und nach erhielt die Halbinsel Zuzug aus der Mongolei, besonders bei einer späteren Besetzung des Landes, aus dem Süden kamen malaiische Splitter zur Südküste. Im fünften Jahrhundert vor der Zeitenwende entwickelte sich die Bronzezeit, und es entstanden hervorragende Metallarbeiten, den Formen nach zum Teil

aus China beeinflusst. Mit der aufstrebenden Kultur entstanden damals auch drei Königreiche auf der Halbinsel, die in der Zeit vom Zeitrechnungsbeginn bis in das siebente Jahrhundert hinein Wohlstand brachten. Es waren dies das Königreich Koguryo im Norden mit der südlichen Mandschurei, Paek ehe im Umweltbereich des Han Flusses sowie das Silla Reich im Süden. Koguryo wurde in seiner Entwicklung stark von China beeinflusst, mit dem es eine gemeinsame Grenze hatte. Auf diesem Wege kam auch der Buddhismus ins Land. Das südliche Silla Reich hingegen hatte Beziehungen zu Japan. Ungeachtet dieser Verbindungen entstand eine unabhängige koreanische Kultur, die sich auch nach dem Ende der drei Königreiche mit ihrem eigenen Stil weiterentwickelte. Das Ende wurde durch kriegerische Auseinandersetzungen untereinander herbeigeführt. In den Jahren 918 bis 1392 herrschte dann die Koryo Dynastie über die Halbinsel mit dem Sitz in Song do, dem heutigen Kae Song in der Nähe des 38. Breitengrades. Die damals entstandenen Landesgrenzen sind bis zum heutigen Tage unverändert erhalten geblieben. Im Jahre 1213 allerdings überfluteten die Horden des Kublai Khan auch Korea. Erst ein halbes Jahrhundert später kam es zu einem Friedensvertrag zwischen Mongolen und Koreanern. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts rebellierten die Chinesen gegen das mongolische Regime und setzten die Ming Dynastie als volkseigene Herrschaft ein. Diesen Zeitpunkt nützten auch die Koreaner und stürzten die Fremdherrschaft durch ihren General Yi Song gye. Sie brachten ebenfalls eine eigene Dynastie auf den Thron des Landes und nannten das neue Königreich Chosun, Land der Morgenstille. In der Folgezeit entstand ein beispielhaft geordnetes Staatswesen mit einer umfangreichen Gesetzgebung und einer buddhistischen Bibliothek mit mehr als achtzigtausend bedruckten Holzplatten. Zum Druck verwendete man bereits dreihundert Jahre vor Gutenberg metallene Lettern. Die Porzellankunst und Malerei erreichten eine hohe Blüte, und die erhalten gebliebenen Kunstgegenstände zählen heute zu den wertvollsten der Welt. Die Hauptstadt des Landes wurde von General Yi von Kae song nach Han yang, dem heutigen Seoul verlegt. Freundschaftliche Verbindungen mit China vertieften sich. Unter dem vierten Kaiser, Sejong dem Großen, entwickelte sich auch ein eigenes Alphabet der koreanischen Sprache, das Hangul, das sich vom Chinesischen und Japanischen grundlegend unterscheidet. Wissenschaft, Musik, Kunst und Technik wurden in jeder Weise gefordert. In den Jahren 1592 bis 1598

brachen die Japaner in China ein, zogen dabei durch Korea und besetzten Seoul, Pyongyang und die Ham gyeong Provinz. Zur See mußten sie jedoch bei der Abwehr ihres Angriffes durch den koreanischen Admiral Yi Sun shin eine Niederlage einstecken. Der Admiral schlug mit seinen Drachenschiffen, deren Steven wie die Wikingerschiffe Drachenköpfe trugen und deren Oberdecks mit stachelbewehrten Schildkrötenbuckeln überdacht waren, die Japaner vernichtend. Während der Auseinandersetzungen zwischen den Chinesen und den Mandschus, fielen im siebzehnten Jahrhundert auch Mandschutruppen in Korea ein. Nach deren Abzug schloß sich Korea in der Folgezeit völlig von der Außenwelt ab und öffnete seine Häfen erst im Jahre 1876 den Japanern. Sechs Jahre später schloß dann das Land Freundschaftsverträge und Handelsvereinbarungen mit Amerika, Deutschland, England, Österreich, Frankreich, Rußland und Italien ab. Dann fiel 1910 Japan in Korea ein und annektierte das Land. Trotz größter Tapferkeit unterlagen die Koreaner gegen die Eindringlinge, denen sie in der Bewaffnung weit unterlegen waren. Mit dem Ausgang des Zweiten Weltkrieges und der Kapitulation Japans endete die Annexion Koreas, und das Land erhielt seine Freiheit wieder. Aber unser Land ist nach einer fünfunddreißigjährigen Besatzungszeit in zwei Teile geteilt worden. Wir erhielten ein freies und ein kommunistisches Korea, die sich jetzt in einem Bruderkrieg gegenüberstehen.“ Der Schlußsatz klang bitter, und der Sprecher sah verkniffen vor sich hin.

Die Zuhörer schwiegen. Als Deutsche empfanden sie die Tragödie dieses Landes mit großem Verständnis. So wie ihr Land im Herzen Europas geopolitisch zwischen zwei starken Mächten im Westen und dem russischen Koloß im Osten lag, befand sich Korea in der Zange zwischen China und den Mongolen im Westen und den Japanern im Osten.

Eyken wies den Koreaner auf das europäische Beispiel hin und sagte dazu: „Es hat sich in der Geschichte gezeigt, daß gerade die in Spannungsgebieten lebenden Völker eine besondere Überlebenskraft zu entwickeln vermögen. Ihr naturhaft entstandener soldatischer Geist stärkt ihren Widerstandswillen und läßt sie immer wieder zu Höhenflügen für die Freiheit und eine starke Geisteshaltung ansetzen. So müssen auch Teilungen von Ländern und etwa auftretende Bruderkriege letzten Endes durch ein höheres Gesetz als das menschlicher Macht ein Ende finden. Mit diesem

Wissen darf man ruhig eine neue Sonne der Freiheit und Einheit Koreas erwarten“, schloß Eyken seine Ausführungen.

Nam yong widersprach nicht. Das Elend der Tage dämpfte seine Hoffnungen. Er stand unter dem Druck der großen Enttäuschung, die alle Koreaner befallen hatte, als die nordkoreanischen Kommunisten überall ihren Vormarsch antraten. Bis zum jetzigen Augenblick hatte ihre amerikanische Schutzmacht der roten Ansturmwelle noch nicht Einhalt gebieten können. Langsam zeichnete sich bereits ein Einschließungsring im weiten Vorraum um Pusan ab.

Der Koreaner stand jetzt auf, und seine Frau folgte seinem Beispiel. Mit einigen höflichen Worten und einer Verbeugung verließ das Ehepaar den Tisch und entfernte sich.

„Man muß die Koreaner lieben“, sagte Hellfeldt nachdenklich. „Sie sind prächtige Soldaten und ein feinsinniges Volk.“

„Darüber sind wir sicherlich einig“, pflichtete Krall bei. „Allerdings habe ich den Eindruck, daß die asiatischen Völker mit Ausnahme der Rotchinesen die eigentlichen Hintergrundkräfte der Weltpolitik nicht kennen. Der die Erde bewegende Gegensatz zwischen dem Mittemachtsberg und dem Sinai dürfte den Asiaten östlich des Indus kein Begriff sein. Sie merken daher auch nicht, welche Rolle den internationalen Gesellschaften zugedacht ist, die jetzt überall in Asien Fuß fassen. Seien es die Logen, die Rotarier, die Pen Klubs oder die Lions, sie alle unterstehen der anonymen Macht mit dem Goldenen Kalb. Wenn die Asiaten deren Rolle nicht rechtzeitig erkennen und die innere Aufweichung nicht abwehren, werden sie alle eines Tages Opfer eines politischen Prozesses werden, der sie um ihre Souveränität und Freiheit bringt.“

Mittlerweile war es dunkel geworden. Sie verließen das Teehaus und traten auf die Straße hinaus. Langsam gingen sie in die Richtung ihrer Notunterkunft. Über das Meer zuckten die Lichtblitze der zur Rechten liegenden Leuchttürme, die von einer dazwischenliegenden Landnase verdeckt waren. Am Himmel dröhnten niedergehende Flugzeuge, deren Positionslichter sich unter den Silberpunkten der Sterne bewegten.

Am nächsten Vormittag begaben sich Eyken und Krall zu dem amerikanischen Captain, der sie bestellt hatte. Hellfeldt und Vanhoven warteten in einer Nische auf der Straße, da es zuvor noch einen kurzen Regenschauer gegeben hatte.

Zur Überraschung der Wartenden kamen ihre Kameraden bald wieder. Eyken zeigte eine zufriedene Miene. „Dieser Captain Browsers ist ein tüchtiger Bursche! Er wollte uns zuerst nach Hongkong abschieben, doch konnte ich ihm diese Idee wieder ausreden. Dabei hatte er ohnedies eine zweite Wahl bereit, die dem von uns geäußerten Wunsch entsprach. Nun haben wir eine Passage nach Bangkok. Bereits morgen bringt uns eine amerikanische Maschine zu einem ermäßigten Preis dorthin!“

„Und dann schreiben wir sofort nach La Paz“, meinte Hellfeldt.

„Klar“, gab Eyken zurück.

Krall hingegen verdrehte die Augen. „Wenn ich an Bangkok denke, sehe ich die zahlreichen Pagodentürme, die bunten Fabeltierschnitzereien, die grazilen Tempeltänzerinnen, ah diese Tänzerinnen...“

* * *

Die amerikanische Maschine landete wohlbehalten am Don Muang Flughafen. Zwei mitreisende Engländer hatten den vier Männern das Eriwan Hotel empfohlen und sie gewarnt, Taxifahrer zu bezahlen, ehe sie ihr Gepäck aus dem Wagen hatten. Da Eyken die Mitfahrt zu dem genannten Hotel abgelehnt hatte, fuhren er und seine Gefährten mit einem Taxi allein nach Bangkok hinein.

Bei der Flughafeninformation hatten sie sich für das Princess Hotel entschieden. So brachte sie der Fahrer in die Charoen Krung Road, wo das Hotel nahe am Chao Phya Fluß lag. Zu ihrer Genugtuung fanden sie hier die Preise wesentlich niedriger als in Hongkong.

Gegen Abend hatte Eyken den Brief nach La Paz fertig und brachte ihn zur Post. Nach dem Abendessen hatten die Männer nur noch den einen Wunsch, lange und gut in einem richtigen Bett zu schlafen, ohne Überraschungen befürchten zu müssen.

Am nächsten Morgen sah die Welt bereits anders aus. Die Loslösung aus einem lange auf den Männern lastenden Spannungsgefühl schenkte ihnen zwei unbeschwerte Wochen Erholung.

Bangkok zeigte sich in seiner vielseitigen Gestalt. Die Stadt kokettierte mit ihrer Schönheit wie eine reife Frau, die sich ihrer Reize voll bewußt ist. Reich geschmückt mit ihren zahlreichen Tempeln und Pagoden, deren Vergoldungen sich grell im Lichte der Sonne brachen, sorgte sie für ein überreiches Schauen in die gebotene Pracht und Fülle. Sie konnte aber auch nicht ihre Schattenseiten verbergen. Die Armut hinter der vergoldeten

Fassade, den Schmutz, die oft übelriechenden Klongs, die als zahlreiche Kanäle mit Wohnbooten die Stadt durchzogen. Sie war letztlich ein übergroßes Urwalddorf in einem versumpften Flußdelta geblieben.

Tagsüber zeigten die Tempeltänzerinnen ihre rituellen Tänze, in Seide gekleidet und mit Flitter behangen, nachts boten sich zahllose Mädchen für das älteste Gewerbe der Welt an, um der Not des Daseins zu entrinnen.

Eyken und seine Gefährten hatten schnell herausgefunden, wie man billig leben konnte. Zwei Wochen gingen wie im Fluge dahin, dann kam der Brief nach La Paz zurück. Der Umschlag trug kurz und bündig den Vermerk: „Nicht zustellbar“.

Eine Bombe hätte nicht so gewirkt wie der einfache Hinweis zur Rücksendung des Schreibens. Der Faden war gerissen...

Ratlos sahen sich die Männer in einer Ecke der Hoteldiele an.

Hellfeldt war der erste, der zögernd fragte: „Zurück nach Argentinien?“ Eyken schüttelte den Kopf. „Es dürfte zwecklos sein, von vorne anzufangen. Und zudem gefährlich. Ich schließe diese Möglichkeit aus.“

„Wir waren zu lange verschollen“, meinte Krall bekümmert.

„Mittlerweile hat man uns abgeschrieben, und irgend etwas hat den Mann in La Paz veranlaßt, seinen Platz zu wechseln. Ob wir zu dem Mann im Rio Beni Tal können?“ „Als Farmarbeiter?“ fragte Eyken. „Wir wissen gar nicht, ob wir für längere Zeit willkommen sind. Und was sollen wir tun, wenn der gute Mann am Ende gar nicht mehr dort ist? Er kann verkauft haben oder gestorben sein? Eine Stunde redeten die Männer herum, ohne einen Ausweg zu finden. Schließlich war es Vanhoven, der einen nüchtern überlegten Vorschlag machte: „Kehren wir nach Europa zurück!“

„Wir könnten da nur heim nach Deutschland“, meinte Krall. „Was geschieht dort mit uns?“

„Ihr habt Freunde und Verwandte“, erklärte der Flame. „Und wenn die Luft halbwegs rein ist, könnt ihr als Staatsbürger sofort wieder Fuß fassen und einen Beruf ergreifen, bis die gerissene Verbindung wieder geflickt ist und ihr abberufen werdet. Oder was sich sonst aus einem Augenblick heraus ergibt!“

„Und was geschieht mit dir?“ fragte der Hamburger den Flamen.

„Das muß ich noch überlegen. Vielleicht kann ich, ohne Belgien zu betreten, mich irgendwo wieder als Seemann anheuem...“

„Unsinn“, schnitt Eyken Vanhovens Gedanken ab. „Du gehörst zu uns! Wir bringen dich schon irgendwie in unserer Gemeinschaft durch. Wir sind

eine Gruppe, die nicht getrennt werden darf.“

Vanhoven sah Eyken lange an, dann hellte sich seine Miene auf. „Ich will mich nicht zieren. Um unserer Kameradschaft willen nehme ich an!“

Bis zum Abend hatte der Plan, nach Europa zurückzukehren, feste Gestalt angenommen. Man beschloß, ohne Verzug zu versuchen, auf Hellfeldts Vorschlag zuerst nach Österreich zu kommen, das wohl noch besetzt, aber ein unabhängiger Staat auf Geheiß der Alliierten geworden war. Bei einer sparsamen Verwendung der verbliebenen Mittel konnten es die Männer schaffen.

Heim nach Deutschland!

XVIII. ZEICHEN UND MÄCHTE

„Aus ahnungsvollem, schreckerfülltem Trauern
Gebiert sich schon
Die neue Welt.

Wohl dem,
Der nicht im Tode zagte
Und trotzig seinen Schwertstreich tat.

Wohl dem,
Der nicht beim Untergange klagte
Und nicht das Schicksal um Wunder bat.

Wohl dem,
Der stark blieb,
Stärker wird er auferstehen.

Doch wer da bangte,
Fällt in tiefste Nacht.
Weh dem, des Herz im Kampfe schwankte,
Es wird zerbrechen In der letzten Schlacht...“

Kurt Eggers

Ein warmer Spätsommertag lag über Wien.

Die Sonnenstrahlen glitten milde über die Kriegsnarben der Stadt, in deren Mauern einst deutsche Kaiser residierten. Jetzt lag sie glanzlos zu beiden Seiten der träge dahinfließenden Donau, schmutziggrau, zerbombt und voll Elend.

Am Wiener Südbahnhof traf ein aus Triest kommender Zug ein und brachte Eyken und seine drei Gefährten nach einer langen und anstrengenden Reise an ihr vorläufiges Ziel. Sie hatten ohne Schwierigkeiten bei Arnoldstein die Grenze überschritten, und erst am Semmering bei der Einreise in die russische Besatzungszone wurden Pässe und Ausweise streng kontrolliert. Die Identitätskarten der Inlandreisenden wurden genau geprüft, ob die vorgeschriebenen dreizehn Abstempelungen vorhanden waren. Wer „Papier nix gutt“ hatte, wurde aus dem Zug geholt.

Beim Verlassen des teilweise zerstörten Südbahnhofes zeigten sich die „Vier im Jeep“. Je ein Militärpolizist der vier Besatzungsmächte saßen gemeinsam im Flitzer und fuhren die Gürtelstraße entlang, von den Zivilisten nicht mehr beachtet.

Hellfeldts Gesicht zeigte Niedergeschlagenheit. „Hier sieht die Welt plötzlich bedrückend aus“, meinte er halblaut und sah um sich. „Es ist eine

Heimkehr in eine Unfreiheit!“

Seine Gefährten schwiegen. Eyken wechselte Dollar in österreichische Schilling und kaufte eine Zeitung. Hier war die Berichterstattung eine völlig andere als im Ausland. Auf der ersten Seite stach eine Meldung über einen sogenannten Kriegsverbrecherprozeß hervor, und erst nach dem Umblättern wurde von einem zügigen Vorgehen der UNO-Truppen in Richtung Nordkorea berichtet, welche die kommunistischen Verbände Kim Il Sung vor sich hertrieben.

„Jetzt hast du die Führung!“ sagte Eyken nach dem Zusammenfallen der Zeitung und sah Hellfeldt an.

„Ich weiß“, antwortete der Wiener lahm. Er hatte ein flaes Gefühl im Magen und wußte nicht warum. „Wir nehmen die Straßenbahn. Die Linie 18 hält vor dem Bahnhof. Die Koffer nehmen wir gleich mit!“

Nach zweimaligem Umsteigen erreichten sie den Stadtbezirk Währing, der in der amerikanischen Besatzungszone lag. Wie die Männer sahen, war dieser Bezirk beim Bombardement während des Krieges glimpflich davongekommen. Am Wege zu Hellfeldts Wohnhaus wurden die Schritte des Wieners immer schwerer. Vor der Haustür überwältigte ihn das Gefühl der Unsicherheit. Er bat die Kameraden, kurz zu warten, um seine Mutter nicht zu erschrecken, die seit Kriegsende keine Post mehr von ihm erhalten hatte, wie es sein Auftrag erforderte.

Langsam stieg Hellfeldt die Treppen zum ersten Stock des Hauses empor. Er verhielt vor der Wohnungstür und erblaßte. Anstelle des alten Namensschildes prangte ein neues mit einem fremden Namen.

Wie betäubt starrte er vor sich hin. Als erstes quälte ihn die stumme Frage nach seiner Mutter. Plötzlich ging die Tür auf und eine Frau sah heraus. „Zu wem wollen S‘?“ fragte sie im wienerischen Tonfall.

Hellfeldt sah über die Frau hinweg in das Vorzimmer und sah noch die familieneigenen Möbel darin. Er riß sich zusammen und nannte seinen Namen.

Jetzt stemmte die Frau die Arme in die Hüften und sah Hellfeldt böse an. „Sie haben hier nichts mehr verloren, machen S‘, daß Sie weiterkommen!“ „Hören Sie“, sagte Hellfeldt aufgebracht durch ihren Ton, „da sind doch noch unsere Möbel! Und wo ist meine Mutter?“

„Wenn S‘ nach der Mutter fragen, ich bin kein Meldeamt. Und die Möbel, die gehören mir! Die Rote Armee hat alles beschlagnahmt, und Wohnung samt Möbel wurden mir nachher von der Wiener Stadtverwaltung

übereignet. Und verschwinden S', bevor ich die Polizei rufe! Die ist jetzt scharf auf Kriegsverbrecher! Mit einem Knall schlug die Tür zu.

Kopfschüttelnd wandte sich Hellfeldt um und ging langsam wieder die Stiege hinunter. Einen solchen Empfang hatte er nicht erwartet. Schlagartig stand er selbst im Sog der vielgepriesenen Demokratie mit einer Nutznießerschichte und einer Kaste der Beraubten und Entrechteten. Als er auf die Straße trat, winkte er den Kameraden, ihm zu folgen.

An der Straßenecke blieb er stehen. Eyken fragte: „Du siehst verstört aus! Was ist los?“

Hellfeldt stellte den Koffer auf den Boden und lehnte sich an einen Vorgartenpfeiler. „In meiner Wohnung sind fremde Leute. Alles beschlagnahmt und angeblich an fremde Personen übereignet. Meine Mutter ist ebenfalls weg, und ich weiß nicht wohin. Man verweigerte mir die Auskunft.“

„Frag doch bei den Nachbarn!“ schlug Krall vor. „Dann wirst du mehr erfahren können.“

„Du hast recht“, gab Hellfeldt zurück. „Ich will erst fragen, ehe ich überlege, wie es nun weitergehen soll. Wartet eine kurze Weile, ich will um die nächste Ecke bei einer Gemüsehändlerin nach dem wirklichen Sachverhalt fragen. Den Koffer lasse ich kurz bei euch stehen.“

Nach einer Viertelstunde kam Hellfeldt zurück. Sein Gesicht war etwas verkrampft und zeigte Bitterkeit.

„Nun?“ Kralls Stimme klang spröde vor Besorgnis.

Hellfeldt sah die Gefährten der Reihe nach an, dann sagte er monoton: „Ich habe nicht geträumt es stimmt alles! Als die Rote Armee Wien besetzte, wurde meine Wohnung wie unzählige andere samt Einrichtung und Bekleidung beschlagnahmt und fremden Leuten übertragen, die es in vielen Fällen eilig hatten, sich um solchen Vorteils willen in die Kommunistische Partei eintragen zu lassen. Der Rest setzte sich aus Ausgebombten zusammen. Irgendwelche Leute hatten mich als Kriegsverbrecher angezeigt, wohl deshalb, weil ich Offizier war. Viele wurden als Nazi und Kriegsverbrecher bezeichnet, um sich deren Gut unter die Nägel reißen zu können. Auch in meiner Wohnung sitzen Kommunisten. Dieser Raub wurde von der Wiener Stadtverwaltung legalisiert und urkundlich den Neuinhabern bestätigt. Und dann“, Hellfeldts Gesicht wurde starr, „erfuhr ich, daß in der Folge meine Mutter aus dem Leben geschieden ist...“

Die Mienen der Gefährten zeigten Erschütterung. Vanhoven sagte leise: „Du mußt das durchstehen, Kamerad! So war es bei uns in Flandern. Auch dort hat man uns gejagt, enteignet und in den Kerkern gefoltert oder umgebracht. Das geschah auch den Familien der Ostfrontkämpfer, die Europa vor der roten Flut bewahren wollten. Das ist unser Los, weil wir den Verrat nicht bezwingen konnten, der uns den Sieg nahm.“

Eyken nickte dazu. „So etwas hat es noch nie gegeben. Wo ist denn die Haager Landkriegsordnung geblieben?“ Ein verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Das ist noch nicht alles“, fuhr Hellfeldt fort. „Ich habe zuerst nur die naheliegenden und auch mich betreffenden Dinge berichtet. Man sagte mir auch, daß die staats- und gesetzestreuen Bürger des Reiches für vogelfrei erklärt wurden. Die österreichischen Sozialisten, früher als Austromarxisten verschrien, haben im Jahre 1938 kaum Verfolgung erlitten und nach den entbehrungsreichen Jahren einer Arbeitslosigkeit sofort Arbeit und Brot gefunden. Die meisten von ihnen hatten unter der Regierung von Dollfuß und Schuschnigg aus politischen Gründen ihre Stellen verloren und erhielten diese nach Schuschniggs Abgang sofort wieder zurück. Jetzt hat man das alles vergessen und plündert die Helfer von damals. Die provisorische Regierung hat sich sogar beeilt, sozialistische Plakate kleben zu lassen, auf denen die Auslieferung aller Nationalsozialisten, jetzt kurz Nazi genannt, an die Sowjetunion zum Abtransport nach Sibirien gefordert wurde. Man hat sich das Vermögen und die Wohnungen von dreihunderttausend nach dem Westen geflohenen Wienern unter die Nägel gerissen, und nachher erließ die Regierung eine Amnestie für die Massenplünderungen an eigenen Staatsbürgern. Man hat mir auch mitgeteilt, daß der anständige Teil der Bevölkerung diese Regierungsmaßnahme hinter der vorgehaltenen Hand als ‚Lumpenamnestie‘ bezeichnet hat.“

„Haha, die gute Mutter Demo...“, platzte Krall mit lauter Stimme dazwischen. „Pst!“ zischte Eyken und legte einen Zeigefinger an den Mund. „Unterlasse jetzt kritische Äußerungen. Die neue und geteilte Freiheit gilt nicht für alle...“

„So ist es“, bestätigte Hellfeldt, langsam wieder Fassung gewinnend. „Was uns vor Jahren auf Punkt 211 in der Antarktis gesagt wurde, hat alles seine Richtigkeit. Der Krieg ist noch lange nicht zu Ende, und das Stadium des gegenwärtigen Waffenstillstandes ist nur ein anderer Weg zur

Vernichtung aller bewußten Deutschen. Was mir heute meine Heimatstadt bot, ist nur ein Abglanz des Vernichtungsterrors, der von den Hintergrundkräften in Gang gesetzt wurde. Ich werde diesen Schlag hinter mich bringen und in der Pflicht bleiben!“

„Was dich empfing, war nicht die Stadt und die Heimat, sondern die Zeit und der Pöbel“, versuchte Vanhoven richtigzustellen. Ich habe in Flandern dasselbe erlebt. Bedenke, daß die sogenannten liberalen Revolutionen nur Pöbelaufstände waren, um mit dem Schlagwort der Gleichheit die Quantität der Qualität gleichzustellen, die vorgebliche Freiheit für Gesetzesaufweichungen sowie Eigenauslegung zu mißbrauchen und eine sehr selbstsüchtige Brüderlichkeit in einer demokratisch genannten Regierungsform zu vereinen, die in der eigentlichen Bestimmung die Eliten entrechteten soll.“

„Ich pflichte dir bei“, gab Hellfeldt zu. „Wenn wir im Gesetz verbleiben, werden wir Herren des Schicksals und überdauern dessen Tiefen, während die Masse dem Schicksal unterliegt. Ich nehme auf mich, was auf mich zukommt! „Trotz glomm in seinem Blick. Er nahm den Koffer auf und sagte: „Kommt, gehen wir!“

„Wohin? fragte Krall.

„Ach so!“ Der Wiener strich sich über die Stirn. Nach kurzem Nachdenken schlug er vor: „Ich habe in der Nähe von Wien einen alten Kameraden, der bei der Luftwaffe gedient hat. Wenn er die letzten Kampftage überlebt hat, werden wir sicher eine gute Aufnahme bei ihm finden. Versuchen wir es aufs Geratewohl!“

„Also fahren wir nach Dingsda“, meinte Eyken kurz entschlossen. „Als letztes bleiben uns immer noch ein Hotel und eine Weiterreise.“

„Wie weit ist es nach Dingsda?“ fragte der Hamburger, Eykens Bezeichnung wiederholend.

„Zwanzig Kilometer vor Wien! Der Ort heißt Mödling. Es ist eine entzückende Kleinstadt, und mein Kamerad ist Besitzer eines kleinen Hauses am Ortsrand.“ „Laßt uns hoffen, daß er da ist“, meinte Krall. Darauf wußte Hellfeldt nichts zu erwidern.

Während der Fahrt nach Mödling waren die vier Männer sehr einsilbig. Sie hingen ihren Gedanken nach und waren bedrückt. Hellfeldts geheime Sehnsucht nach der Mutter und Heimat war ein Teil ihrer gemeinsamen stillen Gedanken. Sie hatte eine grausame Erfüllung gefunden.

Es war spät am Nachmittag geworden, als die Männer vor einem kleinen, aber hübschen Hause standen. Ein kleiner Vorgarten mit einigen Blumen machte einen einladenden Eindruck.

„Mach schon! „forderte Eyken den Wiener auf, „geh auf Einmann Stoßtrupp und klär die Lage!“

Hellfeldt langte nach dem Gartentordrucker, als von der Straße ein Zuruf kam: „He, zu wem wollen Sie?“

Als sich Hellfeldt und seine Gefährten dem Rufer zuwandten, blieb der Näherkommende verduzt stehen. „Hellfeldt? Bist du es wirklich?“

„Jantz!“ Beide Männer eilten aufeinander zu und schüttelten sich die Hände. Nach den ersten Begrüßungsworten erklärte Hellfeldt seinem alten Freund die Lage und stellte anschließend die Kameraden vor.

„Kommt herein“, forderte Jantz die Männer auf. Vorausgehend brachte er sie in das Hausinnere, wo seine Frau die Gäste ebenfalls willkommen hieß.

Wie es nicht anders zu erwarten war, ging ein langes Erzählen los. Hellfeldt umging den Geheimauftrag „Antarktis“ und schilderte bloß sein Absetzen von Europa nach Südamerika und die Heimkehr über Asien. Er erwähnte auch, daß er und seine Kameraden Fremdpässe auf einem schwarzen Markt erworben hätten. Auf diese Weise unterband er unbequeme Fragen, die nicht beantwortet werden durften.

Jantz machte große Augen, als er die Schilderung der weltweiten Irrfahrt vernahm. Anschließend erzählte er von seiner Heimkehr nach dem Zusammenbruch. Er war nach der Kapitulation der Wehrmacht als Flieger in amerikanische Gefangenschaft geraten, aber bald darauf als politisch farblos entlassen worden.

„Politisch farblos klingt gut“, gluckste Krall.

„Eben“, grinste Jantz. „Ich werde doch den Armleuchtern der neuzeitlichen Inquisition kein Holz für einen Scheiterhaufen liefern. Eine Aktenlage über mich war nicht da. Also...“

Die Hausfrau kam in das Zimmer und brachte einen Abendimbiß. Jetzt wurde es den Besuchern bewußt, daß sie während des Tages an kein Essen gedacht hatten. Hellfeldts Schicksal hatte kein Hungergefühl aufkommen lassen.

Nach dem Essen schilderte Jantz die Nachkriegsereignisse und zeigte dabei auf, daß Hellfeldts Los nur ein Fall unter Tausenden war. Die Internierungslager waren überfüllt gewesen, und die Verhältnisse waren schlimmer, als die alliierte Propaganda die deutschen Konzentrationslager

darzustellen versuchte. Dies betraf die Unterbringung ebenso wie die Verpflegung. Anschließend fragte Jantz, was Hellfeldt nun zu tun gedenke.

„Ursprünglich hatte ich die Absicht, bis zu einer Änderung der jetzigen Lage in Wien zu bleiben und Vanhoven bis auf weiteres bei mir zu behalten. Nun ist die Wohnung weg, und meine Pläne hängen in der Luft...“

„Ihr könnt ja bis auf weiteres bei mir wohnen“, schlug Jantz vor. „Im Haus ist genug Platz. Wir leben hier in der russischen Besatzungszone, aber der Iwan kümmert sich jetzt nicht mehr viel um uns. Die Amis und die Tommies waren da mit ihrer Emigrantenpolizei unentwegt weiter am Schnüffeln. Die Russen werden nur allergisch, wenn man etwas gegen ihre Interessen tut. Dann verschwindet man in Sibirien. Wer jetzt hier nichts anstellt, dem geschieht nichts.“ Hellfeldts Miene hellte sich etwas auf. Ohne sich zu zieren, sagte er: „Dieses großzügige Angebot nehme ich für mich und meinen Kameraden mit Dank an! Arbeit werden wir wohl finden, um uns erhalten zu können.“

„Das wird mit Hilfe meines Kameradenkreises nicht allzu schwierig werden“, meinte Jantz. „Die Guten finden sich überall und helfen einander, so gut es geht.“

„Das ist ein Lichtblick in der auf den Kopf gestellten Welt“, warf Eyken ein. „Und nachdem die Hälfte unseres Globetrottervereines einstweilen einen Hafen gefunden hat, können Krall und ich gleich nach Hamburg weiterfahren!“ „Nicht so schnell“, wehrte Jantz ab. „Bleibt vorerst noch einige Tage hier, damit ihr mit den Verhältnissen hier und in der deutschen Bundesrepublik besser vertraut werdet. Ihr müßt euch völlig umstellen...“

* * *

Am übernächsten Tag fuhr Hellfeldt mit seinen Gefährten nach Wien. Er suchte mit ihnen einige Bekannte auf, traf aber nur deren Ehefrauen an und erfuhr, daß einige seiner alten Freunde noch in den letzten Kriegslagen gefallen waren oder als vermißt galten. Die Frau eines Heimgekehrten, Teske, lud die Männer zu einem kargen Mittagessen ein.

„Ich würde von meinem Mann Vorwürfe bekommen, wenn ich Kameraden von ihm davongehen ließe“, sagte sie und zog die vor der Tür Stehenden der Reihe nach in die Wohnung. Nachdem sie ihnen im Wohnzimmer Platz angeboten hatte, eilte sie zum Fernsprecher und rief ihren Mann an. Sie überbrachte dann dessen Bitte, in der Wohnung auf ihn zu warten. Er würde sich beeilen heimzukommen.

„Ich habe einen anderen Vorschlag“, entschied Hellfeldt. „Wir wollen inzwischen sehen, ob die Schatzkammer in der Wiener Hofburg offen ist und kommen nachher wieder zurück. Meine Freunde wollen ihren kurzen Aufenthalt benützen, um einige wesentliche Dinge in Wien zu sehen!“

So verließen die Männer nach dem Essen das gastliche Haus. Sie fuhren mit der Straßenbahn zum Wiener Ring und gingen dann zu Fuß über den Heldenplatz zur inneren Hofburg. Ihr Ziel war der Schweizertrakt, in dem sich die Schatzkammer mit ihren historischen Kostbarkeiten befindet, darunter die alten Reichsinsignien mit der ersten deutschen Kaiserkrone.

Sie hatten Glück. Die ungleichen Besuchszeiten hatten für diesen Nachmittag Einlaß vorgesehen. Hellfeldt führte die Kameraden in den letzten Saal, der nur einen Eingang besaß. Hier waren die kostbarsten Stücke der ganzen Sammlung hinter Glasvitrinen verwahrt. In der Mitte des Raumes befanden sich die Kaiserkrone, das Reichsschwert, die Heilige Lanze und andere Kleinodien.

Ergriffen standen die Männer vor dem Schrein.

„Die alten Reichsinsignien sind also wieder alle da“, sagte Hellfeldt halblaut. „Sie wurden“, setzte er hinzu, „nach dem Anschluß Österreichs an das Reich nach Nürnberg gebracht.“

Der in der Nähe stehende Wachmann trat einige Schritte näher. Er hatte Hellfeldts Worte gehört. „Die Amerikaner haben diese Stücke am 6. Jänner 1946 nach Wien gebracht und dem Bürgermeister übergeben“, erklärte er. Er trat wieder einige Schritte zurück und nahm dann eine kleine Rundwanderung auf. „Kommt näher!“ forderte der Wiener seine Gefährten auf. „Seht euch die Krone genau an. Die Uranfertigung wird einem Historiker zufolge bereits mit dem Jahr 793 nach der Zeitenwende angegeben, sie soll zu dieser Zeit nur aus den acht Goldfeldern, die oben abgerundet sind, bestanden haben. Erst später erhielt sie nach und nach die Ergänzung mit dem großen Stimkreuz als Symbol des Regnum crucis und den nach hinten verlaufenden Kopfbügel mit der Inschrift ‚Conradus Dei Gracia Romanorum Imperator A. V. G.‘ Die acht Goldfelder zeigen Christus und das Fischzeichen, ferner den hebräischen Eiferer Hiskias sowie die Könige David und Salomo. Wie immer diese Krone zu den Zeiten Karls, Ottos des Großen oder Konrads ausgesehen haben mag, die deutschen Kaiser trugen einen Bannhelm des Sinai, bar aller Zeichen ihrer Vorfahren. Was haben David und Salomo mit uns Deutschen zu schaffen?“ Hellfeldt zeigte auf die Emailfiguren. „Hier ist der gleiche Versuch wie in

Irland, Schottland und England. Mit fremden Mythen sollten wir Germanen an das große Weltkreuz genagelt werden. Aber Germanien ist nicht Albion. Wer mit den am Sinai entzündeten Fackeln gegen den Norden anrennt, wird immer deutsche Rebellen vor sich finden, die das Erbe Widukinds und Huttens hüten. Und die deutschen Kaiser, Träger dieser Krone, waren, wenn man von dem Romdiener Karl absieht, trotz den fremden Symbolzeichen Deutsche geblieben. Sie saßen auf keinem Thron Davids, sondern auf dem Kaiserstuhl Germaniens!“

Stille herrschte im Raum, als der Sprecher geendet hatte.

Langsam wanderten die Blicke der Männer von der Krone weg zu den übrigen Herrschaftszeichen und Reliquien. Vor ihnen in der Mitte der Vitrine lag das alte Reichsschwert, links seitlich die Spitze der Heiligen Lanze.

„Das ist der Speer der Macht“, hörten sie Hellfeldt weitersprechen. „Wir werden später noch darüber hören. In der inneren Ausnehmung der Lanzenspitze ist ein langer Nagel eingelegt und mit Silberdrähten befestigt. Der mittlere Teil davon ist mit einer Goldblechmanschette überdeckt. Es wird behauptet, der Nagel stamme vom Kreuze Christi, und ein römischer Centurio namens Longinus habe mit dieser Lanze den Gekreuzigten in die Seite gestochen.“

Niemand sagte etwas darauf. Im Raum hing ein sphärisches Singen der Jahrtausendealten deutschen Geschichte, und die Kleinodien deutscher Macht und Größe zwangen die Beschauer in den Bann ihrer vergangenen Herrlichkeit.

Erst nach einer Weile fuhr Hellfeldt nach einer ausholenden Handbewegung leise fort. „Hier sind dann noch ein Holzspan vom Kreuze Christi und weitere Reliquien. Doch lassen wir uns jetzt nicht ablenken. Folgt mir!“

Auf dem Rückweg erreichten die Männer wieder die größeren Schauräume. Hellfeldt führte sie zu einem Glasschrein, in dem auf einem Samtpolster die Krone der Habsburger Monarchie ruhte. Daneben lagen Reichsapfel und Zepter. „Diese Habsburgerkrone war das Herrschaftssymbol eines deutschen Landes, das einen Vielvölkerstaat zusammenhielt und dem Europagedanken ein geglücktes Modell zeigte. Was jedoch die Dreipunktebrüder stürzten, wird ihrem Bruder Coudenhove Kalergi nie gelingen. Diese Monarchie entstand erst nach der Zurücklegung der deutschen Kaiserwürde durch Kaiser Franz II. im Jahre 1806, nachdem

sich die deutschen Fürsten im Rheinbund, speichelleckend vor Napoleon, vom Deutschen Reich losgesagt hatten! Franz verzichtete auf das weitere Tragen der Krone des geschändeten Reiches, als diese Fürsten ihm und dem Land in den Rücken fielen. Die Krone blieb jedoch in Verwahrung der alten Kaiserstadt Wien. Geraume Zeit später wählten wieder deutsche Fürsten den Habsburger Erzherzog Johann zum Reichsverweser. Jetzt ruhen die Kronen in Glasschreinen ...“

„Vom Rhein kam damals nichts Gutes“, meinte Eyken nachdenklich. „Wird diesmal das Reich abermals am Rhein im Stich gelassen?“ Sein Mund wurde schmal wie ein Strich, und auch die Augen verengten sich.

Die Frage hing schwer im Raum, als die Männer gingen ...

* * *

Auf der Ringstraße erstand Hellfeldt bei einem Zeitungsstand eine „Weltpresse“. Im Stehen lasen die Männer die letzten Nachrichten aus Korea. Die Meldungen aus Ostasien besagten, daß jetzt das 10. US-Korps, verstärkt durch die 1. US-Division und die neu aufgestellte 1. Marine Division, bei einem Großeinsatz in Inchon, westlich von Seoul, gelandet war und den Flugplatz Kim po sowie gleich darauf die Hauptstadt Seoul erobert hatte. Gleichzeitig waren die südkoreanischen Truppen zusammen mit amerikanischen Einheiten am Naktong Fluß zum Angriff angetreten.

„Möge Gott den Südkoreanern weiterhin beistehen“, schloß Hellfeldt das gemeinsame Durchlesen. Er faltete die Zeitung zusammen und steckte sie ein. Schweigend setzten sie ihren Weg fort.

Nachher saßen sie einen langen Abend mit Hellfeldts Kameraden beisammen. Der Gastgeber und seine Frau hörten mit gespanntem Interesse die in kurzer Darstellung gegebenen Erlebnisse ihrer Besucher an. Anschließend berichtete Teske über sein eigenes Schicksal, das ihn noch in ein Nachkriegsinternierungslager gebracht hatte. In diesem Lager waren alle möglichen Leute zusammengepfertcht.

„Beinahe“, so erzählte er, „hätte der Krieg noch in den letzten Tagen eine völlige Umkehrung der Lage gebracht. Das immer zügiger werdende Vordringen der Sowjets gegen Westen und die Berichte der Gräueltaten schreckten einsichtsvolle Kreise der Westmächte in zunehmendem Maße. Während die Gestapo im böhmischen Protektorat und dem noch kontrollierten Polen immer schärfer durchzugreifen versuchte, nahm die deutsche Abwehr seit Dezember 1944 bereits Fühlung mit den

Partisanengruppen des tschechischen Widerstandes auf und verriet diesen sogar die geplanten Gestapo-Aktionen. Aus der Sicht der Canarisleute sollte damit ein Nebeneinander deutscher Kräfte und der Partisanen gegen die Bolschewiken ermöglicht werden. Diese Partisanenverbände wurden schon seit einiger Zeit im Auftrag der Westmächte dazu veranlaßt, die Umtriebe der kommunistischen Infiltration zu erfassen und lahmzulegen. Die Tschechen hatten Nachrichten erhalten, daß über die Schweiz ein Kontakt zwischen dem General Patton und Generalfeldmarschall Rommel zustande gekommen war. Dabei hatte der amerikanische General seine Bereitschaft gezeigt, mit Rommel gemeinsam, auch gegen den Willen der amerikanischen Regierung in Washington, gegen die Sowjets zu marschieren. In London gab es ebenfalls Kräfte, welche einer solchen Wendung zustimmten. Diese Absicht Pattons erlitt einen kurzen Rückschlag, als Rommel im Oktober 1944 aus dem Leben schied. Die Annahme, daß der Generalfeldmarschall sich auf die Seite des deutschen Widerstandskreises gegen Hitler geschlagen habe, war falsch. Dieses Gerücht nützte aber in jeder Hinsicht den Alliierten. Die wenig bekanntgewordene Wahrheit war, daß ein dem Stauffenbergkreis zugehöriger Offizier den Generalfeldmarschall in einem Château in Frankreich aufgesucht und für die Verschwörung zu gewinnen versucht hatte. Dieses Ansinnen wurde von Rommel brüsk abgelehnt mit dem Hinweis, daß er solche Pläne während des Krieges für verwerflich halte. Patton gab aber nach Rommels Tod nicht auf. Als Gerüchte über seine Pläne nach Washington gelangten, liefen die Juden sofort Sturm. Ihre Leute im CIC erhielten den Auftrag, für eine Beseitigung des Generals zu sorgen. Unterdessen waren tschechische Kräfte unter General Prchala und polnische Gruppen unter General Anders für eine gemeinsame Frontwendung zusammen mit den Deutschen bereit.

Im April 1944 überschritt im Bereich der Kampfgruppe Bode ein polnischer Parlamentär die Hauptkampflinie und meldete sich beim Meldekopf ‚Südsterne‘. Er wurde nach Rom gebracht und sollte im Auftrag von General Anders anfragen, ob eine vernünftige Lösung für Polen gefunden werden könne, falls Deutschland den Krieg gewinnt. Im Falle einer verbindlichen Zusage würde das polnische Korps geschlossen zu den Deutschen übergehen und an der Ostfront gegen die Sowjets kämpfen. In Berlin wurde dieses Angebot abgelehnt. Daraufhin berichtete General Vietinghoff an Himmler, doch es war nichts mehr zu machen. Tschechische

Gruppen planten auch die Beseitigung des Hochgradfreimaurers Beneš, der als Berater seiner Hochgradbrüder Roosevelt und nachher Truman den beabsichtigten und ihm zu Ohren gekommenen Angriff der amerikanischen Truppen gegen die Armeen seines engen Freundes Stalin heftig bekämpfte...

Beneš hatte bereits im Jahre 1943 gegen den Willen der tschechischen Exilregierung und Englands seinen Freund Stalin besucht und mit ihm eine Nachkriegsordnung abgesprochen. Durch dieses eigenmächtige Vorgehen kam es zwischen Beneš und der tschechischen Exilregierung sowie mit General Prchala zu einem Bruch. Die Exiltschechen waren nicht nur proamerikanisch, sondern in ihrer überwiegenden Mehrheit auch antikommunistisch eingestellt. Zu diesem Zeitpunkt war aber bereits der amerikanische CIC ebenfalls über den Patton Plan durch Vertrauensleute in Kenntnis gesetzt worden. Die in diesem Geheimdienst nistenden jüdischen Kreise verrieten das Abkommen mit Rommel über Kontaktstellen in der Schweiz an Hitler. So soll nach der Überzeugung der tschechischen Antikommunisten Rommel nicht verunglückt, sondern liquidiert worden sein. Patton hingegen erhielt eine Galgenfrist, da er als starker Mann galt und zu dieser Zeit noch benötigt wurde. Warnungen aus Washington sowie Rommels Tod machten ihn vorsichtig. Er hielt sich zurück, ohne jedoch seine Meinung zu ändern. So ereilte ihn dann wenige Monate nach dem Kriegsende sein unabdingbares Schicksal. Da er sich noch kurz vor seinem Tod seiner Entmachtung widersetzt hatte, befürchteten die jüdischen Kräfte im CIC einen Militärputsch, der ihren eigenen politischen Bestrebungen ein Ende gesetzt hätte. Damit war der Traum einer neuen Front gegen den Bolschewismus aus...“

Teske sah seine Gäste an. „So blieb Stalin der Sieger des Kreuzzuges. Es ist das Widernatürlichste, das je eine Politik gebar...“

„Wir haben wohl den Fehler begangen, im Jahre 1917 Lenin aus der Schweiz zu holen und mit einem plombierten Waggon nach Rußland zu schaffen“, sagte Eyken. „Wir mußten die russischen Truppen durch eine rote Revolution binden, um dem zunehmenden Druck im Westen nach dem Eingreifen Amerikas begegnen zu können. Als jedoch der Bolschewismus sein unmenschliches Gesicht zeigte und nach den Massenliquidierungen im eigenen Lande noch Ausbreitungsgelüste nach dem Westen zeigte, traten zu den an mehreren Stellen noch kämpfenden weißrussischen Armeen im Baltikum, zu den Einheiten des weißrussischen Generals Permikin und des

Fürsten Awalow, deutsche Freikorps. Als an dieser Front die roten Verbände geschlagen wurden, deckten britische Kriegsschiffe von der Ostsee her ihren in eine wilde Flucht ausartenden Rückzug und stellten den nachdrängenden Siegern ein Ultimatum zu einem Stillhaltebefehl. Die unheilige Allianz des angloamerikanischen Westens hat nun schon zweimal den Bolschewismus vor der Zerschlagung gerettet!“ „So ist es!“ bekräftigte Teske.

Es war spät geworden. Die Männer vereinbarten für den kommenden Samstag noch ein Treffen bei Jantz, zu dem Teske noch einige Kameraden mitbringen wollte. Dann gingen sie.

Die Nacht zeigte sich in einem samtene Dunkel. Der im All rollende Silbertrabant warf seinen Schein über die alte Kaiserstadt und leuchtete über das Dächergewirr in die tieferliegenden Straßen und Gassen hinein. Milde überspielte das Nachtgestirn das im Schatten der gequälten Erde lauende Chaos...

* * *

An dem vereinbarten Samstagnachmittag saßen in einem gartenseitigen Zimmer im Hause von Jantz Männer um einen großen runden Tisch. Der Hausherr brachte Wein und schenkte bereitstehende Gläser voll. Mit seinem dann hochgehobenen Glas bot er seinen Gästen ein kameradschaftliches Willkommen. Die vor ihm sitzenden Männer dankten. Außer Eyken, dem Flamen und den beiden Kaleus waren mit Teske ein kräftig gebauter Teutone namens Hase gekommen, der während des Krieges Oberleutnant bei der Division „Götz von Berlichingen“ gewesen war. Ferner ein hagerer Major mit Gardemaß, der mit einer LAH-Einheit in Rußland gekämpft und sich militärisch knapp als Koh vorgestellt hatte. Zuletzt war da noch ein kleiner drahtiger Oberst mit einem eisgrauen Spitzbart, der Urba hieß.

Hier saßen nun Männer beisammen, von denen sich manche zum erstenmal sahen. Aber in dem Raum war sofort ein eigenartiges Klima der Zusammengehörigkeit entstanden, und nichts Fremdes stand zwischen ihnen. In ihren Augen spiegelte sich eine Treue wider, die sie an eine unzerstörbare Gemeinschaft band. Sie saßen alle kerzengerade auf ihren Stühlen, und ihre in vielen Kämpfen hart gewordenen Gesichter verrieten trotzige Entschlossenheit gegen alle Schicksalsschläge.

Sie waren still und ruhig, wie Ordensleute in einem Remter. Nach einer kurzen Weile brach Jantz das Schweigen und bat Eyken, den Anwesenden

die Heimkehr seiner Gruppe zu schildern.

Eyken kam der Aufforderung nach. Langsam begann er mit dem Bericht über die verheimlichte letzte und siegreiche Schlacht im Atlantik und die Absetzung der U-Boot Flottille nach dem Süden. Nach den Erlebnissen in Südamerika berichtete er über den Sprung nach Hongkong und von dort nach Korea, wo nun anstelle des nach dem Weltkriegsende versprochenen ewigen Friedens wieder Ströme von Blut vergossen würden.

Als Eyken geendet hatte, vertiefte sich der Ernst auf den Mienen der Zuhörer. Mit großem Interesse hatten sie den Ausführungen des Erzählenden gelauscht.

„Jeder von uns ist ein Puzzlestein mit einem Teilwissen um Dinge, welche der Allgemeinheit nicht bekannt sind“, meinte der alte Oberst sinnend. „Das Zusammenführen unseres Wissens und unserer Erlebnisse ergibt nach und nach die Umrisse eines großen Bildes, das zurzeit noch verdeckt bleiben muß. Die Bedeutung der letzten siegreichen Seeschlacht im Atlantik, des Punktes 211 in der Antarktis sowie der Flugscheibenstützpunkte in den Anden und anderswo wird sich zu einem gegebenen Zeitpunkt noch herausstellen. Und der Bericht über den neuen Krieg in Korea zeigt, daß die Vereinten Nationen nichts anderes sind als der frühere Völkerbund, der nach dem Ersten Weltkrieg entstand und nach einem völligen Versagen langsam entschlummerte. An diesem Vergleich wird sich nichts ändern, denn der erstmalige Einsatz von UNO-Truppen aus sechzehn Nationen gilt nur der Wiederherstellung des 38. Breitengrades und nicht der Vereinigung Koreas mit einer Befreiung vom kommunistischen Joch im Norden.“

Urba machte eine kurze Pause, dann fuhr er mit einer leiser gewordenen Stimme fort: „Die Symbolik der UNO offenbart sich für die Wissenden in ihrer Flagge oder ihrem Wappen: die blauweißen Farben sind zugleich die Farben Israels. Richtig müßte sie sogar als Flagge der zwölf Stämme Israels bezeichnet werden. In der Mitte der aus achtmal fünf nebeneinander sich in Kreisform reihenden Rechtecke, über der Erdkarte mit dem Nordpol als Herz, liegt eigentlich der Punkt 103, den wir noch zum Ende des Krieges gehalten haben. Die Anordnung des UNO-Symbols weist eindeutig auf eine Einschließung des Punktes 103 durch alle Staaten der Welt unter den Farben Israels hin. Die hebräische Kabbalistik bezeichnet den Punkt 103 ebenfalls als Herz und Mitte. Die vier Palmblätter an den Enden der beiden Palmzweige weisen auf den vierten Buchstaben im hebräischen Alphabet

hin, den Buchstaben Daleth, der die Bedeutung Tür hat. Die Zweige umschließen also die Tür zum Weltherz und damit auch zum Tor zur Weltbeherrschung. Zwei Zweige, entsprechend dem zweiten hebräischen Buchstaben Beth, als Wort bedeutet Beth Haus, zeigen das Haus des Weltzentrums an. Die rechteckumschließenden fünf Ringe des UNO-Symbols deuten auf das fünfzackige Pentagramm hin, und die acht Kissegmente mit je fünf Vierecken sind rein freimaurerisch. Die Okkultgläubigen der Beite Midraschim bei Tel Aviv haben mit den von ihnen vereinten Nationen nunmehr den Thule Hort 103 völlig eingeschlossen und mit dieser gezeigten Umklammerung usurpiert.

Aber solange es Thule Nordleute gibt, bleibt den zwölf Stämmen das Weltentor im Norden verschlossen. Im Augenblick dürfte an diesem Punkt die Lage patt stehen. Die Brücke zu Asgard ist noch unangreifbar geschützt...“

„Letztlich kämpfen aber wieder wir Deutsche allein für Thule und den Norden gegen die Scharen von Gog und Magog. Und es ist merkwürdig, daß an dieser Front das Schicksal der Welt entschieden wird. Und dabei sind die Hauptträger dieses zeitweiligen Kampfes bei den anderen Völkern verhaßt, wie dies schon der jüdische Schriftsteller Kafka aus Prag herauszufinden vermeinte. Er sprach von einer Schicksalsgemeinschaft, bedingt durch eine seltsame Bipolarität zwischen Deutschen und Juden. Beide wären, so meint Kafka, strebsam und tüchtig, ich schränke allerdings ein: jeder auf seine Weise, fleißig und verhaßt bei den anderen. Einmal werden die Deutschen, dann wieder die Juden oder aber auch beide, als Ausgestoßene behandelt.“ Hellfeldt sah Erstaunen in den Mienen der anderen. „Nun, geben wir doch zu, in der Jetztzeit gebärden sich die Deutschen wirklich abscheulich. Hier möchte ich dazu wieder Friedrich Hebbel zitieren, der sagte: Viele Deutsche glauben sich jetzt dadurch patriotisch zu zeigen patriotisch, haha, daß sie Deutschland als Spucknapf gebrauchen, vor allem wenn sie in der Fremde sind. Das ist auch so in der Heimat, in der jetzt Fremde herrschen...“ Angewidert durch die eigene Aussage verzog Hellfeldt das Gesicht.

„Das war zur Zeit des Rheinbundes kaum anders“, warf jetzt Hase ein. „Und dennoch blieb das Reich. Die bellenden Köter aus den Gassen der Städte sind immer kurzlebig. Generationen kommen und gehen, Glück und Unglück stehen immer nebeneinander. Das Reich aber bleibt, solange nur ein einziger Deutscher daran glaubt. Und die über Asgard nach Thule

strömende Kraft ist zugleich in der Seele Deutschlands, des Reiches!“ Der Sprecher warf den Kopf hoch und sah fordernd um sich.

„Ich habe vor Tagen anlässlich einer Besichtigung der Schatzkammer in der Wiener Hofburg die Frage gestellt, ob diesmal das Reich wieder am Rhein verraten wird“, sagte Eyken besinnlich. „Im Banne der alten Reichskleinodien habe ich aber eine gleiche Empfindung gehabt: so wie diese alles Vergangene überdauern haben, so werden sie auch die zwielichtige Jetztzeit überstehen und Schatz eines Reiches bleiben.“

„Das werden sie“, bekräftigte Hase. „Es ist kein Zufall, daß die Reichskleinodien in Wien liegen. Im Schoße der alten Kaiserstadt werden noch zwei weitere Kronen gehortet. Neben der alten und ehrwürdigen Krone des Ersten Reiches, auch wenn sie durch eine fremde Symbolik entstellt ist, liegt hier die Krone der den Babenbergern in der Ostmark nachgefolgten Habsburger, die bis zum Ende ihrer Herrschaft über ein Kleinearopa regiert hatten. Und dann ist noch die Federkrone Montezumas vorhanden, deren mystische Kraft eine seltsame Verbundenheit mit ihrem Herkunftsland erzeugt. Sie zog einen österreichischen Fürsten als Kaiser nach Mexiko. Auch der Neue Templerorden hatte in diesem Lande Fuß gefaßt. Warum wohl liegen drei Kronen in Wien.“

Nachdenken heischend sah sich Hase um. „Mit dem alten Reichsschwert, das zwischen verschiedenen Reliquien einer Fremdlehre ruht, hat diese Stadt die gleiche Bedeutung wie die Eresburg Widukinds, Goslar und Quedlinburg der frühen Kaiser des Reiches.“

„Wir wissen das“, bestätigte Koh die Worte Hases. „Aber dieses Wissen wird in den nächsten Jahrzehnten nur von wenigen Leuten behalten werden. Die am Rande erwähnten Reliquien um Krone und Schwert herum können diese Dinge nicht berühren. Sie sind allerdings dann von Bedeutung, wenn sie Entscheidungen fordern, wenn Menschen nach der magischen Kraft der ihnen als heilig geltenden Stücke suchen. Der Christ wird sich verständlicherweise mit Ehrfurcht den vorgeblichen Reliquien Christi nahen, der Volksbewußte dem alten Schwert des Reiches und der Krone. Diese Krone ist nicht tot, wie die nüchternen Historiker meinen. Sie ist das bleibende Sinnbild deutschen Kaiser oder Königtums, das zu gegebener Zeit die versagenden und chaotischen Formen der Pöbelherrschaften ablösen muß. Ein Pöbel kann nicht führen! Und gerade der Deutsche braucht einen Herzog, der vor ihm herzieht und dem er mit Vertrauen und

Treue folgen kann. Das liegt in seiner volklichen Art und geht zurück bis in das mystische Dämmern seiner atlantischen Vorzeit.“

„Gerade der einmal geforderten Entscheidungen wegen sollte man die Ausstrahlungskraft der religiösen Reliquien nicht unterschätzen“, wandte Hellfeldt ein. „Sie vermögen auch denkende und reife Menschen in ihren Bann zu ziehen und ihre Wege zu beeinflussen.“

„Sicherlich“ gab Koh zu. „Aber der Aberglaube hat immer seltsame Blüten getrieben. Und ein Jesuitenpater namens Baumann hat in den zwanziger Jahren sogar den Satz geprägt, daß alle Dinge möglich seien dem, der da glaubt. Das ist die Grundlage starrer Dogmen und einer Seelenbeeinflussung einer sich selbst für unfehlbar erklärenden Kirche. Kurt Eggers sagte vor Jahren, das Kreuz rufe immer die Mühseligen und Beladenen zur Sammlung auf. Auf der anderen Seite aber sammeln sich die Starken, um das Jahrtausend mit dem Fischzeichen zu überwinden. Während der Starke frei ist, gehen die Moralisten auf Krücken. Sie holen sich Kraft vom vermeintlichen Bann religiöser Antiquitäten und scheuen das Schwert, das dem Starken Freiheit sichert, solange er dieses zu führen vermag. Nur so kann man die Reliquienverehrung der Schwachen verstehen.“ „Reliquien sind ja reichlich vorhanden“, warf Krall sarkastisch ein.

„Gewiß“, nickte Koh. „Denken wir doch im Hinblick auf deren Bedeutung daran, daß beispielsweise der französische König Ludwig der Heilige zwei Kreuzzüge verlor, aber dennoch glücklich darüber war, daß er für eine Unsumme Geldes einige Splitter vom Kreuze Christi, Nägel, einen Schwamm des essighaltigen Waschwassers und sogar Dornenkrone und Purpurrock aus dem Heiligen Land heimbrachte. Und das ging dann die Jahrhunderte hindurch so weiter. Es gibt eine ganze Menge von Dingen, die nach mehr als tausend Jahren bis zum heutigen Tag gefunden wurden. So tauchte einmal plötzlich eine Smaragdschüssel auf, aus der Christus das Opferlamm gegessen und die einst König Salomo der Königin von Saba geschenkt haben soll. Auch der Kelch des Abendmahles wurde gefunden, dazu Brotreste vom Tische Jesu. Dann alte Würfel, mit denen die römischen Legionäre um Christi Rock spielten. Weitere Funde waren ein Kamm mit Haaren und dazu Hemden der Jungfrau Maria. Ebenso tauchten eingetrocknete Blutstropfen Christi auf, bald darauf gab es davon ganze Flaschen voll. Eine Legende erzählt, daß Nikodemus nach der Kreuzabnahme Christi etwas Blut gesammelt hatte und damit Wunder

verrichtete. Als er von Juden verfolgt wurde, verbarg er etwas heiliges Blut in einem Vogelschnabel und steckte eine kurze schriftliche Mitteilung dazu. Diesen Schnabel warf er dann ins Meer. Später landete dieser wunderbarerweise an der Küste der Normandie. Zu diesem Zeitpunkt befand sich eine Jagdgesellschaft in der Nähe, und diese stieß plötzlich auf ihre vorausgelaufenen Jagdhunde, die zusammen mit einem Hirsch friedlich vor dem gelandeten Schnabel kauerten. Ergriffen von diesem Wunder ließ der Herzog der Normandie an dieser Stelle allsogleich ein Kloster bauen, das den Namen Bec, das heißt Schnabel, erhielt. In der Folge gab es dann an irgendeinem Fundort eine Feder aus dem Flügel des Erzengels Gabriel, einen Schild und Dolch des Erzengels Michael, mit denen dieser gegen den Teufel gekämpft haben soll, dann man höre und staune! ... eine Flasche mit ägyptischer Finsternis, eine Schachtel mit etwas Hauch des Herrn und in einer anderen einen Rest vom Schall der Glocken, die beim Einzug Jesu in Jerusalem geläutet worden seien. Weiters fanden sich Windeln des Messias, kleine Hosen des Joseph und sein Zimmermannswerkzeug dazu, ferner einer der dreißig Silberlinge des Judas sowie dessen Geldbeutel und Laterne. Dann entdeckte man noch die Stange, auf der der krähende Hahn gesessen hatte, um Petri Gewissen zu wecken, und etliche Federn seines Gefieders. In Trier hängt ein heiliger Rock, und so geht es noch weiter.“

„Kann das möglich sein?“ murmelte Krall etwas heiser.

Koh übergang den Einwand des Hamburgers und fuhr fort: „Zu den Legenden zum Neuen Testament kamen noch etliche des Alten Testaments dazu. Der Hammer Davids tauchte auf, der Stab des Moses, mit dem dieser das Rote Meer zerteilt haben soll und etliche andere Sachen. Bei den Pilgerzügen ins Heilige Land sonderten sich auch Wallfahrten ab zu dem Misthaufen, auf dem Hiob gesessen haben soll. So zeigt es sich, daß die Reliquien in der Wiener Schatzkammer nur ein ganz kleiner Bruchteil der Masse sind, die das Dogma der Kirchen erhärten sollen.“

„Wie zum Beispiel noch der Daumen des Heiligen Markus“, unterstrich Eyken die vorangegangenen Ausführungen, „der sich in Braunschweig befindet. Die Venezianer boten im Mittelalter hunderttausend Dukaten dafür. Den braven Deutschen war aber der verweste Daumen lieber als das viele Geld...“

„Eben“, versetzte Koh trocken. „Andererseits muß man aber bedenken, daß in der damaligen Zeit jedem Unglauben der Scheiterhaufen drohte. So gesehen, mag ein Reliquienverkauf auch als eine Versuchung des Teufels

angesehen werden. Auf ein besonderes Stück der Wiener Reliquiensammlung möchte ich aber noch hinweisen: es ist die Heilige Lanze, der Christen und Nichtchristen große Bedeutung beimessen.“

„Meine Gefährten und ich haben diese Lanzenspitze vor wenigen Tagen gesehen“, sagte Hellfeldt. „Sie soll eine lange Geschichte haben.“

Jetzt nahm wieder Hase das Wort auf: „Diese Lanze wird auch als Speer der Macht und des Schicksals bezeichnet. Mit dieser auf einem Kissen liegenden Speerspitze ist die Legende verknüpft, daß derjenige, der auf diese Waffe Anspruch erhebt, ihre Geheimnisse lösen könne und dann das Schicksal der Welt, im Guten wie im Bösen, in seinen Händen halte. Mit dieser Speerspitze stach ein römischer Centurio namens Longinus bei der Kreuzigung Christus zwischen der vierten und fünften Rippe in die Seite. Diese Überlieferung ist bis zum deutschen Kaiser Otto dem Großen gedrungen und wurde bis zum heutigen Tag weitergegeben. Napoleon war davon fasziniert, doch wurde der heilige Speer heimlich aus Nürnberg nach Wien verbracht und versteckt, ehe der Korse danach greifen konnte. Es waren Angehörige des Germanenordens, welche ihn in Sicherheit gebracht hatten. Zuletzt erschien auch für Hitler dieser Speer als ein magischer Talisman zur Macht. Der Hersteller des Speeres war der von den Christen verbreiteten Legende zufolge der alte hebräische Prophet Phineas. Im dreizehnten Jahrhundert wurde die Waffe von Ludwig dem Heiligen nach einem Kreuzzug nach Wien gebracht. Die Speerspitze ist im jetzigen Zustand in der Mitte gebrochen und wird mit einer die Mitte umschließenden Goldmanschette zusammengehalten. Zudem ist sie mit sieben Drähten aus Gold, Silber und Kupfer umwickelt, die auch einen in einem Speerspitzenschlitz eingelegten Nagel vom Kreuze Christi festhalten. Die ersten Spuren der Legende beginnen bereits bei Mauritius, dem Führer der Thebäischen Legion, der ein manichäischer Christ war und wegen seines Bekenntnisses vom römischen Kaiser Maximianus hingerichtet wurde. Bei seinem Tod soll Mauritius diesen Speer fest in seiner Hand gehalten haben. Die christlich beeinflusste Auslegung dieses Ereignisses verweist darauf, daß durch den passiven Widerstand des Mauritius und der ihm dann nachgefolgten sechstausend römischen Legionäre, die Macht der römischen Götter gebrochen worden sei und der Siegeslauf des Christentums beginnen konnte. Später behauptete dann der Kaiser Konstantin der Große, daß er bei der schicksalsentscheidenden Schlacht an der Milvischen Brücke vor Rom, den Speer der Macht in seinen Händen

gehalten habe und daher die Vorsehung auf seiner Seite hatte. Hernach konnte das Christentum zur römischen Staatsreligion erklärt werden. Als er dann am Bosphorus das neue Ostrom gründete, soll er überlieferten Behauptungen zufolge den Speer vor sich gehalten und gesagt haben: ‚Ich folge den Schritten dessen, der vor mir hergeht‘. Wie es dann weiter heißt, will Theodosius mit Hilfe des magischen Speeres die Goten friedlich gemacht haben, dann erhielt ihn Alarich der Kühne, später soll Theodosius wieder mit diesem Speer die Hunnenhorden Attilas zurückgeschlagen haben. Justinianus wandte die magische Macht der Reliquie für seine unheilvollen Entschlüsse an. In weiterer Folge behauptet Karl Martell, mit Hilfe des Longinusspees die Araber bei Poitiers besiegt zu haben. Ein besonderer Sinn wurde von Kaiser Karl, dem Schlichter der Sachsen, dem Besitz des Speeres unterlegt, der die Gründung seiner Dynastie mit der Macht der Heiligen Lanze verband und dieser die Siege bei seinen siebenundvierzig Kriegen zuschrieb. Karl glaubte fest an die ihm durch die Waffe übermittelte Gabe seiner Hellsichtigkeit, und er behielt sie stets in Reichweite. Nach ihm bauten Otto der Große und weitere vier sächsische Kaiser auf die Kraft des Speeres. Ebenso die Staufer, vor allem Barbarossa, Kaiser Rotbart. Von Barbarossa wird erzählt, daß ihm bei seinem Tod bei der Überquerung eines sizilianischen Flusses, der Speer unmittelbar vorher aus seiner Hand entfallen war. Höflingsberichte ergänzen die Legende dieses Omens, derzufolge bei den Schlachten des Kaisers stets einige Raben die Speerspitze umschwebten und ihren Träger begleiteten, ihm kurz vor seinem Tod jedoch entflohen. Friedrich der Zweite von Hohenstaufen hielt diese Waffe ebenfalls für einen Glückstalisman und eine Machtreliquie, der er als Mittelpunkt des gesamten magisch beeinflussten Denkens ansah und der er seine Kreuzzugsiege verdanke.“

„Die Macht dieses Speeres ist der starke Glaube an ihn“, wandte Hellfeldt ein. „Zweifellos“ sagte Hase. „Es war später Richard Wagner, der die Heilige Lanze neben den Gral stellte und zu einem Symbol des Blutes Christi erhob. Hier aber blieb Wagner ebenso wie Luther auf halbem Weg zu vollem Erkennen einer germanischen Ganzheit stecken. Beide großen Männer fühlten einen inneren Aufbruch zum Wiederfinden der germanischen Seele, doch fehlte ihnen das entscheidende Endglied, das sie aus einer vergifteten Gegenwart hätte herausheben können. Zu Luthers Zeit war Nietzsche noch nicht geboren, und für Wagner war Nietzsche über das Mythologische hinaus zu groß. Das Wagnersche Ethos vertrug Nietzsches

Hammer nicht, und zudem kam er von seinem Glauben an einen arischen Christus nicht los. Deshalb blieb Wagner kaum mit dem Speer, mehr aber mit der Gralslegende verbunden. Darüber wird nachher noch zu sprechen sein. Um den Ursprung der Legende und eine Erklärung für die Heilige Lanze zu finden, muß man weit zurückgreifen: In Ras Hamra an der syrischen Küste wurde ein aus dem zweiten Jahrtausend vor der Zeitenwende stammendes Gottesbild gefunden, das den alten Bealim, das ist die Mehrzahl von Baal, aus der Vor Moseszeit zuzurechnen ist. Dieses Baal Idol hält in seiner linken Hand einen stilisierten Speer. Nach griechischen Berichten ist diese Waffe die Lanze des Heilbringers Hermes. Der Baalspeer zeigt einen mächtigen Schaft, der einem Baumstamm gleicht. Damit kommt Licht in das Dunkel aus der Frühgeschichte. Der große Baumstamm ist zweifelsohne das uralte Symbol des Himmelsbaumzeichens, einer Gottessäule. Es ist der Baum, der am Boden eines Hauses aufgestellt, zum First und weiter zum Höchsten reicht und nicht nur die Verbindung nach dem Oben, sondern als Weltenbaum auch die Himmelsstütze ist. Eine andere Auslegung weist auf einen Roßpfahl hin, der am Weg der den Ger Manen heiligen Rosse steht, die auf dem Baumpfad zum höchsten Wesen, dem Allgott der Megalithzeit, zurückkehren.“

Hase griff nach seinem Glas und netzte seine Lippen. „Die zu einer Einheit gebrachte Verbindung von Baum und Speer des Baals von Ras Hamra zeigt die enge Verbindung mit der alten Edda Überlieferung von dem Gott an dem Baum, von einem Speer durchbohrt. Der Fund ist ein weiterer Mosaikstein für den Nachweis der atlantisch nordischen Megalitheinflüsse auf die spätere phönizische Baalsreligion. Der Baumspeer von der syrischen Küste ist der Totenbaum des Selbstopfers Odins, von dem es in der Nachzeit des Megalithglaubens heißt: Der Ger ging ganz durch den Leib, und Wölfe heulen hörte ich zu beiden Seiten. Das sind die Sternbilder des Großen und des Kleinen Hundes, die zu beiden Seiten des Totenbaumes leuchten. Der Speer vom Baum ist der Ursprung der Heiligen Lanze! Jede Darstellung der Lanze weist auf die Waffe hin, die Odin durch den Leib ging und die zur Hauptwaffe der Ger Manen wurde. Die Legende einer von Phineas gefertigten Speerspitze ist an und für sich eine ziemlich belanglose Schwätzerei, wenn sie nicht zu einem falschen Mythos aufgebauscht worden wäre. Schon lange vor dem hebräischen Schmied war die Lanze in Vorderasien als nordische Waffe verbreitet und

keineswegs eine Sonderanfertigung gewesen. Heute noch spricht der Volksmund von Krethi und Plethi. Diese Bezeichnung stammt von den Männern der Leibgarde des Königs David, die Söldner aus dem alten Kreta waren und nordische Pulsataleute, in der Bibel Philister genannt. Diese brachten ihre eigenen Waffen, die Speere mit. Nun heißt es, die dem Phineas zugeschriebene Speerspitzenanfertigung sei ein Waffenteil des römischen Centurionen Longinus gewesen. Wer will beweisen können, daß Longinus seine Waffe in Palästina erhalten habe? Klingt es nicht viel wahrscheinlicher, daß dieser römische Kompanieführer mit seiner Einheit bereits ausgerüstet und bewaffnet als Besatzungstruppe in Palästina einrückte? Wer war Longinus überhaupt? Nach dem alten Satz der Römer, nomen est omen, war er ein Mann von großem Wuchs. Daher ein Germane oder germanischer Herkunft. Es kann aber möglich gewesen sein, daß er im Besatzungsgebiet an einer Speerspitze Gefallen gefunden hat, die ihm, von älterer Herkunft, von dem hebräischen Schmied mit dem griechischen Namen Phineas angeboten wurde. Longinus erwarb diese von den früheren Pulsataleuten stammende Speerspitze. Diese gewann erst Bedeutung und wurde den Christen heilig, als sie vom Blut ihres Erlösers benetzt wurde. Dies geschah, als der Centurio mit dem Anstich eine Lebensprobe machen wollte. Sicherlich nur aus dem Unterbewußtsein heraus stach er in dieselbe Stelle des Leibes, in die auch der Baumspeer in Odins Seite drang, wie dies noch heute an der Steindarstellung am Felsen links von dem Durchgang zwischen den Externsteinen ersichtlich ist, die den gekreuzigten Gott mit dem schräg hängenden Kopf und dem Einstich an der linken Leibesseite zeigt. Also Darstellungen, die schon lange vor der Kreuzigung am Golgathahügel bestanden. Der Speer der Macht ist nach dem Christglauben ein magischer Geleiter der Ecclesia militans und der ihr hörigen Fürsten. Er ist neben den weltlichen Herrschaftszeichen ihr erklärter Talisman zur Macht unter dem Fischzeichen. Aber die Inanspruchnahme der alten Speerspitze als Reliquie und Machthelfer löscht die Bedeutung und den Sinn der Herkunft nicht aus.“

Hase straffte sich, und seine Stimme hob sich etwas. „Obwohl die Kreuzträger die Runenschrift verboten und viele Bildzeichen zerstört hatten, blieb genug für eine Wissensüberlieferung übrig. In der Überlieferung blieb auch der fünfästige Stammbaum erhalten, dessen Zweige die Namen Heva, Embla, Helena, Frigga und Ostara tragen. Heva, Embla und Helena sind nordisch-griechische Vorläuferinnen der Göttin Isis,

die den Himmelsschlüssel, das Tau Zeichen, zum Paradies in ihren Händen trägt. Hier ist die Entlehnung des Namens Heva für Eva in der später erfolgten Niederschrift der Bibel deutlich erkennbar. Heva war die Urmutter der Äsen mit dem Apfelsymbol in der Hand. Dies deutet auf die Apfelbäume Germaniens hin, dessen nachatlantische Speerleute am längsten die Reste der Hochreligion der Megalithzeit bewahrten und die heiligen Stätten der Extemsteine und des Heiliglandes gegen den Ansturm des gewalttätigen Christentums zu schützen versuchten. Der Stamm des alten Paradiesbaumes, seine fünf Äste und die sich um ihn ringelnde Schlange ergeben in der Zahlensumme eine Sieben, und diese Zahl ist die Hagalrune. Sie bedeutet Hege des Alls, Pflege des Hains, Bewahrung und Erhaltung des Stammes, der Zweige, der Rasse und Völker der Germanen. Der in der Genesis der Bibel wieder aufscheinende Paradiesbaum wird mit sieben Zweigen gezeigt, und von daher stammt die kabbalistische Zahl Sieben sowie die Entstehung des siebenarmigen Leuchters der Hebräer. Die Hagalrune verband also in einem Ur-Kampf im mystischen Dunkel der Vorzeit Ger Manen und Ebräer, Eberleute. Nach altem Geranne waren revoltierende Ur Ebräer, im Zweiheitsgesetz des Alls stehend, ein steter Widerpart der atlantischen Sonnensöhne, gegen die sie mit ihren schwarzmagischen Künsten anzukämpfen versuchten. Der Russe Besmertny sprach in seinem Atlantisbuch von einem mythischen Urkampf zweier Rassen, die das Helle und das Dunkle verkörperten. Eine alte Rivalität zwischen den Sonnenmenschen und Mondleuten. Das Baumzeichen des Paradiesgartens, auch den Stab des Hermes mit der Schlange, Erhaltung und Pflege des Lebens bedeutend, ist der Ur Baum und Himmelsbaum. Der Baum als Speerschaft paßt zur Überlieferung als ergänzendes Stück zur Lanzenspitze. Die christlich magische Speerspitze ist vereint mit einem Schaft, dem Baumzeichen, keinesfalls eine Reliquie mehr, sondern ihrer Ursprünglichkeit wiedergegeben, eine erhalten gebliebene Waffe aus dem Raum der in Nahost gewesenen Pulsatalente. Das Dunkel der Herkunft geht über die Ger Manen, die Speerleute, und bleibt ein besonderes Stück aus früherer Zeit. Die ihr von vielen Seiten zugeschriebene magische Wirkung ist im Grunde nichts anderes als das Fühlen eines Kraftpols, eines Mittlers zur Kraft von Oben, vom Höchsten Wesen der Megalithzeit. Obwohl von den Christen heute noch beansprucht, bleibt dieser Speer der Macht ein altes, heilig gewordenes Stück der

Deutschen und ist jetzt neben den alten Reichsinsignien der Schutzspeer des Reiches!“

Die Männer nickten zu Hases Erklärung. Das Wissen lag bei ihnen und war damit auch für die Zukunft gesichert.

Hase führte noch weiter aus: „Man kann zu Hitler stehen, wie man will. Aber die Propagandamasche über einen Vagabunden aus einem Wiener Obdachlosenasyll, der sich dem Bann des magischen Speeres unterworfen haben will und den schwarzmagischen Weg gewählt haben soll, um zur Macht zu kommen, ist lächerlich. Schon die verächtlich betonten Hinweise auf einen Tapeziererlehrling, auf seine Armut und vorübergehende Asylunterkunft, sind nichts anderes als das Aufbegehren einer dünkelfaften Schicht oder Kaste. Noch unsinniger ist die Behauptung, Hitler hätte sich mit schwarzmagischen Praktiken befaßt. Von alters her, viele Jahrhunderte hindurch zum Beispiel in den Kellern der Prager Altstadt, waren es gerade die Hebräer, die schwarzmagische Künste pflegten, und ihre Riten sind völlig einem schwarzmagischen Denken unterworfen. Dem Aufstand zur Macht mit dem letzten Ziel einer Weltherrschaft unter Zuhilfenahme geheimer Künste, mußte mit einer Abwehr auf dem weißen Weg begegnet werden. Die Wissenden um Thule standen im Gesetz des erkannten höheren Seins. Hitler war ein Schutzherr, aber kein Wissender um das innere Thule. Dem schwarzmagischen Vorstoß zum Pol mit den weißen Mysterien steht das Schutzzeichen der Schwarzen Sonne im Wege, deren Inneres ebenfalls weiß ist. Das wußten auch die Männer um Thule mit ihrer Berufung. Es wird kaum mehr festzustellen sein, warum die Wissenden nicht eingriffen, als Hitler das arische Sonnenzeichen als Symbol seiner Partei wählte. Die Unwissenheit bei der Zeichenwahl barg Unheil in sich, denn das gewählte Parteiabzeichen drehte sich verkehrt und gilt als Unglücksomal, das in den Untergang weist. Das uralte arische Glückszeichen dreht sich in der umgekehrten Richtung, so wie man es immer wieder in Asien antrifft. Die buddhistischen Tempel und Klöster in Mittel und Ostasien tragen auf den Giebeln ihrer Schwungdächer überall das glückhafte Sonnenzeichen, das Hakenkreuz. Es war eine folgenschwere Unterlassung, diesen Irrtum nicht rechtzeitig aufzuklären. Es mußte einen Grund gehabt haben. Sah man hellseherisch voraus, daß zahlreiche unechte Leute einen wesentlichen Machtanteil übernehmen würden? Gab man auf, bevor noch die Katastrophen begannen? Wenn zu einem späteren Zeitpunkt keine Niederschrift darüber aufgefunden wird, vergeht das Wissen weniger, und

nur Vermutungen bleiben zurück. Und es wird nicht mehr zu klären sein, wer wirklich den Anstoß zur Wahl des sich unheilvoll verkehrt drehenden Swastikazeichens gab. Es ist möglich, aber gar nicht so sicher, daß Hitler von sich aus diese Wahl traf. Sein Mystizismus war eine gespaltene Linie. Seine ersten Studienquellen fanden sich bei Guido List, einem intuitiv begabten Träumer und Romantiker; ferner bei Lanz von Liebenfels, der schon festeren Vorstellungen huldigte und zu seinen Lebzeiten bereits einen großen Anhang hatte, der bis in den höheren Adel reichte. Hier vermeinte Hitler das Germanische wiederzufinden. Dazu kam dann noch eine große Verehrung für Nietzsche, der das germanische Ganzheitswesen vertrat. Gleichzeitig befaßte er sich mit der Gralsmythe und schlug sich dabei auf die Seite der christlichen Ausleger. Er versenkte sich bei der Parzifaldarstellung in die These ‚durch Mitleid wissen‘ und versuchte diesen christlichen Geistesweg voll zu ergründen. Er verehrte Nietzsche und dessen Gesetz der Starken, blieb aber auch von Wagners Synthese eines verchristlichten Germanentums beeindruckt. Es ist das uralte Gesetz der Natur, das Schwache untergehen zu lassen und dem Starken ein gesetzmäßiges Weiterbestehen zu sichern.

Nur das Starke vermag auf dem Weg zu Vollkommenheit zu bleiben, während das Schwache unterwegs zerbricht oder in einer Scheinwelt von Selbstmitleid verbleibt. Im Banne zweier Geistesrichtungen blieb Hitler auf der Suche nach einer Übereinstimmung stecken. Das wahre Geheimwissen um den Gral und eine nordische Quelle blieb ihm verborgen. Es hat den immerhin merkwürdigen Anschein, als ob das Transzendente über dem Gral dem Führer des Dritten Reiches den inneren Kern vorenthielt. Hitler war nicht der Typ eines Eremiten, der sich zurückgezogen hätte, um sich einer Erkenntnisforschung in Geheimwissenschaften zu widmen und Nutzenwendungen daraus zu ziehen. Er war viel zu sehr Vollblutmensch mit einem Übermaß an Energien und entwickelte phänomenale Kräfte für eine Massensuggestion, mit besonderer Begabung zur Volksführung. Sein sechster Sinn lag in der Politik seiner Kampfzeit bis zur Macht. So überließ er es einem besonderen Kreis der Schutzstaffel, eigene Wege mit einem hintergründigen Wissen zu gehen. Er wußte um den weißen Weg wissender Kreise und verlieh ihnen seinen Schutz. Mehr konnte und wollte er nicht tun. So wie die Parzifallegende der Wagnerrichtung durch die Zusammenführung Parzifals mit seinem Halbbruder Feirefiz das Band zwischen Europa und dem Orient, dem christlich untermauerten

Gralstempel mit dem Feuertempel der arischen Parsen bilden sollte, so vermeinte er auch Wagner mit Nietzsche zusammenführen zu können. Dabei übersah er das bedingungslose Gedankengut Nietzsches, des Starken. Die Politik ließ ihm keine Zeit, sich mit Julius Evola zu befassen, dessen neuzeitliche Studien um den Gral alle Legenden und Überlieferungen erfaßten. Der wahre Gral, so beschließt Evola seine Forschungen, ist seinem Wesen nach ein nordisches Mysterium mit der Lehre von einem höchsten Weltzentrum, deren wichtigste Teile auf die hyperboräische Tradition zurückreichen. Diese vereinigten sich später mit der ghibellinischen Reichsidee, in welcher der Gral als eine verlorene, aber wiederzufindende Wirklichkeit dargestellt wird, wo das Gralsreich als verfallen, verwüstet und einer Wiederherstellung bedürftig erscheint und mit der Legende um ein Warten auf einen auserwählten Helden verbunden ist. Demnach ist die Gralssuche nichts anderes als das Bestreben, wieder mit dem geheimnisvollen Zentrum im Norden, mit dem Mittemachtsberg in Föhlung zu kommen, über dem die Schwarze Sonne ist! So ist der nordische Gral das unantastbare Geheimnis des unsichtbaren Gralsreiches, mit dem Thule gemeint ist. Die irischen Kelten nennen es Avallon. Dort gebietet ihr Gralskönig als Bewahrer der höchsten Macht über das innere und äußere Reich. Er ist der Herr des Pols, von Luzifer, dem Lichtträger, stammend. Die Kirche bemächtigte sich der keltischen Avallonüberlieferung und übertrug das Gralszentrum in die Burg Tintagel mit dem dort leidenden Amfortas, der an einer Speerwunde leidet. Hier wird der Speer der Macht zur heiligen Gralslanze, die nicht nur Jesus, sondern auch Amfortas an der gleichen Stelle verwundete. Die Deutung ergibt die Verletzbarkeit der christlichen Kirche durch das nicht bezwungene Heidentum, die verbliebene Macht des Nordens. Es ist also der nordische Speer, der seine Herkunft erweist. Der Gralsberg Montsalvatsch aus der Minnesängerzeit läßt immer wieder den Hinweis auf eine Insel aus früheren Überlieferungen durchbrechen, die nur Thule sein kann.“

Hier unterbrach Eyken: „Im Zusammenhang mit dem Gral und Thule taucht stets der Hinweis auf, daß das Ur Thule eine gläserne oder weiße Insel sei. Nach weiteren Überlieferungen wird auch von einem sich drehenden Eiland gesprochen. Das ist die polare Landzone, ein nördlicher Mittelpunkt der Welt, dem Sitz des Herrn der Welt. Deshalb sprechen auch die Mongolen und Tibeter von Cakravarti, ihrem Herrn der Welt, als dem Dreher des Rades im Norden. Das ist die Brücke, über die ich in Korea eine

Verbindung mit dem mongolischen GUSDÄ MENEN TUDUN suchte. Was die Symbolik des Pols betrifft, so gilt das Land im Norden, die ferne Insel, im Gegeneinander der bipolaren Kräfte des Seins als Zeichen der geistigen Beständigkeit gegenüber dem Fließen des Wassers. Der mons salvationis, in der Gralslegende als Montsalvatsch von den Minnesängern besungen, entspricht in der Ur Deutung dem Paradies, dem paradessa, mit der alten Achse der Welt, dem Berg Meru, unserem Mittemachtsberg. Das deckt sich alles mit dem zuvor Gesagten. In den Geheimlehren Tibets heißt es auch, daß die Pfade des Nordens den Yoghi zur letzten Befreiung führen. Dort ist, wie es in den Texten der Mahābhārata und der Veden heißt, die cveta dvipa, die Insel des Glanzes. Das alte Swastikazeichen oder Hakenkreuz, in der Rechts und Linksdrehung dargestellt, ist, wie zuvor schon erwähnt, in .seiner wirklichen Bedeutung in Asien erhalten geblieben. Die Rechtsdrehung bedeutet tatsächlich das Theonion, die Linksdrehung des Dämonium. Deshalb zerbrach die Partei Hitlers am Rad des absteigenden Lebens, an der Abkehr vom Theonion, dem Zeichen des aufsteigenden Lebens, das dem göttlichen Werdegesez entspricht. In der Linksläufigkeit liegt die Bestimmung zum Vergehen alles Gewordenen!“

Nach Eykens Worten war Stille. Einige der Männer wußten um diese Dinge. Die anderen versuchten sichtlich, Gefühlsregungen zu unterdrücken.

Nun nahm Hase wieder das Wort auf: „Wir sehen hier die Übereinstimmung des Wissens. Hitlers Einstellung zum Gral war von einer Jugenderinnerung bestimmt. Sein Jugendbegleiter in Wien war Doktor Rudolf Steiner, der ihm klarzumachen versucht hatte, daß die Gralsmythe einer christlichen Wurzel entspränge. Damit hatte Steiner erreicht, daß dem späteren Führer über das Dritte Reich der eigentliche Gralskern verborgen blieb. Derselbe Steiner war es auch, der die Thuleleute sowie maßgebende klarsehende Männer aus der Ära des Dritten Reiches als Anhänger der satanischen schwarzen Magie und der Anwendung eines schwarzen Okkultismus beschuldigte. Es liegt der Verdacht nahe, daß damit von den zunehmenden Umtrieben der sich immer fester einnistenden fehlleitenden Kräfte abgelehnt werden sollte, um sie zu decken. Diese Anschuldigungen entbehrten nicht nur jeder Grundlage und Beweiskraft, sie waren vielmehr Ausgeburten eines Hasses fremder Kräfte. Es standen auch jene Kreise mithelfend dahinter, die im Mittelalter eine Judenfeindlichkeit schürten, Judenaustreibungen oder Zwangstaufen veranlaßten und die Verfolgten als ein Volk des Satans bezeichnet hatten. Später verfiel Steiner der

Wahnvorstellung, er würde von Häschern der Thulegesellschaft in München verfolgt, obwohl gerade diese sich nur beobachtend und abwartend verhielt. In seinem visionären Wunschdenken bezeichnete auch er den Speer der Macht als ein christlich magisches Stück der Herrschaftssicherung. Luzifer und Ahriman waren für ihn die Geister des Bösen, wie es das Dogma der christlichen Lehre verlangte. So gedieh die Saat des Hasses aus dem Dunkel gegen das Licht weiter. Es förderte die zunehmende Hetze gegen alles Germanische. Und zuletzt glaubte man auch Steiners Phantasieausgeburten, daß die sich auf dem weißen Weg befindlichen Wissenden im Hintergrund des Dritten Reiches nichts anderes täten als schwarzen Messen zu huldigen, das Vaterunser verkehrt aufzusagen und sonstige Verrücktheiten mehr. Aber nichts ist dumm genug, um heute allen Ernstes geglaubt zu werden.“

„Hitler glaubte an die Macht des Speeres“, meinte Hellfeldt nach einigem Nachdenken. „Nach seiner Gralsauffassung sollte man annehmen, daß er die Heilige Lanze ebenfalls aus christlicher Sicht sah.“

„Nein“, entgegnete Hase. „Er unterschied zwischen Gral und Lanze. Der Gral blieb in einem visionären Sehen, ohne jedoch nachhaltig zu wirken. Indessen glaubte er fest an die Macht des Speeres, den er richtig als Schutzspeer des Reiches erkannt hatte. Niemand aber kennt seine geheimen Gedanken um diese Dinge in den letzten Jahren des Krieges bis zu seinem Ende.“

„Das kann und wird man niemals mehr erfahren können“, fiel Koh wieder in das Gespräch ein. „Das bleibt um so mehr eine Frage, als Hitlers Zustand gegen Ende des Krieges in jeder Hinsicht besorgniserregend war. Seine letzten treuen Paladine, die Bormann mit allen Mitteln von ihm fernzuhalten versuchte, hatten erkannt, daß sein zunehmender Verfall eine Folge der Behandlung durch den Leibarzt Dr. Morell war. Was dem Verschwörerkreis im Juli 1944 mißlang, schaffte Morell!“

„Das war in den letzten Kriegswochen ein offenes Geheimnis!“ rief Urba erregt dazwischen. „Doch kenne ich keine Einzelheiten.“

„Diese werden kaum schnell bekannt werden“, versetzte Koh ernst. „Wer sollte jetzt schon Interesse daran haben, diese Dinge aufzudecken? Es war der Arzt Dr. Röhrs, der die meisten Personen der Reichsführung gut kannte und in Hitlers Umgebung Einblick gewann. Deshalb konnte er sich auch mit Hitlers Krankheit beschäftigen, über die gegen Ende des Krieges viel gemunkelt wurde. Zwangsläufig stieß er dabei auf das Wirken des Leibarztes Dr. Morell, der sein Amt im Jahre 1936 durch eine Fürsprache

von Hitlers Leibfotografen Hoffmann erhielt. Damals wurde bereits eine Prüfung und Befragung der Reichsärztekammer umgangen, deren Urteil keineswegs günstig für Morell ausgefallen wäre. Dies um so mehr, als dieser von der Ausbildungsseite her Dermatologe und fachlich nicht zuständig war. Röhrs erfuhr auch vom Verdacht weiterer Ärzte, die im Führerhauptquartier arbeiteten, daß mit Morell einiges nicht stimmte und daß er vorsichtig vorgebrachte Ratschläge, die auch die Fehlernährung Hitlers betrafen, brüsk von sich wies. Sie fanden auch keine Begründung für die laufenden Spritzenbehandlungen und nannten ihn hinter vorgehaltener Hand insgeheim einen Pfuscher. Er war aber mehr als das! Die Ärzte stellten fest, daß er seine Medikamente streng geheim hielt und daß er die verwendeten Ampullen sofort nach Gebrauch vernichtete. Der Arzt Dr. Fikentscher, der sich ebenfalls sehr eingehend mit Morell beschäftigte, nimmt an, daß der Leibarzt laufend Einspritzungen mit Traubenzucker vorgenommen hat, die nur kurzfristig als ein gutes Kräftigungsmittel gelten. Er vermutet, daß die vorgeblich harmlosen zweitausend oder dreitausend Spritzen Morells sofern es sich um Traubenzucker handelte eine Verödung der Gehirnkapillare verursachten und daß die vorzeitige Vergreisung Hitlers, sein Parkinsonismus, sein schüttellähmungsartiges Zittern in den letzten Jahren, die Folge dieser Behandlung war. Nach einer späteren Feststellung des Professors Dr. Schenck verwandte Morell für Hitler auch ein Aufputzmittel. Dieses bestand aus Pervitin mit Zusätzen von Coffein und Cola, das der Leibarzt als Vitamultin bezeichnet hatte. Durch die Dauergabe dieses Mittels mußte er dann zu Dolantin und Morphium greifen, um einen Zusammenbruch seines Patienten zu verhindern.“ „Wie konnte das möglich sein?“ stöhnte Krall kopfschüttelnd.

„Das fragen heute andere Leute auch“, antwortete Koh ernst. „Schon kurz nach seiner Ernennung zum Leibarzt erhielt Hitler von Morell auch strychninhaltige Pillen gegen Magenbeschwerden. Kurz vor dem Fall des Reiches hatte Himmler die verbrecherischen Umtriebe Morells erkannt, doch die turbulenten Wochen vor dem Zusammenbruch ließen ihm keine Zeit mehr, einzugreifen. In dieser Schlußphase hing der Kopf Morells an einem dünnen Faden. Und Himmler wußte auch, daß der Leibarzt eine starke Stütze an Bormann hatte.“

„Aha, schon wieder der Name Bormann!“ rief der Hamburger.

Koh übergang den Einwurf. „Es gibt Zeugen aus dem Führerhauptquartier, die aussagten, daß Hitler in der letzten Zeit von Morell geradezu süchtig gemacht worden sei. Immer wieder mußten sie den Ruf hören: Wo bleibt denn wieder der Morell mit seiner Spritze? Der Mediziner Professor Dr. Brandt bestätigte einen ausgesprochenen Süchtigkeitsgrad. Nach der Gefangennahme durch die Amerikaner bekannte Morell bei seiner Vernehmung, daß er zum Schluß Hitler unter Morphium habe setzen wollen. Im letzten Augenblick aber durchkreuzte Hitler die Absicht des Leibarztes, indem er ihn plötzlich entließ. Durch das Mißlingen des geplanten Anschlages schwand die Möglichkeit, Hitler lebend in die Hände Stalins fallen zu lassen. Was dann geschehen wäre, ist völlig offen. Ein makabrer Schauprozeß mit einem ideologischen Hintergrund wäre das Wahrscheinlichste gewesen. Der sich mit dem klinischen Fall über Hitler befassende Arzt Dr. Fikentscher schließt die Annahme nicht aus, daß Morell einen mit Morphium vollgepumpten Hitler den Schergen Stalins zugespielt hätte. Ebenso wäre es aber auch im Bereiche des Möglichen gewesen, daß der Führer des Reiches in der Euphorie eines Morphiumrausches zu einem Ausgleich mit Stalin hätte überredet werden können. Eine solche Lenkung entspräche dem Sinn der letzten Ansprache Bormanns im Führerbunker an die Besatzung, die von den Zuhörern nicht völlig verstanden wurde. Er erwähnte nämlich dabei, daß alle, die bis zuletzt bei Hitler ausharren, in Kürze mit Rittergütern belohnt würden. Das sagte Bormann wörtlich! Der zuvor erwähnte Arzt meinte dazu, daß die meisten der Anwesenden eine solche überraschende Kehrtwendung mitgemacht hätten, selbst wenn diese Güter nur Datschas gewesen wären. Hatte doch schon Ribbentrop im Februar 1945 dem Grafen Bernadotte gegenüber zu erkennen gegeben, man sollte nun mit den Russen gegen den Westen gehen. In einem solchen Falle wäre Bormann mit oder ohne Hitler der mächtigste Mann Deutschlands geblieben. Und unter Bormann fühlte sich Morell sicher. Nach dem Ende der Kampfhandlungen wurde Morell von den Amerikanern gefangengenommen, doch kam er bald ohne Anklage frei. Im Mai 1948 starb er in einem Krankenhaus. Professor Dr. Brandt, ebenfalls ein Arzt Hitlers und zugleich Gegner Morells, wurde indessen von den Alliierten angeklagt und gehenkt. Diese unterschiedliche Behandlung der beiden Ärzte zeigt deutlich, daß Morell an Hitlers Endzustand schuldtragend war und einen Auftrag erfüllte. Soweit der sachliche Tatbestand!“ Leidenschaftslos hatte Koh den Bericht beendet. Nur seine

stahlgrauen Augen waren zu engen Schlitzen geworden und die Gesichtslinien härter.

„Wir haben jetzt Wolfszeit“, meinte Hellfeldt nach einer Weile. „Wir stehen mitten in einem gigantischen Ringen zwischen den sterbenden Fischen und dem kommenden Wassermann, dem Ende einer alten und dem Beginn einer neuen Ära. Der irdische Kreislauf in dem kosmischen Gesetz ist stärker als die Pläne der Schwarzmagier. Das Klammern an eine vergehende Macht allen kosmischen Gesetzen zum Trotz und der Kampf um die Formen einer neuen sind ungeachtet einer mittlerweile eingetretenen Waffenruhe noch voll im Gange, sie geht sogar noch einem Höhepunkt zu. Eine von Menschen getragene Macht unterliegt keinesfalls den Launen der Geschichte, sondern sie ist stets das Ergebnis eines ständigen Widerstreites zwischen Gut und Böse durch einen gezielt angesetzten Geist und seine Ideenkraft. Und hier begegnen sich der manipulierte Geist mit dem höheren des Guten. Die Macht der Schwarzmagier ist unrein, sie will die Natur betrügen und überlisten, ihr Ziel ist Selbstzweck. Sie kann daher nur befristet über dem Guten und Höheren stehen. Und deshalb müssen wir ohne Scheu und mit einem Bekenntnis zur Macht nach dem kommenden Morgen greifen, wenn das große Sterben der Nachtschatten beginnt. Nietzsche bleibt der große Seher, der mit seinem Bekennen des Willens zur Macht die geheimen Gesetze des Lebens aussprach und darauf hinwies, daß wir unser Dasein selbst zu verantworten haben und deshalb auch die wirklichen Steuermänner unseres Lebens und Daseins sein müssen. Diese ununbeirrbar Forderung unseres Willens muß mit dem Ziel verbunden bleiben, der höheren Ordnung und dem Gesetz in uns zu dienen. Dem Gesetz der Gottheit, der Gutheit!“

Eyken nickte gedankenschwer. „Wenn die kommende Zeit unter dieses Gesetz gestellt wird, von dem ich immer sprach, dann werden die Nachtschatten bei ihrem Dahinschwinden auch die Zwielfichtigen mitnehmen. Das jetzt vergehende Zeitalter hat sich mit dem Zeichen der Fische manifestiert: ein Fisch schwimmt nach der Tierkreisdarstellung mit dem Rad des Zyklus, der zweite in der Gegenrichtung. So war auch das deutsche Volk zu einer immer wieder gestörten Einheit verurteilt. Sein Schicksal zeigt sich immer wieder am Beispiel von Siegfried und Hagen!“

„Wenn wir bei der Gegenwart bleiben, dann kann man doch Bormann und Morell nicht mit Hagen vergleichen!“ wandte Krall etwas erregt ein. „Hagen vermeinte Brunhild seine Tat schuldig zu sein. Wem jedoch

schuldeten die Gegner des Reiches ihre Meintaten? Mit dem gestürzten Reich triumphierten alle gegen den Norden gerichteten Kräfte sowie das Böse gegen das Gute, das von Anbeginn an verraten wurde. Es war in uns und um uns, und wir alle fielen in den Rachen des Fenriswolfes. Die Schuldigen und die Unschuldigen!“ „Ich sagte zuvor, daß Wolfszeit ist“, wiederholte Hellfeldt in das betretene Schweigen hinein, das Kralls Worten gefolgt war. Mit einem bitteren Nachton setzte er hinzu: „Laßt uns heute über unser Wissen schweigen. Der Tag ist nun um, und es dunkelt. Es ist Zeit zu gehen.“

„Wartet noch“, bat Jantz die Anwesenden. „Ich lasse von meiner Frau noch ein Abendbrot richten!“

Eyken wehrte ab. „Wir wollen nicht zur Last fallen.“ Mit einer energischen Handbewegung schnitt er einen Protestversuch von Jantz ab. „Ich weiß, daß es die Frauen in der Nachkriegszeit schwer genug haben. Laß deine Frau jetzt in Frieden, Kamerad!“

„Ach ja, die Frauen“, sagte der alte Oberst. „Ich muß schon gestehen, daß mir die volksbewußt gebliebenen Frauen nach der Katastrophe im Jahre 1945 höchste Bewunderung abgerungen haben. Ihr, die ihr die Nachkriegszeit bisher in Übersee verbracht habt“, wandte er sich an Eyken und seine beiden Gefährten, „könnt nicht wissen, daß viele Frauen oft mehr Standhaftigkeit bewiesen haben als manche Männer. Die größten Maulreißer und sich despotisch Gebärdenden von ehemals entdeckten nachher ihr immerdemokratisches Herz und verdammt nachher jene, die sich zuvor gegen das Herrische und die Willkür der nun Verdammden aufgelehnt hatten. Und sie merkten nicht das Beschämende, daß Frauen, um Hab und Gut gekommen oder als Kriegerswitwen mit Kindern in verzweifelter Lage, ebenso tapfer wie zuvor ihre Männer an der Front, waren und aufrecht im trüben Schlamm der Zeit standen. In ihnen wurde wieder das Erbe frühgermanischer Zeit wach, wo sie als Hüterinnen der Sippen und Trägerinnen des alten Weistums den Auftrag ihres Blutes erfüllten. Das muß ihnen zu Ehren gesagt werden!“

„Das möchte ich auch unterstreichen“, pflichtete Koh bei. Die Frauen haben jetzt neben den Überlebenden der Front große Aufgaben erhalten. Sie müssen uns zu einer neuen Gemeinschaft verhelfen, die sich den Kräften der Dreipunktbrüderschaften entgegenstellen kann.“

„Das sei uns Verpflichtung“, setzte Eyken ernst hinzu. „Mögen heute unsere Gemeinschaftszellen noch so klein sein, morgen wird daraus wieder

eine Gemeinsamkeit unseres Volkskörpers erstehen. Mehr ist dazu nicht zu sagen. Lassen wir es für heute genug sein. Es ist jetzt der richtige Zeitpunkt, zu gehen!“

Ein stummes Nicken aus der Runde war die Antwort.

Langsam stand Eyken auf. Er trat auf das nächstliegende Fenster zu und sah sinnend hinaus in das aufkommende Dunkel. Plötzlich sagte er mit klarer Stimme: „Gewiß, es ist Nacht geworden. Aber die Sterne leuchten wie lebende Augen Gottes, und unter ihrem Licht schreiten wir auch durch das Dunkel!“

* * *

Wieder fielen die eigenwilligen Augen der Schicksalswürfel anders als geplant. Zur gleichen Zeit, als in Korea durch eine machtvolle Offensive des amerikanischen Generals MacArthur, dessen Truppen durch Kontingente von sechzehn europäischen und asiatischen Nationen verstärkt waren, die Kommunisten nach Rückeroberung der zuvor verlorengegangenen Gebiete Südkoreas bis an die rotchinesische Grenze gejagt wurden, hatte das Schicksal die kleine Gemeinschaft zerrissen.

Eyken und Krall hatten das Land Österreich verlassen müssen. Hellfeldt und Vanhoven blieben zuerst in Wien, zogen es jedoch vor, nach Salzburg auszuweichen. Der Flame hatte für eine Weile bei einem Bauern Unterschlupf gefunden. Als Vanhoven etwas später Hellfeldt in dessen bescheidenem Zimmer in einem alten Hause am Rande der Mozartstadt besuchte, war die Freude des einsam gewordenen Wieners groß.

Auf die Frage Hellfeldts, wie es ihm zurzeit ergehe, antwortete der Flame: „Ich muß zufrieden sein, weil ich auf dem abseits liegenden Bauernhof meine Ruhe habe. Ich bekomme genügend zu essen und habe ein Dach über dem Kopf. Zuerst könnte man schier glauben, daß die verstreut liegenden kleinen Höfe ein verschlafenes Kaff bilden, wo die Hunde mit dem Schwanz bellen und die Bauern den Mond mit einer Stange weiterschieben. In Wirklichkeit aber stehen sie mit beiden Beinen fest auf ihrem Heimatboden und haben einen gesunden Menschenverstand behalten. Was da an Berichten Eingang findet, geht an ihnen vorbei...“

„Ich klage auch nicht“, versetzte Hellfeldt. „Im Übrigen habe ich vor wenigen Tagen Post von unseren Kameraden aus Hamburg erhalten. Beide verziehen sich jetzt in die Lüneburger Heide, um den Großstadtbeschnüffelungen zu entgehen. Für eine Weile werden sie wohl

irgendwo unter Schäfern und Spökenkiekern leben. Es ist sehr schön dort!“ Schwermütig sah er in den Himmel hinaus.

„Schön ist es überall, wenn man mit offenen Augen durch die Welt geht, aber am schönsten ist immer die Heimat“, sagte Vanhoven sinnend. „Nur müßte überall Friede sein.“

„Ha“, lachte Hellfeldt etwas bitter auf. „Die letzten Nachrichten aus Korea besagen, daß jetzt die Amerikaner das Laufen lernen. Die roten Divisionen Chinas sind über den Yalu Fluß gekommen und jagen die Amerikaner und UNO-Kontingente zurück. Die Kommunisten lassen einander nicht im Stich. Und MacArthur kann militärisch nicht so, wie er will. Die hintergründigen Kräfte, die stets hinter dem amerikanischen Präsidenten stehen, verhindern eine Niederwerfung des Feindes. Ein amerikanischer Offizier der Besatzungstruppen hier in Salzburg äußerte sich dieser Tage zu einem Bekannten, daß die US-Army von den Politikern und Kaufleuten in Washington verraten sei!“

„Das kommt mir irgendwie bekannt vor“, meinte der Flame. „Ähnliches haben wir schon früher gehört. Nun werden die anderen auch bald merken, was eigentlich wirklich in der Welt vorgeht.“

„Hoffentlich nicht zu spät“, schränkte Hellfeldt ein. „Ich bedaure die Koreaner, deren Flüchtlingstrecks von den Roten niedergewalzt oder erbarmungslos niedergemacht werden. Ebenso ist es unseren ostdeutschen und mitteldeutschen Brüdern ergangen. Die Menschen Koreas sind ebenso Gejagte und Geteilte wie wir Deutsche.“

Vanhoven nickte bekümmert. Nach einer Weile sagte er: „Wir haben einmal davon gesprochen, daß die Menschen das uralte Gesetz verloren haben. Darum ist so viel Unsicherheit in der Welt, und die Schwarzmagier konnten die dunklen Kräfte der Zerstörung und Gewalt entfesseln. Der Sog des Dunklen reißt die Völker in einen Strudel der Ohnmacht. Ohne Macht und ihres Bewußtseins beraubt, werden sie letztlich Beute der Weltherrschaftsgierigen. Was tun wir dagegen?“ Fragend sah der Flame Hellfeldt an.

„Mit dem Wachsen einer neuen Gemeinschaft bringen wir das Gesetz wieder, das in unserer Generation nur von wenigen Wissenden gehütet wurde. Das gefallene Reich hat es nicht genützt.“ Hellfeldt zuckte mit den Schultern, sein Gesicht war starr. Mit halbgeschlossenen Augen sah er in den Himmel hinaus, dann fuhr er mit leiser Stimme fort: „Ich fühle es: ein großer Sturm steht bevor und überrollt die Schatten, die das Dunkel der

Wolfszeit bilden. Die zwei Fische des zu Ende gehenden Tierkreiszeichens schwimmen mit aufgerissenen Mäulern, einer von Ost nach West und der andere von West nach Ost. Der vom Osten ist blutrot geschuppt und der von West kommende Rotfisch hat einen goldblitzenden Schimmer. In Asien brennt ein großes Feuer. Dieses Zeitalter der letzten zweitausend Jahre unter dem unglückhaften Zeichen stirbt qualvoll. Die roten Fische werden in ihren letzten Zuckungen ihre Farbe verlieren und zu fahlgrauer Asche werden. Das PAX-Zeichen der Transmontanen, ebenfalls unrein und grau geworden, bereut zu spät die Verbindung mit den roten Fischen. Zudem nistet die Große Hure Babylon, von der bereits Nostradamus sprach, an verschiedenen Orten. Unter der blauweißen Fahne des UN-Heils, von drei Richtungen her, vor Europa, diesseits und jenseits des Großen Wassers. Aber mit der Geburt des aufsteigenden neuen Jahrtausends werden der seelenlose Materialismus und der Nihilismus durch den neuen Anfang überwunden werden. Das Gute wird stärker sein, und der Norden bringt wieder das Gesetz. Man wird sich wieder an die goldenen Tafeln vom Idarfeld erinnern und nach den alten Leitbildern der Äsen suchen. Das uralte Erbe der atlantischen Vergangenheit wird wieder als helles Licht vom Mittemachtsberg her leuchten. Und es wird so sein, wie es der gefallene Revolutionsdichter Kurt Eggers seherisch in Worte faßte: Weh dem, Das Herz im Kampfe schwankte, Es wird zerbrechen In der letzten Schlacht. Wenn erst der letzte Stein Zerborsten ist, Erhebt sich Aus den rauchgeschwärzten Trümmern Lebenden Geistes ungestümes Wehen.

Der letzte Todesschrei Klingt aus Im ersten Lebenswimmern Der neugeborenen Ewigkeit Und jauchzend zieht das Lebenslied Den Wolken und den Sternen zu, Vermählt sich Mit der Harmonie der Sphären Und kehrt, geheiligt vom Gesetz, Zurück, Um, lebensschwanger, das Jahrtausend zu gebären.“

Plötzlich schoß die Sonne vom azurblauen Firmament eine Flut von Lichtpfeilen in den kleinen Raum, alles in Gold tauchend. Beide Männer sahen sich wissend an:

Sol invictus – die unbesiegbare Sonne!

ERKLÄRUNGEN

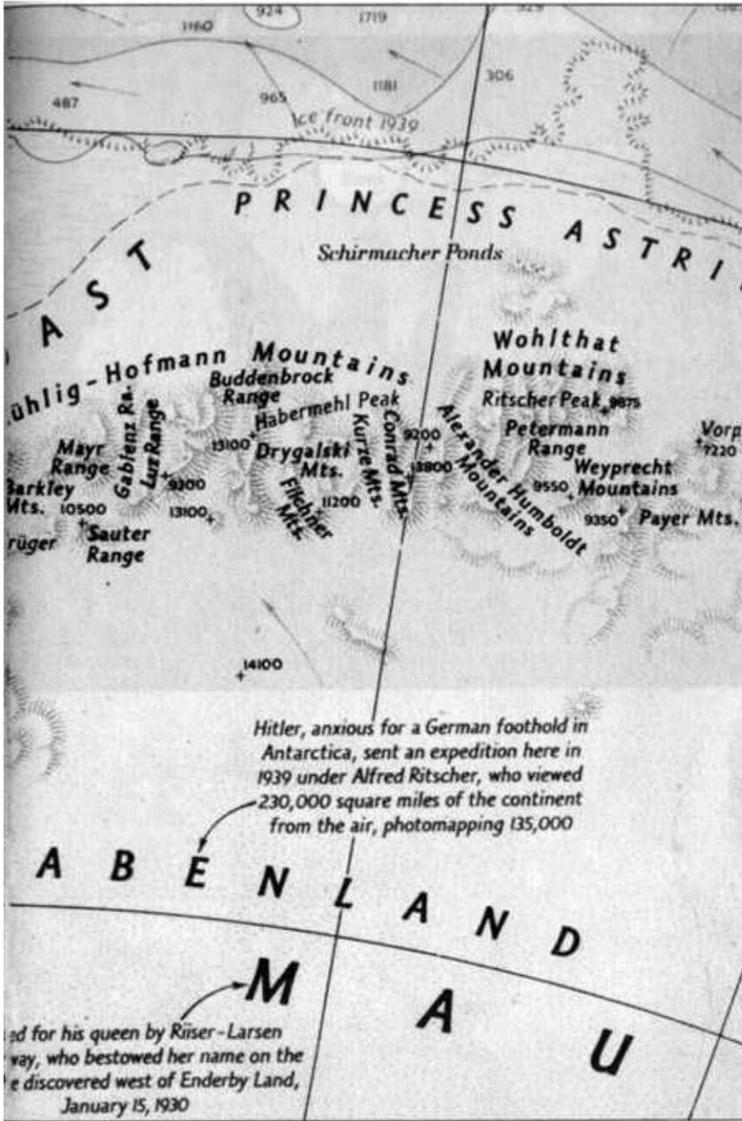
OBdM	Oberbefehlshaber der Kriegsmarine
FdU	Führer der U-Boote
I. WO	Erster Wachoffizier
II. WO	Zweiter Wachoffizier
L. I.	Leitender Ingenieur
TWO	Technischer Wachoffizier
Adju.	Adjutant
Crew	Mannschaft, Besatzung (aus dem Englischen übernommen)
z.b.V.	zur besonderen Verwendung
Millisec.	Tausendstel Sekunde, techn. Maß
Asgard	Garten der Äsen, der Götter
Agartha	Unterirdisches Reich, indisch tibetische Mystik
Shambala	Unterirdisches Reich des Herm der Welt in der Gobi
Mittenachtsberg	Weltenberg im Norden, Symbol des Nordlands
Kabbala	Buch der jüdischen Zahlenmystik und Zahlen magie
Yarmulke	strenggläubiger Juden
Sanhedrin	Jüdisches Führungsgremium
Khasaren	Russische Juden nichtsemitischen Ursprungs
Kongbi	Kommunistische Partisanen in Südkorea vor

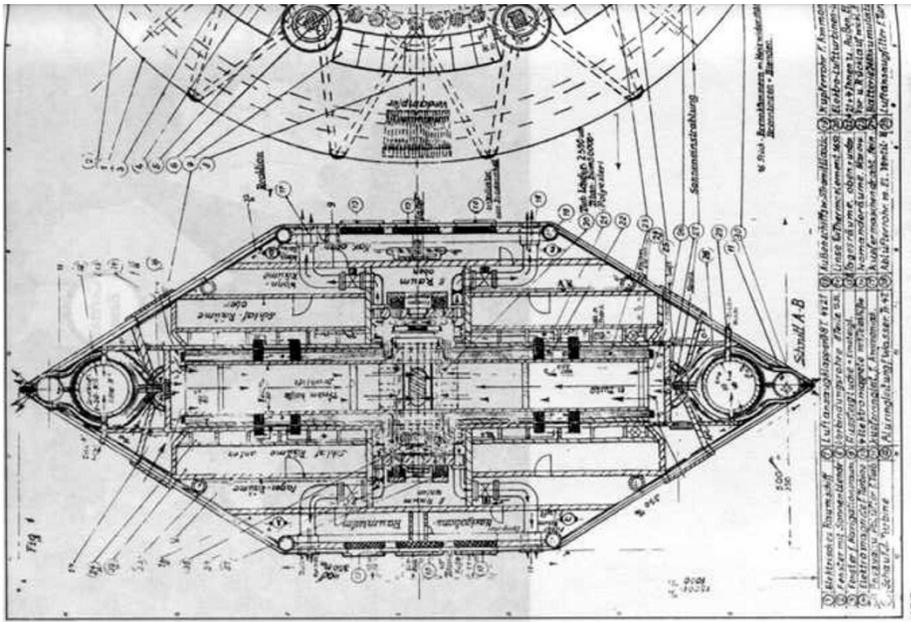
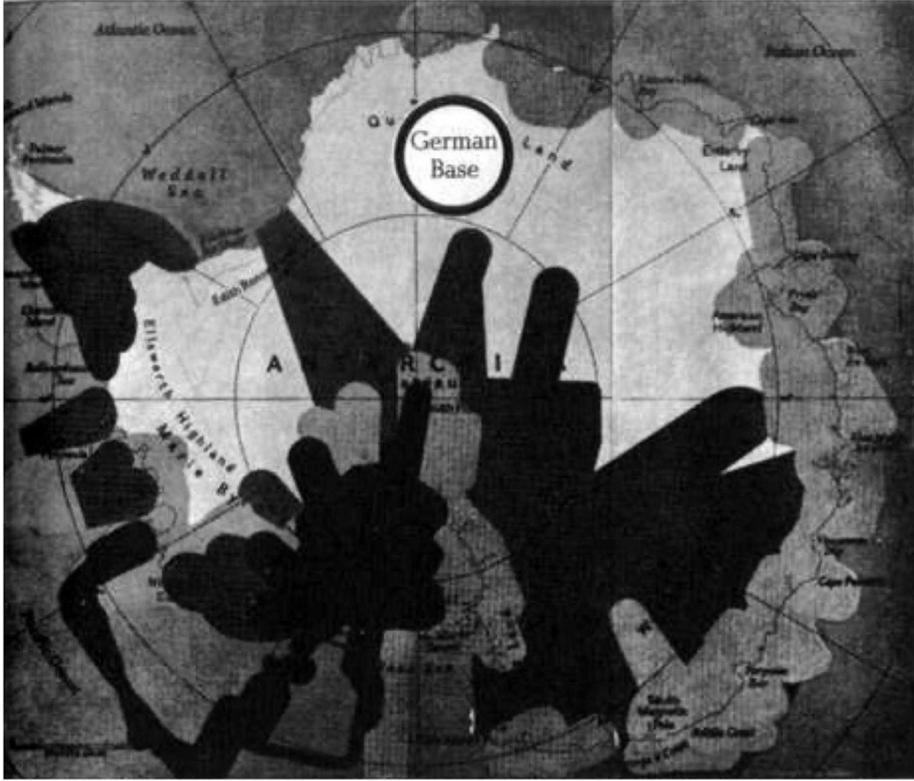
Ausbruch des Koreakrieges

KARTEN UND PLÄNE









Vom gleichen Verfasser

„GÖTZEN GEGEN THULE“

Schlüsselroman, Ganzleinen 748 Seiten.

Ein Sonderauftrag führt drei deutsche Luftwaffenoffiziere zu einem deutschen Stützpunkt in der Arktis. Knapp vor Ende des Zweiten Weltkriegs werden zwei von ihnen nach Prag befohlen, wo sie in russische Gefangenschaft geraten, von Mongolen aber nach Tibet gebracht werden.

Der dritte von ihnen springt bei einem anderen Unternehmen mit einem Gefährten im Pyramidengebiet ab. Der Krieg ist aus, und sie schlagen sich nach Spanien durch. Eine abenteuerliche Reise führt sie über Nordafrika bis Indien, wo sie ebenfalls in die Gewalt von Mongolen geraten und ihre Kameraden in einem tibetischen Kloster wiederfinden. Gemeinsam fliehen sie, fallen in englische Hände und kehren nach einer Lagerhaft nach Europa zurück.

Die weitausgreifende Handlung bildet den Rahmen zu einer hintergründigen politischen Schau, legen offen und geheim waltende Kräfte bloß und stellt gegensätzliche Symbole mit ihrem Wirken in den Raum. Deutsche Geheimwaffen im Einsatz zeigen den deutschen Rüstungsvorsprung auf und entsprechen den Tatsachen.